Die Zukunft

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtundfünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1907.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Januar 1907.

Wahlprogramm.

Grundsätze.

Das deutsche Volk hat das Recht erworben, sein politisches Geschäft selbst zu leiten. Durch das für seine numerische Geltung und für seinen Wohlstand Geleistete. Durch das Vermögen, Menschen zu gebären und Werthe zu schaffen. Warum kann ein Volk, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Unübertroffenes leistet, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls seinen nationalen Machtbereich nicht weiter dehnen? Längst fragens in Bekümmerniß alle Ernsthaften im Land. Jahrelang ließen wir uns einlullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden; und daß unser Wille auch fernerunwirksam bleibe, müssen wir hindern. Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und aus Knechtssinn geborene, nicht mehr gefallen. Niemals und nirgends ist, nicht im Byzanz der Palaeologen und nicht in Eugeniens Empire, so dreist, mit so unanständiger Hartnäckigkeit gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden wie bei uns. Das wissen wir nun; und habens satt. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännerthaten, denen die Welt andächtig lauscht, Eure Reklamekniffe und Komoediantenmätzchen sind uns, Ihr impotenten Prahlhänse, längst zum Ekel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch Sensationen, die Ihr aus aller Herren Ländern zusam-

menschleppt, das Volksgewissen zu täuben, den Blick der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Noth zwingt uns zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Töpfe zu gucken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, müssen bereit sein, die Dummheit, das Irrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warne. Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so warm bescheint, morgen weggejagt wird. Dem tüchtigsten Volk Mitteleuropas kanns nicht gar so schwer werden, sich fähige Geschäftsführer zu bestellen. Das kann es, ohne die wirklichen, von der Reichsverfassung umschriebenen Rechte des Ersten deutschen Fürsten irgendwo zu schmälern. Wir brauchen Ruhe. Nicht, um mit dem letzten Widerhall des Geklappers im Ohr einzuschlafen, nein: um als wache und mündige Menschen ungestört uns mit den Dingen zu beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen. Wir brauchen Freude. Nicht, weil wir den Narrenwunsch hegen, amusirt zu werden; nein: weil die Seele des πολιτικὸν ζῷον, des logauischen „gesellichten Thieres" ohne freudiges Erlebniß verdorren muß. Und seit achtzehn Jahren hat die Reichspolitik dem Deutschen keine ernste, im Rhythmus des Volksempfindens nachklingende Freude beschert. Wir brauchen Freiheit von dem Herrschgelüsten, dem geräuschvollen oder leisen, Unzulänglicher, die nicht genöthigt waren, in einem von unbestechlichen, unerbittlichen Richtern zu entscheidenden Ausleseprozeß ihren Rechtsanspruch zu erweisen. Das deutsche Volk ist nicht frei: denn die Einrichtungen, unter denen es lebt, genügen seinem Bedürfniß nicht und es wird nicht von Denen regirt, die unbarmherzige Selektion als die für solche Aufgabe Tauglichsten bewährt hat. Die Einrichtungen stammen aus einer Zeit, die unsere Wirthschaftstruktur, staatliche und private, noch nicht ahnen konnte und die Mär von solcher Entwickelung wie ein Kapitel aus der Utópia eines neuen More belächelt hätte; das regirende Personal ist für die Erfüllung heute drängender Pflicht nicht vorgebildet. Der deutsche Staat war einst vielleicht das Beste, Vornehmste, Brauchbarste, was sich erreichen ließ; darf sein Gefüge deshalb niemals angetastet werden? Der Archaeopteryx war (mit dem Reptilienschwanz) im Reich der Lüfte einst König: und wird jetzt nur noch in Mineralogischen Museen bestaunt. Der Staat ist Nothbehelf; ist nicht der Zweck, nicht das Ziel nationalen Lebens. Soll der Staat um des Staates willen erhalten werden? „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, nicht

der Mensch um des Sabbaths willen; des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbaths." So sprach der Weise aus Galiaea zu den Pharisäern. Zu ihnen, auch nach dem Evangelium Marci, ferner warnend: „Niemand flicket einen Lappen von neuem Tuch an ein alt Kleid; denn der neue Lappen reißet doch vom alten und der Riß wird ärger. Und Niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zereißet der Most die Schläuche und der Wein wird verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen." So ist es auch mit dem Staat. Kein Flickwerk kann helfen. Der neue Gedanke fordert ein neues Kleid. Der gährende Trank taugt nicht in den alten, undichten Behälter. Und wie Gewand und Gefäß beschaffen sein soll, darf nicht länger eines Menschen Wille bestimmen. Das ist in keinem Land Europas heute noch möglich; wird in keinem heute auch nur noch versucht. Ist der Deutsche unreifer, untüchtiger, der Vormundschaft bedürftiger als der Romane und Angelsachse, der Nordgermane und Südslave? Seines Hirnes und seiner Hände Fleiß hat sein Land zur Macht und fast schon zum Reichthum gefördert. Das giebt ihm das Recht auf freie Gestaltung seines Schicksals. Wir dürfen nicht mehr auf erlösende Geniewunder hoffen. Wir lassen uns nicht mehr in den mit Goldgittern eingezäunten Pferch eines Monarchenmythos zwängen, der Kindersinnen als Tummelplatz genügen konnte, für die nach Bethätigungmöglichkeit langende Kraft Erwachsener aber zu eng ist. Wir müssen den Kreis der am Reichsbestand Interessirten, zur Mitwirkung am Reichsgeschäft Berufenen erweitern. Wir wollen uns selbst regiren; so gut und gewissenhaft, wie wirs vermögen. Selbst die Wahl des Weges bestimmen, der in helle Weite führen kann. Keinem für unseren Gewinn Dank schulden, Keinen als an unserem Verlust Schuldigen anklagen. Und wollen, da wir zum Urtheil, zur Enthüllung unserer Wünsche aufgefordert sind, mit unzweideutiger Offenheit aussprechen, was uns fehlt.

Die Wahlparole.

Zum Urtheil sind wir aufgefordert. Zum Urtheil über die Centrumspartei? Wir lachen Jeden aus, ders uns sagt. Halten Jeden, der diese Parole durchs Land trägt, für einen Betrüger oder Betrogenen. Die Centrumspartei hat gehandelt, wie sie mußte, wenn sie ihre Idee zum Sieg führen wollte. Sie hat die Schwäche der Personen und Verhältnisse klug benutzt. Also gethan, was die Pflicht ihr gebot, das Recht ihr erlaubte. Von der Centrumspartei war Alles zu haben, was das Reich Wilhelms des Zweiten und seines Managers zu brauchen glaubt. Auch der Nachtragskredit für Südwestafrika. Vor vierzehn Tagen wurde hier gesagt, Niemand könne wissen, wie es im Mai oder

Juni an den Karrasbergen und auf dem Baiweg, bei Kalkfontein und Keetmanshoop aussehen und welche Truppenzahl zur Niederzwingung des Aufstandes dann noch nöthig sein werde. Am Tag nach der Weihnacht hat Johannes Christian mit seinen Bondelzwarts kapitulirt. Nur die Leute, die uns vorfaseln, die Kapitulation sei die Folge der Reichstagsauflösung, des „festen Entschlusses, die deutsche Waffenehre gegen alle Widerstände zu wahren", also nur Narren und Schelme können bestreiten, daß die Wahlparole der Regirung den Rest ihrer Zugkraft verloren hat. Zum Kampf gegen schwarze Rebellen wird das Oberkommando im Sommer nach Menschenermessen nicht mehr achttausend, nicht mehr siebentausend Mann brauchen. (Und daß vorsichtige Klugheit empfiehlt, eine noch größere Truppenmacht in Südwestafrika zu lassen, weil sie uns im Fall britischer Ingerenz und zur Abwehr eines leider nicht mehr undenkbaren Demüthigungversuches nützlich werden könnte: Das wagen die Regirenden nicht auszusprechen, nicht einmal in der Form „vertraulicher Mittheilung" vorzubringen, weil sie dann ja zugeben müßten, daß sie das Reich in eine Lage gebracht haben, die solchen Assekuranzplan heischt.) Wenn die Entscheidung über den Nachtragskredit bis zum siebenundzwanzigsten Dezember verschoben worden wäre, hätten die militärisch Sachverständigen sich wahrscheinlich mit dem am dreizehnten Dezember vom Centrum Angebotenen begnügt und für die Auflösung wäre ein anderer Vorwand zu suchen gewesen. Ein Vorwand wars. Das Centrum versuchte nur, was andere Parteien oft versucht hatten, und war mit ein paar guten Worten leicht aus seinem Beschluß zu schmeicheln. Hatte die leichtgläubige Thorheit und den Uebermuth des Herrn Roeren nicht beschönigt und war bereit, das System Bülow weiter zu schirmen. Kannte der Kaiser diese Situation, als er aus Bückeburg den Blankocheck schickte, der die Auflösung ermöglichte? Wußte er, daß nicht sachliche Gründe zur Auflösung drängten, sondern nur die persönlichen Wünsche eines Kanzlers, dessen praestigia nicht mehr wirkten? Artikel 24 der Reichsverfassung sagt: „Zur Auflösung des Reichstages während der Legislaturperiode ist ein Beschluß des Bundesrathes unter Zustimmung des Kaisers erforderlich." Der Beschluß des Bundesrathes kann erst am dreizehnten Dezembermittag gefaßt worden sein. Als er gefaßt war, mußte dem Kaiser vom Kanzler gemeldet werden: „Wir könnten vom Reichstag zwar alles Nöthige haben, glauben aber, daß ein schroffer Bruch mit dem Centrum im Land populär wäre, möchten ihn deshalb erzwingen und erbitten zu der dann unvermeidlichen Auflösung des Reichstages die Zustimmung Eurer Majestät." Durch jedes andere Verfahren wäre der Kaiser (den ein seiner Verantwortlichkeit bewußter, nach vorbedachtem Plan

handelnder Kanzler gebeten hätte, an diesem kritischen Tag die Reichshauptstadt nicht zu verlassen) getäuscht worden. Wie ungeschickt der Vorwand gewählt war, ist nun erwiesen. Auch ein schlauer gewählter durfte uns aber nicht blenden. Durfte die Parteiführer nicht zu dem erbärmlichen Wagniß stimmen, in ihren Wahlaufrufen Alles zu verschweigen, was ihnen vor vier Wochen noch wichtig schien, und das Volk, um dessen Mandate sie werben, mit Phrasen zu ködern. Diese Wahlaufrufe sind ruchlos; weil sie unwahrhaftig sind. Reißt diese Manifeste feiger Ohnmacht in Fetzen. Zerbrecht die Leimruthen, die man Euch gelegt hat. Fragt den Kandidaten, der Eure Stimme fordert, zunächst, wie er über das Handeln und Unterlassen der Verbündeten Regirungen denkt.

So hättet Ihr gefragt, wenn die Legislaturperiode ruhig abgelaufen wäre; und dann hätte es den Bülow und Genossen wohl furchtbar getagt. Das soll vermieden werden. Ein Kanzler, der mit seinen Künsten fertig ist und über den in camera caritatis nur noch wie über einen nach allzu langer Geduld nun abgethanen Mann geredet wird, will über sein Regirungsystem kein Urtheil hören. Kein Urtheil der Nation, die er nicht, wie einen auf solcher Höhe schwindligen Journalisten, mit Schmeichelrede umgarnen kann. Drum hat er sich in den Applaus gedrängt, der dem burschikosen Kolonialdirektor gespendet wurde. Wie ein zum Alltagston gedrillter Spieler, der seine Lungenkraft zeigen will, weil neben ihm Einer mit starker Stimme Beifall erzwingt. Wir wären erworbener Rechte unwerth, wenn wir uns von so kleiner Pfiffigkeit fangen ließen. Ob der erste Beamte säuselt oder donnert, sich als Belletristen oder als Mann von Eisen produzirt: Das ändert nichts an dem Zustand, an dem Bedürfniß des Reiches; mehrt nicht den Gewinn, mindert nicht den Verlust. Das Deutsche Reich sieht nach dem dreizehnten Dezember genau so aus wie vorher; ist gewiß nicht schöner geworden. Ob dieses Aussehen uns befriedigt oder ob wir eine Aenderung erstreben wollen: dieser Frage ist die Antwort zu suchen.

Schwarz und Roth.

Wer dem Ruf zur Hatz auf Schwarzwild nicht folgen will, sagt mit seiner Ablehnung noch nicht, daß er das Centrum liebe. Sagt nur, daß er in dieser Jahreszeit kein Waidmannsheil hoffen kann; daß ihm das Waidrecht des Herrn, der plötzlich das Jagdlied blasen ließ, schlecht verbürgt scheint; und daß ihn dünkt, im deutschen Land sei gerade jetzt noch Wichtigeres zu thun. Für oder wider das Centrum: Das ist eine Frage der Weltanschauung. Die Antwort kommt aus dem tiefsten Wesenstrieb; hinterdrein späht man nach Gründen aus. Und findet meist nur solche, die das Licht unseres Tages nicht mehr

vertragen. Also sprach Fritz von Preußen: „Ein sächsischer Mönch, muthig bis zur Verwegenheit, von starkem Gemüth, unternehmend genug, um die Gährung der Geister zu nützen, ward das Haupt der Partei, die gegen ganz Rom auftrat. Dieser Bellerophon schlug die Chimäre zu Boden: und die Verzauberung war gebrochen. Hätte Luther nur die Fürsten und Völker von der knechtischen Sklaverei befreit, in welcher sie die Herrschaft der römischen Päpste hielt, er hätte verdient, daß man ihm Altäre errichtete, wie einem Befreier des Vaterlandes.“ Und: „Ich wünsche dem königlichen Haus Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staub erhebe, in welchem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in dem Deutschen Reich und in ganz Europa blühen mache; daß es die Zuflucht der Unterdrückten sei, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten.“ Dieser Große, der draußen stand, jenseits von allen Dogmen, und in dessen Erleben nie der Riesenschatten einer Kirche fiel, hoffte also auf einen Sieg des Protestantismus. Goethe auf eine Versöhnung alten Glaubens mit neuem. Elf Tage vor seinem Tod sagte er, der sich so lange als „decidirten Nichtchristen“ gefühlt hatte, zu Eckermann: „Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen; und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist. Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen So oder So im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen.“ Was hat sich von all diesen Hoffnungen erfüllt? Die Versöhnung ist nicht Ereigniß geworden. Das Christenthum der Gesinnung und That die Rarität geblieben, die es 1832 war. Der Protestantismus hat nicht gesiegt, hat das Protestiren, sein Lebensprinzip und den Rechtsgrund seines Daseins, fast schon aufgegeben und wird noch heute durch das Sektenwesen, durch den ewigen Hader zwischen Positiven und Rationalisten geschwächt. Die Römerkirche aber war unter Leo dem Dreizehnten mächtiger als je in moderner Zeit. Können wirs ändern? Nein. Luthers Werk ist nicht vollendet worden; konnte vielleicht nicht vollendet werden. Und Luthers Waffen wirken nicht mehr. Was ein genialisch wüthender Mönch aus seinem Käfig ins Land schrie, taugte nur für eine bestimmte Stunde. Wollen wir heute noch leugnen, daß die Kultur

den Päpsten und ihrer Klerisei Unersetzliches verdankt? Noch thun, als seien die Mönche, deren mancher an ein Gemälde, eine Abschrift, das Schnitzwerk einer Orgel ein langes Zellenleben wandte, Tagdiebe und geile Böcke gewesen? Als sei der Cölibat, die Erfindung feinster Psychologie, eitel Lüge und Heuchelei? Die Beichte ein Vorwand zur Stillung lüsterner Gier? Ist Das die „edle Entwickelung, in der wir Protestanten voranschreiten"? Fruchtloses Mühen ists; und widriger Zank, der uns nicht um eine Fußbreite vorwärts bringt. Die Frage lautet längst nicht mehr: Sollen wir Katholiken oder Protestanten sein? Sie lautet: Können wir uns mit gutem Gewissen noch Christen nennen? Oder: Leben wir wirklich denn die Lehre, die unser Mund bekennt? Wir können sie nicht leben. Sie verbietet Alles, was uns stark und reich macht; was ein thätiges, Werthe schaffendes Leben fordert. Und weil wir nicht handeln, wie wir sprechen, verspotten die Gottlosen uns; ist die Einheit nationalen Wollens nicht zu erreichen. Pfaffenjagd ist unzeitgemäß; brennend aber die Frage, ob wir den herrlichsten Mythos noch ferner für das Kompendium der unser Leben bestimmenden Gebote ausgeben wollen; ob unseren Kindern nicht die schreckende, marternde, in einem Lenzsturm oft alle Normen sittlichen Handelns zerstörende Erkenntniß erspart werden soll, daß sie mit dem Katechismus in der gemeinen Wirklichkeit nicht weit kommen. Auf keinem Feld ihres Trachtens. Nicht im Heer noch in der Hütte; weder im Fürstenpalast noch im Kaufmannskontor.

Auf solche Fragen giebt kein Wahltag die Antwort. Kann ein Frommer, ohne von seinem Kinderglauben ein werthvolles Stück zu opfern, sich mit dem modernen Leben abfinden, all die im Lauf der Zeit entbundenen Kräfte lenken und nützen: wir wollens ihm neiden. Müßens; mag er Pius oder Stoecker anhangen. Denn er weiß seinen Weg, fühlt sich in Gottes Hand und kann niemals zagen. Hat der Glaube an die Vernunft je so beglückt? Als es nachtete und die Greisenhand zitternd nach dem Kalon griff, sprach Goethe: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthumes, wie es in den Evangelien schimmert, wird er nicht hinauskommen!" Wähnt Euch, Ihr Gottlosen, nicht aus edlerem Stoff gezeugt als die warm in einfältigem Glauben Wohnenden! Von Euch aber, Ihr Frommen, ist zu fordern, daß Ihr die Anderen, deren Himmel leer ist oder deren Christengefühl nicht über eine vage piété sans la foi hinweglangt, nicht als schlechte Kerle, als Menschen niederen Schlages verschreit. Die Spittelweisheit, ohne Christenthum sei sittlicher Wandel, sei eine Heldenleistung der Faust oder des Hirnes nicht mög-

lich, wollen wir nicht mehr hören. Beide Parteien müssen den Versuch aufgeben, einander niederzuschimpfen. Werdens aber wohl erst thun, wenn sie nicht mehr um die Macht, den Trog und die Büttelgerechtsame des Staates raufen. „Ich möchte glauben", sagt Fritz, „daß von Konstantin dem Großen bis auf Luther die ganze Welt blödsinnig gewesen sei; man stritt in einem unverständlichen Rothwelsch über ungereimte Visionen und die Kirche befestigte ihre Gewalt dadurch, daß Fürsten und Völker leichtgläubig und albern waren". Seht doch recht genau zu, ob ihre Gewalt seitdem wesentlich gelockert ward. Stat crux, dum volvitur orbis. Stat: weil der Steinfirst der Kirche es stützt. Den Grundmauern der Kathedralen droht von keinem Tolstoi, keinem Walt Whitman ernste Gefahr. Laßt von dem nutzlosen Mühen ab, gegen dieses alte Gemäuer Sturm zu laufen. Sorgt nur dafür, daß der Staat es nicht länger noch als Festung und Zwingburg benutze und seine Beamtenschaft wie einen Mörtelbienenschwarm drin überwintern lasse. Trennung des Staates von der Kirche: Das ist eine Losung. Eine, die auch den Frömmsten nicht mißfällt. Eine, die auf der Linie der Lutherthat liegt. Keine, die bis zum nächsten Donnerstag siegen kann. Im Lande Bayles und Voltaires hat der sichtbare Kampf vor hundertzwanzig Jahren begonnen. Das Konkordat war ein Waffenstillstand. Jetzt liegt die calotte am Boden. Für immer? Vielleicht hört der Enkel noch einmal das stolze Wort von den gesta Dei per Francos. Doch bleibts ein fortwirkendes Ereigniß, daß im Experimentirland europäischer Menschengeschichte auch diese Revolution gewagt werden konnte. Die Pfaffenfresserei der Combisten schien ein häßliches Possenspiel. Die Entkirchlichung der Republik ist eine verdammt ernste Sache. Nicht nur eine französische; eben so wenig, wie die Verkündung des Jakobinerevangeliums eine war. Noch aber brauchen unsere Chouans sich nicht zu waffnen. Mindestens ein Jahrzehnt stiller Vorarbeit wäre nöthig, ehe an die innere Säkularisation Preußens gedacht werden könnte. Preußens, nicht des Reiches: das Verhältniß zu den Landeskirchen ist nach Partikularrecht zu ordnen. So lange dem Schüler von Staates wegen Religion eingedrillt, die Weltschöpfung nach dem mosaischen Schema erklärt wird, ist rechts nichts zu fürchten, links nichts zu hoffen. Bleibt auch in der Mitte Alles hübsch beim Alten.

Von dem Entschluß, die Religion, als die persönlichste Angelegenheit, dem Privatrechtsbezirk zuzuweisen, sind die Regirenden heute weiter entfernt als vor hundert Jahren; weiter noch als in den dunkelsten Tagen Friedrich Wilhelms des Vierten. Selbst damals wurde nicht so laut die Christenpflicht postulirt, von Thronen und Thrönchen herab der aufrechte Atheist nicht so oft rauh angefahren. Hörten wir nicht sogar die Behauptung, nur ein guter Christ könne

ein guter Soldat sein? Die Oberfläche blieb glatt. Man hatte sich an so Vieles gewöhnt und nahm auch Dieses noch hin; mit geduldigem Lächeln. Längst aber klingen der Volksmehrheit solche Kommandorufe wie Dysangelien; und der Aerger darüber hat einen großen Theil der zünftig Gebildeten dem Proletariat verbündet. Der Unwille über ein Staatswesen, das auf seine Rückständigkeit noch stolz ist. Wir sind der Kinderfibel und dem Bakel nun entwachsen. Wir wollen nicht, daß den stärksten Geistern, den Männern, die vor dem hellen Taggestirn nicht scheu blinzeln, die Mitarbeit am Staatsgeschäft verwehrt wird. Wollen nicht, daß ein Land, das Helmholtzens Heimath war und dessen Sprache Mach spricht, von einem geschniegelten Studt regirt wird, dem die deutschen Denker und Dichter nie lebten, oder von einem eloquenten Bülow, der den Namen Kants unnützlich führt. Die Herren und Frauen am Hofe mögen Herrn von Werner und Frau von Eschstruth, Herrn Ganghofer und Herrn Lauff, das „Glashaus" und „Sherlock Holmes" bewundern (und, wenns ihnen rathsam scheint, so wunderliche Geschmacksneigung auf offenem Markt affichiren): am Steuer darf dieser Geist nicht sitzen. Wir sinds müde, das Ewig-Gestrige gehätschelt und alles Kräftige, von Keimen Trächtige verpönt zu sehen. Zu hören, wie Deutschland draußen verspottet wird. Laßt unsern Herrgott aus dem Spaß! Der wird selbst für sich sorgen und bedarf Eurer Hilfe nicht. Euer Reich ist von dieser Welt. Eures Amtes nicht, die Gläubigkeit zu beschnüffeln. Eure Pflicht, jede nutzbare Kraft zu verwerthen; auch wenn ihr kein Heiland geboren ward. Doch Ihr braucht Gendarmen. So viele, daß die Zahl auffallen und ärgern könnte, wenn alle in Eure Farben gekleidet würden. Der Pastor soll die Hürde bewachen. Und Ihr ruft zum Kampf gegen die Centrumspartei? Die stellt ja noch heute die besten Wächter. Ihr habt die Schwarzen in die Gnadensonne geholt, weil Euch vor den Rothen bang wurde. Schutz und Putz wolltet Ihr. Auch das Bekenntniß zu einer Religion war, sagt Goethe, manchem Hochgeborenen (dem persönliche Größe fehlte) ein Mittel zur Popularität. Ihr wollt die Büttelschaar, das Gepräng und den Nimbus nicht missen, die nur die Kirche zu liefern vermag: und werdet Euer pompöses Staatschristenthum deshalb ruhig weiterschleppen.

Wenn der Geistlichkeit die bona temporalia sacht (in freundlichster Ruhe, versteht sich, nicht etwa in einem neuen Kulturkampf) entzogen, die Schulen gesperrt würden und die Kirchen sich auf die Werbekraft ihrer Lehren verlassen müßten, wäre auch im Sinn des katholischen Volkes nach einem Menschenalter vielleicht eine Wandlung merkbar. Vielleicht. Was jetzt versucht wird, ist thöricht und könnte, selbst wenn Hödur sich wieder von Loki beschwatzen ließe, nur Verwirrung stiften. Muß zunächst das Band festigen, das Städter und

Landvolk, Großindustrielle und Großgrundbesitzer, Gewerkschaften und Bauern im Centrum zusammenhält. „Der Protestantismus, dem, sobald er sich auf seinen Ursprung und Zweck besinnt, all unser Sein und Trachten ein Gräuel scheinen muß, rüstet wider uns; ein Schuft, wer da hinterm Ofen bleibt, statt der Fahne zu folgen.“ Das Centrum ist nicht mehr die Partei der Herren von Mallinckrodt, Schorlemer, Savigny, Huene; es ist demokratisirt (deshalb auch im eigentlichen Wortsinn nicht „reaktionär“) und wird als zur Opposition gezwungene Partei vor dem schroffsten Ton nicht zurückschrecken. Auch nicht vor Konzessionen, die Polen, Welfen, Elsässer von ihm erbitten. Daß Religion und Politik ihm nicht zwei einander fremde Lebensmächte sind, daß seine Politik im Dienst seiner Religion steht, ist seine Stärke; wer solche Dienstbarkeit unsittlich nennt, hat Pauli Briefe und Luthers Lebensbuch schlecht gelesen. Ist das Centrum zu vernichten? Nein. So zu schwächen, daß es den heute Regirenden nicht den Willenskanal verstopfen kann? Nein; wenn die Gruppirung der anderen Parteien sich nicht völlig ändert. Wozu also die Wahlparole? Sie soll bewirken, daß über die Centrumssünden abgestimmt wird, nicht über das System und die Erfolge der Regirenden. Nur zu diesem Zweck ward sie erdacht. Ein feiner Plan? Nicht fein genug, um ein reifes Volk täuschen zu können.

Der Kampf um die deutsche Kultur ist gegen die Regirenden zu führen; nicht gegen eine Partei. Auch nicht gegen die Sozialdemokratie. Die hat sich in den letzten Jahren so unfruchtbar gezeigt und so groteske Dummheiten gemacht, daß sie für ihren Besitzstand zittern mußte. Das Heer abschaffen, die Kolonien aufgeben, das Privateigenthum für die Gesellschaft konfisziren: von solchem kindlichen Programm ist allzu viel nicht mehr zu hoffen. Und Scheltreden von immer gleicher Tonstärke verhallen schließlich ins Leere. Jetzt ist die Sozialdemokratie die einzige akatholische Partei, die der Regirung stramm opponirt. Jetzt kann sie mit der Hilfe des Centrums neue Mandate erobern, die ihr den Verlust alter ersetzen. Alle Waffen, mit denen man sie zu bekämpfen versucht hat, sind stumpf und schartig geworden. Da sie entschlossen ist, jede verantwortliche Mitarbeit an der Regirung abzulehnen, kann sie sich straflos den Luxus ausbündigster Thorheit gestatten. Zetert nicht so laut gegen sie. Vergeßt nicht, daß sie, mit all ihren Mängeln, ihrer sentimentalen Pathetik, ihrer Marktschreiersucht, ein (noch nie erprobtes) Allheilmittel anzupreisen und der Kundschaft Paradiesesseligkeit zu versprechen, ihrem Sklavenhaß aller Machtpolitik, die Vertretung des Industrievolkes ist und als Großmacht respektirt werden muß. Auch ihr Tag wird kommen; wenn die Bonzen ins Grab gesunken sind und anständig bezahlte, an der Erhaltung des Reiches interessirte Arbeiter

ihre Sache selbst in die Hand nehmen. Sorgt für starke und gerechte Regirung. Beseitigt, so weit Menschenkraft es vermag, die empörende Ungleichheit der Waffenrüstung beim Beginn des Kampfes ums Dasein. (Millionäre sollten begabte Volksschüler auf höhere Schulen und Universitäten schicken, statt Legate für Krankenhäuser und ähnliche Anstalten zu hinterlassen, deren Bau und Erhaltung Sache des Staates und der Gemeinde ist.) Oeffnet dem Talent jede Laufbahn. Behandelt den Arbeiter wie einen Gentleman; auch wenn Ihr Euer Recht gegen seinen Anspruch streng wahren müßt, immer wie Euresgleichen. Seufzt oder jubelt: nie wieder wird er Euch hörig. Weil er zu tüchtig, zu selbständig ist, um sich in Knechtsdemuth zu bescheiden, konnte er Euch und dem deutschen Land in Wohlstand helfen. Ihr meidet gefährliche Gährung, wenn Ihr ihn fühlen lasset, daß Ihr den ebenbürtigen Kontrahenten in ihm achtet. Morgen zwingt er Euch dazu. Unsere Arbeiterreserven sind fast erschöpft. Die Stadt Berlin bekommt nicht so viele Schneeschaufler, wie sie braucht; vor ein paar Jahren drängten Tausende sich zu dieser Taglöhnerpflicht. Bald wird auch die Industrie, wenn ihr die Konjunktur günstig bleibt, die Leutenoth spüren. Dann sehnt Ihr Euch, aus der Tyrannei der Gewerkschaften, am Ende in den wüsten Lärm der Parteiwuth zurück. Sorgt für starke und gerechte Regirung. Die Gloria des Sozialismus verbleicht schon. Doch gegen die sozialdemokratische Partei ist, wie gegen das Centrum, nichts Beträchtliches auszurichten, so lange kein schöpferischer Gedanke die Masse ins Lager der Herrschenden lockt.

Der Block.

Von einer Mixtur wird Heilwirkung erwartet. Wenn die beiden konservativen und die vier liberalen Fraktionen sich verbünden, dann, heißts, kann die Wahlschlacht noch gewonnen werden. Warum soll dieses Bündniß unmöglich sein? Die Freisinnigen weigern das für Heer und Flotte Erforderliche ja nicht mehr. Die Handelsverträge laufen lange Jahre; für Tarifkämpfe ist also kein Raum; und über das den amerikanischen Staaten zu Gewährende kann man sich verständigen. „Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum". Die Konservativen waren Jahre lang des Centrums Bundesgenossen; warens gestern noch: und sollen heute die Partei bekriegen, die sie für ihre Agrarpolitik nicht entbehren können? Unter einem Banner mit Denen marschiren, die ihnen seit dreißig Jahren mit steigender Wuth Brotwucher, Fleischwucher, Schnapswucher und andere Todsünde vorwerfen? Etwa im Reichstag kosen und im Landtag Kugeln wechseln? Nur, weil eine Regirung, die unter vier Augen von Allen unbarmherzig verurtheilt wird, zur

Fristung ihres Lebens eine neue Mehrheit wünscht? Knabenpolitik. Bis Eins war Kurt Räuber; dann geht er, weil dem dicken Emil die Nase blutet, zu den Stadtsoldaten über. Wenn das Land die bourgeoisen Parteien so treulos, von laut gerühmten Grundsätzen so abtrünnig sähe, könnten die Sozialdemokraten sich freuen. Nein, liebe Excellenzen: für das in sechs Lustren Entstandene schafft auch die stärkste von Euren Künsten nicht in drei Wochen Ersatz. Die Front, in der Graf Kanitz neben Herrn Wiemer, Herr von Kardorff neben dem Gemeindeschulrektor Kopsch stünde, könnte keinen Rothen und keinen Schwarzen schrecken.

Nach emsiger und geräuschloser Vorarbeit wäre eine Verständigung denkbar; wenn ein Staatsmann präsidirte. Der würde zu den Konservativen sprechen: „Ihr müßt über den Tag hinaus vorsorgen. Bleibt Ihr die preußische Junkerpartei, blind vor allen großen Zeichen der Zeit, dann entwaffnet Euch nächstens der Haß. Auf das Centrum könnt Ihr nicht lange mehr sicher rechnen. Das ist übermorgen vielleicht eine demokratische Partei, der die Adeligen gern entliefen, wenn sie der Gefolgschaft sicher wären. Habt Ihr nie an die Nothwendigkeit einer Modernisirung gedacht? Die reiche Bourgeoisie ist auf dem Marsch zur Macht; steht schon dicht vor der Höhe. Wollt Ihr mit ihr regiren oder warten, bis der Belagerer Euch eine Schanze nach der anderen abtrotzt? Auch die Großindustriellen und Großhändler wollen Bestehendes erhalten. Das, was sie brauchen, natürlich nur. Zaudert nicht träg vor der Frage, was Ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist, mahnt der Apostel, und schicket Euch in die Zeit. Wozu dient all der alte Stapelkram, der Euer Lager füllt? Geht ins Volk; die Tage der Privilegirung sind dahin. Sichert Euch die Klassenexistenz und fragt nicht, was Andere lernen und wie oft sie beten. Haltet Euch nicht bei der Sehnsucht nach Staatsstreichen und Rechtsbeschränkungen auf. Das Klima, das Europa jetzt hat, ist solchen Plänen nicht günstig. Habsburg selbst hats eingesehen. Ihr sollt den Ekelnamen der Reaktionäre loswerden und ungefährdet fortan im Agrarbesitzrecht wohnen. Pflichten internationaler und nationaler Politik heischen das Opfer; das Euch ja nicht allzu schwer werden kann. Zur Stillung Eures metaphysischen Bedürfnisses wirds noch reichen, auch wenn Religion offiziell für Privatsache erklärt ist. (Fragt mal Stoecker, wie er über den Summus Episcopus denkt.) Müßt Ihr denn immer als die Feinde der Bildung verschrien werden? Als die Leute, die den Hut gegen den Strich bürsten? Wollt Ihr Fossilien werden, daß im Reich der Großindustrie der Fremde bittet, nach alten Kirchen und Schloßruinen ihm auch einen überlebenden hobereau zu zeigen? Ihr habts nicht nöthig. Seid starke Kerle, die in jedem Beruf rasch was vor sich bringen, in jedem bald vornan sein können.

Blickt nach England hinüber. Ist da der Adel ohnmächtig? Arm? Verhaßt? Aergerts ihn, daß auch Andere vorwärtskommen und die Welt unter Alberts Sohn nicht mehr aussieht wie unter Karl Stuart? Salisbury, Balfour, Lansdowne, Curzon (der Premier von übermorgen), Grey: sehr anständige Familien; nicht von vorgestern. Daß der Absolutismus, von dem Ihr träumtet, Euch nicht mehr behagt, habt Ihr nun erfahren. Auch mit einer anderen Persönlichkeit als Träger würde er Euch nicht mehr nützen: denn er kann heute nur noch caesaristisch oder mammonistisch sein. Also mit einem Kopfsprung ins fließende Wasser! Was könnt Ihr mit Euren fünfzig Mann im Reichstag durchsetzen? Mit diesem schrumpfenden Häuflein, in dem kein übers Durchschnittsmaß hinausragender Kopf zu finden ist? Wir wollen uns verständigen. Ihr wollt die Leute der nouvelles couches nicht ins Helle lassen, weil sie Euch an den Kragen möchten, Euch die Lebensmöglichkeit kürzen. Das thun sie, weil sie glauben, nur auf diese Art mit Euch fertig werden zu können; und fertig werden wollen: denn Ihr sperrt ihnen ja den Weg und möchtet die Quellen ihrer Bildung, ihres Reichthumes, ihrer Macht am Liebsten verschütten. Schließet Frieden! Auf der Basis, daß Ihr bekommt, was Wangenheim und Klapper für das Minimum des Unentbehrlichen halten, und daß Ihr auf den Studtismus verzichtet. (Der Uebergang soll Euch leicht gemacht werden: Herr Klemens Delbrück, der Freikonservative, steht schon vor der Thür und wird eintreten, wenn Althof fort ist.) Auch mir gefiele ein lustiger Bauernstaat mehr als einer mit Kohlenstaub und Proletarierkasernen. Aber all unser Sehnen ruft ihn nicht zurück. Wenn wir reich sein wollen, müssen wir unsere (viel zu enge) Welt für die Kulturform der Industrie einrichten. Und nobler ists, Eure Söhne mitmachen als sie Bankiertöchter heirathen zu lassen, die Euch die Rasse verderben. Eure Rolle ist noch nicht ausgespielt. Große Aufgaben warten. Ihr könnt im Ersten Glied bleiben, wenn Ihr nicht gouvernemental und nicht rückständig seid. Konservativ möchten Viele sein. Alle, die an der Erhaltung des Reiches interessirt sind. Ermöglicht ihnen, mit Euch zu gehen: Ihr habt sie."

Und zu den Liberalen spräche der Vermittler: „Was fehlt Euch? Ihr seid reich geworden, könnt Titel, Adelsbriefe und Orden kaufen und gebietet im ökonomischen Unterbau der Gesellschaft Auch Die unter Euch zu Jakobs Söhnen zählen, können eigentlich nur noch darüber klagen, daß ihre Söhne nicht Offiziere, Gerichtspräsidenten, Provinzspitzen, Minister werden. Die politische Macht aber habt Ihr nicht erobert; dürftet, nach Eurer Leistung, einen größeren Theil davon fordern, als er bis heute Euch ward. Daß es so kam, ist Eure Schuld. Ihr habt jede Steuer wie ein Nationalunglück begreint und, recht

kindisch, gethan, als stecke der Finanzminister den Ertrag in seine Tasche. Ihr habt dem Staate die Machtmittel geweigert. Wolltet dem Genius die Locken scheeren und schäumtet, da er sich von Euren Philisterstricken nicht binden ließ. Als die Schwachen sich schaarten und in Rodbertus, Wagener, Lassalle, Ketteler, Marx Führer fanden, als von der Katheder, der Kanzel ein milder, nicht demokratischer Sozialismus gepredigt wurde und der Staat sich der neuen Wollenszone anzupassen begann, saßet Ihr in Manchester, prieset den Segen der Selbsthilfe, wähntet, mit formaler Rechtsgleichheit (die dem Besitzlosen wenig frommt) sei Alles gethan, und wolltet dem Staat nach Möglichkeit den Wirkensbezirk beschränken. Stöhntet in ethischer Hochstimmung über ‚Interessenvertretung‘, die doch der zunächst wichtige Sinn und Zweck politischer Arbeit ist und nützlicher als das Phrasierwesen Eurer blüthenlosen Maienzeit. Statt nach der Macht zu streben, wolltet Ihr die Machtinhaber ärgern, ihnen, als filzige Kalkulatoren, das Leben verleiden. Was heißt bei uns heute ‚entschieden liberal‘? Ein Bischen Pfaffenhetze, ein Bischen Gemurr gegen den ‚Militarismus‘; Krieg den Junkern und ihrem Zollschutzanspruch: da habt Ihrs ungefähr. Und mit so dürftigem Programm stellt Ihr Euch, als habet Ihr die Kalokagathie in Erbpacht genommen, als seiet nur Ihr redlich, tapfer und weise und jeder Andere ein Wicht, Geck, Volksbetrüger. Ihr habt das Geld, habt die Bildung, die Presse: und Eure politische Bilanz sieht jämmerlich aus. Läßt das Holzpapier mit den großen Worten endlich gilben. Schafft Eurem Politisiren einen Inhalt. Warum schmäht Ihr die Junker? Sie drücken Euch ja nicht mehr; Ihr habt keinen stichhaltigen Grund, sie, wie der Parias die höheren Hindukasten, heute noch zu hassen. Daß sie Euch manchmal noch lästig sind und der Modernisirung des Staates widerstreben: abermals vestra culpa. Ihr wollt ihnen die Kehle zuschnüren: und sie wehren Euch ab. Wir brauchen sie und müssen deshalb auch dafür sorgen, daß sie nicht verkümmern und aussterben. In altem Urtheil, das den Begriff ‚Vornehmheit‘ prägte, wohnt Sinn. Nicht, weil ihre Ahnen am Hof der Askanier und Nürnberger dienten, schätzen wir diese Geschlechter höher als andere, sondern, weil sie auf gute Zucht hielten, auf reines Blut und edle Rasse, und ihre Kinder gewöhnten, im Ehrenpunkt empfindlich zu sein. Seht sie an, die schlanken Leiber und feinen Köpfe: und sagt dann aufrichtig, ob wir sie als anthropologischen und militärischen Werthfaktor entbehren können, wenn wir uns als Herrenvolk behaupten wollen. Modernste Wissenschaft bezeugt die Wichtigkeit der Abstammung aus einer langen Reihe sauberer, wohlhäbig in guter Luft erwachsener, vom strengsten Ehrenkodex beherrschter Menschen. Zwingt sie nicht, die Feinde Eurer Wünsche zu bleiben. Li-

beralismus hat nichts mit Freihandel zu thun und hört nicht hinter einem bestimmten Zolltarifsatz auf. Chamberlain ist der radikalste Förderer politischer Freiheit und Jaurès bewilligt der französischen Feldfrucht den Zollschutz. Wenn Kohle und Kupfer, Baumwolle und Geld theurer wird, nehmt Ihrs hin, wie anderen Lauf der Welt. Warum brüllt Ihr, wenn der Preis des Brotes oder Fleisches steigt? (Brüllt, trotzdem ein beträchtlicher Theil des Mehrgewinnes in die Tasche Eurer Leute, der Zwischenhändler, sickert?) Weil Ihr den Grundadel ruiniren möchtet. Und weil der Grundadel diese Absicht erkannt hat, will er den Quell Eurer Macht verschütten. Dreißig Jahre fast währt der Kampf. Hat er Euch Nutzen gebracht? All Eure Prophetenweisheit, die von jedem Schutzzoll den Untergang der Reichswirthschaft datirte, ist zu Schande geworden. Das Reich braucht Siedelstätten, Arbeit, Umlaufsmittel und starke deutsche Menschen, die seine Aecker bestellen und seine Maschinen bedienen. Diese Probleme sind viel wichtiger als die Zollfragen (die Euch nach Menschenermessen nicht lange mehr plagen werden). Gebt den Kampf endlich auf, aus dem lohnende Beute doch nicht zu holen ist. Die Industriearbeiter gewinnt Ihr fürs Erste nicht wieder; sie verlachen Careys Lehre von der Harmonie der Interessen. Die Bauern lockt Ihr nicht aus dem Bunde der Landwirthe; all Eure Berechnungen überzeugen sie nicht, daß billige Frucht- und Viehpreise ihnen das Heil bringen. Schließt Frieden mit den Männern der Ackerscholle. Dann werden sie Euch nicht hindern, das Reich nach modernem Bedürfniß zu möbliren. Dann kann das schöne, allzu lange uns verekelte Wort ‚Liberal' wieder einen Inhalt bekommen. Ihr habt Manchester geräumt; laßt auch den letzten Rest des Cobdenerbes nun fahren. Jetzt sind Eure Worthülsen leer. Hunderttausende aber bereit, Millionen, für das Lebensrecht des mündigen Volkes zu kämpfen.

Der Block, der unterm Christbaum beschert werden sollte, stammt aus dem Spielzeugladen. Nach stiller, emsiger Vorarbeit könnte eine Verfassungpartei entstehen, die dem Reich giebt, was ihm gebührt, die so konservativ und so liberal ist, wie ein verständiger Realist heute sein kann, und im Kleinen so duldsam, wie eine große Partei sein muß. Die Hitzköpfe beider Lager sollen mit ihrem Groll draußen bleiben. Die Verbündung der Besonnenen genügt.

Parlamentarismus.

Die Einigung ist nur möglich, wenn vom Ziel her die Macht winkt. Mancher Streit ist schnell geschlichtet worden, als die Suppe aufgetragen war. Dem Reich fehlt der Pulsschlag politischen Lebens. Warum? Erstens, weil die Bourgeoisie, die nun einmal das Hirn kapitalistischer Staaten ist, so viel

Geld verdient, daß sie für Politik nicht Zeit hat (und völlig vergißt, daß diese Politik ihr, wenns noch eine Weile so weiter geht wie seit 1890, das Geschäft gründlich verderben wird). Zweitens, weil keine Partei hoffen kann, sich zur Herrin der Staatsgewalt zu machen. Das ließ unser Elend zu hohen Jahren kommen. Wer setzt Alles an einen Kampf, der als Siegespreis nur die Genugthuung verheißt, den Gegner mit der Spitze der Lanze und Bayonnette unliebsam gekitzelt zu haben? Als Land und Machtzuwachs zu erobern war, haben die deutschen Fürsten alten Zwiespalt geschlossen, hat der Wittelsbacher sogar auf das erträumte Alternat im Kaiseramt verzichtet. Wenn ein ungewöhnlicher Gewinn reizt, verbünden sich Aktiengesellschaften, die gestern verfeindet waren. Die Hoffnung auf Profit überwindet alle Gefühlswiderstände. Wir werden große Parteien und starke Koalitionen haben, sobald man sich entschließt, solchen Gebilden die Möglichkeit des Regirens zu geben. Entschließt man sich nicht: Parliamentary Government kann erzwungen werden.

Die Sicherung dieser Regirungform muß das nächste Ziel politischen Trachtens sein. Unser Reichsparlament redet den Regirenden ins Handwerk drein und knickert ihnen die Pfennige ab. Dieser unwürdige Zustand darf nicht noch länger dauern. Die Entwickelungstufe des Parlamentarismus läßt sich nicht überspringen. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament. Soll auf unser Herrngebot die Sonne über Gibeon, der Mond über Ajalon stillstehen? Deutschland ist an politischen Talenten nicht so arm, wie der Thor wähnt, den ein Bülow unersetzlich dünkt. In eine Redehalle zieht es sie nicht; in ein regirendes Parlament würden sie sich drängen. Jede Wahl wäre dann ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftige Regirung entscheiden. Die großen Staatsbürgerklassen und Berufsgruppen könnten sich nicht mehr gleichgiltig von allem politischen Getriebe fernhalten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Bedeutende Männer, die im Leben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und für eine Schwätzerrolle deshalb niemals zu dingen sind) würden um Mandate werben: denn sie dürften hoffen, ihres Wirkens Spur dem Vaterlande tief einzudrücken. Minister und Staatssekretäre könnten frei dem Drang innerster Ueberzeugung folgen: denn ihr Lebensschicksal hinge nicht am Wink eines Einzigen und sie schritten vom Bundesrathspodium in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Die Fraktionen müßten darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programms berufen zu werden, das sie gestern opponirend verfochten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden

Gruppen würden die Interna der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich ein politisches Personal bilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontroliren kann. Allzu lange gebundene Kräfte, die für die res publica brauchbarsten, würden entfesselt und kämen zu nützlicher Geltung. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den modernden Papierwall des Kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon, Burns, Millerand zu gehen. Wenn die Päpstlichen und die Marxischen erst einmal regirt hätten, zur Staatsraison gekommen wären, ließe sich bequemer mit ihnen leben.

Heute? Drei Viertel des Volkes kümmern sich kaum um die Wahl. Ein paar Rothe mehr, ein paar Schwarze weniger: behende Excellenzen kämen mit jedem Parlament aus. Wenn zu bestimmen wäre, welche Klasse im Februar mit ihren Exponenten die Reichsämter besetzen soll, würden wir ein anderes Leben spüren; brauchte man die Wähler nicht mit Zuckerwerk an die Urne zu schmeicheln. Unser Reichstag ist ein Ornament; kein das Auge freuendes. Er kann zustimmen und ablehnen; sein Wille hat nicht positive Kraft. „Wenn die Kerle sich ausgeschimpft haben, sind sie wieder still". Heute besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht allsichtig ist, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge von der Säule herab noch zu erreichen vermag. Kommen Tänzer ans Pult des Rechners. Bleiben Botschafter, die ihr jüngster Sekretär bespöttelt, trotz aller Irrung in ihrer Pfründe. Dem Reich zu schwerem Schaden. Wir müssen, zuletzt unter allen europäischen Völkern, die Probe von dem Gegentheil endlich wagen. Wir sind reif; und wollen selbst unser Glück schmieden. Schlechter, als es unter Hohenlohe und Bülow zuging (Caprivi war wenigstens ernsthaft, steif und fleißig), kanns nicht werden. Wer die Wendung zur Demokratie zu brüsk findet, mag bedenken, daß selbst Bismarck gesagt hat, je nach dem Zeitbedürfniß müsse absolutistisch oder parlamentarisch regirt werden. Der Kryptoabsolutismus hat uns eine böse Unterbilanz verschafft. Und den Sieg der Demokratie (der freilich nicht mit ungemischter Freude zu begrüßen ist) hielte kein Josua und kein Julian auf. Wer sich früh bereitet, ihn zum Nutzen des Reiches zu organisiren, ist klüger als Einer, der sich von ihm überraschen läßt.

Britaniens Geschichte beweist, daß die Monarchie auch mit Magna Charta und Parliamentary Government zu leben vermag; hats gerade im letzten Menschenalter bündig bewiesen. Victoria kochte auf allen Herdlöchern und Eduard ist in vier Erdtheilen der mächtigste Mann. Trotzdem wird er nicht für Balfours Skepsis, für Campbells Blindheit verantwortlich gemacht. Unsere Monarchie soll nicht dem gestern geküßten und heute geprügelten Heiligenbilde des neapolitanischen Lungerers ähneln. Englands Volk erstritt sich sein souveraines Recht, als die feinsten Stickereien noch opera anglica hießen. Jetzt empfiehlt die Aufschrift Made in Germany jede Waare. Und nach solchen Erfolgen soll die Nation unter der Fuchtel bleiben? Nicht reif sein, selbst zu entscheiden, was ihr frommen, was schaden kann? „Unsere Fürsten“, sagt Lagarde, „mögen sich nur ja nicht einbilden, daß zwischen ihren Unterthanen nicht Ihresgleichen wohnt. Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts und oben ein Dalai-Lama in Uniform: so verstehen wir die Monarchie nicht.“ Ein regirendes Parlament könnte zur Sicherung des Reichsgefüges mehr thun als ein Mandarinenklüngel. Könnte im Nothfall das Wahlrecht ändern. Alle Centren der Industrie (und Intelligenz) fallen, eins nach dem anderen, der Sozialdemokratie zu. Ists gerecht und vernünftig, daß die größten Städte nur noch durch Handarbeiter und den Handarbeitern dienstbare Agitatoren vertreten werden? Gewiß nicht. Man könnte an Proportionalwahl, an Listenskrutinium, an ein Reichsoberhaus denken, in das Männer von ansehnlicher Lebensleistung berufen würden; und als Entschädigung die lächerliche und aufreizende Verschiedenheit der Wahlkreisumfänge beseitigen; die Verantwortlichkeit der politischen Beamten, auch der höchsten, durch ein Gesetz regeln, das den Steuerträgern das Recht gäbe, von Behörden vergeudetes Geld einzuklagen. Noch andere Kautelen sind denkbar. Vollkommenheit ist nicht zu erreichen; doch ein erträglicher, dem Bedürfniß genügender Zustand. Fürchtet Ihr Korruption? Dann seht Ihr die nicht, die wir heute schon haben (wie jede Zeit der Kabinetsregirung sie hatte); die gefährlichste: weil sie nicht zu packen, zu ahnden ist.

Autokratie oder Volksherrschaft (Herrschaft der Tüchtigsten, der Aristoi, nicht des wimmelnden Pöbels): Das wäre eine Wahlparole. Mit dem Versprechen, etwas liberaler zu werden, in Preußen den Kultusminister zu wechseln, den Handel einem Händler zu geben und, wenns nicht anders geht, für den Unterricht etwas Ordentliches zu thun, lassen wir uns nicht abspeisen; auch nicht mit der Hoffnung, statt des welken Stengels bald einen nach neuerer Mode gekleideten Herrn zu sehen. Eure Unzulänglichkeit hat uns den Willen zur Macht gelehrt. Ihr sollt ihn empfinden. Sollt ihm weichen.

Metakosmien.

Die Parteien würden sich schnell anders gruppiren, Schiebepontons bald die rechte der linken Seite verbinden, wenn die nahe Möglichkeit Parlamentarischer Regirung sichtbar würde. Dann bliebe zu wünschen, daß der Concern der Besitzenden sich keiner kräftigen Partei verschließe. Wir dürfen uns den Luxus hitziger und geräuschvoller Parteienkämpfe jetzt nicht gestatten. Schon ein Feldzug gegen die Sozialdemokratie wäre unzeitgemäß; noch mehr einer, der das Gelände des Bürgerlagers zerstampft. Wäre das Centrum der Erzfeind, als den mans plötzlich uns wieder malt: wir dürften ihm dennoch nicht an die Kehle. Nicht in dieser kritischen Stunde. Wir exerziren unter dem Auge des Feindes. Daß daran nicht gedacht wurde, zeigt, wer uns heute regirt. Klüfte vertiefen, die aus der Ferne kaum noch zu sehen waren, aus Gründen privatester Angstpolitik die Bürgerbataillone gegen einander hetzen, thun, als würde dem Vaterland Unentbehrliches geweigert, mit einem Knalleffekt den Reichstag auflösen: Aergeres hat Kurzsicht selten gewirkt. Ist das Deutsche Reich etwa mit himmelhohen Planken umzäunt, die den Nachbarn den Einblick sperren? Diese lieben Nachbarn glauben, weil Ihrs sagt, jetzt, die Mehrheit des Reichstages sei gegen jede aktive Politik gewesen und habe für die nationale Ehre nichts übrig gehabt. Glauben, vor einem Krieg oder einer heiklen Auseinandersetzung mit fremden Mächten werde diese Mehrheit (die Tag vor Tag offiziös als vaterlandlos, dem Reich feindlich, international gesinnt verschrien wird) den Regirenden ernste Schwierigkeiten machen. Kann dieser Glaube uns nützen? Selbst um hohen Preis mußten wir zeigen, daß wir Lebensfragen der Nation noch aus einem Mund beantworten. Einig sind in der Bereitschaft, die Wehrkraft des Reiches mit allen erlangbaren Mitteln zu stärken; einig auch in dem Entschluß, für bessere Geschäftsleitung zu sorgen. Das hätte imponirt. Der Anblick inneren Haders könnte den Feind verleiten, den unbequemen Konkurrenten, ehe die günstige Stunde verpaßt ist, noch mehr in die Enge zu treiben. Deutsche Verlegenheit seine Gelegenheit? Aber Fürst Bernhard von Bülow liest, daß er ein Phosphoros ist, der Gonfaloniere in der Republik freier Geister.

Wo lebt dieser Mann? Weil er nicht länger den lächelnden Portefeuilletonisten spielen wollte, hat er das marokkanische Abenteuer angefangen; über dessen Ertrag von Limburg bis zu Ledebour heute Alles einig ist. Weil er dem Reichstag nichts Lästiges zumuthen wollte, wurde der Kampf gegen Hereros und Bantuleute unzulänglich vorbereitet und die Bahnvorlage verzögert; Abermillionen lasten auf seinem Schuldkonto. Weil er in Sachen Marokko nicht Rede stehen, sein Prestige mehren, von Dernburgs Ehrentisch mitschmau-

sen und dem Kaiser beweisen wollte, wie schnell er, der Held Oeffentlicher Meinung, die über „Persönliches Regiment“ Zeternden zum Schweigen bringe, hat er dem Centrum, zu dem er so lange hielt und dessen Huld ihm das Dasein fristete, die Treue gebrochen. Er braucht als Vertreter des Reiches nicht treu zu sein. Nur ein Dummkopf, sagt Fritz, hält sich an Abmachungen, die dem Volk schaden. Was aber ist durch den Bruch jetzt zu erwirken? Drinnen Wirrniß, draußen Verringerung des Respektes. Eduard, Herr Fürst, ist Clemenceaus Protektor, hat, auch ohne gesiegelten Vertrag, Nikolai am Fädchen und in Wien, Budapest, Rom, Madrid, Kopenhagen, Christiania, Lissabon wohnen ihm gute und schlaue Freunde; auch in Peking, Tokio und auf dem Balkan. Mit der Aufhaltung der südwestafrikanischen Wunde und mit der Raisulipasse hat er uns Proben seines Könnens gegeben. Vielleicht überrascht er uns morgen mit einem Kongokonflikt, mit dem Antrag, die Rüstungen nach internationalem Abkommen zu begrenzen, mit der offenen Annexion von Angola, deren zunächst fühlbare, doch nicht gefährlichste Folge ein Aufstand der Owambos wäre; mit dem Wunsch, im Interesse franko-britischen Handelsverkehrs die Meistbegünstigungsklausel aus dem frankfurter Friedensvertrag gestrichen zu sehen. Werden Euer Durchlaucht dann antworten, daß der Dreibund fester als je ist, und warten, bis in Italien, Böhmen, Ungarn das Heer mobil gemacht wird? Als Starker, wie im Paris Rouviers und später noch einmal in Algesiras, muthig zurückweichen und wieder reden, versprechen, betheuern? Immer zu täuschen, ohne jemals zu lügen, empfahl Talleyrand dem Diplomaten; von Maret, dem Herzog von Bassano, sagte er, qu'il mentait toujours et ne trompait jamais personne. Solcher Ruhm sollte den Diplomaten von heute nicht reizen. Wir mußten uns jetzt, so lange es irgend ging, ruhig halten. Der Nachbarschaft keinen Grund zum Gerede liefern. Zu Haus Fünf grade sein lassen, um ja nicht das Bild schwächenden Haders zu bieten. Vor jedem Schritt muß jetzt erwogen werden, wie er auf unsere strategische Weltstellung wirken könne. Diese Erwägung ist heute wichtiger als irgend eine andere. Lieber noch einen Nuntius in Berlin als über dem Reichsgebiet den Flackerschein neuen Kulturkampfes. Fürst Bülow löst, au coeur léger, den Reichstag auf und ruft, so laut er kann: „Die Hälfte der Bürger versagt dem Vaterlande den nöthigsten Schutz!“ Wo lebt er? In der epikurischen Zwischenwelt unsterblicher Götter, in deren Ohr kein Widerhall irdischer Sorgen, irdischer Aengste dringt.

Der Kampf.

Wir thronen nicht so hoch und unser Ohr ist wach. Deshalb lehnen wir die Wahlparole, die uns auf fürstlichen Befehl zugebrüllt wird, schroff ab und

fechten nicht gegen den Schwarzen Mann. Fünf Jahre lang kehrt uns vielleicht die Gelegenheit, bescheidentlich an der Gestaltung des Reichsschicksals mitzuwirken, nicht wieder. Sie darf diesmal nicht ungenützt vorübergehen. Wir haben über Das zu urtheilen, was im letzten Lustrum (und vorher, parbleu!) gethan und versäumt worden ist; nicht über das Centrum Gerichtstag zu halten. Wir sorgen auf unsere Weise fürs Vaterland und wählen nur Einen, der unserem Wollen ans Ziel hilft. Nicht Einen, der nur nicken gelernt hat.

Der Deutsche darf auf viel in seiner Heimath Gewordenes stolz sein. Der Bauer, Arbeiter, Soldat, Unternehmer steht seinen Mann. In den Künsten regt sichs kraftvoll; und wenn die Zunftwissenschaft ein Bischen müd scheint, sehen wir da und dort doch rüstige Ketzer, sehen Trümmerhaufen abtragen und Grundmauern schichten. Technik, Industrie, Bank, Kaufmannschaft leisten mindestens eben so viel wie in jedem anderen Land; leisten oft mehr. Mit geringeren Mitteln. (Das Nationalvermögen der Vereinigten Staaten wächst in erschreckend schnellem Tempo; die „amerikanische Gefahr" ist nicht mehr zu verkennen. Wie wird die deutsche Produktion von 1930, ländliche und städtische, sich dagegen behaupten?) Wir haben noch immer, trotz erbärmlichem Sold, den besten Lieutenant; und unsere Beamten sind fleißig und ehrenhaft. Wenns anders wäre, dürften wir nicht klagen. Weils so ist, brauchen wir nicht stumm zu dulden, daß wir schlecht regirt werden. Und wir werden schlecht regirt. Die wichtigsten Staatseinrichtungen genügen dem Anspruch der Zeit schon lange nicht mehr. Schule (aller Grade), Gericht, Verwaltung. An den Grenzen wird das Reich und der größte Bundesstaat des fremden Elementes nicht Herr. Der preußische Osten versiecht; nach allem Gerede. In den Kolonien (ein Kolonialreich haben wir nicht, nur zersplitterten, vom Nachbar bedrohten Besitz, den man nicht verachten, doch auch nicht überschätzen soll) gehts nicht recht vorwärts; die, als Enklave, gefährdetste Kolonie hat uns in den letzten drei Jahren viel deutsches Heldenblut und vierhundert Millionen gekostet. Die „Weltpolitik", die mit dröhnenden Phrasen angekündet ward und ein Dorado sichern sollte, hat nur Enttäuschung, Schlappen, Vereinsamung gebracht. So ists; keine verbrämte Lüge wirkt noch. Wird so fortgewirthschaftet, dann ist ein Konflikt unvermeidlich. Ein internationaler, einer zwischen den Verbündeten Regirungen oder einer mit dem Reichstag. Auf den müssen wirs, als auf den ungefährlichsten, ankommen lassen. Dieser Kraftprobe ist nicht auszuweichen; sonst weckt uns ein schlimmerer Zusammenstoß. Draußen umlauert uns Mißgunst. Und die ernstesten Bundesfürsten blicken unmuthig drein.

Wir können auf Jahre hinaus in der internationalen Politik nichts Be-

trächtliches unternehmen. Das hat Onkel Eduard erreicht. Nicht ohne unsere Mitschuld. Der Sansibarvertrag, die Depesche an Krüger, die allzu sichtbare kaiserliche Förderung des Bagdadbahnplanes, der Fehderuf ins Reich der Gelben, Jerusalem, Kiautschou, Marokko, Abessinien, die Reden über das größere Deutschland, den Dreizack, der in unsere Faust gehört, das Arbitrium des Deutschen Kaisers, ohne dessen Zustimmung keine große Entscheidung mehr fallen könne, die friedliche Weltherrschaft der Hohenzollern, Schiffstaufen und Stapelläufe: wozu haarklein erst berichten, was wir schaudernd erlebt haben?... Vorbei. Ein großer Trutzbund umklammert uns und hofft, ohne Krieg die Expansion des Eindringlings hemmen zu können. Wir müssen uns ruhig halten; dürfen uns aber durch keinen Bluff einschüchtern lassen. Jetzt hastig Schiffe zu bauen, ist unklug. Auch wenn die Behauptung, England könne uns da stets überbieten und nur die Zahl also, nicht die Relation werde verändert, nicht so einleuchtend wäre: je mehr Hitze wir verrathen, desto näher rückt die Möglichkeit, daß im Haag Etwas gebraut wird, das uns bitter schmeckt. Deshalb jetzt keine laute Agitation für die Flotte. Auch keinen Versuch, das Ausland dadurch zu täuschen, daß wir größere und schnellere Schiffe bauen. Um dahinter zu kommen, braucht man nicht einmal Marineattachés. Der gescheite und vorsichtige Herr von Tirpitz ist heute der richtige Mann; er wird ermessen, was möglich ist und was Aergerniß geben könnte. Die Männer, die wir in den Reichstag schicken, sollen ihn gläubig unterstützen, so lange sie sicher sind, daß er nach seiner Ueberzeugung handelt. Aber uns auch vor dem Uebel unzeitgemäßer Rede bewahren. Schiffe können auch ohne Taufe seetüchtig werden und ohne Feierrhetorik vom Stapel laufen. Die Hoffnung, das Landheer verkleinern und das dadurch ersparte Geld an die Marine wenden zu können, ist ja zwischen Gibraltar und Tanger gescheitert. Die wichtigste Pflicht der Abgeordneten ist, dafür zu sorgen, daß Aehnliches sich nicht wiederhole. Ein Kaiser kann irren, lange, und der Repräsentant des Reiches bleiben, trotzdem die Eigenart seines Temperamentes ihn zu kühlem politischen Geschäft untauglich macht. Allzu lange darf die Irrniß aber nicht währen. Wer, mit bestem Willen und raschem Auge, immer auf die falsche Karte gesetzt hat, giebt das Spiel selbst schließlich auf. Brillante Naturen sind nie starke Politiker. Die alte Anglia hatte unter anderen Staatsrechtsfiktionen auch eine in den Satz gefaßte: Praesumitur rex habere omnia iura in scrinio pectoris sui. Solche Voraussetzung dünkt uns Aberglaube. Viele Könige sind, seit Wilhelm, der Enkel des Gerbers, aus Normannenland nach England kam, über die Erde geschritten; und heutzutage sind die Völker schon sehr zufrieden, wenn der Herzens-

schrein ihres Fürsten Pflichtgefühl, Muth und Bescheidenheit einschließt. Das sollen die Träger unseres Vertrauens sagen. So offen und unzweideutig sprechen, daß Keiner sie mißverstehen kann. Nicht, wie Graf Ballestrem (der mit all seinem schlagfertigen Witz doch nicht auf den höchsten Sitz der Volkheit gehörte), in Ehrfurcht ersterben. Dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Nicht weniger; auch nicht mehr. Daß der dem Bund präsidirende Fürst Botschaftern und Sondergesandten unter vier Augen die heikelsten Fragen beantwortet und in Paris, London oder Petersburg dem Chef der Deutschen Mission dann gesagt wird, seine (amtliche) Antwort weiche von der des Kaisers weit ab, verträgt sich nicht mit dem Sinn der Reichsverfassung. Les affaires sont les affaires. Auch in der Politik. Ein Diplomat kann anständige Arbeit nur liefern, wenn er sicher ist, daß er alle Fäden in der Hand hält, und keinen Eingriff zu fürchten hat. Und der erste Diplomat des Reiches muß inspiriren, nicht inspirirt werden. Bleibt ihm nicht Muße, alles Mögliche zu besinnen und das im Augenblick Nothwendige zu suchen, dann geht das Geschäft nicht. Vom Kabinet aus, mit Handlangern, ist ein großes Reich nicht zu regiren. Kann nie gut regirt werden, wenn drei Viertel der Zeit an die Fragen verzettelt werden: Wie wirds auf den Allerhöchsten Herrn wirken? Wann wird er in der zur Aufnahme geeigneten Temperatur sein? Wo weilt er in dieser Stunde? Wer ist bei ihm? Wie wird Fürst Manriko und General Zuckersüß darauf reagiren? Ruhe oben und unten. Jeder Entschluß bis in die letzte Konsequenz vorgewogen. Kein Haschen nach Popularität. Tapferes Beharren auf dem als nöthig Erkannten. Keine Provokation. Ein Kanzler, der seinen Machtbereich wahrt. Das ist zu erreichen. Das muß erreicht werden. Sonst schwindet das Vertrauen in die Lebenskraft der Monarchie. Weh uns, wenn die Zeit wiederkäme, wo nur die Sozialdemokraten aussprachen, was im Reich Jeder empfand! Die Führer der Bourgeoisie hattens endlich eingesehen. Sie fingen zu reden an; in würdigem, oft noch zu zagem Ton. Nur das Centrum schwieg fromm; und hoffte auf reichen Lohn für solche Reserve. Immerhin hatte die nützliche Auseinandersetzung begonnen. Der Kanzler paßt sich zuerst dem neuen Brauch an. Kritisirt selbst leise den Kaiser; hier ein scharfes Spitzchen, dort eins unter Blumen; und läßt das Reichshaupt im Novemberwind ungedeckt. Das geht nicht lange. Am Hof sind Leute mit feinem Ohr. Man ist Kanzler oder nimmt den Abschied; wer auf diesem Posten steht, darf das Handeln und Reden des Kaisers nicht wie ein Fremder glossiren. Man muß etwas Anderes finden. Dernburg triumphans! Da winkt die Rettung. Das Centrum: voilà l'ennemi! Plötzlich. Früher wäre gesagt worden, wenns durchaus denn gegen das Centrum gehe,

dürfe nicht Einer führen, der Jahre lang mit ihm im Techtelmechtel lebte. Altmodischer Einwand. Auf den Feind! Die lästige Auseinandersetzung hört auf. Was bis zum dreizehnten September Hauptsache schien, ist vergessen.

Wers vergessen hat, mag ein braver Mann sein, taugt, mit so bestimmbarem Gemüth, aber nicht zur Vertretung der Nation und bekommt deshalb von uns kein Mandat. Wir wollen Einen, der weiß, was er will, und nicht auf die Losung wartet, die Geheimrath Bülow oder Fürst Hammann ausgiebt. Lärm soll er nicht machen. Nicht schimpfen und stolz um sich schauen, wenn er zur Ordnung gerufen ward. Ernsthaft sein, nicht Applaus herausfordern, sich nicht mit Späßchen fangen lassen, nur über Dinge sprechen, die er gründlich kennt, und durch Wort und Haltung beweisen, daß er mehr werth ist als die zwanzig Mark, die er als Taglohn empfängt. Kein Programmatar wird ihm vorschreiben, wie er in jedem Fall zu stimmen, was er zu bewilligen, was zu weigern hat. Das heute beschwatzte Ding sieht morgen ganz anders aus; und der Abgeordnete ist an Aufträge seiner Mandanten nicht gebunden. Auf ein paar mittelmäßige oder nur überflüssige Gesetze kommts auch nicht an. Darauf: daß den Lebensfragen des Reiches muthig die Antwort gesucht wird. Der ersten: nach den Grenzen kaiserlicher Gewalt. Der zweiten: nach dem Recht eines mündigen Volkes, sich selbst zu regiren. Der dritten: nach der Sicherung der uns erhaltenen Reichsmacht. Dann mögen Steuern, Zölle, Vereinsgesetze folgen. Das Centrum hat seine Religion. Die Sozialdemokratie hat ihren Chiliastentraum. Nennt diese Hirngebilde Schemen: sie halten Menschen verschiedener Klasse, Berufsart, Vermögenslage zusammen. Wenn die anderen Parteien sich um die drei Fragen schaarten, hätten auch sie ein Panier, das Haufen verschiedener Herkunft und Neigung zu einem Heer eint. Und als ein Heer müssen sie sich fühlen. Schlechte Tapeten kann man abreißen, wurmstichige Möbel in die Rumpelkammer stellen. Jetzt muß das Haus gestützt werden. Um die Zukunft des Reiches gehts. Und wir exerziren vor dem Auge eines starken Feindes.

Sind aber nicht bang. Nicht gerade „überzeugteste Optimisten", wie der Deutsche Kaiser; doch auch nicht die Schwarzseher, die er meint: die an der Heimath verzweifeln. Deutschland wird sich durchsetzen. Sechzig Millionen Menschen, drei Millionen Krieger. Eine Nation, die in Glück und Fülle stets leichter erlahmte als im Kampf. Der fand sie immer gestählt. Den hat sie nun wieder. Der erste Schuß ist gefallen. Keiner vergesse, daß jedes Zeichen von Schwäche und entnervender Zwietracht dem Fremdling erwünschte Gelegenheit verheißen kann. Und Jeder neige zum Gruß das Haupt vor dem Kanzler, der, ohne die Wirkung zu ahnen, das von abertausend Stimmen nun durchs Land getragene Wort sprach: „Es geht um die Ehre des deutschen Namens!"

Das neue Staatsideal des Frühsubjektivismus in Deutschland:

von Christian Wolff über Schiller bis Wilhelm von Humboldt.*)

Man kann Anfänge einer neuen Staatsanschauung gegenüber dem traditionellen Naturrecht des individualistischen Zeitalters schon bei Christian Wolff finden wollen. Denn trug Wolff die Vertragslehre des Naturrechtes vor, so that er es doch nicht ohne Abweichung. In der hergebrachten Theorie seiner Zeit fand sich ständig der Schluß gezogen, in dem Staat des Naturrechtes herrsche, da die Staatsauffassung als solche von der politischen Gleichheit der Individuen beim Abschluß des Staatsvertrages ausgehe, auch bürgerliche Freiheit: also Freiheit des Individuums in seinen Privatangelegenheiten. Es war der Trugschluß, der später noch der revolutionären Begriffsdreiheit Liberté, Egalité, Fraternité zu Grunde gelegen hat. Dem gegenüber betonte nun Wolff, politische Freiheit ziehe noch keineswegs bürgerliche Freiheit nach sich; vielmehr sei es eine besondere Aufgabe, erst das Maß der wirklich bestehenden und möglichen bürgerlichen Freiheit abzugrenzen. Gewiß habe jeder Mensch das grundsätzliche Recht auf unveräußerliche Freiheit als ein jus connatum, quod ei auferri non possit, aber dies Recht könne in der Praxis nur in gewisser Beschränkung durch staatliche Pflichten und Aufgaben ins Leben treten. Es war also zunächst die Grundlegung einer Lehre von den Rechten und Pflichten des Staatsbürgers, wie sie leicht aus dem Staatsrechte der deutschen Territorien des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entwickelt werden konnte, nach welchem der landesherrlichen Gewalt noch immer die wohlerworbenen Rechte der Unterthanen als eine unübersteigliche Schranke gegenüberstanden; und es war auf der anderen Seite ein erster Schritt zur Proklamation grundsätzlicher allgemeiner Menschenrechte. Folgenreich scheint nun dieser letzte Gesichtspunkt dadurch geworden zu sein, daß er, vielleicht durch Blackstones „Commentaries on the law of England“, der jungen Verfassungbildung der Vereinigten Staaten vermittelt wurde: von wo er dann in den Gedankenkreis der Französischen Revolution einzutreten vermochte. Mag nun aber dieser neuerdings behauptete Zusammenhang thatsächlich eingetreten sein oder nicht: im Allgemeinen wird sich nicht sagen lassen, daß die Lehren Wolffs der Durchbildung eines deutschen Staatsideales des Subjektivismus wesentlich zu Gute gekommen seien.

Weit eher konnte Dies von einem anderen allgemeinen Gedankenzusammenhange gelten, der nur noch insofern bis auf Wolff zurückging, als er sich im Gegensatze zu seinen Lehren entwickelt hat. Hatte nämlich Wolff dem Staat

*) Ein Kapitel aus dem neunten Bande der Deutschen Geschichte von Karl Lamprecht, der im Herbst 1907 erscheinen wird.

noch das Recht zugeschrieben, nicht blos für Ziele der Ruhe und Sicherheit, sondern auch für Zwecke der Glückseligkeit Aller das Leben des Einzelnen zu beschränken, so ließ die staatsrechtliche Literatur des Frühsubjektivismus bald den Wohlfahrtzweck fallen, ja, begann, ihn entschieden zu bekämpfen. Und durch Kant wurde dann im Verlauf dieser Gedankenreihe das durchschlagende Ergebniß gewonnen, daß der Staatszweck (und damit die Beschränkung des Thätigkeitkreises der Einzelperson) auf den inneren und äußeren Schutz des Rechtes zu begrenzen sei. Es war ein Satz, den man als Fundament aller Anschauungen des Frühsubjektivismus und auch noch der klassizistischen Abklärungzeit über den Staat bezeichnen kann.

Im Uebrigen aber waren auch die Großen dieser Jahre über die öffentlichen Aufgaben der Zeit, insofern sie unmittelbar zu einem modernen Staate führen könnten, wie über das Bild dieses Staates noch wenig klar: noch überwog anfangs ganz Negation und Kritik, wie sie ja auch der Theorie des Rechtsschutzstaates im Tiefsten zu Grunde lag, und erst langsam schritt man darüber hinaus zu mehr positiven Idealen und Forderungen fort.

Es war ein Entwickelungsgang, der sich an dem politischen Denken keines der führenden Männer der Zeit besser verfolgen läßt als an dem Schillers. Politisch völlig erfahrunglos und noch von den ersten Sturzwellen vollster subjektivistischer Empfindung getragen, begann Schiller mit der extremsten politischen Meinung, die dem neuen Zeitalter überhaupt möglich war: mit dem heißen Wunsch, jeder Persönlichkeit möge vergönnt sein, sich auf eigene Gefahr völlig auszuleben. Es war ein zügelloser Republikanismus, fast Anarchismus. Das ist die Meinung der „Räuber“: „In tyrannos!“ Und „Hinaus in die böhmischen Wälder!“ Und noch in „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ klingen diese Gesinnungen nach. Aber eigene Lebensführung wie das Studium der Geschichte, daneben auch der Einfluß Montesquieus belehrten den Dichter bald, daß es mit der willkürlichen Freiheit des zügellosen Subjektes in der Welt der Wirklichkeiten nicht gethan sei. Und so schob sich seinen radikalen Forderungen im Lauf der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ein anderer Gedanke unter: der, daß in großen freien Institutionen der Einzelperson erst Raum gegeben werden muß, sich im Sinn der neuen Zeit zu entwickeln. Und in einem gewissen rationalistischen Optimismus, an dessen Hand er, nach anfänglicher Abscheu, immerhin noch in die Bewerthung des Fürstenthumes eintrat (wie er denn noch lange an dem rationalistischen Ideal politischer Glückseligkeit des Staates festhielt), zudem von dem in seiner Zeit so oft vertretenen Gesichtspunkt ausgehend, daß der Fürst, Alles durchzusetzen im Stande, der irdische Gott sei: forderte er von den Fürsten die Herstellung jenes Zustandes, der die volle Entwickelung des Subjektivismus der Einzelperson erlaube. Das ist der Sinn der Postulate des Marquis Posa im „Don Carlos“. Das tönt hervor aus der zusammenfassenden Bitte: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“

Aber weitere Erfahrungen überzeugten den Dichter, daß auch dies Ideal nicht so mit Eins und mit absoluter Gewähr der Dauer zu verwirklichen sei; vermochte doch selbst die Französische Revolution mit ihrem Umsturz fast alles Bestehenden nicht den Staat der Noth durch den Staat der Vernunft zu ersetzen. Und so gelangte er denn seit den neunziger Jahren, unter gleichzeitiger Einwirkung seiner ästhetischen Studien, die ihn an erster Stelle an den Kreis des kantischen Denkens fesselten, zu einer noch intensiveren und gemäßigteren Anschauung in politischen Dingen. Gewiß: der Staat des Subjektivismus mußte jetzt kommen. Aber er vermochte nur aus einer Gesellschaft von Individuen hervorzugehen, deren jedes zu voller Selbstbeherrschung durchgebildet und darum der Mitherrschaft würdig war. Die Erziehung des Subjektes also zu dieser Höhe des Daseins erschien nun als die erste der Aufgaben. Und zu lösen schien sie dem Dichter allein auf dem Wege der Ausbildung einer vollen ästhetischen Kultur, dem dann eine entsprechende moralische und dieser eine rechtliche und politische folgen werde.

Ein langer Weg! Und ein Weg, dessen Ergebnisse sich doch schwerlich bis zu dem Grade schon übersehen ließen, daß sich danach ein klares Ideal des konkreten subjektivistischen Staates hätte aufrichten lassen. Schiller jedenfalls hat auf die Ausmalung eines solches Staates der Zukunft verzichtet. Was hätte sie auch genützt, da der Bürger um 1800 zu thätiger politischer Mitarbeit noch keineswegs berufen schien?

Indem aber der Dichter sich nicht in Beschreibung, sondern in Ahnung des dereinst Möglichen erging, indem er nur von Tendenzen sprach und von Forderungen und Wünschen der Zukunft: ward er zu jenem machtvollen politischen Agitator der Nation, dessen Verse wie Hammerschläge gewirkt haben bis hinein in die Erfüllung der von ihm erschauten Zeit, bis in die sechziger und siebenziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts.

Kann aber das politische Denken des Dichters, wie wir es bisher kennen gelernt haben, im Begriff einer Freiheit konzentrirt werden, den er von dem radikalen Pol vorgestellter subjektivistischer Willkür bis zu den höchsten Forderungen subjektiv-politischer Weisheit durchmaß, so ist damit der Kreis seines politischen Denkens und Empfindens noch nicht völlig umschrieben. Denn Schillers politisches Denken war nicht abstrakt, raum- und gegenstandlos, das Denken eines halb zeitlosen Philosophen. Mit heißem Pulsschlag vielmehr grüßte es dies deutsche Land, bezog es sich auf Staat und Volk der Heimath. Und hier wurzelte es, wie so oft das national deutsche Empfinden auch noch unserer Tage und wie regelmäßig das Denken der Zeitgenossen des Sturmes und Dranges, anfangs in einer gleichsam unbewußten, angeborenen, natürlichen Liebe zur engeren Heimath: bis es seine Schwingen höher und höher hob und schließlich das Vaterland im späteren Sinn des Vaterlandliedes von Arndt umkreiste: auch die Schweiz hat Schiller zu Deutschland gerechnet.

Wie aber stellte es sich, so bis zu dem Patriotismus emporwachsend, der im „Tell" lodert, nun zu dem Begriff des Kosmopolitismus, der, so weit in der Zeit verbreitet, die Zeit ganz zu beherrschen schien?

Eine der schwierigsten politischen Fragen des Zeitalters des Subjektivismus thut sich hier auf; und nicht in logischem Schluß, um so herrlicher aber gefühlmäßig hat sie Schiller beantwortet. Waren die Deutschen seiner Zeit, trotz manchen militärischer Niederlagen und trotz und wegen eines Staatswesens, das nach tausendjähriger Vergangenheit ruhmlosem Untergang entgegentrieb, nicht dennoch im Begriff, im ewig Dauernden, im Reich des Geistes die Welt zu erobern? Schiller, einer der großen Heerführer und Heerrufer seiner Tage, stand weniger sicher unter dem ständigen Bewußtsein, wohl aber stetig unter dem großgearteten Eindruck dieses Zusammenhanges. Und indem er ihn gegen Ende seiner Tage auch zu Ende empfand, löste sich ihm die Kluft zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus in der erhabensten aller Gleichungen. Der Deutsche sei es, so durchschnitt er, gleich Fichte nach ihm, den Knoten der Frage, der auf dem Erdenrund zumeist, wenn nicht allein die universalen Tendenzen menschlicher Entwickelung in sich verkörpere: und seine Entwickelung bedeute daher die Erziehung überhaupt des weisen Geschlechtes der Menschen. Darum sei deutscher Patriotismus umstrahlt von der Aureole des Universalen und Kosmisches und Nationales falle in ihm zusammen.

Und wer wollte leugnen, daß eine so selbstbewußte Ansicht vom eigenen Werth vor Allem geeignet war, den unsterblichen Errungenschaften der Kultur des deutschen Subjektivismus den Weg durch die langen Reihen der Völker zu bahnen? Für die engere deutsche Welt aber ergab sich aus ihr neben einer Unsumme erhabener patriotischer Gefühlsmomente an erster Stelle der Entschluß, die Freiheit und Sicherheit der Nation als Grundlage jedes höheren universalen Wirkens zu wahren: und der Dichter münzte diesen praktisch werthvollsten aller Gehalte seines politischen Denkens in Sprüchen hoher und doch volksthümlicher Weisheit aus. Welchen Schatz politischer Erhebung hat er damit der Nation hinterlassen! Noch heute entnimmt ihnen die Nation, namentlich auch in ihren Tiefen, das lauterste Gold; und „Tell" gehört zur verbreitetsten Lecture, zum gernst gesehenen Schauspiel auch des Vierten Standes.

Vaterlandliebe und Freiheitsinn aber sind ihrer Entwickelung nach in dem reichen Leben des Dichters nicht ohne innerste Beziehung. Je mehr sich die patriotische Betrachtung aus den engen Winkeln der Heimath zu liebevoller Umfassung des gesammten Vaterlandes erhob, je mehr der Dichter scharf sorgenden Blickes sah, wie im weiten Bereich des nationalen Lebens Eins durch das Andere bedingt war und diese mannichfache Menschlichkeit nicht bestehen konnte ohne den Dienst Aller an Allen: um so mehr betonte er auch die subjektivistische Selbsterziehung des Einzelnen im Sinn einer ästhetischen, moralischen

und schließlich national-kosmopolitischen Schulung, ohne die dies Leben niemals gefristet und aufrecht erhalten, geschweige denn gefürstet und vorwärts getrieben werden könne. Es ist der enge entwickelungsgeschichtliche Zusammenhang zwischen subjektivistischem Freiheitbegriff und nationaler Begrenzung, zwischen dem Liberalismus und dem Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts, der hier, in der raschen Entwickelung des Genius, zum ersten Mal ahnungvoll heraufdämmert.

Ueber diese Grenze hinaus freilich hat Empfinden und Denken Schillers nicht getragen. Er lebte zu sehr in der Höhe, um die Realisirung einzelner politischer Forderungen mit Nachdruck zu verfolgen. Er war kein Staatsmann und noch weniger politischer Prophet. Das primitive konkretere Ideal eines neuen subjektivistischen deutschen Staates ist von einem Anderen zuerst geschaut und gezeichnet worden, von Wilhelm von Humboldt. Und Ausgestaltung gefunden hat es bis zu einem gewissen Grade in Humboldts „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.“ (1792).

Wilhelm von Humboldt geht in dieser Schrift der Hauptsache nach von einer Kritik des bestehenden absolut-individualistischen Staates aus oder wenigstens sieht dessen Gesammtbild überall aus seinen positiven Ausführungen hervor. Als positives Centrum aber seiner Anschauungen ergiebt sich eine schon durchaus klar umschriebene Vorstellung von dem Charakter der neuen subjektiven Persönlichkeit: und die politische Grundforderung des vorgetragenen Systemes besteht nun darin, daß das Ausleben dieser Persönlichkeit vor Allem gesichert sein müsse und daß Dem gemäß das öffentliche Leben diejenige Freiheit der Bewegung und Mannichfaltigkeit der Situationen zu bieten habe, welche der kulturellen Differenzirung der Persönlichkeiten gerecht werde.

Es ist ein Standpunkt, den Humboldt, wenn auch in der Form gemäßigt und ziemlich abstrakt, doch bis zu ganz radikalen Forderungen vertritt. Nirgends erscheint Das zunächst klarer als in seinen Ansichten über die innigste und elementaste Verbindung, die Individuen eingehen können, die Ehe. Rein auf geistiger und seelischer gegenseitiger Ergänzung soll sie aufgebaut sein und nur durch die einfache Form staatlicher Bestätigung äußerlich sanktionirt: fällt die Voraussetzung seelischen Verständnisses hinweg, so darf ihrer Lösung nichts entgegenstehen. Wird die Familie, die Urzelle alles europäischen staatlichen Lebens, so fast subjektiver Willkür ausgeliefert, oder jedenfalls einer Freiheit, welche erst die Radikalen der zweiten subjektivistischen Periode etwa seit den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wieder ernstlicher gefordert haben, so läßt sich denken, daß auch dem Staat Funktionen, welche die Freiheit des Einzelnen beschränken könnten, nur kärglich zugemessen werden. Im Grunde reduziren sich diese Funktionen auf den Schutz der Selbständigkeit des Ganzen nach außen und den Rechtsschutz nach innen.

Dabei geht Humboldt in der ersten Richtung nur so weit, wie es die unbedingte Sicherstellung selbständiger innerer Entwickelung verlangt. Er tritt daher, so weit das Hauptmittel einer guten auswärtigen Politik, das Heer, in Betracht kommt, keineswegs für Ziele ein, die sich etwa der allgemeinen Dienstpflicht genähert hätten: als eine viel zu starke Bindung der Individuen würde ihm diese erschienen sein; vielmehr räth er zu einer Durchbildung der äußeren Schutzvorrichtung etwa im Sinn der Pflicht der Milizen.

In seinem inneren Ausleben aber muß der Staat nach ihm Alles vermeiden, was auch nur im Geringsten nach Bevormundung oder gar Beherrschung der Einzelpersonen schmeckt. Entwickelt er in dieser Richtung eigene Ziele, so fälscht er die Entwickelung der zartesten Triebe des menschlichen Herzens, des Rechtsinnes, des Gefühlslebens, der Moral. Nicht einmal in die Erziehung, es sei denn die der Unmündigen, sich einzumischen, ist ihm gestattet. Noch viel weniger natürlich darf er die Weltanschauung des Einzelnen, das Ergebniß subjektiver Selbsterziehung, antasten. Darum sind alle Religionen vom staatlichen Eingriffe frei; und das Wort von der freien Kirche im freien Staat würde auch Humboldts Losung gewesen sein. Aber auch in die Entwickelung der mehr unteren Kreise des Volkes hat sich der Staat nicht einzudrängen, weder als Konkurrent noch als Vormund: vielmehr ist auch hier Alles der Auswirkung der Mannichfaltigkeit der Individuen zu überlassen. Nichts ist in dieser Hinsicht vielleicht bei Humboldt charakteristischer als die Behandlung der öffentlichen Finanzen. Da verbietet der Theoretiker dem Staat unbedingt irgendwelchen Besitz etwa an Domänen, Bergwerken, Forsten und Dergleichen: denn da stelle er sich mit dem Einzelnen auf die gleiche Grundlage privater Rechte und es bestehe die Gefahr, daß schon seine Nachbarschaft allein den Einzelnen schädige und verdränge. Die nothwendigen Mittel für den öffentlichen, eng begrenzten Aufwand sollten vielmehr allein durch eine Steuer auf den Grund und Boden und eine Einkommensteuer aufgebracht werden.

Man sieht, ein humanitärer Optimismus führt dem Verfasser die Feder: Alles erwartet er von der sozialpsychischen Auswirkung gesteigerter seelischer Einzelenergien; am Liebsten würde er von dem Gedanken des Staates überhaupt absehen: wie so vielen edlen Denkern der frühsubjektiven Zeit, wie noch Kant, erscheint der Staat auch ihm nur als nothwendiges Uebel. Und so ist er im Grunde nur dazu da, dort noch subsidiär einzutreten, wo die Einzelpersonen nicht auf der Höhe ihrer neuen Aufgaben stehen: nichts hat er zu verhüten als die Anarchie, die noch immer aus der freien Summe unzähliger Mannichfaltigkeitbestrebungen der Individuen hervorzubrechen vermag. Dem dienen dann Polizeimaßregeln. Dem dient vor Allem die Pflege des Rechtes. Der Rechtsstaat in diesem Sinn also und nicht mehr der Gesetzesstaat des spätesten Absolutismus wird schließlich das Ideal Humboldts: hierin trifft er mit dem

Liberalismus des neunzehnten Jahrhunderts zusammen, wie denn seine politischen Forderungen überhaupt, nur unter Wegfall der radikalen Spitzen, ihre klassisch abgeklärte Kodifikation gleichsam in dem Titel der liberalen Reichsverfassung von 1849 gefunden haben, der von den Grundrechten der Deutschen handelt.

Doch läßt sich nicht sagen, daß Humboldt nun die Forderungen, die aus seinem Ideal des subjektivistischen Staates praktisch erwachsen, selbst schon in der vollen Klarheit einer ruhigen Systembildung vorgetragen habe. Vielmehr bleibt er hier, trotz aller scheinbar logisch erschöpfenden Anordnung, in Aphorismen stecken. Der Grund ist einfach. So sehr Humboldt schon von dem Wesen des neuen Subjektivismus erfüllt ist und von dieser ihm selbst unbewußten Stellungnahme her zum Theil hellsichtig die Folgerungen einer fernen Zukunft zieht, so wenig hat er sich doch schon von den Denkformen der Aufklärung und auch von der geistigen Eingeschlossenheit in den Gegensatz zwischen seiner Gegenwart und dem individualistischen Staate des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts emanzipirt. So bezeichnet er, zum Beispiel, den neuen Subjektivismus als eine Forderung der Vernunft, keineswegs aber als jetzt eben nothwendige Konsequenz einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung. So weiß er gewisse Einzelheiten seiner Staatsanschauung noch aus der gedachten Voraussetzung eines Naturrechtes abzuleiten. Und so spannt er all seine neuen Ideale ein in die Kritik des Aufklärungstaates, ohne zu sehen, daß das öffentliche Leben seiner Zeit keineswegs schon auf diesem Staat allein beruhte und in ihm noch gänzlich aufging. Vielmehr lagen ja die Dinge in Wirklichkeit so, daß dieser Staat erst auf einem viel breiteren, noch immer bestehenden Fundament sozialer und politischer Einrichtungen des Mittelalters aufgebaut war: so daß ihn nur Derjenige, selbst rein auf dem Boden bloßer Kritik, aus den Angeln heben konnte, der diese Grundlage erkannte und kritisch bemeisterte. Davon hat nun aber Humboldt nicht die geringste Vorstellung. Bedenkt man, daß es sich hier um die Frage der Fortexistenz der mittelalterlichen Gemeindeverfassung in Stadt und Land, um alte Herrschaftverhältnisse des Adels und Unterthanschaften der agrarischen Stände, um Markgenossenschaften und Zünfte, um Guts- und Grundherrschaft, um Fronde und Hofdienst handelte,*) so erscheint allein schon die Thatsache charakteristisch, daß Humboldt niemals auch nur mit einem Wort von Genossenschaft und Gemeindeleben, von sozialer und kommunaler Emanzipation zu reden nöthig findet.

Gewiß: sein Aufbau der menschlichen Welt aus Einzelpersonen, subjektivistischer Familie und subjektivistischem Staat erscheint ihm an einigen wenigen Stellen seiner Erörterungen doch zu kahl; er sieht, daß es öffentliche Aufgaben von größter Ausdehnung giebt, die zwangsweise bewältigt werden müssen: und in diesem Zusammenhang geht ihm ahnungreich der Begriff

*) S. dazu Lamprecht, Deutsche Gedichte, Band VI, 2, S. 420 f., 450 f.

der Nation auf: die durch die ganze Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts bewahrheitete Thatsache, daß der Staat des Subjektivismus, des organischen Aufbaues bedarf, um der ungeheuren Differenzirtheit des modernen Lebens gerecht zu werden, daß sein paradigmatischer Aufbau von der lokalen und provinzialen Selbstverwaltung in den Landesstaat und von dem Landesstaat in den Staatenbund oder ein dem Staatenbund entsprechendes großes nationales Gebilde verlaufen muß: Humboldt hat sie zum ersten Mal unter deutschen Staatstheoretikern erahndet. Allein so wenig wie er hier aus vagen Vorstellungen schon Folgerungen gezogen hat, so wenig hat er den inneren Aufbau des Staates in diesem Sinne und nach dieser Analogie ins Auge gefaßt. So kennt er den Staat im Grunde noch nicht als Organismus; gänzlich fehlt ihm das Vorgefühl für die inzwischen vornehmlich freilich erst in der zweiten Periode des Subjektivismus eingetretene reiche Entfaltung der modernen Genossenschaft; und auch den Fragen der Selbstverwaltung, einem seiner Zeit schon viel näher liegenden Probleme, bleibt er fern.

War es ihm nun unter diesen Umständen möglich, überhaupt ein Programm gleichsam der zunächst dringlichen Fragen des öffentlichen Lebens zu geben? Es war eine Aufgabe, die an erster Stelle der Zerstörung der noch vorhandenen Reste des mittelalterlichen öffentlichen Lebens zuführte: da waren Gebundenheit an die Scholle, Gebundenheit an veraltete genossenschaftliche Formen, private Herrschaftrechte, die, einst pseudostaatlich entwickelt, dem neuen subjektiven Leben entgegenstanden, mit möglichster Schonung und unter einfachster Umbildung des Bestehenden zu beseitigen. Es sind die Gebiete der Bauernbefreiung, der Einführung des freien Zuges und der Gewerbefreiheit, die Abschaffung der patrimonialen Verhältnisse, die sich hier aufdrängen. Aber keins von diesen Gebieten hat Humboldt auch nur berührt: seine Ausführungen gelten allein einem höheren Stockwerk gleichsam des öffentlichen Daseins: demjenigen, in dem sich das Leben des naturrechtlichen und Aufklärungstaates des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts bewegte. Da ist es denn selbstverständlich, daß er mit seinen Ausführungen, insofern durch sie praktische Umwälzungen bezweckt wurden, zunächst gleichsam in der Luft stehen blieb; denn praktisch mußte zur Grundlegung des modernen subjektivistischen Staates an erster Stelle und vor Allem das untere Stockwerck des mittelalterlichen Staates und dessen soziale und auch noch wirthschaftliche Fundamentirung beseitigt werden: dann erst kam der obere Ausbau und damit auch der Voranschlag Humboldts für diesen in Betracht.

Fürwahr eine auf den ersten Anblick merkwürdige Entwickelung der ersten tastenden Versuche, das Ideal eines neuen Staatslebens der subjektivistischen Zeit zu finden. Und merkwürdiger fast noch, zieht man außer dem Denken Humboldts auch das Schillers und anderer ihm verwandtem Kreise mit

in Betracht. Was man da insgesammt ins Auge faßte, waren zunächst sozusagen nur die Grenzpunkte, vor denen das neue Staatsideal zu entfalten wäre: Schiller drang vor Allem auf eine subjektivistische Erziehung der Individuen, dann werde sich alles Weitere von selbst ergeben; und Humboldt zeichnete dies Weitere nicht in seinem organischen Aufriß, sondern in einem Querschnitt gleichsam seines obersten Ausbaues, seiner einstigen Vollendung.

Aber mußten sich nicht allgemeine (Das heißt: theoretische) Erwägungen gerade in dieser polaren Entwickelung bewegen? In dem praktischen Zusammenhang der Dinge freilich hatte nicht der Staatstheoretiker, sondern der Staatsmann das Wort. Ehe Dieser aber thatsächlich zu sprechen begann oder wenigstens in den großen Verhältnissen Oesterreichs und Preußens eingehend und entscheidend redete, fiel das alte Reich und seine Staaten in einem ungeheuren Zusammensturze seiner äußeren Gestaltung zu Boden: ein fremder Sieger setzte der Nation den Fuß auf den Nacken; und was sie unter seiner Gewaltherrschaft an inneren Werthen schuf, trug mehrfach wenigstens den Stempel seines Einflusses, wenn es nicht gar innerlich eine Umbiegung in der Richtung von germanischer zu welscher Staatsauffassung erlitt.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Michelangelo.

Schönheit und Größe schauend zu erleben,
sie entkettet uns den Erdenfinsternissen;
wir werden fühlend mit emporgerissen
von Mächten, die dem Steine Odem geben.

Es ist kein Träumen, wenn sie uns erheben,
im Fluge wird, wenn wir zu folgen wissen,
uns Schöpferwirklichkeit und wir vermissen
kein Freudentheil, auch wenn wir schmerzvoll beben.

Will sich Unendlichkeit zur Form entfalten,
entschläft gebannt die Lebensgluth, die wilde,
von Schöpferhand harmonisch festgehalten.

Wir fühlen einer Allmacht Kraft und Milde,
wir leben mit unsterblichen Gestalten
und in uns selber werden sie zum Bilde.

Goslar. Franz Evers

Visionen.

I.

Hier führt hinab ins lichte Thal der Weg
Zu bunten Wiesen und zu weißen Straßen.
Vom Bache winkt herauf der schmale Steg,
Auf dem wir träumten und der Welt vergaßen.

Die klare Fluth schoß unter uns dahin
Und rauschend Wellen, immer Wellen rannen;
In feuchtem Staub zersprüht' des Lebens Sinn
Und unser Traum zog mit der Fluth von dannen.

Er zog dahin . . . So schreite nun den Pfad
Hinab zu warmen, blühenderen Welten;
Des Lebens Thor sich Dir erschlossen hat
Und Frühlingslüfte schon Dein Haupt umschwellten.

Schreite getrost den schwanken Steg allein
Hinüber, wo Dich Lichtgestalten grüßen;
Denn wo Du gehst, da wird es sonnig sein;
Das Leben liegt, ein Garten, Dir zu Füßen.

Mich weist der Weg zur Felseneinsamkeit
Hinan auf rauhen, halbverwehten Steigen;
Auf eisgem Grat da ruht und schläft die Zeit,
Mit starrem Munde grüßt das ewge Schweigen.

Für tote Herzen ists der rechte Ort —
Und wenn im Sturm die Schroffen niederbrechen,
Ringt aus dem Schutt sich auch vielleicht das Wort . . .
Mit meinem Gott will ich mich dann besprechen.

II.

Und steig ich einst vom Bergesgipfel nieder,
Dann ist die Welt mir anders als zuvor;
Die Tafeln, die ich brach, erstehn nicht wieder
Und fremde Worte liegen mir im Ohr.

Wohl hör' ich leise, was die Menschen reden,
Doch zieht es mir wie Windeswehn vorbei;
Mein Blick irrt noch in grauen Felsenöden
Mit Steingeroll und fernem Adlerschrei.

Im Schutt verloren, heimlich rauscht die Quelle,
Dem Dürstenden ein Laut, zu weit, zu spät . . .
So lauscht das Herz in jäher Gluthenwelle,
Wie klingend fern der Strom des Lebens geht.

III.

Leg nur das Haupt, das müde, in die Kissen,
Indeß der Tag am Horizont verbleicht;
Schlaf nur und träume. Darfst Du doch nicht wissen,
Wann seine Zeit der Zeiger still erreicht.

Ferne verhallt der dumpfe Lärm der Gassen.
Das Leben schreitet leise Dir vorbei;
Es will noch einmal Deine Hände fassen
Und auf den Knien flüstern das Wort: Verzeih!

Voll Bitterkeit birgst Du die blassen Hände,
Den Blick hast Du auflachend abgewandt,
Ein hartes Wort — da theilen sich die Wände
Und vor Dir liegt das silbern blaue Land.

Auf lichten Flügeln rauscht es Dir entgegen
Und lächelt Dir vom Antlitz alles Leid.
Du siehst es nicht, daß Einer von den Wegen
Mit Rosen weiß und feierlich bestreut.

IV.

Ein Geier schwebts auf Blut- und Feuerschwingen
Hoch über Dir mit stillem Flügelschlag;
Was soll der Worte süß geheimes Klingen
Hier unter Palmen an dem Sarkophag?

Du meinst, die grünen Blätter rauschen Frieden
Und durch das Rauschen geh ein Hauch wie Trost ...
Das Heimweh schauert nach dem goldnen Süden
Und leise klirrt von fern heran der Frost.

Die Blätter fallen — und es kommt gegangen
In Grabesschleiern starr und silberweiß —
Du weichst zurück in Grauen und in Bangen.
Und tiefer senkt das Schicksal seinen Kreis.

V.

Kennst Du den blauen, spiegelstillen Teich
Inmitten dunkler Tanneneinsamkeiten?
Dort führt der Weg hinab ins fremde Reich,
Wohin die letzten Träume uns geleiten.

Kristallne Stufen steigen in die Fluth
Zu dem Bereich der leuchtenden Paläste;
Im Festgemach auf schwarzem Sammet ruht
Die Zauberin und harrt der neuen Gäste.

Sie reicht den Kelch voll schäumend irrer Lust,
In ihren Augen glühen dunkle Flammen;

Ein Taumeln und ein Schrei: und Brust an Brust
Bricht über ihm das Leben wild zusammen . . .

Wie Purpurlilien quillt es auf dem Teich.
Doch silbern liegt die Fluth am andern Morgen,
Da fremde Fischer feierlich und bleich
Den blutgen Leichnam aus dem Schilf geborgen.

VI.

Ich möchte sterben in dem weißen Dom,
Der tausendflammig auf zur Höhe gluthet,
Und spüren, wie des Lebens heilger Strom
Mit leisem Rauschen auf und nieder fluthet.

Die Kirche stumm wie eine Blume steht,
Aus deren Kelch die heißen Düfte steigen;
Zum Himmel auf ein steinernes Gebet
So groß und still wie dunkles Waldesschweigen.

Das Heiligste in lichtem Gold, umflammt
Von dreier Sonnen märchenbunten Strahlen,
Und auf den Stufen Jene, die verdammt,
Die sich geheim über die Schwelle stahlen . . .

Und wenn die Seele glühend aufwärts zieht,
Dann möcht' ich noch mit weichen letzten Händen
Vom Haupte Einer, die verloren weint,
Den Erdenstaub in goldne Wolke wenden.

Hellbrunn.

Die Krone schwebt auf magisch lichtem Strahl,
Das Wasser trägt sie aus dem blauen Grunde;
Es glänzt der Rand und fließt Gespenstisch fahl
Durchglüht der Schein die feuchte Tropfsteinrunde,

Als hebe das Juwel ein weißer Arm
Zum letzten Male nun ans Zaubertiefen,
Und leise rauscht es süß und lebenswarm
Von Stimmen, die unter den Wassern schliefen.

Und Schattenhände greifen nach dem Glanz,
Den Schatz dem fremden Erdenlicht zu zeigen.
Auf Nixenhaar ein goldzersprühter Kranz
Und Märchenstille, Märchentraum und Schweigen . . .

Und langsam sinkt die Krone auf den Grund,
Es lischt das Spiel der dunklen Wassergötter —
Und vor der Grotte rascheln gelb und bunt
Durch Taxusgänge herbstlich starre Blätter.

Hamburg. Theodor Suse.

Lex Wertheim.

Seit das Waarenhaus A. Wertheim eine Bankabtheilung eingerichtet hat, wird wieder viel über das Thema „Depositenbanken" geredet; vielleicht bekommen wir nächstens eine Lex Wertheim. Das Depositengeschäft ist bei uns ja noch nicht durch Gesetz geregelt. Weder ist bestimmt, wer berechtigt ist, Depositengelder anzunehmen, noch ist vorgeschrieben, wie und in welchem Umfang das eingelegte Kapital zu decken ist. Jetzt zeigt sich, wie nothwendig solche Bestimmungen sind Als die Firma Wertheim die Absicht ankündete, eine Bankabtheilung einzurichten, regten sich fast überall Bedenken gegen diesen Plan. Wertheim will ja nicht etwa nur einen praktischeren Verrechnungmodus einführen und seiner Kundschaft den Zahlungverkehr erleichtern, sondern auch Effektengeschäfte vermitteln. Zwar heißt es, man wolle nur reine Kassageschäfte, nicht Geschäfte auf Zeit oder auf Kredit machen; wer bürgt aber dafür, daß dieses Programm nicht erweitert wird, wenn die Sache erst in Schwung gekommen ist? Vielleicht nimmt nur ein kleiner Theil der Kundschaft den Vermittlerdienst der Effektenbureaux in Anspruch; sie sind für jeden Fall mit den Rechten und Leistungmöglichkeiten eines wirklichen Bankgeschäftes ausgestattet. Wie gefährlich die Verquickung von Waarenhaus- und Bankbetrieb werden kann, hat der Sturz Jaluzots bewiesen, durch dessen Spekulation das französische Volk viele Millionen verloren hat Jaluzots Printemps nahm Spareinlagen seiner Kundschaft („zur Bequemlichkeit der Käufer") an und wies in seinen (auch in Deutschland verbreiteten) Cirkularen mit biederem Pathos darauf hin, daß die Depositengelder bei ihm eben so sicher angelegt seien wie in der Banque de France oder in der Caisse d'épargne municipale. Ich denke nicht daran, die Herren Wertheim mit Jaluzot zu vergleichen; sie werden weder in Zucker noch sonstwie spekuliren; können trotzdem aber, bei aller Ehrlichkeit und Solidität, in Folge falscher Disposition oder einer schweren Geschäftskrisis die ihnen anvertrauten Spareinlagen gefährden. Völlige Sicherheit bieten sie für diese Depositengelder nicht. Sie verpflichten sich weder, ausreichende Depots zu halten, noch versprechen sie, durch Anlagepapiere oder Hypotheken Garantie zu leisten; die Einlagen sind ihnen ein willkommener Zuwachs zum Betriebskapital, für den sie keinen höheren Zins zahlen als die Banken für täglich kündbares Geld. Das Waarenhaus, hieß es denn auch, müsse, weil die Erweiterungbauten viel Geld gekostet haben, seine liquiden Mittel verstärken und eröffne, um diese Nothwendigkeit nicht sichtbar werden zu lassen, nun eine Depositenkasse. Wahr oder unwahr: das eingezahlte Geld bleibt nicht ungenützt in der Kasse liegen. Und daß diese Art, sich Geld zu schaffen, zur Nachahmung reizen würde, war zu erwarten. Auch das Waarenhaus Hermann Tietz will, „zur Erleichterung des Versandgeschäftes", jetzt eine Bankabtheilung einrichten. Nächstens wird Jandorf folgen; und bald vielleicht mancher Kleinere. Je geringer aber die Qualität des Waarenhauses, desto schmaler auch die Vermögensbasis der Kundschaft. Sollen die Spargroschen kleinerer Leute unsicheren Kantonisten anvertraut werden? Schon zwischen der Kundschaft von Wertheim und der von Tietz ist ein Unterschied wie zwischen den Bewohnern von Berlin W. und den Rentiers aus S. oder O. Für Die ist das gelbe Haus am Mühlendamm da, wo sie ihre 3 Prozent Zins bekommen und ihr Geld „bombensicher" anlegen können. Die Sparkassengelder sind durch strenge gesetzliche Kautelen geschützt. Das können die Leute, die

nicht viel zu verlieren haben, vom Staat auch verlangen. Wer aber sein Geld der Bankabtheilung eines Waarenhauses anvertraut, thuts auf eigene Gefahr.

Vielleicht meint Mancher, der werthvolle Boden, auf dem die Waarenhäuser stehen, und die Paläste selbst böten Sicherheit genug für die Depositengelder. Das wäre ein Irrthum. Das Grundstück haftet dem Hypothekengläubiger für seine Forderung. Die Depositengläubiger haben keinerlei Vorrecht; ihre Ansprüche stehen im Konkurs mit den Forderungen anderer Gläubiger auf einer Linie. Den Waarenhausbeleihungen ist, wie ich hier schon erwähnt habe, wegen des größeren Risikos eine Sonderbehandlung zuerkannt worden. Ob solche Darlehen sich zur Unterlage für Pfandbriefe eignen, ist zweifelhaft; um die Sicherheit zu erhöhen, hat man sich gewöhnt, die Millionenbeleihungen von Waarenhäusern unter der Bürgschaft von großen Kreditbanken abzuschließen oder unter mehrere Hypothekenbanken zu theilen, damit das Risiko für das einzelne Institut nicht zu groß sei. Die Diskontogesellschaft hat für die auf dem Waarenhaus Wertheim lastende Hypothek von 12 Millionen Mark der Hypothekenbank in Hamburg selbstschuldnerische Bürgschaft übernommen; sie steht aber mit der neuen Bankabtheilung nicht in Verbindung. Die schon durch den hohen Werth des Bodens gedeckten Forderungen der Hypothekenbanken sind also mit allen möglichen Schutzgittern umgeben, während die Depositengelder nicht den geringsten Rückhalt haben. Die Waarenhäuser haben immer noch viele Feinde, obwohl verständige Menschen in ihnen längst den Ausdruck einer entwickelten Wirthschaft sehen und die großen Vortheile dieser Betriebsform nicht verkennen. Aber gewisse Parteien lieben sie nicht und haben ihnen deshalb die Sondersteuer aufgebürdet. Der Ehrgeiz der Wertheim und Tietz, künftig nicht nur den Waarenkaufleuten, sondern auch den Banken Konkurrenz zu machen, wird die Kampflust der Gegner steigern; und den „Mittelstandspolitikern" werden sich diesmal die Großbanken verbünden, die in solcher Gesellschaft noch nie zu finden waren. Das Vernünftigste wäre jetzt wohl, eine Lex Wertheim zu fordern, die den Waarenhäusern die Annahme von Depositengeldern verbietet; sonst bringt das neue Gesetz am Ende gar die gefürchtete Trennung von Depositen- und Effektenbanken.

Bisher haben die Banken selbst ein Depositengesetz wohl nicht gewünscht. Auf eine Umfrage hatten ungefähr neunzig Bankfirmen geantwortet; die meisten mit Nein. Der Gesetzgeber ist als ein Theil von jener Kraft, die meist das Gute will, doch oft das Böse schafft, in wirthschaftlichen Angelegenheiten gefürchtet. Einmal ist ein Depositengesetz aber sehr lebhaft verlangt worden: 1891, als die Friedländer & Sommerfeld, die Hirschfeld & Wolf und andere berliner Privatbankfirmen zusammengebrochen waren und sich herausstellte, daß die Depots veruntreut worden seien. Damals forderte das empörte Publikum ausreichenden Schutz für hinterlegte Effekten und deponirtes Geld. Das Ergebniß dieser Bewegung war aber nur das Bankdepotgesetz, das 1896 die Pflichten der Kaufleute bei Aufbewahrung fremder Werthpapiere regelte; um die Depositengelder kümmerte es sich nicht. Industrie und Bankgeschäft hatten einen ungeahnten Aufschwung genommen, die Banken brauchten für ihre großen Transaktionen das von der Kundschaft ersparte Geld und jede Schranke hätte sie gehindert, der Industrie im erwünschten Umfang Kredit zu gewähren. Das Anschwellen der Depositengelder scheint Manchem eine Gefahr, weil die deutschen Kreditinstitute, die solche Gelder nehmen, damit nach Belieben schalten können. Sie brauchen sich nicht nur auf rein bankmäßige Transaktionen (Wechsel, Diskont, Lombard) zu beschränken, sondern dürfen auch Spekulationgeschäfte machen. Oft ist

deshalb, um die Einlagen vor den Folgen schlechter Spekulation zu bewahren, empfohlen worden, Effekten- und Depositenbanken streng von einander zu scheiden. Dieser verlockende Plan ist aber unausführbar. Kein Mensch wäre so thöricht, sein Kapital einer reinen Depositenbank zu geben, von der er im besten Fall niedrigeren Zins bekäme, als ihn die sichersten deutschen Anlagepapiere geben. Wer sein Kapital für längere Zeit fest anlegt, möchte natürlich einen anständigen Nutzen davon haben; den können die reinen Depositenbanken aber nicht bieten, weil sie mit den ihnen anvertrauten Geldern nur „bankmäßige“ Geschäfte machen dürfen, die selten sehr großen Gewinn abwerfen. Solche Depositenbank könnte den Kunden kaum mehr als 2½ Prozent geben. Bei Einlagen mit kürzerer Kündigungsfrist wäre die Verzinsung noch niedriger (im Allgemeinen werden für Depositengelder mit täglicher Kündigung bei 5 Prozent Bankdiskont 2 Prozent Zinsen gewährt und für jedes weitere Prozent Diskont je ½ Prozent mehr); und da hohe Diskontsätze unter normalen Verhältnissen meist nur kurze Zeit herrschen, wird der Durchschnittszins für Geld bei reinen Depositenbanken ein Bischen befriedigender sein. Nur wenn die Bank selbst einträgliche Geschäfte machen darf, kann sie für Einlagen mit längeren Kündigungfristen höheren Zins zahlen. Ich sehe keine Gefahr in dem heutigen Zustand. Die Großbanken haben mit ihren Depositenkassen den mittleren und kleinen Bankier verdrängt; sie werden kontrolirt, müssen Bilanzen veröffentlichen und Generalversammlungen einberufen und verdienen wohl das Vertrauen, das ihnen entgegengebracht wird. Nach den Abschlüssen von 1905 erreicht die Summe der in berliner Großbanken arbeitenden fremden Gelder fast den Betrag von 3 Milliarden; sie ist um beinahe das Dreifache höher als das Aktienkapital. Man mag bedauern, daß, außer den paar großen Privatbankfirmen, wie Mendelssohn und Bleichröder, der Bankier immer mehr Kunden an die Aktienbanken verliert. Er konnte den Sonderwünschen des Einzelnen weiter entgegenkommen; hatte aber nicht die Organisation, die bei den Großbanken die Sicherheit der Einlagen verbürgt. Nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank entstand in Dresden ein run auf die Kassen der Dresdener Bank, weil allerlei Gerüchte von schweren Verlusten des Institutes umgingen. Die Dresdener Bank zahlte damals an einem Tag 8 Millionen Mark an Depositengeldern aus. Diese Feuerprobe würde jede große Bank heute bestehen. Auch eine Art Rückversicherung giebts: jede Großbank würde im Nothfall die Konkurrentin stützen; dafür sorgt schon der Selbsterhaltungtrieb. Auch sind die Depositengelder wohl meist verständig angelegt und zu einem Theil durch festverzinsliche deutsche Effekten gedeckt. Ein Gesetz, das die freie Verwendung dieser Gelder unmöglich machte, würde die Rentabilität des Bankgeschäftes beträchlich schmälern.

Was werden die Waarenhäuser mit den ihnen gebrachten Geldern machen? Sie zum Ankauf von Wechseln und zur Beleihung von Effekten benutzen? Gewiß nicht. Die Waarenhäuser verschaffen sich einfach billigen Kredit. Während sie sonst 5, 6 und 7 Prozent zahlen mußten, bekommen sie nun Geld zu höchstens 3 Prozent: denn sie wollen ja nicht mehr zahlen als die Banken. Mit dem billigen Leihkapital können sie das Geschäft noch weiter ausdehnen und nicht nur dem Detailhandel, sondern auch dem Fabrikanten Konkurrenz machen. Daß nicht jedes Unternehmen dieser Art glücken kann, ist klar. Das Publikum aber hat nicht die mindeste Kontrole über das Schicksal seiner Spareinlagen; das Waarenhaus veröffentlicht, wenn es nicht Aktiengesellschaft ist, weder Bilanzen noch Geschäftsberichte, hat auch keine Generalversammlungen. Wenn es wahr ist, daß die Firma Wertheim einen durchschnitt=

lichen Tagesumsatz von 150 000 Mark hat, kann man sich vorstellen, welche Summen ihrer Depositenkasse zufließen könnten, falls die Sache Anklang fände. Zu erwägen ist auch, daß im Waarenhausbetrieb die Unkosten sehr hoch sind. Das einzige deutsche Aktienwaarenhaus, Bernhard Tietz in Köln, das einzige also auch, das einen Geschäftsbericht veröffentlicht, arbeitet mit 10 Millionen Mark Aktienkapital und hat im Jahr 1901 fast 70 Prozent dieses Betrages brutto verdient. Aber von dem Rohgewinn von 6,93 Millionen sind beinahe 6 Millionen durch die Unkosten aufgezehrt worden. Aus all diesen Gründen scheint mir die Einrichtung von Bankabtheilungen in Waarenhäusern, wenn sie nicht nur der Vereinfachung der Verrechnung dienen, nicht blos überflüssig, sondern geradezu schädlich. Wird das Depositengeschäft diskreditirt, dann kommt ein unheilvolles Gesetz; deshalb sollte man lieber jetzt schon eins fordern, das nur den Mißbrauch fremden Kapitals unmöglich macht.

Ladon.

Chlodwig spukt weiter. Was aus den Klatschtagebüchern des braven Greises noch nicht gedruckt werden durfte, wird einstweilen von flinken Zungen herumgetragen. Tolle Geschichten. „Sie haben die spitzesten Pfeile noch im Köcher; reizt sie also nicht: sonst schießen sie los." Ein Histörchen ist ans Licht gekommen. Keins aus der Delikatessenkiste. Leo der Dreizehnte soll im Januar 1903, als er gebeten worden war, die Centrumspartei zur Annahme der caprivischen Militärvorlage zu treiben, als Entgelt fünfhunderttausend Francs gefordert haben. Onkel Chlodwig sei, als Kulturkämpfer und Bruder eines Kardinals, um Rath gefragt werden und habe geantwortet: Erst die Waare, dann das Geld; wenn das Centrum zugestimmt hat, bekommt Leo seine halbe Million; zum Jubiläum würde ich ihm vorläufig nur einen Edelstein schicken. Ueber diese Geschichte sind unzählige Artikel geschrieben worden. Tante Voß hat sich, wohl zum ersten Mal, sogar mit einem Bildchen geschmückt; um zu zeigen, wie plump und häßlich der dem Papst geschenkte Ring und mit welcher Ornamentenfülle das Kästchen, das ihn einschloß, überladen war? Das ist nun erwiesen. Und sonst? Daß Leo sich politische Entschlüsse bezahlen ließ, dürfte doch selbst der hitzigste Protestant nicht glauben. Für fünfhunderttausend Francs das Centrum auf einen Weg zwingen, den es nicht gehen will? Das wäre ein schlechtes Geschäft gewesen. In Wahlzeiten ist ja Manches erlaubt. Die Mär vom bestechlichen Papst ist aber gar zu albern. Vielleicht hat ein römischer Diplomat gesagt, Leo würde, statt eines Schmuckstückes, gerade aus der Hand eines evangelischen Kaisers gern einen Beitrag zur Peterspfennigsammlung nehmen. Das hätte tiefen Eindruck gemacht. Was Franz Joseph that, durfte Wilhelm aber nicht thun. Den Hort der Papstkirche mehren? Unmöglich. Da man auf gute Beziehungen Werth legte, trug Loe einen kostbaren Ring zu Leo Der Jubilar dankte und war zufrieden. Daß er dem Centrum die Annahme der Militärvorlage empfahl, ist bekannt (auch, daß die Empfehlung unwirksam blieb). Die Vorstellung, er habe für den auf die Katholikenpartei zu übenden Druck eine bestimmte Summe verlangt und, als das Geld nicht kam, nur mit sanftem Finger gedrückt, taugt wirklich kaum für die reifere Jugend. Mit einem so dummen Papst wäre der Verkehr kinderleicht. Und woher sollte man in Berlin die fünfhunderttausend Francs nehmen? Danach hat noch Niemand gefragt. Der Welfenfonds, den man auch nicht von heute auf morgen um eine halbe Million schmälern konnte, war seit dem Frühling 1903 zurückgegeben. Woher also nehmen? Etwa aus der Schatulle des Kaisers? Der Gedanke hätte im Hausministerium fast so „stürmische Heiterkeit" erregt wie im Reichstag einst eine Rede des Kanzlers.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Januar 1907.

Nietzsches Mutter.

Daß Frau Förster-Nietzsche in der Biographie ihres Bruders nur wenig von Nietzsches Mutter spricht, ist erklärlich: das Buch wurde geschrieben, als Frau Nietzsche noch am Leben war. So hat Frau Förster sich damit begnügt, ihre Mutter nur da zu erwähnen, wo es der Zusammenhang der Ereignisse unbedingt nöthig machte; aber auch da tritt sie nicht aus dem Halbdunkel hervor, in das sie gestellt ist. Deshalb war es möglich, daß man sich sehr verschiedenartige, sehr unzutreffende Vorstellungen von dieser Frau gemacht hat.

Nur ungern hat Frau Förster-Nietzsche den Forderungen ihres feinen Taktgefühls nachgegeben: sie hätte lieber in einer scharf umrissenen Skizze das eigenartige Wesen ihrer Mutter, des ganzen Familientypus gezeigt. Aber damals wurde sie durch die Rücksicht auf die eigene Mutter und auf deren noch lebende Geschwister zu einer gewissen Zurückhaltung genöthigt. Wenn sie überhaupt eine positive Charakterisirung geben wollte, mußte sie diese Natur von dem Zusammenhang des Familienkreises aus beleuchten, in dem sie geworden war. Das drängt sich Einem auf, so oft man Frau Förster-Nietzsche über die Familie ihrer Mutter sprechen hört; sie weiß die Gestalten mit sehr lebhaften und charakteristischen Farben hinzumalen.

Jetzt ist Frau Nietzsche beinahe zehn Jahre tot und auch von ihren zehn Geschwistern ist Niemand mehr am Leben; die letzte Schwester ist im vorigen Jahr gestorben. Das jüngere Geschlecht aber ist in seinem Typus bereits wieder durch neu hinzugekommene Familientendenzen variirt worden und kann sich durch eine unbefangene Schilderung nicht mehr unmittelbar berührt fühlen.

Nicht jedes Lebensereigniß, nicht jeder vereinzelte Charakterzug interessirt uns an der Mutter eines bedeutenden Menschen: unsere Aufmerksamkeit vermögen in einem solchen Fall nur die Anlagen und Eigenschaften zu fesseln, die sich

in dem Sohn noch um einige Grade gesteigert und zu mächtigen schöpferischen Fähigkeiten entfaltet haben; ein paar Andeutungen dieser Art können dazu helfen, den Mann und sein Werk besser zu verstehen, zu schätzen und zu überwinden.

Nietzsches Mutter war nicht in dem Sinne eine „bedeutende" Frau, in dem man dieses auszeichnende Beiwort von literarisch oder künstlerisch hervorragenden Persönlichkeiten, wie von der Mutter Schopenhauers, gebraucht. Sie hat nie das Bedürfniß empfunden, ihre Fähigkeiten aktiv zum Ausdruck zu bringen; nur gegen das Ende ihres Lebens begann sie, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Uebrigens waren einfach ihre Vorbildung und die von ihrer Umgebung ausgehenden Anregungen (wenigstens in ihrer Jugend) nicht der Art, daß ihr das Hervortreten mit eigenen Gestaltungen natürlich erschienen, überhaupt nur nahegelegt worden wäre: sie ist weit von jeder größeren Stadt aufgewachsen, in einem jener einfachen, so anziehenden Landpfarrhäuser des alten Stiles, wo man mit erquickender Natürlichkeit und Sorglosigkeit lebte, wo die freigiebigste Gastfreundschaft selbstverständliche Ehrensache war, wenn auch die Mittel dazu im Grunde nie ausreichten, wo man sich aber um die geistige Ausbildung der Kinder, namentlich der Mädchen, nicht allzu viele Skrupel machte. Sie hat sich dann sehr früh verheirathet, wieder in ein einfaches Landpfarrhaus; und so ist erklärlich, daß sie in ihren Briefen mit Orthographie und Satzkonstruktionen immer etwas auf dem Kriegsfuß geblieben ist. Was aber an dieser Frau als etwas sehr Merkwürdiges in die Augen fiel, was ihr in Naumburg die intime Freundschaft sehr feinsinniger und kultivirter Familien eingetragen hat, Das war eine starke und sehr sympathische Originalität. Deshalb scheue ich mich nicht, sie eine bedeutende Natur zu nennen. Man könnte sie mit der Mutter Goethes zusammenstellen, nicht so sehr wegen der Aehnlichkeit einzelner Charakterzüge wie wegen der Verwandtschaft des Typus von Weiblichkeit: diese Naturen stellen sozusagen konzentrirt das Genie des weiblichen Wesens dar, sie sind ihrer selbst unbewußte, aber in sich einheitliche, in sich selbst ruhende, volle, gesunde Kräfte, sie tragen den Keim eines Höheren in sich, sie sind die besten Möglichkeiten zu großen Menschen und es bedarf nur einer günstigen Verbindung mit der ergänzenden männlichen Natur, um sie zur Hervorbringung des aktiven Genies zu bereiten.

Ich nannte die Originalität der Mutter Nietzsches eine sympathische: sie war das Gegentheil alles Berechneten, Gesuchten. Diese Frau ist immer in gewissem Sinn ihrer selbst unbewußt, naiv geblieben. Sie wußte sicher nicht, daß sie Menschen und Lebensverhältnisse auf ihre besondere Weise sah und darzustellen vermochte. Sie hatte ihren eigenen Wortschatz, gebrauchte bestimmte bevorzugte Wendungen in etwas ungewöhnlicher Art, mit einer kleinen Nuance der Bedeutung: darin kam ein unbewußter Trieb zur Festlegung individueller Grenzen, ein Anflug harmlosen Ueberlegenheitgefühles zum Aus-

druck. Und eine gewisse schöpferische Begabung zeigte sich in der Fähigkeit, den unbedeutendsten alltäglichen Erlebnissen, die bei den meisten Menschen nicht einmal ins Gesichtsfeld bewußter Aufmerksamkeit treten, noch eine interessante und amusante Seite abzugewinnen. Es war ein Vergnügen, ihr zuzuhören, wenn sie nur die Beobachtungen während einer Bahnfahrt von wenigen Stunden wiedergab; man staunte über den psychologischen Scharfblick, mit dem sie die Menschen erkannte und beurtheilte; dabei erhob sie die Individuen gleichzeitig wieder ins Allgemeine, Typische, Ideale. Uebrigens lag im Hintergrund ihrer Schilderung meist ein Hauch des Moquanten, eine Neigung, Menschen und Dinge komisch zu finden, die aber harmlos blieb und nie die unerfreuliche Form des Hämischen, Gehässigen, Scheelen annahm. Was die Liebenswürdigkeit ihrer Darstellungweise wesentlich erhöhte, war der eigenthümliche Wohlklang ihrer Stimme: schon als Kind ist mir aufgefallen, wie ungewöhnlich schön sie Gedichte vorzutragen verstand.

Und dann ihr Aeußeres: eine ziemlich kleine Gestalt mit sehr graziösen runden Formen und Bewegungen, mit tiefschwarzem, in der Mitte gescheiteltem Haar, das bis zu ihrem Tod, im zweiundsiebenzigsten Lebensjahr, seine ursprüngliche Farbe bewahrt hat, mit dunkelbraunen, unter gewölbten Brauen tief zurückliegenden Augen und mit einem runden, sehr harmonisch geformten Gesicht, dessen Wangenroth selbst auf dem Totenbett nicht völlig erloschen war. Sie gehörte zu den Frauen, die noch in hohem Alter einen letzten Schimmer des Schönheitreizes haben, der uns unwillkürlich den Gedanken aufdrängt: Wie entzückend muß sie in ihrer Jugend gewesen sein!

Man wird begreifen, daß ihr kleines Haus am alten Stadtgraben in Naumburg von feinsinnigen, für erfreuliche Eigenart empfänglichen Menschen gern aufgesucht wurde: sie stellte inmitten ihrer eigenen Welt etwas Besonderes dar, das man nicht so leicht in ähnlicher Weise wiederfand. Vor Allem sah sie gern fröhliche, lachende, übermüthige Jugend um sich; und die Jugend kam gern zu ihr: denn im Aeußeren wie im Temperament machte diese Frau den Eindruck ewiger, unverwüstlicher Jugendlichkeit.

Sie sah die glänzende Laufbahn ihres Sohnes, erlebte auch noch seinen wachsenden Ruhm. Doch war sie seinen Fähigkeiten gegenüber eher zur Skepsis als zu unbedingter Bewunderung geneigt. Einst sprach sie unwillig über eine Eigenart ihres Fritz in Gegenwart ihres Vaters, des alten Landpfarrers von Pobles; da erhob sich der Greis und rief in fast feierlicher Entrüstung: „Du weißt nicht, meine Tochter, was Du an diesem Jungen hast!“

Die früh beginnende Abwendung ihres Sohnes vom christlichen Glauben hat sie gewiß mit innerer Unruhe beobachtet und, so weit es in ihren Kräften stand, zu verhindern gesucht. Denn sie selbst hat an den ihr überlieferten Vorstellungen immer mit Energie festgehalten; darin durchaus treu dem Genius

ihrer Familie, ihrer Rasse. So verschieden ihre zehn Geschwister, im Charakter wie im Aussehen, waren — die Einen mit dunklen Augen, dunklem Haar und braunrother Gesichtsfarbe, Andere blauäugig, blond, weiß und roth, wieder Andere mit schwarzem Haar und hellblauen Augen —: darin waren Alle gleich, daß sie an ihren Ueberzeugungen mit unbiegsamer Starrheit festhielten, daß sie stracks und gradlinig auf die Ziele losgingen, die sie erreichen wollten, daß sie manchmal unter Mißachtung der eigenen Vernunft und sonstigen ruhigen Ueberlegung sich von ihrem Temperament hinreißen lassen konnten. Gewiß: es waren gesunde, starke, auch schöne Naturen, aber sie hatten nicht nur den robusten Körper (dazu waren sie von der Mutterseite her von zu alter und vornehmer Herkunft); sie waren psychisch komplizirt, schwierig, mit einem Hang zur Selbstquälerei ausgestattet und namentlich von den Nächsten nicht leicht zu behandeln. Der Gegensatz der religiösen Ueberzeugungen mußte allmählich zu einer gewissen Entfremdung zwischen Mutter und Sohn führen. Niemals aber ist es zu einem wirklichen Bruch gekommen, kaum auch nur zu einer ernsteren Auseinandersetzung: dazu hatte Nietzsche im praktischen Leben zu viel schonendes Taktgefühl für unabänderliche und durch die Verhältnisse erklärte Anschauungen. Doch lag stets etwas Verschwiegenes, Trennendes zwischen Mutter und Sohn und nie kam es zu so innigen Beziehungen wie zwischen Bruder und Schwester.

In diesem Zusammenhang ist auch von dem Verhalten der Mutter Nietzsches bei und nach dem Ausbruch der geistigen Erkrankung ihres Sohnes zu reden. Herr Platzhoff-Lejeune hat im Berliner Tageblatt gesagt: „Ohne Overbeck wäre Nietzsche, wie Karl Stauffer-Bern, in Italien verschollen und nach schweren Leiden erlegen.“ Dieser Satz zeugt von völliger Unkenntniß der Verhältnisse. Overbeck ist ohne Wissen von Frau Nietzsche nach Turin gereist und hat sie plötzlich, zu ihrem Staunen und Entsetzen, mit der Thatsache überrascht, daß ihr Sohn in die baseler Irrenanstalt gebracht worden sei. Ohne sein vorschnelles Eingreifen wäre sie selbst mit Dr. Eiser aus Frankfurt, der Nietzsche seit langen Jahren kannte und auch behandelt hatte, nach Turin gereist, um die geeigneten Anordnungen zu treffen. Daß dann Manches vielleicht anders, besser gekommen wäre, ist eine natürlich unbeweisbare, aber immerhin berechtigte Vermuthung. Jedenfalls hat sie alles Erdenkliche versucht, um, trotz Overbecks Widerspruch, ihren Sohn wieder aus den Irrenanstalten herauszubringen und in ihrem naumburger Heim zu pflegen. Und wer sie dort in in ihrer liebevollen und aufopfernden Thätigkeit während einer langen Reihe von Jahren beobachtet hat, Der mußte einsehen: sie hat ihrem kranken Sohn das Dasein noch in einer Weise zu erleichtern verstanden, die um keinen Preis in der besten Anstalt der Welt zu erreichen gewesen wäre.

Sie hat (man kann es nicht leugnen) den Schicksalsschlag, der Nietzsche

getroffen, als eine Strafe des Himmels für seine antireligiösen Schriften aufgefaßt; sie hat es dann als die ihr zugewiesene Aufgabe betrachtet, den Rest ihrer Kraft und Lebenszeit der Pflege des Kranken zu widmen. Wenn sie am Arm ihres Sohnes ins Zimmer trat, bot sie ein Bild von ergreifender Wirkung auf die Wenigen, die es genießen durften: die kleine, zarte Frau neben dem stattlichen, breiten, hoch aufgerichteten Mann mit langem, zurückgekämmtem Haar, das die mächtige Stirn schön hervortreten ließ, mit seinen buschigen Augenbrauen und seinem starken, gewölbten Schnurrbart; und wenn sie dann mit ungemein sanftem, eindringlichem Ausdruck der Stimme zu ihm sprach, ihm die Persönlichkeit eines Anwesenden ins Gedächtniß zurückzurufen oder durch Erinnerung an einen seiner Lieblingorte in Italien und der Schweiz ihn ins Gespräch zu ziehen suchte, so pflegte er mit einem unbeschreiblich liebenswürdigen, ich möchte sagen: leutsäligen Lächeln auf sie herabzusehen und dann mit schönem Wohllaut der Sprache und erstaunlicher Klarheit der Skizzirung ein Landschaftbild, eine Stadt oder Aehnliches langsam hinzumalen. Noch hatte er die stolze Haltung eines Königs äußerlich bewahrt; seltsam war das Wort in Erfüllung gegangen: „Und wenn mich einst meine Klugheit verläßt, möge mein Stolz dann noch mit meiner Thorheit fliegen!"

Seine Schriften hat die Mutter nicht gelesen. Sie standen immer in schöner Ordnung auf einem Schränkchen in ihrer „Guten Stube". Vielleicht hat die Scheu vor den Anschauungen, die ihren eigenen so weltenfern waren, sie zurückgehalten. Aber sie hat mir auch erzählt, daß sie ihren Sohn öfters gefragt habe, welches seiner Bücher sie lesen könne; er habe immer geantwortet: „Keins, meine liebe Mutter; sie sind für ein anderes Publikum geschrieben." So hatte sie auch keine Vorstellung von seinen Lehren und keinen Begriff von dem Werth seines Nachlasses. Man nimmt jetzt mit gutem Grund an, daß ein Theil der in Turin, Genua und Sils-Maria zurückgelassenen Manuskripte Nietzsches verloren ist. Die Verantwortung dafür hat man Frau Nietzsche zuschieben wollen. Sehr mit Unrecht. Nietzsches Mutter ist Mitte Januar 1889, also kurz nach Ausbruch der Krankheit ihres Sohnes, mit Overbeck in Basel zusammengetroffen und hat ihn damals ausdrücklich mit der Sorge für Nietzsches gesammtes Manuskriptenmaterial betraut. Daß Overbeck sich der übernommenen Verantwortung auch bewußt war, beweist ein Brief, den er am vierzehnten April 1889 an Frau Nietzsche schrieb. Da spricht er innerhalb einer Erörterung über Nietzsches Manuskripte von der „Führung der Angelegenheiten Ihres Sohnes" und von „bisherigen Abmachungen, mit denen es so bleiben soll, wie es ist." Nur ihn, nicht Nietzsches Mutter, trifft also eine Schuld, wenn werthvolle Manuskriptstücke verloren sind.

Frau Nietzsche ist mehr als drei Jahre vor ihrem Sohn gestorben; sie sah noch, wie die Tochter den Nachlaß des Bruders zu sammeln, zu ordnen,

herauszugeben begann. Die Hauptsorge ihrer letzten Lebensjahre war, daß sie zu früh der Pflegerinpflicht entzogen werden könne. Doch muß man sagen, daß Nietzsche während der drei Jahre in Weimar unter der eben so aufopfernden Pflege der Schwester noch einmal in gewissem Sinne aufgelebt ist: der Aufenthalt in der schönen Villa hoch über der Stadt, die Terrasse mit dem weiten Blick auf die klaren, ruhigen Landschaftformen, die freie, reine Luft waren zweifellos ungleich günstiger für ihn als das kleine, etwas im Gebüsch versteckte Häuschen in Naumburg; und er war als Kranker noch eben so abhängig von Wetter, Luft, Licht, Aussicht wie in den Tagen seiner besten Schaffenskraft.

Diese kurze Skizze mag genügen. Geht man in der Richtung der einzelnen Andeutungen weiter, so kann man sich leicht ein der Wirklichkeit ähnelndes Bild von dem Charakter und dem Leben der Mutter Nietzsches machen. Welche Eigenarten Nietzsches sich etwa aus dem Typus seiner Mutter und ihrer Rasse ableiten ließen: Das mag sich Jeder, der Interesse dafür hat, selbst zurechtlegen.

Florenz. Dr. Richard Oehler.

Vereinsamt.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Wohl Dem, der jetzt noch Heimath hat!

Nun stehst Du starr,
Schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist Du Narr
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Thor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
Was Du verlorst, macht nirgends Halt.

Nun stehst Du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton!
Versteck, Du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Weh Dem, der keine Heimath hat!

Friedrich Nietzsche.

Das Budget einer armen Frau.

(Aus Gottlieb Schnapper-Arndts wissenschaftlichem Nachlaß.)

Damit nur ja Niemand glaube, ich habe die Absicht, durch eine etwas sensationell klingende Ueberschrift die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen, so sei gleich von vorn herein bemerkt: Frau B... ist eine arme, alte Frau, die ein langes Leben der Arbeit hinter sich hat und die jetzt Armenunterstützung empfängt. Kein wechselvolles Schicksal. Wir kennen ihr Leben und Erleben, wenn wir einen Tag ihres Lebens kennen; keine interessante Persönlichkeit, keine Proletarierphilosophin: ein schlichtes Frauchen, zäh und gescheit, wie man es eben sein muß, um bis ins Greisenalter den Kampf ums tägliche Brot immer und immer wieder ausfechten zu können. Leben und Persönlichkeit von Frau B... vermögen uns nur wenig zu interessiren. Aber die Zahl Derer, die das selbe Leben führen wie diese Frau, ist Legion: Frau B... repräsentirt einen Typus; und das Typische interessirt immer.

Doch mein Interesse an Frau B... ist nicht nur ein wissenschaftliches. Gewiß: man könnte auch mit kühler Sachlichkeit nur von den Thatsachen ihrer kümmerlichen Existenz berichten. Das wäre die rein deskriptive Methode, die nicht blos einem Zeitalter müder Skepsis behagt, sondern die stets Freunde findet, da sie uns einen zwar nur geringen, dafür aber völlig gesicherten wissenschaftlichen Besitz verschafft. Aber können wir (richtiger: wollen wir) diese Methode immer anwenden? Wir wollen nicht; schon wenn es sich nur um tote Dinge handelt, begnügen wir uns ungern mit ihrer Beschreibung; ihren ursächlichen Zusammenhang möchten wir kennen lernen. Wenn wir es jedoch mit menschlichen Dingen zu thun haben, dann lassen uns darüber hinaus noch die Fragen keine Ruhe: Muß es so sein? Kann es nicht anders, kann es nicht besser werden? Reflexionen, die einen künftigen Systematiker der Gesellschaftwissenschaften vielleicht zu einer neuen Theorie der Sozialpolitik führen können, die mir aber nur helfen sollen, die subjektiv gefärbte Art meiner Darstellung zu erklären.

Und doch: eigentlich hätte ich hier nur ein Amt und keine Meinung; denn nicht ich bin auf die Idee gekommen, den Wirthschaftmikrokosmos von Frau B... zu schildern, und nicht ich habe mit emsigem Fleiß das Quellenmaterial dazu gesammelt. In Gottlieb Schnapper-Arndts reichem wissenschaftlichen Nachlaß, dessen Bearbeitung mir anvertraut ist, fand ich das ein Jahr lang von ihm sorgfältig geführte Haushaltungbuch von Frau B... und noch manche andere Aufzeichnung über sie; was ich hier gebe, ist also kaum mehr als verbindender und erläuternder Text. Da wird man am Ende die Objektivität des Herausgebers vermissen, der doch nur ein geistiger Sachwalter sein soll. Wie aber, wenn es gerade meines Amtes wäre, eine Meinung zu haben? Schnapper-Arndt (man kennt ihn als Sozialstatistiker und Wirthschafthistoriker) war ein Mensch, bei dem, nach dem Wort eines bedeutenden Mannes, der Wunsch, zu helfen und zu bessern, zuletzt doch den Drang nach Erkennen und nach Verstehen überwog. Diese soziale Gesinnung durchleuchtet all seine Arbeiten, am Hellsten vielleicht die letzte, bereits nach seinem Tode erschienene: „Nährikele",*) diese durch ihre schlichte Einfachheit und Herzlichkeit so ergreifend wirkende Schilderung des armsäligen Lebens einer Näherin.

*) G. Schnapper-Arndt, Vorträge und Aufsätze, herausgegeben vom Dr. L. Zeitlin (Tübingen 1906).

Vom „Nährikele" aber zu Frau B... spinnen sich seine Fäden; denn zur Beobachtung dieser Frau entschloß sich der Gelehrte nur, um die von der Näherin über ihre Ernährung gemachten Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Die Geringfügigkeit ihres Nahrungbudgets hatte ihn stutzig gemacht und seine gewissenhafte Art fand in dem bequemen Trost, es werde schon richtig sein, keine Beruhigung. So begann er denn, die winzige Verbrauchswirthschaft von Frau B... zu untersuchen; ein ganzes Jahr lang wurde entweder täglich oder doch wenigstens jeden zweiten Tag durch ihn selbst oder durch seine Sekretärin in Wägungen und Messungen ihr minimales Nahrung- und Ausgabebudget bis ins kleinste Detail aufgenommen. Und der praktische Werth? Zunächst möchte ich den naheliegenden Einwand abwehren, daß die Frau für die lästige Beobachtung gewiß entschädigt worden sei und daß daher die gewonnenen Ergebnisse den eigentlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Solchen Ueberexakten diene zur Beruhigung, daß Frau B..., da sie seit Jahren Armenunterstützung empfängt, ohnehin auf die Wohlthätigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen ist, daß jedoch in Schnapper-Arndts sehr sorgsam geführten Tabellen auch noch alle Extrazuwendungen berücksichtigt worden sind; und trotzdem ist der Konsum ein so staunenswerth geringer, daß wir ein „Noch weniger" überhaupt nicht begreifen könnten. Die Untersuchungen sind für die Sozialforschung also brauchbar; steht aber der Aufwand von Mühe im Verhältniß zur gewonnenen Erkenntniß? Ich glaube: Ja; denn ich sagte schon, daß wirs mit einem Typus zu thun haben. „Nicht das Leben eines Menschen, das Leben Vieler erzählt, wann immer wir uns in die Geschichte eines Einzigen vertiefen": dieses kluge Wort Schnapper-Arndts hat auch hier seine volle Berechtigung.

Und die Methode? Erreicht man auf anderem Wege mehr, kann man rascher ans Ziel kommen als durch so intensiv monographische Schilderung? Paul Göhre, der mit Recht Gehör fordern darf, wenn von diesen Dingen gesprochen wird, erhofft von einem anderen Verfahren wohl mehr. Auch er will ja allgemeine Kenntniß vom Leben des heutigen Proletariates so weit und so tief wie möglich zu verbreiten suchen; doch aus der Feder von Proletariern selbst. Drum gab er die „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters" heraus. Aber nur wenige Hände, die mit den Ehrenmalen der Arbeit geschmückt sind, werden die Feder zu führen wissen. Einstweilen dürfte daher auch noch die Thätigkeit Derer zur Förderung der Kenntniß sozialer Dinge beitragen, die als wissenschaftliche Hilfsarbeiter mit Kopf und Herz dem Einen oder dem Anderen aus dem arbeitenden Volke dabei behilflich sein wollen, von einem Leben zu erzählen, das ein Leben Vieler, viel zu Vieler ist.

* * *

Frau B..., ein Mütterchen von bald vierundsiebenzig Jahren, ist vollständig auf Armenpflege und private Wohlthätigkeit angewiesen. Sie braucht sich Dessen nicht zu schämen, denn ein langes Leben harter Arbeit liegt hinter ihr. Erst als vor ungefähr achtzehn Jahren die Augen sich zu trüben begannen, konnten sich die Hände nicht mehr so fleißig regen wie bisher; Nähen und Stricken sind nicht gut für kranke Augen. Kleiner und kleiner wurde also der (ach, so karge!) Verdienst, der wohl immer nur gerade zur Bestreitung des Lebensunterhaltes ausgereicht hatte; und da keine Menschenseele für die einsame alte Frau sorgte — Mann und Kinder sind schon vor vielen Jahren gestorben —, nahm sich die Armenpflege ihrer an. Frau B... darf trotzdem die Hände nicht müßig in den Schoß legen.

Da ist ein Haushalt, der, wenn er auch nur eine Welt im Kleinen bildet, doch versorgt sein will; da muß geheizt und gekocht, gewaschen und geputzt, genäht und geflickt werden. All Das, was die Frau zu ihrem Unterhalt braucht, kauft sie selbst ein; und sie scheut nicht den weiten, für die Greisin beschwerlichen Weg nach der Markthalle, um durch billigeren Einkauf einige Pfennige zu ersparen. Wenn die Armen ausruhen dürfen von den Mühen des Kampfes ums Dasein, müssen sie sich immer noch tüchtig rühren.

Die Armenunterstützung begann Ende der achtziger Jahre mit einem wöchentlichen Beitrag von anderthalb Mark und einer monatlichen Brotspende. Als dann zunehmende Augenschwäche der Frau B... das eigene Verdienen immer mehr erschwerte, wurden die Beiträge erhöht: erst auf zwei, später auf drei, dann auf vier Mark; heute sinds wöchentlich fünf. Im Lauf der Zeit ist auch die Brotspende durch Barunterstützung ersetzt worden; jetzt erhält die Frau dafür monatlich zwei Mark vom Armenverein. Ohne Berücksichtigung gelegentlicher Zuwendungen in Bar oder in Naturalien setzt sich das Einkommen heute zusammen aus der Unterstützung durch die Armenpflege: zwanzig Mark monatlich und aus der durch den Armenverein: zwei Mark monatlich; ihr gesammtes Jahreseinkommen würde demnach rund 264 Mark betragen. Nicht ganz klar ist mir freilich, ob sie nicht auch noch jetzt, wie vor einigen Jahren, zur Miethe, ohne ihr Wissen, einen kleinen Zuschuß erhält; denn der Miethpreis von monatlich fünf Mark scheint ein auffallend geringer für ihr Zimmerchen, das sie im ersten Stockwerk eines Vorstadthäuschens bewohnt und das verhältnißmäßig geräumig und luftig ist.

Den 238 Mark 72 Pfennigen, die sich nach den sehr genauen Feststellungen Schnapper-Arndts für die Zeit vom Juli 1901 bis Juni 1902 als das Total-Einkommen der Frau ergeben, stehen nach eben so genauen Ermittelungen 231 Mark 59 Pfennige Ausgaben gegenüber. Also noch eine Ersparniß von etwa 7 Mark? Ach nein: die 7 Mark fehlen; eine böse Differenz! Doch wir wollen nachsichtig sein. Die Frau kann ihre meisten Bedürfnisse nur durch Einkauf im Kleinsten befriedigen und bei der recht beträchtlichen Anzahl von Ausgabeposten, die so zusammenkommen, konnte der eine oder andere wohl vergessen werden. Freilich hätte sich das Budget durch Einführung von Ausgleichskonten leicht ins Gleichgewicht bringen lassen; aber ich möchte die Bilanz dieser Haushaltung lieber nicht „frisiren“; in ihrer naiven Unverdorbenheit, ohne Anspruch darauf, daß „es stimmt“, erscheint sie mir charakteristischer. Soll man über die Zusammensetzung der Ausgaben viele Worte verlieren? Sie bestätigt nur aufs Neue, hier allerdings in ganz auffallender Weise, die bekannte und betrübende Thatsache, daß bei kleinen und kleinsten Einkommen ein unverhältnißmäßig hoher Bruchtheil auf die Befriedigung der absolut nothwendigen Bedürfnisse verwendet werden muß: 60 Prozent gehen für Nahrung, 25 für Wohnung, 8,5 für Heizung und Beleuchtung auf. Daß diesen Ziffern gegenüber die Ausgaben für Kleidung recht niedrig sind, erklärt sich dadurch, daß dieses Konto durch Geschenke einigermaßen entlastet wird; das Selbe gilt vom Mobiliarkonto. Frau B... hat sich in ihrer bescheidenen und klugen Art manche Gönnerin erworben, die dem alten Mütterchen durch allerlei Zuwendungen besonders an Feiertagen gern eine Freude bereitet.

Mit einem Jahresbudget von 138 Mark 34 Pfennige für Nahrung auszukommen und dabei auch satt zu werden, ist gewiß keine Kleinigkeit. Und unsere

Bewunderung für das haushälterische Talent der Frau wird nicht geringer, auch wenn wir erfahren, daß sie während der Zeit dieser Aufnahme etwa sechzehn Mittagsmahlzeiten in einer Familie einnahm, für die sie damals noch strickte, und daß ein gutes Theil von Dem, was sie Ostern und Weihnachten als Geschenk erhielt, Nahrung- und Genußmittel verschiedenster Art waren. Brot, Brötchen und Kaffee: Das ist die Hauptnahrung der Frau; die typische Armeleutkost. Und doch weiß Frau B... ihr geschickt die Einförmigkeit zu nehmen. Kaffee und Brötchen standen freilich immer auf ihrem Menu; aber daneben welche Fülle eigenartiger Gerichte und Speisekombinationen! Besonders an hohen Festtagen erglänzen die Kochkünste der Frau B... im hellsten Licht; dann tritt Kuchen an die Stelle des trockenen Brötchens und auf dem Mittagstisch erscheint ein Stück Braten. Wollen wir darüber lächeln, daß vielleicht erst mit dem Duft dieses Bratens Etwas wie Weihnachtstimmung in das Stübchen der alten Frau kommt?

Aus Frau B...s Küchenzettel:

17. August 1901: Kaffee und 1 Brötchen. Gekochte Kartoffeln und Reineclauden. Vier Uhr: Brötchen. Abends: Kaffee, 1 Brötchen, Brot mit Reineclauden.

4. September 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Gebrannte Griessuppe, Kartoffelpfannkuchen mit Apfelgelee, Kaffee, 1 Brötchen. Vier Uhr: Brot mit Gelee. Abends: Kaffee, Brot mit Gelee.

15. September 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Suppe von Mehlkloßbrühe mit Brötchen, Schmalzzwiebeln, Mehlklöße und Zwetschen, Kaffee. Vier Uhr: Zwetschenbrot und gewärmten Kaffee. Abends: Kaffee, 1 Brötchen.

2. Oktober 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Kartoffelstücke, Fleisch in brauner Sauce, Brot, Kaffee. Vier Uhr: Zwetschenbrot. Abends: Kaffee, Zwetschenbrot.

23. Oktober 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Gewärmte Erbsensuppe, Kaffee, Butterbrot. Vier Uhr: Brötchen. Abends: Thee und Butterbrot.

12. November 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Schwarze Brotsuppe, gebackene Klöße und Zwetschen, Kaffee, Brötchen. Vier Uhr: Wurstfettbrot. Abends: Wurstfettbrot, Kaffee, Brötchen.

11. Dezember 1901: Kaffee, 1 Brötchen. Linsensuppe, Leberwurst, Kaffee, Brötchen. Abends: Uebriggebliebene Linsen und Wurst, Kaffee, Brötchen.

25. Dezember 1901 (Weihnachten!): Kaffee und Kuchen. Mittags: Suppe von Kalbsfuß mit Brötchen, Schweinebraten und Kartoffeln. Zwei Uhr: Kaffee und Kuchen. Abends: Kaffee und Kuchen.

29. Januar 1902. Kaffee, 1 Brötchen. Chokolade und 2 Brötchen. Vier Uhr: Latwergbrot. Abends: Kaffee, Latwergbrot, Brötchen.

16. Februar 1902: Kaffee, 1 Brötchen. Grüne Kernsuppe, Rindfleisch, Kartoffelsalat mit rothen Rüben gemischt, Kaffee, Brötchen. Vier Uhr: Brötchen. Abends: Butterbrot und Thee.

30. März 1902 (Ostern!): Kaffee, 1 Brötchen. Fleischbrühe mit Ei und Brötchen, Rothkraut, Rindfleisch, Kaffee, Brötchen. Vier Uhr: Kuchen. Abends: Kaffee und Kuchen.

3. April 1902: Kaffee, 1 Brötchen. Brötchensuppe aus Zwiebel und Mehl, Kartoffelsalat mit Schmalzkraut vom vorigen Tage, Kaffee, Brot. Vier Uhr: Butterbrot. Abends: Kaffee und Brötchen.

138 Mark 34 Pfennige konnte Frau B... vom Juli 1901 bis Juni 1902

für ihre Nahrung ausgeben. Sehr große Abweichungen dürfte das Nahrungbudget auch in anderen Jahren nicht aufweisen; ungefähr die selbe Summe mußte wohl schon lange genügen Aber die Wissenschaft beruhigt sich nicht bei einfachen Thatsachen; sie fragt: Ist es möglich, daß ein Mensch bei solcher Ernährung überhaupt leben kann? Und sie giebt die Antwort: Man kann bei solcher Ernährung nicht leben. Das wenigstens, was nach dem heutigen Stande der Physiologie als Minimum für eine dauernde Ernährung verlangt wird, muß einen größeren Nährwerth enthalten als die tägliche Durchschnittsnahrung bei Frau B. . . Aus einer Tabelle, die ich mit der gehörigen Vorsicht aufgestellt habe, geht hervor, daß Frau B. . . an ausnutzbaren Nährstoffen pro Tag durchschnittlich zu sich nahm: Eiweiß 39, Fett 43, Kohlenhydrate 227 Gramm; was insgesammt etwa 1491 Kalorien entspricht.*) Da das Gewicht der Frau kurz nach Beginn der Beobachtung 49½ Kilo betrug und da nach neueren, sehr gründlichen Untersuchungen**) pro Kilo einer leicht arbeitenden Person täglich erforderlich sind: Eiweiß 1,07, Fett 1,21, Kohlenhydrate 4,29 Gramm, so hätte eine für Frau B. . . ausreichende Nahrung an ausnutzbaren Nahrungmitteln zu enthalten: Eiweiß 53, Fett 60, Kohlenhydrate 212 Gramm, was ungefähr 1645 Kalorien entsprechen würde. Aber auch die sechzehn Mahlzeiten außer dem Haus sollen nicht vergessen werden. Diese Mahlzeiten sind allerdings keineswegs üppig zu nennen (gewöhnlich bestanden sie aus einem Teller Suppe mit irgend einer Zukost, die nur höchst selten ein Fleischgericht war) und deshalb darf wohl angenommen werden, daß auch an diesen „fetten“ Tagen das Essen der Armen kaum nahrhafter war als das der „wohlhabenden Frau“, für die Forster***) folgende Tagekostsätze aufgesetzt hat: Eiweiß 70, Fett 100, Kohlenhydrate 190 Gramm oder insgesammt 1996 Kalorien. Frau B. . .s Ernährung war also an sechzehn Tagen vielleicht um je 505 Kalorien besser als gewönlich. Diese sechzehnmal 505 Kalorien, auf das ganze Jahr vertheilt, erhöhen um rund 22 Kalorien den Werth ihrer durchschnittlichen Tagesernährung, die damit auf 1513 Kalorien steigen würde. Gegenüber den zur Ernährung als erforderlich angenommenen 1645 Kalorien bedeutet Das noch immer ein Minus von über 8 Prozent. Diese Differenz erscheint deshalb besonders bedenklich, weil der Kostsatz von 53 Gramm Eiweiß, 60 Gramm Fett und 212 Gramm Kohlenhydraten im Vergleich zu Dem, was Andere fordern, wirklich als Minimalsatz gelten darf. Chronische Unterernährung: so lautet daher in dürren Worten das Ergebniß der Bilanz. Und doch lebt Frau B. . .! „Lebt“ sie? Gewiß; sie hat ein Alter erreicht, das nur Wenigen beschieden ist, und sie macht trotz ihrem Alter durchaus nicht den Eindruck einer hinfälligen Greisin. Das aber soll uns nicht täuschen. Wenn wir auch oft und gern das Leben gegen die Theorie ausspielen: diesmal wollen wir doch lieber glauben, daß die Theorie im Recht ist, wenn sie die Ueberzeugung, man könne sich das Essen gänzlich abgewöhnen, nicht theilen will.

* * *

---

*) Nach der bekannten Umrechnungformel:
1 g Eiweiß = 4,1 Kal., 1 g Fett = 9,3 Kal., 1 g Kohlenhydrate = 4,1 Kal.

**) Neumann: Experimentelle Beiträge zur Lehre vom täglichen Nahrungbedarf u. s. w. (Archiv für Hygiene Bd. 45).

***) Pettenkofer und Ziemssen: Handbuch der Hygiene. I.

Um ein Bild von Frau B. . .s Verbrauchswirthschaft zu geben, hätte eine sachliche Bearbeitung ihres Haushaltungbuches und der sonst noch vorhandenen Notizen vollkommen genügt. Doch wie gesagt: das Schicksal Derer, die in dieser alten Frau eine Repräsentantin finden, schien mir mehr als ein nur sachliches Interesse zu verdienen nnd das Studium der über sie geführten „Akten" befriedigte mich nicht. Ich beschloß, Frau B. . . aufzusuchen. . . . .

Straßenfluchten, die eine Großstadt durchqueren, haben eine gewisse Aehnlichkeit mit gewaltigen süd-nördlich fließenden Strömen, deren Lauf durch verschiedene Klimate geht. Mein Weg zu Frau B. . . führte mich aus dem „milden" Klima still-vornehmer Quartiere durch das Centrum des Verkehrs in „rauhere" Gegenden, in eine schier endlos lange Vorstadtstraße, die schließlich im Sande verlief. Das charakteristische Weichbild einer modernen Großstadt: ganz regellos wachsen da und dort aus dem Boden vielstöckige Miethkasernen empor, neben denen sich die wenigen von früher noch stehen gebliebenen Dorfhäuschen recht zwergenhaft ausnehmen. Dazwischen kleine Getreidefelder, Gemüsegärtchen, Bauplätze und neuangelegte, noch unfertige Straßenzüge; Stadt und Land ringen hier um die Herrschaft.

In einem der kleinen Häuser, die wie auf verlorenem Posten stehen, wohnt Frau B. . . Kein ungesundes Wohnen; denn einstweilen führt der Wind noch die reine Luft der nahen Höhen mit und nicht den Rauch und Ruß aufs Land gezogener Industrien. Das Zimmerchen liegt im ersten Stockwerk; es ist ziemlich geräumig, hell und sauber: sauber freilich nicht im Sinn einer Erzählung aus der Gartenlaube; nicht „blitzblank": wie könnte Das auch sein in einem Raume, der zu gleicher Zeit als Wohn- und Schlafzimmer, als Küche und Vorrathskammer benutzt wird? Von meinem Kommen hatte ich die Frau benachrichtigt; mein Besuch beunruhigte sie nicht, denn die früheren „Sitzungen" waren ihr noch klar in der Erinnerung. Nachdem damals das durch wohlmeinende Nachbarn genährte Mißtrauen bald verscheucht worden war (man hatte gemeint, die Armenunterstützung solle ihr genommen werden), hatte Frau B. . . rasch begriffen, um was es sich handle, und damit die Durchführung der Untersuchung sehr erleichtert. Ich brauchte ihr also den Zweck meines Interviews nicht erst lange auseinanderzusetzen; das lebhafte Frauchen freute sich offenbar auf dieses jedenfalls nicht ganz alltägliche Plauderstündchen. Und mit stiller Heiterkeit erzählte sie mir die Geschichte ihres Lebens, dessen ernster Inhalt so gar nicht zu diesem Ton passen wollte.

In Frankfurt am Main, wo sie jetzt lebt, ist sie auch geboren; nicht als Proletarierkind, sondern als die Tochter eines kleinen Beamten der Stadt, die damals noch eine Freie Reichsstadt war. Hier hat sie ihr ganzes Leben verbracht; nur einmal fuhr sie zu kurzem Besuche von Verwandten nach Hanau, das mit der Eisenbahn in drei Viertelstunde bequem zu erreichen ist. Ganz in der Nähe ihrer Vaterstadt liegen Deutschlands schönste Gaue; sie hat sie nie durchwandert; Nur eine Stunde braucht man, um an den Rhein zu gelangen; sie hat ihn nie gesehen. Doch auch von Dem, was die Stadtmauern umschließen, kennt sie nur wenig; so gut wie nichts von Dem, was Freude in unser Leben bringt. Aber ich will nicht übertreiben. Nachdem ich ihr fast alle Vergnügungen aufgezählt hatte, die meiner Ansicht nach eine moderne Großstadt Jedem bietet, und mir auf die Frage, ob ihr Dergleichen bekannt sei, stets ein „Nein" zur Antwort geworden war, sagte sie doch wenigstens einmal „Ja". Einmal (es mag jetzt fünfzig Jahre

her sein) war Frau B. . . im Theater; Konzerte und Museen, Palmengarten und Zoologischer Garten sind ihr fremd. An Sonntagnachmittagen mitunter ein Spazirgang in den nahen Stadtwald, in früheren Jahren wohl auch Betheiligung an einem jährlich einmal stattfindenden Volksfest: an andere Vergnügungen vermochte sie sich nicht zu erinnern. Mehr wußte sie von Arbeit, Krankheit und Noth zu berichten. Sie war noch ein junges Ding, als der Vater starb; und nun hieß es: verdienen. Die zu Hause erworbene Fähigkeit im Nähen und Stricken erleichterte die Berufswahl; sie wurde Näherin. Und diesem Beruf ist sie treu geblieben: wohl verrichtete sie gelegentlich Aufwartedienste, dann wieder war sie als Zeitungausträgerin thätig, Nähen aber blieb ihre Hauptbeschäftigung, die nur während der zehnjährigen Ehe manchmal ruhen mußte. Die Pflege von vier kranken Kindern (sie alle sind früh gestorben) und des leidenden Mannes ließ ihr wohl kaum viel freie Zeit. Als dann der Mann gestorben war, da rührten sich die Hände wieder fleißig: und erst als die alten Augen sich zu trüben begannen, legte sie Nadel und Faden nieder. Und welchen Lohn empfing sie bei einer meist elfstündigen Arbeitzeit? In den ersten Jahren brachte ihr die Arbeit in den Häusern der Kunden einen Tagelohn von 30 Kreuzern und Beköstigung. Später arbeitete sie gegen Stücklohn für ein Geschäft und stieg bis zu einem Wochenlohn von etwa 6 Gulden. Aber mehr als 10 Mark wöchentlich hat sie auch nach 1870 nie verdient, und um nur leben zu können, mußte sie schon den Sonntag zu Hilfe nehmen. Das brachte ihr in Bürgerhäusern 60 Pfennige und das Essen ein. Finanziell am Günstigsten stand sie wahrscheinlich in dem ersten Jahr ihrer Ehe; damals war der Mann noch gesund und verdiente als „Ruthenschläger“ bei einem Geometer etwa 12 bis 18 Gulden wöchentlich. Relativ am Meisten verdiente sie selbst als Zeitungausträgerin; der Monatslohn betrug zwar nur 15 Mark (später noch weniger); doch da das vornehmste Viertel der Stadt ihren Bezirk bildete, so hatte sie aus Meß- und Neujahrsgeld eine ganz ansehnliche Nebeneinnahme, die sich nach ihren Angaben edesmal auf etwa 150 Mark belief. Sie konnte es damals besonders gut brauchen, denn ihr Mann war schon so leidend, daß er nichts mehr zu verdienen vermochte.

Seit Ende der siebenziger Jahre empfängt Frau B. . . Armenunterstützung, auf die sie heute völlig angewiesen ist. Zu arbeiten hat sie freilich immer noch genug; doch ums tägliche Brot braucht sie sich wenigstens nicht mehr zu sorgen und einige Mußestunden bleiben ihr wohl auch. An langen Sommerabenden sitzt sie dann ruhig in ihrem Lehnstuhl (dem Geschenk einer Gönnerin), im Winter geht sie bald nach Eintritt der Dunkelheit ins Bett, um Licht und Heizung zu sparen; lesen kann sie der Augen wegen nur wenig. Es lag nah, daß vom Lesen das Gespräch auf die geistigen Bedürfnisse der Frau kam. In ihrer Kindheit hat sie die Bürgerschule besucht. Das Leben ließ ihr dann allerdings nur wenig Zeit, den Schatz der dort erworbenen Kenntnisse zu mehren; doch in den paar freien Stunden, die ihr ab und zu blieben, las sie gern. In dieser Unterhaltung über Lecture ging es jedenfalls ehrlicher zu als in manchem Ballgespräch. Die großen Dichter unseres Volkes kennt Frau B. . . dem Namen nach wohl, aber den Klassikern zog sie doch die Schriftsteller vor, die nicht so „überspannte“ Geschichten geschrieben haben, sondern Romane, „die aus dem Leben gegriffen sind“. Ein naives und doch so begreifliches Interesse am Thatsächlichen: auch darin zeigt sich, daß sie von den Lebensschicksalen bedeutender Männer immerhin mehr wußte als

von deren Werken. Neben den Büchern liest sie zum Theil noch heute regelmäßig eine Zeitung, die ihr die Nachbarn leihen. Aber nicht die hohe Politik bekümmert sie: wie gar Viele (die es freilich nicht zugeben), interessirt auch sie sich hauptsächlich für „Lokales“, „Vermischtes“ und „Familiennachrichten“. Auch in dem religiösen Sonntagsblättchen, das sie gratis erhält, liest sie fleißig; denn Frau B. . . ist eine fromme Frau.

Ich nahm Abschied von der freundlichen Greisin und ging, — in zwiespältiger Stimmung. Auch ein sozialer Optimismus darf nicht hoffen, daß uns der Abend des Lebens Besseres bringt als wunschlose Resignation. Ist es nicht gleichgiltig, auf welchem Wege man dahin gelangt? Doch als ich dann kurz nach Feierabend die endlos lange Vorstadtstraße wieder zurückfuhr und von der Arbeit erschöpfte Männer und Frauen mit schweren Schritten an mir vorüberzogen, da wurde mir klar: Ein Anderes ist es, in beschaulicher Ruhe zurückzublicken auf ein Leben, das uns zu wünschen nur wenig übrig ließ; und ein Anderes, nur deshalb still zu sitzen, weil man vom steten Kampf zu müde und kraftlos ist, um sich noch länger gegen ein brutales Schicksal auflehnen zu können.

Frankfurt a. M. Dr. Leon Zeitlin.

Sprüche.

Soll Dir das Spiel ein Vergnügen bleiben,
Mußt Dus mit rechtem Ernst betreiben.

*

Was macht die Leute so brünstig beten?
Sie wollen ernten, wo sie nicht säten.

*

Weshalb um dies Kind mich Sorgen bedrücken?
Es folgt dem Erzieher in allen Stücken.

*

Was für ein unbescheidner Mann!
Er kann Etwas, das ich nicht kann.

*

„Was scheust Du Dich, Ehren zu erreichen?“
Sie hielten mich sonst für Ihresgleichen.

*

Willst Du Dir Menschen in Feinde verwandeln,
Mußt Du sie stets mit Nachsicht behandeln.

*

Mag vor dem Geist sich der Körper neigen:
Hunger erträgt sich länger als Schweigen.

*

„Die Herren reden mit vielem Schwunge!“
Ja, ja, sie denken mit der Zunge.

*

Den inneren Stolz mag die Milde weihen:
Wen Du verachtest, Dem kannst Du verzeihen.

*

Moral! Sie fechten in Deinem Namen,
Wie dumme Jungen für „jene Damen".

*

Natur! Die Herren, die Dich verletzen,
Verfolgen Dich noch mit Sittengesetzen.

*

Gute Gesellschaft.

Zu spucken ist hier nicht anders erlaubt
Als auf eines irrenden Menschen Haupt.

*

Wir haben die Keuschheit nicht verloren;
Nur stieg sie vom Herzen in die Ohren.

*

Ein Handschuh paßt auf jede Hand;
Das Ding wird Paragraph genannt.

*

Goethe.

Lebend bekämpftest Du stets der Philister wimmelnde Schaaren;
Nun bist Du tot und es dient ihnen als Schutzwehr Dein Schild.

*

Puristen.

Freilich, ich muß es bekennen, Ihr nehmt nur die deutschesten Steine.
Aber was macht Ihr daraus? Einen chinesischen Bau.

*

Die Entrüsteten.

Nennt (wenn Ihr gar so treu und bieder seid)
Eure sittliche Entrüstung ruhig Neid.

*

Berühmt zu werden, ist nicht schwer:
Man gebe sich nur zum Narren her.

*

Der Enthusiast.

Ich soll mich begeistern; nun ist mein Kummer,
Daß ich nicht weiß, für welche Nummer.

*

„Siehe den redlichen Mann, so deutsch und so derb und so bieder;
Echte Germanennatur!" Leider kokett wie ein Weib.

*

Wie mögt Ihr mit Geist den Leser kränken?
Man liest doch nur, um nicht zu denken.

*

Die Frauen sind gar schlechte Kenner;
Athleten halten sie für Männer.

*

Kinder, hört, was Zarathustra spricht:
Ruhe ist die erste Herrscherpflicht.

Moskau. Gerhart Oukama Knoop.

Dreißig sozialistische Thesen.

1. Mit dem Wort Sozialismus, das (wie übrigens alle Begriffe) nicht abstrakt zu definiren, sondern nur aus seiner historischen Bedingtheit mehr oder weniger scharf zu umgrenzen ist, faßt man Willensrichtungen zusammen, die auf eine bestimmte, noch näher zu beschreibende Umwandlung der gesellschaftlichen Zustände, der Gewinnung, Herstellung und Vertheilung der Lebens- und Kulturgüter abzielen.

2. Alle Umwandlungtendenzen müssen sich richten (gleichviel, wie weit die Wollenden sich Dessen bewußt sind) erstens nach Dem, was entweder auf Grund von Erkenntnissen oder auf Grund der Lebenslage und des von Beidem geförderten oder gehemmten Trieblebens oder auf Grund von Kulturidealen mannichfacher Herkunft als Nothwendigkeit für die Zukunft empfunden wird; und zweitens nach den Möglichkeiten, die auf dem Grunde der Vergangenheit in den äußeren und inneren Zuständen der Menschen vorhanden sind.

3. Wer bedenkt, wie viel in diesen abgekürzten und komprimirten Worten an Mannichfaltigkeit, Nuancirung und Unvereinbarkeit steckt, wird begreifen und selbstverständlich finden, daß eine so ins Allgemeine und Weite und eben so ins Einzelne und überallhin gehende Tendenz wie der Sozialismus nicht einheitlich sein kann, sondern vielfach verzweigt, zersplittert und differenzirt sein muß.

4. Der Sozialismus richtet sich gegen die in der heutigen Organisation der Gesellschaft ohne Zweifel vorhandene und überall zur Wirklichkeit gewordene Möglichkeit, daß man trotz wirthschaftlich nützlicher Arbeit arm sein, bleiben oder werden kann und daß man trotz wirthschaftlich unnützer Arbeit oder völliger Arbeitlosigkeit reich sein, bleiben oder werden kann; ferner gegen die Möglichkeit und Wirklichkeit, daß man trotz dem Willen zur Arbeit nicht zur Arbeit zugelassen wird. Der Sozialismus will also Zustände schaffen, in denen Jeder durch seine Arbeit sich und den zu seiner Obhut gehörigen Kindern oder Greisen oder sonst Schwachen und Hilflosen nicht nur ein erträgliches, nicht nur ein genußreiches, sondern ein kulturerfülltes Leben schaffen kann.

5. Jeder Versuch, den Sozialismus in schärferen, bestimmteren, festeren Worten zu erklären, führt dahin, daß nicht das Wesen des Sozialismus, sondern einer bestimmten sozialistischen Richtung erklärt wird. Dies soll im Weiteren geschehen, da die Absicht dieser Sätze natürlich ist, eine ganz bestimmte Richtung der Auffassung und des Willens, eben meine, zum Ausdruck zu bringen.

6. Noch einmal wiederholt: Der Sozialist will, daß alle nützlich arbeitenden

Menschen innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft (sammt den dieser Gemeinschaft Angehörigen, die zur Arbeit unfähig oder aus besonderen Gründen von ihr befreit sind) die Möglichkeit zur vollen Theilnahme am Kulturleben haben.

7. Bevor wir nach den Wegen und Mitteln sehen, dieses Ziel zu erreichen, muß gesagt werden, was unter nützlicher Arbeit, was unter einer Gemeinschaft und was unter Kultur zu verstehen ist.

8. Nützlich oder produktiv nennen wir die Arbeit, die solche Güter gewinnt, durch Veränderung herstellt, transportirt oder vertheilt, die für Lebenshaltung und Kultur der Menschen einer Gemeinschaft nothwendig sind. Nützlich ist auch die Arbeit, die mit dem geringsten Kraftaufwand die eben bezeichnete Arbeit organisirt. Nützlich ist jegliche Arbeit, die Hilfsmittel für die produktive Arbeit herstellt oder Hindernisse entfernt. Nützlich ist die Arbeit all Derer, die den Geist und den Körper ziehen und heilen. Nützlich ist die Arbeit forschender Menschen, die darauf abzielt, Gewinnung, Veränderung, Transport und Vertheilung der Lebensgüter zu erleichtern oder zu verbessern. Nützlich ist es, den erarbeiteten Dingen oder den Formen der Arbeit Schönheit zu geben. Nützlich ist es, den arbeitenden Menschen Freudigkeit, Erhobenheit und tiefe Gefühle zu schenken.

9. Doch sind die zuletzt Genannten, die Forscher, die Künstler und die Dichter, schon auf der Grenze. Ihre Thätigkeit und die besondere Anlage ihres Geistes drängt dahin, sich aus dem Bereich produktiver Arbeit zu entfernen. Die Wissenschaft wird zur Weisheit; die Kunst wird ein Handwerk für sich, das nicht mehr den anderen Gewerken dient, sondern den tiefsten Nöthen und Trieben der Menschlichkeit; die Dichtung löst sich von Schlacht, Jagd, Feld- und Weinbau und aller übrigen Arbeit: sie wird Kunst.

10. Nützlich ist nur zu nennen, was dem Leben dient, nicht das Leben selbst. Niemand wird je das Essen, das Gehen und Stehen, das Schlafen oder den Stuhlgang, das Zeugen und das Gebären eine nützliche Arbeit genannt haben. Arbeit ist eine Lebensbethätigung zweiter, künstlicher Ordnung, die im Zustand, in der Bevölkerungdichtigkeit und dem Klima der Kultur zur Lebensbethätigung der ersten oder natürlichen Ordnung nöthig ist. Die Weisheit, die Kunst und das Dichten nun ist eine Lebensbethätigung dritter Ordnung, deren Namen wir gleich nennen wollen: Religion. Sie ist die zu neuer Natur gewordene Künstlichkeit, die nicht mehr dem Leben dient, sondern selbst Leben ist, wie die natürlichen Thätigkeiten, Empfindungen und Triebe unserer Natur, aus denen sie ihren Stoff nimmt. Nimmt sie ihren Stoff nicht aus dem Leben, der Schönheit seiner Stille und seiner Leidenschaften, sondern aus dem Reich zweiter Ordnung, den Mitteln zum Leben, aus der Sphäre des Nutzens und der Arbeit: dann ist Das ein Zeichen, daß die Arbeit gehemmt und desorganisirt ist, daß die Konflikte, Wildheiten und Qualen, die allein dem natür-

lichen Leben vorbehalten bleiben, in ein Reich eingedrungen sind, wohin sie nicht gehören: in den Bereich der Arbeit, die dem Leben dienen soll.

11. Denker, Dichter und Künstler dienen nicht dem Nutzen, sondern dem Luxus oder der Religion. Die Frage ist heute nicht zu beantworten, was rathsam ist: ob in sozialistischer Gemeinschaft diese erhöhten Menschen, deren es immer nur wenige giebt, gut thun, sich produktiver Arbeit zu widmen und für die Religion oder den Luxus die vielen und langen Feierstunden zu erwarten; oder ob die Gemeinschaft sie königlich erhalten und pflegen wird, wie es einst mit den Priestern geschah. Vielleicht auch so: daß sie in jungen Jahren selbstverständlich der Arbeitgemeinschaft angehören, bis ihre Größe so siegreich durchdringt, daß sie nur noch dem Geist und der Einsamkeit oder dem Fest leben können.

12. Es ist nicht wichtig, heute zu sagen, wie dieses Besondere kommen wird; denn gewiß ist hier nicht die Rede von Professoren, Journalisten, Dichterdilettanten und Denkmalmachern, sondern von Wenigen, die man vielleicht immer, auch in den Zeiten sozialistischer Organisation der Arbeit, daran erkennen wird, daß sie verkannt werden. Mögen sie sich schließlich quälen und leiden: wer Luxus schafft, weil sein Leben luxurirt, muß auch im Schmerzerleiden üppig sein.

13. Zur Kultur eines Volkes oder einer Gemeinschaft gehören dem Klima entsprechende Ernährung, Körperpflege, Kleidung und Wohnung, reichliche Muße und, um sie zu ermöglichen, Anwendung aller den Volks- oder Gemeinschaftkräften erreichbaren Technik und, um die Muße schön zu erfüllen, die Mittel zu vielerlei Luxus der Sinne und Triebe, des Leibes und Geistes. Auch darüber ist nichts Bestimmteres in dieser Allgemeinheit zu sagen: Klima, geschichtlich gewordene Bedürfnißstufe, Technik und Luxusgewohnheit bedingen einander und schreiben einander das Maß vor.

14. Jetzt aber, wo wir daran gehen, zu sagen, was ein Volk oder eine Gemeinschaft ist, können wir uns nicht mehr, wie es bisher noch einigermaßen möglich war, mit den üblichen Ausdrücken einig halten. Es ist uns bisher gelungen, viele Besonderheiten durch sehr allgemeine Bemerkungen zu umfassen. Volk aber ist Etwas, das es nicht giebt; und hier läßt sich nur sagen, daß Volk das Gefühl einer Zusammengehörigkeit vieler Menschen im Gegensatz zu anderen solchen Zusammengehörigkeitgefühlen ist, daß aber Natur und Grundlage solcher Gefühle in jedem Fall ihre besonderen historischen Bedingungen hat, die nicht nur keine gemeinsame Wurzel, nicht nur keinen gemeinsamen Gattungbegriff haben, sondern einander nicht einmal ähnlich sind.

15. Volk nämlich, wie man es heute meint, ist ein Mischgebilde aus Nationalität, staatlichen Grenzen und Wirthschaft- oder Kultureinheit. Der Staat und seine Grenzen sind elende Zufallsprodukte der erbärmlichsten Er-

scheinungformen sogenannter Geschichte. Nationalität, Rasse, Stammesqualitäten sind wundervoll tiefgewurzelte und verbindende Individualeigenschaften. Die französische Nation ist ein Sprachverein und darum ein Geistverband und eine Religiongemeinschaft: Rabelais, Molière, Voltaire sind ihr Fürsten und Könige. Eben so die deutsche Nation: das Volkslied ist die Magna Charta dieses glorreichen Bundes und Goethe ist der König darin. Und so haben die Juden ihre Einheit und ihren Jesaias und Jesus und Spinoza. Es gab einmal einen anderen Geistverein, der nicht dem Geist der Sprache unterworfen war und vor den Grenzen des Staates noch viel weniger Halt machte als die Sprache: die Christenheit mit ihrem Dante und ihrer Gothik, die von Moskau bis nach Sizilien und Spanien reichte. Ihr Ursprung war wie der Ursprung allen Geistes: aus den Köpfen, Sehnen und Herzen der Wenigen und aus den dumpf empfundenen Nöthen und Begierden der Völker; ihr Sinn aber, als sie vollendet auf ihrer Höhe stand, war: Ausdruck, Zeichen und Verklärung, Kunst also einer Kulturgemeinschaft zu sein. Die Christenheit mit ihren gothischen Thürmen und Zinnen, mit ihrer Symmetrie des Unsymmetrischen, mit ihrer Freiheit in schöner und strenger Gebundenheit, mit ihren Innungen und Brüderschaften war ein Volk im höchsten und gewaltigsten Sinn: innigste Durchdringung der Wirthschaft- und Kulturgemeinschaft mit dem Geistesbund.

16. Dies aber ist vorbei; und wann der göttliche Ueberwältiger kommt, der über unserer Kultur die Fahne des Geistes spannt und den Sturm des Wahnes wehen läßt, wissen wir nicht. Es gilt, uns einzurichten und klar zu sehen. Die große Einheit ist zerrissen; eine Unzahl kleiner Geistgemeinschaften ist da und will leben und hat keine nothwendige Verbindung mit irgend einer Gesammtkultur. Man begreife doch: das Spinnen und Weben, das Schmieden und Zimmern war einst durchdrungen von einem Geist. Mit unserer Fabrikation und mit unserem Ackerbau, mit unserem Handel und Wandel hat kein Geist und kein Wahn zu thun. Chemiker, Techniker, sogar die Juristen, so weit sie Organisatoren sind (ach Gott!), haben damit zu thun, als nützliche Menschen. Aber der Streit um Darwinismus oder Teleologie, um Willensfreiheit, um Materialismus und Spiritualismus steht auf einem ganz anderen Feld: dieser Geist hat keinen Körper als den Geist selber.

17. Friedrich Nietzsche hat den denkwürdigen und, wenn schöne Anspannung aller Kräfte so genannt werden darf, gewaltigen Versuch gemacht, dem Geiste diesen Körper, diese Beziehung zum Leben, diese Nützlichkeit zu geben. Wenn ich ihn recht verstehe, war der Antrieb seiner heftigen Gedanken wie seiner zartesten Stimmungen dieses Bedürfniß: die verstiegensten Phantasien und Konstruktionen des Geistes, die abgründlichsten Versunkenheiten der Seelen hinab und hinauf zu holen zu den lebendigen Beziehungen der Menschen unter einander: allen Geist aus moralischen Bedürfnissen und

Kräften zu erklären, alle Religionen und Geistgespinnste auf die Bedürftigkeit oder die Machtfülle, jedenfalls also auf das Zusammenleben der Menschen, auf Ethos und Ethnos zurückzuführen. So einfach aber liegen die Dinge nicht: das Christenthum war der Geist der Völker des Mittelalters, nicht, weil es der Ausdruck ihres Lebens und Mitlebens war, nicht, weil es irdische und körperhafte, moralische, Menschen verkettende Bedeutung hatte, sondern im Gegentheil: weil es dem Leben und Mitleben der Menschen einen überirdischen, einen geisthaften Sinn gab; weil es alle Zwecke der arbeitenden oder einander bekriegenden Menschen aufhob, hinaufhob zu einem Zweck der Verklärung und Erlösung. Solchen Sinn der Welt aber giebt der Geist der jetzt lebenden Menschen nicht her; solcher Zweck des Lebens geht in unseren Geist nicht hinein. Und so ist schließlich der Versuch Nietzsches, dessen Geist nicht genug Dunkelheit hatte, dessen Kopf zu hell war, nicht mehr gewaltig, sondern gewaltthätig zu nennen: sein großes Sehnen hat ihn endlich mit kleiner Aushilfe zufrieden sein lassen. Er ertrug es nicht, vor geschlossenem Thor zu stehen. Aber wir müssen es ertragen. Es ist geschlossen.

18. Mit dem Sprachverein, den man Nation nennt, steht es aber genau eben so. Die Nationalität ist eine schöne und liebenswürdige Wahrheit; ihre Verbindung mit dem Wirthschaftleben ist eine Lüge. Es giebt deutsche Sprache; und im Zusammenhang damit deutsche Sitten, deutsche Kunst, deutsche Dichtung. Aber es giebt nicht: deutsche Kohle und deutsches Eisen, deutsche Nähmaschinen und deutsche Chemikalien. Man komme nicht mit gewissen Erzeugnissen, die noch heimathlichen Charakter bewahrt haben: nürnberger Lebkuchen, westfälischen Schinken und Dergleichen. Traurig und elend genug, daß man nicht mehr viel finden kann, wenn man Heimatherzeugnisse aufzählen will. Es wird die Zeit kommen, wo die Arbeit wieder mit der Heimath, mit der Gemeinde und der Landschaft zusammengewachsen ist. Aber nicht mit der Sprache: Heimath und Sprache haben zwar Einiges, aber nichts Entscheidendes mit einander zu thun. Die Heimath ist die Verbindung des Menschen mit der Erde, dem Klima, der Landschaft, vor Allem den geologischen Bedingungen; die Heimath ist der Körper; die Sprache aber ist der Geist. Verbunden sind Heimath und Sprache durch die Sitten und Bräuche: im Engsten also. Die Sprache aber ist beflügelt und weht über die Heimath und Scholle weit hinaus. Die Arbeit dagegen, die auch Heimath und Erdreich verlassen hat, ist nicht die Wege der Nation oder Sprachgemeinschaft gegangen und kann sie nicht gehen, so wenig, wie man mit einem Brotmesser Geige spielen kann. Die Verwirrung im Denken dieser getrennten Dinge ist so unsinnig, daß man grob und dumm reden muß. Die Sprache ist mit der Landschaft verwachsen im Idiom, im Sprachbrauch, im Dialekt; sie wächst darüber hinaus durch die Buch-, Schul- und Kanzelsprache, durch die Prosa der Denkenden und Be-

lehrenden und die Dichtungen der großen Poeten. Da haben wir die Nation. Die Arbeit nun hat, ganz anderen Bedingungen folgend, die Heimath auf dem Lande und die Zünfte in den Städten verlassen und hat größere Märkte des Austausches aufgesucht. Daß der Schein entstand, diese ganz getrennten Dinge hätten Etwas mit einander zu thun, kommt nur daher, daß die beiden Erscheinungen mit dem Staat verquickt und umschlossen wurden. Der Staat hat Bräuche, Sitten und Sprachgewohnheit der Heimath nicht hindern können, zu großer Kunst und umfassendem Sprachgeist zu wachsen; aber die Entwickelung der großen Wirthschaft- und Kulturgemeinschaften, wie sie dem Prozeß der Produktion, der Technik, dem Austausch entsprechen, hat er verfälscht, gehindert und, wo sie werden wollten, zurückgedrängt und vernichtet.

19. Da also der Sozialismus mit den Fragen des Geistes gar nichts zu thun hat, nur so viel zu thun hat, daß er solche geistige Tendenzen, die sich ihm in den Weg stellen, besiegen muß, da er keinerlei Berührung mit Sprachvereinen hat, es sei denn, daß die falsche Auffassung der Nationalität sich ihm wiederum in den Weg stellt, da es ihm nur um die Kultur geht und um die Möglichkeit, daß Alle daran Theil haben: deshalb ist zu sagen, daß das Volk, innerhalb dessen der Sozialismus walten kann, daß das Volk mit sozialistischen Einrichtungen nicht irgend ein Staat und nicht eine Nation ist. Volk ist vielmehr Etwas, das es seit Jahrhunderten nicht mehr giebt. Das erst wieder geschaffen werden muß. Volk ist eine Wirthschaftgemeinschaft. Volk ist ein Kulturverband. Wir haben keinen einenden und bannenden Geist; wir Alle zusammen haben ihn nicht. Wir haben Einzelgeist, Sprachgeist, Gruppengeist; aber der Gott des Volkes ist dahingegangen. Ein Volk von Materialisten, wirthschaftlich gesprochen, gilt es also; um der Kultur, um der Muße, um der Geister willen muß an die Stelle des Staates die Wirthschaftgemeinschaft, das Kulturvolk treten. Das Volk also, von dem wir von nun an sprechen, hat mit Staatsgrenzen und Nationalität gar nichts zu thun. Es ist eine Verbindung zwischen den Menschen, die thatsächlich da ist, die aber noch nicht Verband und Bund, noch nicht höherer Organismus geworden ist. Und da denn doch jeder solcher höhere Organismus, wenn auch in noch beschränktem Maß, wiederum Geist und sogar Wahn ist, sagen wir: Zunächst muß dieser neue Volksgeist, muß dieses neue Volk da sein, ehe der Sozialismus anderswo leben kann als im Geist und im Wunsch einzelner, atomisirter Menschen. Der Sozialismus kann leben, wirklich leben, als Wirklichkeit leben nur in einem Gefüge zweiter, höherer Ordnung: in dem neu werdenden Organismus des Volkes. Das sozialistische Organisiren ist ganz etwas Anderes, als heute die Oberflächlichkeit meint. Auf dem Grunde des Produktion- und Cirkulationprozesses müssen sich die Menschen zusammenfinden, zusammenwachsen zu einem Gebilde, zu einer Zusammengehörigkeit, zu einem Organismus mit unzähligen Organen und Glie-

derungen. Nicht im Staat wird der Sozialismus Wirklichkeit werden, sondern draußen, außerhalb des Staates, zunächst, so lange diese überaltete Albernheit, dieser organisirte Uebergriff, dieser Riesentölpel noch besteht, neben dem Staat.

20. Betrachtet man sich die seltsam zitternde, zuckende, krause und verrückte Linie, die die Grenzen eines Staates, wie etwa des Deutschen Reiches, ausmacht, so gewahrt man sofort, daß in diesem Gebilde eines kindisch gewordenen oder gebliebenen Entwerfers nur ein Strich Wirklichkeitsinn hat: die Küste. Man könnte, von einem erhöhten Standpunkt aus, freilich sagen: die Küstenlinie sei auch wirr und wahnsinnig genug und der Geist, der die Staaten geschaffen, sei eben darum dem schöpferischen Naturgeist ähnlich, weil keine Vernunft darin sei, sondern nur die zwecklose Nothwendigkeit der Natur. Das wäre so eine echte, rechte Pfaffen-, Sophisten- und Feiglingsrede. Denn ob die Natur Zwecke hat oder nicht, kann hier völlig außer Betracht bleiben, Menschenzwecke hat sie jedenfalls nicht. Der Staat aber will doch eben offenbar ein Gebilde sein, das den Zwecken der Menschengemeinschaft dient. Ich weiß, daß um diese Bemerkung herum die dürren und klappernden Gespenster des Naturrechtes, Vernunftrechtes und der historischen Rechtsschule spuken; auch die Darwinisten möchten sich wohl gern zum Wort melden. All dies Gelehrtengespräch sei unbeachtet gelassen; wir kommen darüber hinweg, wenn wir ohne Weiteres zugeben, nicht zugeben vielmehr, sondern als eine Unterstützung unserer Thesen aufstellen, daß die Geschichte der Menschen und die Entstehung der Staaten in der That trostlose Aehnlichkeit mit dem Wachsen geologischer Schichten und ähnlichen Naturprozessen hat. Die Häufung vieler kleinen Unbewußtheiten, veränderlicher Anpassungen und Unterwerfungen in Verbindung mit gelegentlichen Katastrophen hat wirklich die Staaten aufgebaut und die Geschichte gemacht. Trotzdem ist es das Kennzeichen des Menschen, daß er nach seiner Erinnerung und seinem Wissen, seiner Vergleichung und seinem Denken, der Bewußtheit seiner Triebe und seinem nothwendigen und darum mächtigen Willen sein Leben und sein Zusammenleben bestimmt. Der Mensch setzt sich Zwecke und benutzt historisch überkommene Einrichtungen und Gebilde, benutzt die Möglichkeiten der Wirklichkeit, nicht, wie sie dumpf, aus ihrer Schwerkraft heraus weiterdrängen oder in ihrer Trägheit beharren wollen, sondern, wie er will. Dieser Wille ist nothwendig; ein dummer Schulausdruck sagt dafür: unfrei. Die Lehre von der Unfreiheit des Willens leugnet nicht, daß ein Wille sei, leugnet nur, daß irgend ein Wille anders sein könne, als er ist. Das ist selbstverständlich. Der Wille: Das heißt: das äußerst komplexe Seelengemenge aus Trieben, Lustgefühlen, Ahnungen und Ideenassoziationen, das sich als Ouverture, begleitende Musik und Finale um die Handlung schmiegt (wo es nicht in willensreichen, aber thatarmen Neurasthenikern Musik ohne Handlung bleibt), der Wille ist durch Nothwendig-

keit ein Wille, ist kein Kohlkopf und keine Haselnuß, sondern muß Wille sein; und kann nicht Erdäpfel wollen, wenn er Burgunderwein will. Eben darum ist er Wille; und man möchte fast sagen: Je gezwungener ein Wille ist, um so zwingender ist er. Doch ist Dies so nur in rhetorischer Knappheit gesagt und müßte anders lauten, wenn hier für eine längere nuancirende Auseinandersetzung Zeit wäre. Denn freilich giebt es in keiner Nothwendigkeit, also auch nicht in der des Willens, Steigerungunterschiede; Alles ist gleich nothwendig, wie es ja das Selbe ist, ob ich sage: Etwas ist nothwendig, oder einfach: Es ist. Wohl aber giebt es Unterschiede in der Herkunft dieser Nothwendigkeit. Es ist etwas Anderes, ob der Wille aus dem Willen geboren ist oder aus dem Unterleib. Ob der Mensch wollen muß, weil es ihn mächtig ins Verstiegene und Prachtvolle treibt, oder, weil die Peitsche des Elends oder der Roheit über ihm klatscht. Ob der Staat weiterwächst, weil viele kleine Erbärmlichkeiten möchten und nicht möchten, oder ob er überwunden wird, weil gewaltige Sehnsüchte und Leidenschaften, Einsichten und Formtriebe sich ans Gestalten machen. Es ist ein Unterschied, ob ein wilder Irrsinn aus der Vergangenheit her den Griffel führt oder ob künstlerischer Sinn und die Intuition des Genies nach dem Werdenden hin klare Konturen zieht.

21. Der Wahnsinn des Staates ist, daß er ein Zweckgebilde ist, daß er aber Formen und Grenzen des Raumgebildes hat.

22. Es giebt im Gemeinschaftleben der Menschen unserer Zeit nur ein zweckmäßiges Raumgebilde, von dem später zu reden sein wird: die Gemeinde und den Gemeindeverband.

23. Die Grenzen der Gemeinde sind durchaus sinnvoll (was natürlich nur den Wahnsinn, aber im Einzelfall nicht den Unsinn und die Zweckwidrigkeit ausschließt): sie umschließen eine Oertlichkeit, die natürlich da aufhört, wo sie aufhört.

24. Der Staat aber ist durchaus nicht eine ausgedehnte Oertlichkeit, wie die Gemeinde eine beschränkte ist. Was die Menschen im Staat vereinigt, ist nicht das Zusammenwohnen, sondern ein wirrer Haufe von Zwecken, die durch Geschichte, Herkommen und Gewalt in einander geneſtelt sind.

25. Daß der Staat durch Wanderung und Niederlassung von Stämmen entstanden ist, wissen wir. Da war ein Volk, das besetzte und besaß dann ein Land. Staat und Land war Eins: der Staat war eine Oertlichkeit, die besiedelt, bestellt und vertheidigt werden mußte. Es war das Stammesland, das Land der Väter, das Vaterland. Die Erde, die bestellt wurde, die Menschen, die darauf zusammenlebten, und die Einrichtungen, die sie sich für ihre Zwecke gaben: diese Drei waren Eins; und Einrichtungen und Gesetze waren verbunden mit den Ahnen und dem Ahnden der Menschen. Sie wurzelten im Boden und schwebten doch wie eine Himmelswolke als Geist der

Berge über dem Volk. Es war die echte Dreieinigkeit: Gott Vater der Boden, darauf sein Sohn das Menschenkind und darüber der Heilige Geist.

26. Jetzt aber giebt es keinen Stammesstaat mehr und kein Vaterland und nur geheiligte Geistlosigkeit. Der Geist unserer Zeiten, ihre Sprache und Kunst, hängt nicht über dem Staat; die Wirklichkeit, von der diese Gebilde aufgestiegen sind, ist eine Wirklichkeit und ein Volk, die erst kommen sollen. Wir müssen den Knäuel Staat auflösen, wir müssen scheiden und trennen und destruktiv sein. Die Gemeinde des Geistes ist nicht an die Oertlichkeit gebunden, und sofern sie es noch manchmal ist, ist sie doch nicht an den Staat gebunden. Das Deutschthum ist nicht das Zusammenwohnen, Zusammengedrängtsein eines Stammes, dem noch die Erinnerung an Unbehaustheit, Wanderzeit und Urbarmachung des Bodens im Blut sitzt, ist nicht ein Carré kampfbereiter Eroberer, die zwischen sich ein besiegtes Volk niederhalten und zum Schutz des Landes nach außen hin stets in Wehr und Waffen sein müssen (die Aufrechterhaltung und Auffrischung all dieser Dinge sind glatte Lügen und Geschichtnarrheiten): Deutschthum ist Geist, ist verbindende Eigenschaft, ist Sprache. Wäre wirklich der Sprachgeist und das Deutschthum die Grundlage des sogenannten deutschen Staates oder Reiches, dann müßten die Kriege dieses Staates zusammenhängen etwa mit dem Krieg, den Lessing gegen Corneille führte, und die inneren Einrichtungen des Deutschen Reiches hätten eine Verwandtschaft mit dem Rhythmus und dem Geist goethischen Gedichtes. Kaum Gymnasialprofessoren glauben daran.

27. Es ist ein großes, weitreichendes Ding, wenn es erst einmal so weit ist, daß der Geist der Menschen in den öffentlichen Angelegenheiten eben so vom Aberglauben gereinigt ist, wie in den privaten Dingen des Wissens und der Moral Einige (Wenige) durch die Jahrhunderte lange Arbeit weiser Menschen heute schon davon befreit sind. Darum kann gar nicht oft genug gesagt werden: Der Staat ist kein Land. Land ist Boden, nichts Anderes; die andere, die übertragene und lügnerische Bedeutung ist erst entstanden und geglaubt worden, als die Landesherren keine Landesherren mehr waren, aber immer noch Landesherren sein wollten. Mit dem Boden zu thun haben die Landwirthe und ihre Vereine, die Hausbauer und Bewohner, die Grundbuchvereine (wenn es welche gäbe; aber um des Grundbuches willen braucht man wahrhaftig keinen Territorialstaat) und die Gemeinden. Alle diese Einzelwesen sind vereinigt in Dem, was man in gutem Deutsch ein Amt nennt. Amt oder Amtsbezirk ist ein Gemeindeverband. Der Staat ist nicht zur Vertheidigung des Landes da; vielmehr muß umgekehrt immer noch ab und zu das Land und der heimische Herd vertheidigt werden, weil Staaten da sind.

28. Wir nähern uns jetzt der Erkenntniß, was Staat eigentlich ist. Staat ist ein Wahn oder eine Illusion. Damit ist nichts Schlimmes von

ihm gesagt; Wahn oder Illusion ist nur ein anderer Name für Geist; Wahn oder Illusion ist Alles, was die Menschen über Fressen, Saufen und Begatten hinaus haben; Wahn ist auch in unser Essen, Trinken und Lieben hineingekommen. Wahn ist nicht nur jedes Ziel, jedes Ideal, jeder Glaube an Sinn und Zweck des Lebens und der Welt: Wahn ist jedes Banner, dem die Menschen folgen; jeder Trommelschlag, der die Menschen in Gefahren führt; jeder Bund, der die Menschen vereint und aus einer Summe von Einzelwesen ein neues Gebilde, einen Organismus schafft. Wahn ist das Höchste, was der Mensch hat; immer ist Etwas von Liebe in ihm; Liebe ist Geist und der Geist ist die Liebe: und Liebe und Geist sind Wahn. Man glaube ja nicht, der Staat sei alter Wahn, der umgestoßen oder erneuert oder ersetzt werden müsse. Es giebt nichts der Verehrung Würdigeres als alten Wahn, selbst wenn er im Hinschwinden ist oder im Wege steht; es giebt nichts Mächtigeres als alten Wahn, der noch lebendig ist und von Geschlecht zu Geschlecht geht; und es ist immer etwas Häßliches um neuen Wahn, der trüb, übergreifend und unsicher ist wie junge Hunde oder junger Wein. Der Staat ist nicht so ein alter Wahn und ist nicht so ein wunderlich unheiliger junger Wahn. Der Staat ist nie jung gewesen und kann nie heilig werden. Er ist infam, ganz anders als Das, was Voltaire infam genannt hat. Es giebt aber echten Wahn und falschen Wahn. Es giebt lebendigen und nothwendigen Wahn und es giebt hergestellten und auferlegten Wahn. Der echte Wahn sitzt im Inneren des Individuums und es schafft die Gleichheit des Wahnes in den Mehreren das äußere Gebilde. Der echte Wahn ist verbindende Eigenschaft. Die Liebe ist eine Bereitschaft und Wirklichkeit, die im Menschen drin sitzt; sie hat die Familie gegründet; sie und ihre dionysische Hingabe hat die Tragoedie und die Götterbilder geschaffen; so auch war das Wesen des Christenthumes, als es im Mittelalter lebendig war: Liebe und menschenverbindender, allverbindender Geist. So wäre der Sprachverband der Nation, wenn der Staat ihn nicht bedrängte und beengte; so ist die Rasse der Juden trotz allem Staat; so ist es überall, wo eine Wirklichkeit: Klima oder Geblüt oder Geschichte oder zusammenschweißende Noth, irgendwo in den Seelen eine Gleichheit und aus den Personen einen Bund, eine nicht juristische, sondern geistige Person, einen Organismus höherer Ordnung geschaffen hat. So war der Stammesstaat, von dem wir gesprochen haben; so war die Stadtrepublik. Aber so ist nicht der Staat. Der sitzt nicht in den Herzen und Seelenleibern der ihm Angehörigen. Der Staat ist nie zur Individualeigenschaft, nie zur Wahrheit, nie zum echten Wahn geworden. Vergeblich hat es seit dem Ausgang des Mittelalters der Staat versucht, an die Stelle der verfallenden Städterepubliken, Stammesbünde, Gilden und Brüderschaften, Dorfgemeinden, Stiftungen und Korporationen zu treten. Der echte Wahn trägt den Geist in

Alles hinein, was er berührt; er hat den alten Städten, den Häusern, den toten Dingen des Gebrauches Form und Schönheit und Leben gegeben; der Staat aber hat keinen Geist, hat nie einem Dinge Schönheit geschenkt, hat Alles kalt und tot gelassen oder gemacht. Form an toten Dingen ist Nothwendigkeit mit dem Schein der Freiheit; die Form, in der lebendige Wesen sich zum Bunde gestalten, zu einem höheren Organismus vereinen, ist Nothwendigkeit mit dem Gefühl der Freiwilligkeit. Die Form und Unform des Staates aber ist der Zwang und die Gewalt.

29. Darum ist der Staat ein falscher Wahn, weil er Zwecke, die nicht durch Oertlichkeit, die überhaupt nicht mit einander verbunden sind, die nur in kleinem Kreis oder umfassenden, für sich bestehenden Verbänden zu erreichen sind, an die Oertlichkeit, das Territorium, das Raumgebiet anklebt. Darum ist der Staat, obwohl er kein Nationalstaat ist, immer wieder genöthigt, sich in den wundervollen echten Wahn der Nationalität wie in einen Lügenmantel einzuhüllen: so aber wird die Sache nur schlimmer, die abscheulichen und schmutzigen Nationalitätenkämpfe innerhalb des Staates entstehen daraus, wo doch die Angelegenheiten jeder Nation von ihr selbst (Das heißt: vom Sprachverein) zu erledigen sind, und die Staatskriege werden durch nationale Ueberhitzungen lügnerisch motivirt, wo doch nie in Wahrheit ein Krieg um der Sprache und Sitten willen geführt worden ist. Die Nationalität ist Echtheit und Liebesbund und Geist genug und braucht keinen Staat, um als Zweck in den Menschen zu wohnen und aus ihnen heraus ein Gebilde der Schönheit zu schaffen. Die anderen Zwecke aber, die noch in den Staat eingesperrt sind, werden nur dann frei werden und Vereine der Menschen gründen, wenn sie vom Wahn echt und ganz durchtränkt, durchgeistigt und durchblutet sind. Wenn die Verbindung der Menschen zu nützlicher Arbeit Liebe sein wird, Liebe zum Gleichen nämlich, Liebe zur Sache, denn für Menschen unter einander ist Gerechtigkeit gegen Alle besser als Liebe zu Etlichen, und wenn dann in Gemeinden und Bünden Jeder nach Wunsch und Geist an den Tisch der Kultur geht: dann wird kein Staat mehr sein, es sei denn im Verein der Staatsfreunde, die dann nach Herzensdummheit unter sich Staat spielen mögen, so wie sie heute Skat spielen, die Anderen aber in Ruhe zu lassen haben.

30. Da den Menschen der verbindende Geist, der Gruppengeist und der Gesammtgeist, der Geist der Verständigung in den Dingen der Selbstverständlichkeit und der Geist der Freiheit und des Charakters in den Dingen der Selbständigkeit abhanden gekommen oder traurig geschwächt worden ist, müssen sie in anderer Weise dirigirt, befehligt und in Schranken gehalten werden: der Geist wurde ersetzt durch die Geistlosigkeit oder den Staat. Der Staat oder die an Gesetze gebundene und mit den Waffen der Gewalt ausgerüstete Bureaukratie ist die letzte Instanz in all den menschlichen Angelegen-

heiten, für die er jeweilig Geltung hat, und den Umfang seiner Gewalt bestimmt eine Abwechselung von tollem Interesse und abgespannter Gleichgiltigkeit, die man fast Mode nennen möchte. Es giebt kein Gebiet der Individuallebens und Gruppenlebens, das nicht schon staatlich geregelt worden wäre, und es sind zu den verschiedenen Zeiten stets verschiedene Gebiete, die gerade staatsfrei sind. Früher kümmerte er sich um Rauchen und Kaffeetrinken, aber nicht um die Eheschließung; jetzt hat er dafür eine Bedürfnißanstalt errichtet und läßt die anderen Genüsse frei. Ich kann nicht ins Einzelne gehen, will auch die Ruhe bewahren und von den Missethaten nicht weiter reden. Ich stelle nur ein paar Thesen auf. Erstens: es ist unzweckmäßig und undurchführbar, die verschiedensten Zwecke durch die Centralgewalt des Staates zu regeln. Jeder Zweck braucht seinen besonderen Zweckverein; und wo sich die Zwecke berühren, bedarf es der Zweckverbände, und wo sich die Zwecke durchkreuzen, bedarf es der Schiedsämter. Zweitens: es ist kulturhemmend und kulturbedrohend, daß der Staat die Tendenz hat und haben muß, nicht nur die Zwecke vereinigter Menschen zu erreichen, sondern Selbstzweck zu sein. Selbstzweck sein sollte nur der echte und edle Wahn. Die Menschen verehren im Staat eine unsichtbare und heilige Macht, der sie sich unterwerfen. Die Menschen sollen unsichtbare und heilige Macht verehren und sich ihr unterwerfen. Ueber allen Zwecken des Lebens soll ein Sinn, eine Heiligung, ein Wahn, ein Etwas wohnen, um dessen willen gelebt und mitgelebt wird. Der Staat aber, wenn man ihm die Zwecke nimmt, die Zwecke, die er nicht erreichen kann und die er verpfuscht, ist überdies nichts, ist ein vollendetes Nichts. Es stellt sich also heraus, daß der Staat um der Menschen willen da ist, daß er aber den Menschen nicht helfen kann; daß die Menschen um des Staates willen da sind, daß er aber den Menschen nichts bedeuten kann. Wir finden es nicht, das Dunkle und Ueberwältigende, was uns, was uns Allen mit einander Etwas bedeuten kann; die Bedeutung des Lebens und der Welt finden wir nicht; Suchende sind wir. Das aber können wir finden, das uns zum Leben helfen und dienen kann: die zweckmäßige Art der Menschenvereinigung um des Nutzens und der Kultur willen. Wer weiß: ob nicht, wenn wir endlich den Zwecken des Lebens, die eigentlich völlig klar vor uns liegen, stark und charaktervoll nachgehen, ob dann nicht auch das Räthsel des Lebens, der große, hinreißende Wahn in der neuen Menschenkultur wieder aufsteigt? Das mag sein oder nicht sein: der Staat jedenfalls ist den irdischen Dingen ein Tropf und für himmlische Sehnsucht ein Nichts.

Hermsdorf (Mark). Gustav Landauer.

Zucker.

Wer den dazu erforderlichen Humor aufbringt, hat kaum an einem anderen Schauspiel so viel Spaß wie an dem unserer kapitalistischen Volkswirthschaft, die die Menschheit mit einer immer reicheren Güterfülle überschüttet, durch jeden neuen Guß aber ein Jammergeheul hervorruft. Jede Erfindung, jeder technische Fortschritt, jede gute Ernte versetzt entweder die Arbeiter oder eine Unternehmerklasse in eine Nothlage oder bedroht sie wenigstens. Einen der neusten Akte dieser großen Tragikomoedie inszenirt die Zuckerproduktion. Nach Beendigung des kubanischen Krieges tauchte die Ansicht auf, wenn sich jetzt die Yankees auf die Rohrzuckerproduktion in den erworbenen Gebieten verlegten, so könne Kuba allein schon den Zuckerbedarf der ganzen Welt decken. Unsere Produzenten wehrten sich natürlich mit Händen und Füßen gegen die Anerkennung dieser Gefahr. Ihr wissenschaftlicher und zugleich parlamentarischer Vertreter, Professor Paasche, untersuchte die Lage in Kuba und beschwichtigte in seinem Bericht die Befürchtungen seiner Leute. Professor Julius Wolf findet Paasches Thesen sehr sympathisch; aber eben das Sympathische, meint er, beweise, einen wie starken Antheil an ihrer Aufstellung das Gefühl gehabt habe. Wolf hat bei Gustav Fischer in Jena die Schrift: „Der deutsch-amerikanische Handelsvertrag, die kubanische Zuckerproduktion und die Zukunft der Zuckerindustrie" veröffentlicht. Darin beweist er, gestützt auf zweifellos zuverlässige Berichte von Kennern Kubas, daß diese Insel als Zuckerproduktionstätte ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. Das ganze Areal ist anbaufähig und sehr fruchtbar. Von den 120 000 Quadratkilometern sind erst 3600 in geregelten Anbau gezogen und davon 1700, also 1,3 Prozent der Bodenfläche, mit Zuckerrohr bestanden. Obgleich nun die Zuckergewinnung noch nachlässig und primitiv betrieben wird, ist die Produktion, die in der besten Zeit vor dem Krieg 10 Millionen Doppelcentner betragen hatte, in der Zeit des Krieges auf 2 bis 3 Millionen zurückgegangen war, jetzt auf 13 Millionen gestiegen. Die Produktionkosten betragen 1,35 Cents für das Pfund loko Bord. Die Rohrzuckerproduktion der Erde (außer Kuba betheiligen sich an der Weltversorgung durch Export: Java mit 10, Hawai mit 3,7, Louisiana mit 3 Millionen Doppelcentnern, Brasilien, Mauritius, Portoriko, Queensland mit kleineren Mengen) ist langsam von 11 Millionen Doppelcentnern im Jahr 1840 auf 36 Millionen Doppelcentner im Jahr 1900 gestiegen. Der Rübenzucker hat in der selben Zeit gewaltige Sprünge gemacht: im ersten Jahrzehnt von 0,4 auf 2 Millionen, in jedem folgenden auf ungefähr das Doppelte des vorhergehenden bis zu 60 Millionen im Jahr 1900. Aber den Rekord im Ringen mit dem Rohrzucker hat der Rübenzucker schon 1899 erreicht, wo sein Antheil an der Welt-

produktion 64½ Prozent betrug; in der Campagne 1904/05 deckte er nur 51,7 Prozent des Weltkonsums; der Rohrzucker machte also mit ihm beinahe Halbpart. (Die genauen Zahlen werden gerade hier nicht angegeben; da der Weltbedarf reichlich 100 Millionen Doppelcentner beträgt, müßte die Rohrzuckermenge in der genannten Zeit fast 50 Millionen erreicht haben, was mit den angeführten Zahlen nicht zu stimmen scheint.) Wolf schließt daraus, daß das Jahr 1900 der Wendepunkt sei, von dem an der Rübenzucker vom Rohrzucker immer schneller überflügelt werden müsse. Denn der Erfolg des Rübenzuckers beruhe auf der Wissenschaft und die sei mit ihren Leistungen an den Grenzen der Möglichkeit angelangt; die Rohrzuckerfabrikation dagegen bedürfe heute noch gar keiner Chemie, sondern nur des Kapitals (das ihr jetzt durch die Verbindung mit den Vereinigten Staaten zur Verfügung stehe) und der Arbeiter, die nöthig seien, die Anbaufläche zu vergrößern. Ein Kubaner hat erklärt: „Wir brauchen keine Chemie, könnten wir nur all unser Rohr durch die Fabrik durchpeitschen! Wir müssen jedes Jahr ganze Rohrfelder ungeschnitten stehen lassen". Deutschland gewinnt von einem Hektar seines theuren Bodens mit allen Mitteln der Wissenschaft 43 Doppelcentner Zucker, Hawai ohne solche 104, auf den besten Plantagen 334. Ganz leicht, meint Wolf, werde dem Rohr das Ringen mit der Rübe trotzdem nicht werden, weil im Preiskampf jetzt viel geringere Beträge entscheiden als einst. Im fünfzehnten Jahrhundert hat der Centner Zucker 1000 bis 1200, im Jahr 1650 120, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 50 bis 60 Mark gekostet, jetzt gilt er, bei 6 bis 8 Mark Herstellungskosten (so weit hat sie die Wissenschaft mit ihren erstaunlichen Leistungen heruntergesetzt) 8 bis 9 Mark. Jetzt muß es eben die Menge bringen; und die Zunahme des Konsums hat bisher noch immer den Preisfall so weit aufgehalten, daß der Centner einen kleinen Ueberschuß ergiebt. Auf die weitere Zunahme des Konsums baut Wolf seine Hoffnung für den Rübenzucker. Während in der Union 70,50 Pfund auf den Kopf verbraucht werden, begnügt sich der Deutsche mit 35,20 Pfund. Daß die Menschen ihren Zuckerverbrauch sehr gern vermehren, sobald sie die Mittel dazu haben und in eine an starken Zuckerverbrauch gewöhnte Umgebung kommen, beweisen die amerikanischen Einwanderer; die Menschen aller Nationalitäten, auch die als Alkoholiker dem Zuckergenuß abholden Deutschen und Schweden, vermehren drüben ihren Zuckerverbrauch, besonders die Italiener, die daheim bettelarm und überdies keine Alkoholiker sind: von 5 auf 25,4 Kilo für das Mannhaupt. Natürlich verlangsamt sich die Zunahme, je weiter sie fortschreitet, doch steigt sie auch bei den Amerikanern und den Engländern, diesen stärksten Zuckeressern, noch stetig. Da ist also ein Hoffnungschimmer für die Rübe; aber es müßte wunderbar zugehen, wenn die Yankees die natürliche Ueberlegenheit des Zuckerrohres nicht ausbeuten sollten, nachdem sie das reichste Rohrgebiet in ihre

Gewalt bekommen haben. Sie werden es ja wohl mit der Zeit annektiren, aber auch schon als (ins Pfefferland gewünschte, wie Wolf hervorhebt) Befreier und Wohlthäter und als Pazifikatoren müssen sie doch bei ihrer Natur den stärksten Anreiz empfinden, die Bodenschätze Kubas auszubeuten.

Zu dieser im Allgemeinen düsteren Aussicht kommt nun noch eine augenblickliche Schädigung, namentlich für Deutschland. Die Union gewährt seit 1904 dem kubanischen Zucker eine Zollermäßigung von 20 Prozent. Sie beträgt für den Doppelcentner Raffinade 3,60, für Rohzucker 3 Mark. Es ist klar, daß solche Verbilligung dem kubanischen Zucker ermöglicht, jeden anderen importirten Zucker zu schlagen. Darin liegt, abgesehen von dem allgemeinen, ein starker spezieller Anreiz zur Zuckerproduktion für Kuba. Von seiner 11 300 000 Doppelcentnern hat Kuba 1904/05 der Union 10 300 000 verkauft. Es braucht seine Produktion nur um 8 Millionen Doppelcentner zu vermehren, so deckt es den ganzen Bedarf der Union. Die 7½ Millionen, die Kuba bisher nicht liefern konnte, haben Deutschland, Westindien, Südamerika (je 1 Million) und Java (4½ Millionen) geliefert. (Aus Wolfs genaueren Angaben ist zu entnehmen, daß der deutsche Zuckerimport der Union von 302 Millionen Pfund im Jahr 1895 auf 2 Millionen Pfund im Jahr 1904 gefallen ist; 1897, wo die kubanische Produktion am Tiefsten gesunken war, haben uns die Yankees 1511 Millionen Pfund abgenommen.) Der zweite (oder eigentlich erste) Zweck von Wolfs Schrift ist nun der, darauf hinzuwirken, daß diese Schädigung rückgängig gemacht werde. Wolf beweist, daß der dem kubanischen Zucker gewährte Vorzugszoll den noch geltenden Meistbegünstigungvertrag verletzt, den Preußen 1828 mit den Vereinigten Staaten geschlossen hat. Die Passivität unserer Staatsmänner in dieser Angelegenheit sei unbegreiflich. Zwar seien sie in einer sehr ungünstigen Lage gewesen, weil schon im Provisorium von 1900 der Union Alles gewährt worden sei, was das Reich an Konzessionen zu bieten hatte. Trotzdem hätten noch zwei Wege offen gestanden. „Der erste wäre gewesen, den Amerikanern über den Konventionaltarif hinaus Zugeständnisse zu bieten (waren denn solche noch möglich?), um den zwanzigprozentigen Zollnachlaß auch für den deutschen Zucker zu gewinnen. (Sollte dieser Nachlaß dem kubanischen nicht deshalb gewährt worden sein, weil amerikanische Bürger die dortige Zuckerproduktion in die Hand zu nehmen gedenken, Kuba also einigermaßen als Inland zu behandeln ist?) Hätten sich dann, weil damit das Preferential Treatment dahingefallen wäre, die Kubaner nicht entschlossen, den Vertrag zu genehmigen, so wäre die Vorzugsstellung Kubas ohne Opfer Deutschlands abgewehrt gewesen. Oder Deutschland hätte auf autonomem Wege, eventuell gegen Konzessionen, den anderen Vertragstaaten einen Zollnachlaß an Gegenständen der amerikanischen Ausfuhr, etwa auf Mais, gewähren können, der den Vereinigten Staaten so

lange vorzuenthalten gewesen wäre, wie sie deutschen Zucker zu Gunsten Kubas differenzirten". Deutschland soll nach Wolfs Meinung die durch das Zollprovisorium vom Februar 1906 gewährte Frist benutzen, um das Versäumte nachzuholen. Der Versuch, auf die Vereinigten Staaten einen Druck auszuüben, verspreche Erfolg, weil eine starke Gegenströmung sowohl gegen den kubanischen Vertrag wie gegen die Hochschutzzöllnerei aufgekommen sei. Als Beweis dafür stellt Wolf amerikanische Zeitungstimmen zusammen, die in ihrer Gesammtheit ein über die Zuckerfrage hinaus lehrreiches Bild ergeben. Wenn ich richtig gezählt habe, beträgt die Zahl der für Deutschland günstigen unter diesen Zeitungäußerungen 27 und die der Standpatters, wie sich die Unentwegten nennen, genau eben so viel. Diese sehen im Drohen der Deutschen mit einem Zollkriege einen Bluff und in der Annahme des letzten Zollprovisoriums durch den Reichstag den Beweis dafür, daß die vorher angenommene tapfere Pose eben nur Pose gewesen sei und Deutschland sich fürchte, mit der überlegenen Union im Ernst anzubinden. Von den anderen Stimmen gehen manche so weit, die eigene Regirung der Vertragsverletzung anzuklagen und einzugestehen, daß die Ausführung der amerikanischen Zollvorschriften allen Grundsätzen der Billigkeit widerspreche. Wenn sich Onkel Sam einer Versündigung gegen das Ausland anklagt, so werden wir natürlich darin nicht ein Ueberströmen des von Gerechtigkeit und Nächstenliebe geschwellten Herzens sehen. Und in der That sind es, wie aus diesen Zeitungausschnitten hervorgeht, sehr materielle Interessen, die sowohl gegen den Hochschutzzoll wie gegen den Vertrag mit Kuba sprechen. Jener wird für einen Schutzwall angesehen, hinter dem die verhaßten Trusts ihre Riesenprofite machen, und er bedroht zugleich die Lebensmittelausfuhr nach den Ländern, die sich zur Gegenwehr mit Kampfzöllen aufraffen; die Führer der demokratischen Partei aber benutzen natürlich diese Stimmung weiter Volkskreise, die Revision des Tarifs als wirksamen Bestandtheil ihrer Platform einzuverleiben und mit der drohenden mitteleuropäischen Tarifverbrüderung zu schrecken. Gegner des kubanischen Vertrages aber sind die Interessenten der jungen amerikanischen Rübenzuckerindustrie, eben so die der Rohrzuckerindustrie von Louisiana, Hawai, Portoriko und den Philippinen. Und weil Onkel Sam von sich auf Andere schließt, verbreiten die Republikaner die Mär, die deutsche Fabrikantenschaft besteche mit großen Summen amerikanische Zeitungen, damit sie die Wahlen im revisionistischen Sinn beeinflussen. Das ist natürlich Unsinn; aber daß unsere Diplomatie diese Lage auszunutzen die Pflicht hat, darin muß man Wolf beistimmen.

Was mein persönliches Empfinden betrifft, so gestehe ich, daß mir der Schacher um Tarifpositionen (auch wenn es sich um eine Million Doppelcentner deutschen Zuckers handelt; und da erst recht) vollkommen gleichgiltig ist, während mich das Ringen des Rohres mit der Rübe ungeheuer interessirt.

Den Sieg des Zuckerrohres zu erleben, bin ich freilich zu alt, aber wenn ich ihn erlebte, so würde mir dieser Sieg der Natur über die Unnatur eine Riesenfreude bereiten. Schippel, den Wolf anführt, faßt den Kampf auf als einen zwischen Natur und Geist und glaubt darum, daß die Rübe siegen müsse. Aber erstens ist es gar nicht ausgemacht, daß der Geist immer über die Natur siegen müsse (wenn uns einmal, wie die Physiker prophezeien, die Sonnenenergie im Stich läßt, hat mit dem organischen Leben auch das des Menschengeistes sein Ende gefunden) und dann wird der Geist die Technik, die er an der Rübe gewonnen hat, auf das Rohr übertragen und auch ihm das letzte Milligramm Zucker auspressen. Aber Unnatur ist es doch offenbar, wenn man einer Interessentengruppe zu Liebe den Anbau der Pflanze unterläßt oder gar hindert, die drei- bis zehnmal so viel Zucker ergiebt als die Rübe auf der selben Fläche. Vor zehn Jahren hat Eduard Hahn in seinem viel zu wenig beachteten Werk: „Die Hausthiere und ihre Beziehung zur Wirthschaft des Menschen“ geschrieben: „Unsere Rübe wächst nicht in tropischer Ueppigkeit, und wenn sie mehr als zwölf Prozent Zucker enthält, so ist Das viel. Zuckerrohr steht dicht wie das Schilf bei uns, es enthält bis achtzehn Prozent und die Halme sind acht bis fünfzehn Fuß hoch. Sobald die tropische Arbeiterfrage ihre endgiltige Lösung gefunden haben wird, ist damit das Schicksal unserer Zuckerindustrie besiegelt, ja, sie wäre wahrscheinlich schon vernichtet, wenn nicht gerade der Aufschwung der javanischen Zuckerindustrie durch die Sehrekrankheit des Rohres zunächst eine starke Verzögerung erlitten hätte. Gelingt es, diese Krisis zu überwinden, gelingt es ferner, den amerikanischen Neger seiner Indolenz zu entreißen, so wird unsere Industrie nicht lange widerstehen können. Bedenkt man aber, daß unser Rübenbau einen großen Theil des allerbesten Bodens seiner eigentlichen Bestimmung, der Ernährung unseres Volkes, entzieht und neben der Vernichtung des bäuerlichen Betriebes in einigen ehemaligen Hauptgebieten, zum Beispiel der Magdeburger Börde, durch die starke Verwendung fluktuirender Arbeitermassen unsere ländliche Lohnarbeiterschaft proletarisirt, so kann man nur dringend wünschen, daß wir diese Industrie so bald und mit so wenig Verlust wie möglich loswerden“. Er schlägt vor, das in der Rübenzuckerfabrikation steckende Kapital in Rohrzuckerplantagen anzulegen. Was uns die Zuckerproduktion an Nahrungmitteln entzieht, wird nicht beträchtlich sein; vielleicht hat sie sogar (abgesehen davon, daß der Zucker selbst zu den Nahrungmitteln gehört) deren Menge vermehrt, weil die beim Rübenbau angewandte Tiefkultur im Fruchtwechsel auch dem Getreide nützt. Aber die anderen Schädigungen, die sie dem Volk zufügt, sind so arg, daß man in Hahns Wunsch einstimmen muß. Die Arbeit in der Zuckerfabrik gehört zu den unangenehmen Arbeitarten, die der heutigen handarbeitenden Klasse die Arbeit überhaupt verleiden, während die Arbeit auf den Zucker-

plantagen für die Neger ein Vergnügen ist oder wenigstens war, so lange man sie noch nicht mit der Freiheit und mit Lynchpogroms beglückt hatte; natürlich nur unter vernünftigen Herren, an denen es jedoch nicht gefehlt hat. Der französische Justizbeamte und Schriftsteller Eugen Mouton schildert das Leben der Sklaven auf Guadeloupe, wo er seine Kindheit zugebracht hat, als ein glückliches Idyll. Heiter seien die Neger zu jeder Zeit gewesen, während der Zuckerfabrikation aber habe sich ihre Lustigkeit zur Ausgelassenheit gesteigert. Der Zucker, von dem sie während der Campagne essen durften, so viel sie wollten, habe sie fett gemacht und der Rum, den sie ohne Erlaubniß stibitzten, habe der ganzen Plantage Schwung verliehen. Daß die amerikanischen Schwarzen in der Sklaverei glücklicher gelebt haben, davon überzeugt man sich auch bei der Lecture des kürzlich erschienenen zweiten Bandes des ausgezeichneten Werkes „Baumwollenproduktion und Pflanzungwirthschaft in den nordamerikanischen Südstaaten" vom Dr. Ernst von Halle.

Neisse. Karl Jentsch.

Verse.

Abschluß.

Ein guter Kaufherr schließt vor seinem Tod
Das Hauptbuch ab. Auch ich will Abschluß machen
Und blättre nach, was mir das Leben bot.

Am Eingang steht: Ich bracht' als Kapital
Kraft, Muth und Glauben in den Lebenshandel.
Was löst ich damit? Ungemessne Qual!

Erst kam ein Schmerz, dann heiße Sehnsuchtnoth,
Dann rothe Sünde und durchschwelgte Nächte,
Von denen jede Gift im Becher bot.

Doch in dies Elend leuchtend eingesenkt
Wie Gold in Fels, steht auch ein Name drinnen,
Der, wird er laut, dereinst mein Grab noch sprengt!

Ein Mädchenname. Nur gestohlnes Glück
Knüpft sich daran. Doch ewige Liebesflammen
Warf mir ins Herz sein ärmster Augenblick.

Das steht mit Goldschrift in dem schwarzen Buch,
Das ich zum Abschluß heute aufgeschlagen,
Und darum find' ich sterbend keinen Fluch.

Die tausend Blätter nochmals überzählend,
Schließ ich getrost: Daß Du Dein Herz mir gabst,
Bleibt mein Gewinn aus dreißig Jahren Elend!

Drei Römer Weins.

Heute hab' ich um die Mitternacht,
Meine letzte Flasche aufgemacht.
Abschied trank ich heut für immerdar
Allem, was mir lieb und theuer war.

Liebe, Liebe, weich' aus meiner Brust!
Bitter war Dein Weh und karg die Lust.
Nie mehr soll ein Weib sich an mich pressen.
Die mich liebte, soll mich bald vergessen!

Ach, wie hob der Römer sich so schwer!
Doch ich hob ihn und ich trank ihn leer.

Alt geworden, da die Liebe wich,
Jugend, Jugend, trink' ich nun für Dich!
Glühn und Stürmen: Jugend, Das bist Du!
Kühl und still trink ich Dir Urlaub zu!

Wieder hob der Römer sich so schwer,
Doch ich hob ihn und ich trank ihn leer.

Liebe! Jugend! Was blieb noch zurück?
Nur das Leben trübt noch meinen Blick!
Wie ein Nachen, der vom Ufer stößt,
Sei ich heut von ihm auch losgelöst!

Tage, werdet mir zum Ruderlied
Eines Fährmanns, der gen Morgen zieht!

Dreimal trank ich meinen Römer leer.
Keinen vierten heb' und trink' ich mehr.
Eilig fährt ein Nachen heimathwärts,
Dessen Fracht nur ein zerschlagnes Herz.

Georg Busse-Palma.

Anzeigen.

Schopenhauer, Wagner, Nietzsche. Einführung in moderne deutsche Philosophie. München, C. H. Beckscher Verlag.

Das Werk ist aus Vorträgen entstanden. Sie wurden vor zwei Jahren in Dresden gehalten; in einem großen Saal des Hauptbahnhofes. Während dieser Vorträge blickten wir auf eherne Rippen, Eisenbrücken, Glaskuppeln, stählerne Pfeiler des Bahnhofbaues. Und oft kam von fern Brausen und Dröhnen von Maschinen herein. Das aber war uns recht. Es war Symbol für Das, was diese Vorträge wollten: inmitten des großen, bewegten Lebens einen stillen Port, wo Einsicht und Einkehr, Normen, Ideale und das Einmalig-Einzige des Persönlichen neu zu ihrem Recht kämen. Dann aber, als das Wichtigere: ein Hinausrufen und Nutzbarmachen Dessen, was in isolirter Selbstzucht und Selbstkultur gedieh, in den bunten Tag und Kampf des praktischen Lebens. Mein Buch ist mit keiner Zeile „pragmatisch“, historisch gemeint. Es ist „psychologisch“, will also die Denkmotive und Impulse der drei wichtigsten Gegenwartmenschen klarlegen und analysiren. Es will mitahnend und einfühlend die drei großen Erzieher dieser Generation verstehen, also erleben lehren. Doch soll es auch ihre objektiven Kernprobleme isoliren und zu Gegenständen neuen Philosophirens erheben. Das aber kann nur geschehen, so weit es nicht als Jünger dieser Geistesmächte spricht. Es ist sein letzter Wunsch, vom Boden andersartiger Voraussetzungen ihre Bedingtheit, ihre Grenze und neue Wege über sie hinaus zu zeigen. Es soll sie im Lichte des modernen, andersartigen Denkens betrachten. Freilich: seiner Schwächen und Mängel bin ich mir qualvoll bewußt. Ich weiß: es ist suchend, unausgeglichen, komplizirt. Es ist oft zu stark accentuirt, zu vollständig und eindeutig. Oft zu sprunghaft, ehrgeizig, überstopft. Dann wieder zu schwierig und gelehrtenhaft. Aber es könnte mir wohl Keiner nachschreiben. Das Buch handelt von der Seele eines Autors, kann aber strengste sachwissenschaftliche Kritik ertragen; vielmehr: es fordert sie als sein gutes Recht. Es giebt viele Hungrige, die ohne Vorstudien in Interessen, Fragestellungen, Lösungen der lebenden Philosophie eingeführt sein wollen. Viele, die keinen Halt haben im Gewirr religiöser, wirthschaftlicher, erkenntnißtheoretischer, biologischer Meinung. Für sie ist hier ein Buch, das mit einigem guten Willen Jeder verstehen kann und das in einfacher Form mitten in den Reichthum modernen Seelen- und Bewußtseinslebens einführt. Feine, ernste Leser kann es leiten; und andere wünscht es sich nicht.

München. Theodor Lessing.

Ebenbürtigkeit! Hugo Steinitz, Berlin.

Vor mir liegt ein Extrablatt der Landeszeitung, das in ergreifenden Worten das Ableben der jugendlichen Landesmutter meldet. Eine allgemeine Nervenzerrüttung hatte Lungenentzündung und schließlich Herzlähmung herbeigeführt. Daneben liegt ein Ausschnitt aus der Kreuzzeitung, auf dem ein Vetter von mir den plötzlichen Tod seines einzigen Bruders anzeigt. Der selbe freundwillige Vetter brachte mir bald nach dem Tod seines Bruders einen großen Stapel Briefe. So erlag ich der Versuchung, der Oeffentlichkeit Einblick zu gewähren in das Schicksal einer

Fürstin, die, noch ein Kind an Jahren, an gebrochenem Herzen starb, in das Schicksal eines Mannes, der einige Tage danach auf der Birsch verunglückte.

Hans Erich Freiherr von Hetz.

Tod den Toten. Axel Juncker in Stuttgart.

Das Neue im Inhalt dieses Buches soll nach Absicht des Verfassers eine neue Weltanschauung sein. Eine zarte, duldsame und doch unerbittlich-stählerne, gleichsam das Portrait eines gepanzerten Ritters in Pastellfarben ausgeführt, eine glücklicher machende, — und doch auch noch überdies nach Ansicht des Verfassers die richtige Weltanschauung. Und das Neue in der Form? Keine abstrakten Gedanken, abgepflückt vom schönen Baume der Begebenheiten und halb schon welkend. Sondern: Milieuphilosophie; die Gedanken entstehen und gehen, blühend bei Südwind, bedrängt von Erotik, in Abenteuern duftend, im Tod erstarrt. Die Gedanken erleiden Feindsäligkeiten, Drohungen, Begeisterung, Mißverständnisse. Sie leben.

Prag. Max Brod.

Entrechtet. Leipzig, Max Spohr.

Von Luzifers Geschlecht.

Im Azur, auf den hochgethürmten Stühlen,
dort sitzen sie, die sich die Herren nennen
im weiten All; die kein Erbarmen kennen
und mitleidlos mit den Geschicken spielen.

Und auf der Erde nichts als Bücken, Kriechen,
der Unzucht Sud, des Elends schmutzge Plage
und in der Oede die verlorne Klage
der müden Menschheit; und als Trost den Siechen,

daß nur das Schauspiel allzu bald nicht ende,
davon die Götter wie vom Weihrauch leben:
vom Goldnen Alter jene grelle Lüge,
vom Reich des Friedens an der Zeiten Wende;
Trugbilder, wie sie Dichter hoffend weben,
den Blick im Fernen, leidverzerrt die Züge.

Doch wir, wir müssen in der Tiefe leben,
wo stumm des Abgrunds dunkle Schatten wallen
und Nebel sich zu Spukgestalten ballen,
die drohend ihre feuchten Schwingen heben.

Verfehmter Chor von rastlosen Verfluchern,
entsenden wir stets rege Thränenbäche
zu einem Teich, um dessen schwarze Fläche
in welker Luft nur Distelstauden wuchern.

Kein Nachen theilt den dumpf-metallnen Spiegel;
kein Hauch; nur über uns die breiten Flügel
der Schicksalsvögel, die so lautlos schweben . . .
Denn wir, wir müssen in der Tiefe wohnen,

Rebellen, aus des Lichtes Regionen
gestürzt, wo unsre Sitze sich erheben.

Wo schon der Blick dem Chaos angehört,
gelagert an des Weltalls fernsten Grenzen,
in einer Nacht, da keine Sterne glänzen;
Urvögel flattern, krächzend aufgestört:

Wir lauschen auf der Erde dumpfes Stöhnen,
wie sie, ein Kranker, sich im Fieber windet,
auf schwülen Kissen keine Lindrung findet.
Und durch die Nacht die Eisenhämmer dröhnen.

Millionen Herzen glühn wie Opferbrände;
und eine Sehnsucht, daß dies Schauspiel ende,
ein heißer Wunsch zur Himmelswölbung steigt:
„Die Sterne aus dem Aether loszuketten,
ins Nichts die müde Welt zurückzubetten,
bis einst der Urgrund schönre Blüthe zeugt.“

Lechenich. Peter Hamecher.

Thomas Kerkhoven. Roman von Korfiz Holm. Verlag von Albert Langen.

Vom Roman sagt Stendhal, er sei ein Spiegel, der auf einer Landstraße spaziren geht. Ist ers noch? Schreiben heute Viele von Denen, die in Betracht kommen, aus Lust an den Erscheinungen? Oder sind nicht fast Alle darauf aus, ihr eigenes Schicksal zu dichten? Das Seltenste ist jetzt Persönlichkeit; man ersehnt sie und überschätzt sie: vor Allem in sich selbst. Diese Zeitkrankheit zehrt an den Dichtern. Auch Korfiz Holm, der Verfasser kecker und feiner contes, hat, als er seinen ersten Roman schrieb, geglaubt, es müsse ein Lebensbuch werden, sein Lebensbuch. Dabei gehört er im Grunde zu Denen, die ihr Ich so wenig wie möglich wichtig nehmen und viel mehr durch die Dinge in Bewegung kommen als durch sich. (Also natürlich auch wieder durch sich, aber weniger unvermittelt). Nicht das Seelische des Thomas Kerkhoven zeichnet das Buch aus, obwohl einige gute lyrische Meditationen darin sind; aber die Leidenschaft dieses nordischen Menschen ist zu verdeckt, sie wird nirgends sehr stark fühlbar. Dagegen die münchener Schauspieler, die deutsch-russischen Provinzialen, das Geschäftliche, eine sehr moderne, noch kaum beobachtete Spielart von Geschäftsmann: Dies und Anderes sind sichere, unanfechtbare Sachen. Hier ist Jemand als Schriftsteller ungewöhnlich geschmackvoll und dennoch zu Dienst und Kampf in der Außenwelt tüchtig; und das praktische Leben breitet um ihn her kostbare Kenntnisse, die Andere erst mühsam erobern müssen, um damit ihre Innenerlebnisse symbolisch illustriren zu können. Er möge sie um ihrer selbst willen mit seinem Spiegel ergreifen! Weil sein Beruf dazu stark ist, thut ers schon im Thomas Kerkhoven, trotz seiner Absicht, ein Lebensbuch zu dichten. Holm ist geschaffen, der Romancier zu sein, der den jetzt kaum von anderen als von schlechten Federn bedienten realistischen Roman in die gutgeschriebene Literatur zurückholt. Heinrich Mann.

Gründerrechte.

Die Oesterreichische Kreditanstalt führt mit den Erben eines ihrer Gründer einen Prozeß um die „Gründerrechte". Dieses Wort hörte man in und nach Gründerjahren oft. Bei uns sind die Sonderrechte, die dem Gründer bei Emissionen einen Theilbetrag der neuen Papiere zu Pari sicherten, durch die Aktiennovelle vom Jahr 1884 beseitigt worden. Die Bestimmung, die dieses Privileg abschafft, hat freilich keine rückwirkende Kraft; man wollte nicht in „wohlerworbene Rechte" eingreifen. Wo solches Vorrecht vor dem Jahr 1884 gewährt wurde, gilt es also noch heute. Die meisten älteren Aktiengesellschaften haben die Gründerrechte durch Vereinbarung abgeschafft; bei der Oesterreichischen Kreditanstalt, der Laurahütte und den Berliner Elektrizität-Werken bestehen sie noch. Daß man den Gründern für die von ihnen gegenüber den Aktionären zu übernehmenden Verpflichtungen, insbesondere für die vom Paragraphen 202 des neuen Handelsgesetzbuches eingeführte Haftpflicht, einen Vortheil einräumen wollte, war erklärlich, so lange es keine Emissionen mit hohem Agio gab. Vor dreißig Jahren waren Emissionen über Pari verboten und vor fünfundzwanzig Jahren sprach man von ungebührlicher Ausschweifung, wenn Aktien mit einem Aufgeld von 20 Prozent herausgebracht wurden. Tempora mutantur. Heute hört man kaum noch von „Gründern"; man „betheiligt sich an der Errichtung einer neuen Gesellschaft"; und wer weniger als 100 Prozent Agio nimmt, darf auf besondere Hochachtung nicht rechnen. Hätte das neue Aktiengesetz die Gründervorrechte nicht beseitigt, so wären sie heute höchst einträglich. Vor 1884 sorgten die Gründer dafür, daß die Gesellschaften alle paar Jahre neues Kapital und neue Aktien brauchten. Der Kurs der alten Aktien mußte hoch gehalten werden, da sonst das den Gründern zustehende Bezugsrecht al pari keinen Werth gehabt hätte. Die Kurstreiberei mußte jeder Vermehrung des Aktienkapitals vorausgehen. Heute, bei unserer Effektenfülle, würden die Gründerrechte so unheilvoll wirken, daß daneben die Vortheile des Systems gar nicht in Betracht kämen. Die Gründer, sagt man wohl, haben ein Interesse daran, den Kurs der alten Aktien nicht zu tief sinken zu lassen; sie sorgen also für Stabilität und nützen damit allen Aktionären. So scheints; zu wünschen ist aber, daß der Kurs nicht von außen „gemacht" wird, sondern den inneren Verhältnissen, der Rentabilität der Gesellschaft entspricht. Wir wollen weder das Wort noch den Begriff „Agiotage". Die Beseitigung des Privilegs ist denn auch auf allen Seiten gelobt worden; und die Gesellschaften, die es noch haben, sollten sich bemühen, die Privilegirten zum Verzicht zu bewegen.

Paragraph 283 des Handelsgesetzbuches bestimmt, daß außerordentliche Bezugsrechte der Gesellschaft gegenüber unwirksam sind. Das Reichsgericht hat, obwohl namhafte Juristen, mit Berufung auf die Novelle vom Jahr 1884, dagegen sprachen, in „feststehender Rechtsprechung" erkannt, daß die vor der Novelle gewährten Bezugsrechte auch jetzt noch gelten; die Beschlüsse über Kapitalserhöhungen müssen bei der Bestimmung des Ausgabekurses also auf die älteren Bezugsrechte Rücksicht nehmen. Wenn beschlossen wird, neue Aktien über Pari auszugeben, bleibt das Vorrecht der Gründer, einen Theilbetrag al pari zu beziehen, bestehen. Das könnte man sich schließlich gefallen lassen; aber das durch die Judikatur geheiligte Privileg hat den Juristen schon die härtesten Nüsse zu knacken gegeben. Auch ein so erfahrener Mann wie Staub kam zu keiner völligen Klarheit über die Konse-

quenzen der Gründervorrechte; er hielt für möglich, daß die Gründer ohne Befragen der Generalversammlung die Ausgabe neuer Aktien verlangen können. Der Fall ist in der Praxis ja undenkbar; daß er konstruirt und als diskutabel hingestellt werden konnte, spricht jedenfalls nicht für die Erhaltung der Ueberbleibsel des Sonderrechtes. Für die Abschaffung der Gründerrechte spricht ferner der Umstand, daß sie veräußerlich und vererblich sind. Sie können also auf Personen übertragen werden, die zu der Gesellschaft keinerlei Beziehungen mehr haben, auch nicht einmal mehr Aktionäre, also mit keinem Risiko belastet sind. Das ist ungerecht; denn der Sinn des Aktienwesens will getheilten Gewinn und getheiltes Risiko. Ein so erworbenes Gründerrecht ist aber auch für die Aktionäre unbequem: wenn es verkauft wird (was oft geschieht, da dem Besitzer natürlich nur an dem aus der Kursdifferenz erwachsenden Nutzen liegt) entsteht leicht ein Druck, der den Kurs senkt. Und diese Gründerrechte erlöschen nicht einmal nach dem Beschluß der Liquidation, sondern gelten noch, wenn nachher das Kapital erhöht wird. Die Auflösung einer Aktiengesellschaft hat ja selten den Zweck der Auftheilung des Vermögens, sondern ist in den meisten Fällen die Folge schlechten Geschäftsganges; gewährt hier aber noch die Möglichkeit einer Spekulation. Beim Uebergang einer Aktiengesellschaft auf eine andere erlöschen die Gründerrechte, die an der verschwindenden Gesellschaft haften, ohne Weiteres. Giebt eine Aktiengesellschaft, nachdem sie ihr Grundkapital herabgesetzt hat, neue Aktien aus, so können bei diesen Emissionen die Sondervorrechte geltend gemacht werden, selbst wenn durch die neue Kapitalserhöhung der ursprüngliche Betrag des Grundkapitals nicht erreicht wird. Ermäßigt also eine Aktiengesellschaft ihr 10 Millionen Mark betragendes Kapital durch Zusammenlegung der Aktien auf 5 Millionen und erhöht diese Summe später um 2 Millionen, dann um eine Million, so daß schließlich das Kapital wieder 8 Millionen beträgt, dann bleibt den Gründern bei den beiden neuen Emissionen der Anspruch auf ihr Vorrecht; sie könnten also dreimal ihr Privileg ausnützen. Daß dieser Fall vorkommen kann, zeigt das Beispiel der Oesterreichischen Kreditanstalt. Das Aktienkapital des Instituts betrug 120 Millionen Kronen, wurde dann auf 100, später auf 80 Millionen herabgesetzt, 1899 wieder auf 100, 1906 auf 120 Millionen Kronen erhöht. Nach den Statuten vom Jahr 1855 wäre den Gründern bei jeder Emission ein Sonderrecht zu bewilligen gewesen. Im Jahr 1905 wurde aber in die Statuten der Satz eingefügt, die Gründerrechte gelten nur für die „über 120 Millionen Kronen hinaus auszugebenden Aktien“; das wiener Handelsgericht und das als Berufunginstanz angerufene Oberlandesgericht hat denn auch die Klage der Gründer abgewiesen. Den Prozeß führen die Rechtsnachfolger Leopolds von Lämel, des Mitbegründers der Kreditanstalt. Sie behaupteten, durch Anerkennung der Gründerrechte bei der 1899 erfolgten Emission von 20 Millionen Kronen neuer Aktien habe die Kreditanstalt ein Präjudiz geschaffen. Damals hatte die Verwaltung die Frage der Gründerrechte aber als eine höchst zweifelhafte bezeichnet, die durch Gerichtsspruch zu beantworten sein werde, und ausdrücklich erklärt, daß sie diese Vorrechte durch die Hinnahme des Privilegs in dem einen fraglichen Fall nicht als unbestreitbar anerkenne. Das Vorgehen der Erben Lämels fand um so weniger Billigung, als die übrigen Gründer der Kreditanstalt im Jahr 1901 einem Vergleich zugestimmt haben, der die künftigen Bezugsrechte in einer der Gerechtigkeit entsprechenden Weise regelt. Die Voraussetzungen, auf denen das Gründervorrecht beruht, sind hinfällig geworden; man sollte also auf dieses Recht

endgiltig und freiwillig verzichten. Lämels Erben wollen nun beim Obersten Gerichtshof Revision anmelden; erst dessen Spruch wird die Entscheidung bringen.

Gegen die Ausnützung von Gründerrechten können sich die Aktiengesellschaften, bei denen solche noch bestehen, dadurch schützen, daß sie die Gelegenheiten zur Ausübung des Privilegs möglichst vermeiden. So hats die Laurahütte gemacht. Seit dem Jahr 1873 hat sie keine neuen Aktien mehr ausgegeben. Sie hat heute noch ein Aktienkapital von nur 27 Millionen Mark, weniger also als, namentlich seit die Zusammenschlüsse in die Mode gekommen sind, viele große Montangesellschaften. Da die Gründer der Laurahütte das Recht haben, von Jungen Aktien die Hälfte al pari zu beziehen, und da dieses Bezugsrecht in Folge der Kurssteigerung sehr werthvoll geworden ist, hat die Gesellschaft, um den Gründern nicht auf Kosten der anderen Aktionäre einen unverdient hohen Gewinn zu gewähren, ihren Geldbedarf nicht durch Ausgabe von Aktien, sondern durch Aufnahme hypothekarisch gesicherter Anleihen befriedigt. Ihre Anleiheschuld beträgt 20 Millionen; eine Hälfte ist zu 3½, die andere zu 4 Prozent verzinslich. Einem gut rentirenden Unternehmen, wie es die Laurahütte ist, bürdet eine festverzinsliche Schuld keine so schwere Last auf wie einer Gesellschaft mit ungleichen Erträgnissen. Deshalb sollte man prinzipiell, wenn die Lage des Geldmarktes es gestattet, die Ausgabe von Aktien der Aufnahme von Anleihen zur Beschaffung nothwendiger Betriebsmittel vorziehen. Die Verwaltung der Laurahütte sorgte aber, als sie sich zu ihrer Taktik entschloß, für die berechtigten Interessen ihrer Aktionäre. Von einem der Gründer wurde vor zwei Jahren Beschwerde darüber geführt, daß die Gesellschaft die Ausübung des Bezugsrechtes auf neue Aktien unmöglich mache, und der Beschwerdeführer erbot sich sogar, neue Lauraaktien, statt zu Pari, wie es sein Recht sei, zu 170 Prozent zu übernehmen; aber die Generalversammlung verschloß der Klage ihr Ohr und billigte die Haltung des Vorstandes. Die letzte deutsche Aktiengesellschaft, die sich Gründerrechte einräumen ließ, war die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die, als einzige Gründerin der Berliner Elektrizität-Werke, die Hälfte aller neuen B. E.-W.-Aktien zum Parikurs beziehen kann. Bei der letzten Emission von 6,30 Millionen Aktien brachte das Vorrecht der A. E.-G. einen Gewinn von 3,15 Millionen. Mit diesem Gründerrecht kann man sich allenfalls abfinden, da die beiden Gesellschaften eng zusammenhängen und der Gewinn nicht einer einzelnen Person, sondern allen Aktionären der A. E.-G. zufällt. Durch solche Ausnahmen wird das Privileg aber nicht erträglich. Gründerrechte! Wer den Namen ausspricht, merkt, daß wir im Lauf der Zeit doch solider geworden sind; trotzdem heute an Emissionen so viel verdient wird. Wie aber sahen damals die Gründungen oft aus! Und die Gründer selbst! Man wies mit dem Finger auf sie, wenn sie im Zoologischen Garten oder in einer Weinstube der Altstadt die Sektpfropfen knallen ließen; zeigte im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ihre kleinen Freundinnen. Der Typus ist ausgestorben oder hat sich den neuen Sitten akklimatisirt. Unser Aktienwesen hat die Kinderkrankheiten hinter sich (womit nicht behauptet werden soll, daß es nun kerngesund sei). Dem Privileg, dem schon vor zweiundzwanzig Jahren das Ende bereitet werden sollte, muß endlich die Sterbestunde schlagen. Sogar an die Unsitte der Strohmannschaft erinnert es noch. Nach einem Urtheil des Reichsgerichtes haben die ersten Zeichner selbst dann Anspruch auf ihr Bezugsrecht, wenn sie nur Strohmänner waren. Auch diese Wunderlichkeit zeigt, daß es hohe Zeit ist, die Reste des nicht mehr begründeten Vorrechtes zu beseitigen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Januar 1907.

Entwickelung.

Entfalten heißt: das Zusammengefaltete auseinanderlegen; entwickeln: das Zusammengewickelte aufwickeln, involutum evolvere. Wenn die Knospe aufspringt, wenn die eng zusammengepreßten Blumenblätter auseinandertreten, sagen wir: Die Blüthe entfaltet sich. Sprießt aus dem Samenkorn die Pflanze, so gebrauchen wir zur Bezeichnung des Vorganges lieber das Wort entwickeln. Wir haben schon als Laien eine dunkle Vorstellung davon, daß die zahlreichen Pflanzentheile irgendwie im Samenkorn enthalten gewesen sein müssen und daß dieses sehr künstlich geordnete Beieinander unzähliger winziger Gegenstände in einem kleinen Raum eine sehr verwickelte Geschichte sein müsse. Ueberall, wo Etwas entwickelt wird oder sich entwickelt, tritt bis dahin Verborgenes in die Erscheinung, wird Unsichtbares sichtbar; darum gebraucht man das Wort auch für das Sichtbarmachen der Affektion, die die photographische Platte durch die von einem Gegenstand reflektirten Sonnenstrahlen erlitten hat, obwohl hier nichts zusammengewickelt war. Dagegen sind die Gedanken, die der Redner oder Schriftsteller aus einem Haupt- oder Wurzelgedanken entwickelt, wirklich in diesem enthalten gewesen.

Das häufige Vorkommen Dessen, was wir Entwickelung zu nennen gewohnt sind, in Natur und Menschenleben mußte die Philosophen einladen, den Begriff auf das Weltganze anzuwenden. Die ersten großen Philosophen der neueren Zeit, die des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, waren mechanistisch gestimmt; denn sie waren Astronomen und Physiker, begründeten die Mechanik und ihre Aufmerksamkeit war auf mechanische Vorgänge gerichtet. Ihre Weltkonstruktion lief auf die Vorstellung hinaus: der Weltschöpfer habe den Atomen gewisse Kräfte verliehen, ihnen das Gesetz vorgeschrieben, nach dem sie sich, von diesen Kräften getrieben oder gezogen, zu bewegen hätten,

und sie in einer Anfangstellung angeordnet, aus der durch diese gesetzmäßige Bewegung alle von ihm gewollten Kombinationen und Stellungen, alle Geschöpfe und ihre Handlungen hervorgehen mußten, wie auf dem Billard alle durch einen Stoß verursachten Stellungwechsel mit Nothwendigkeit aus der Anfangsstellung hervorgehen. Auf alle Veränderungen der unorganischen Welt, die thermischen, chemischen, elektrischen eingeschlossen, läßt sich diese Vorstellung wirklich anwenden. Nun kann man ja freilich auch hier sagen, die späteren Gruppirungen entwickelten sich aus den vorhergehenden; aber wir sind gewöhnt, bei dem Wort „entwickeln" an ein Hervortreten aus innerem Drang, durch das Wirken einer geheimnißvollen Bildungskraft zu denken. Ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe, würde, gleich dem Uhrmacher oder Mechaniker, nur Werke hervorbringen, in denen Alles durchsichtig und berechenbar wäre, nichts aus geheimnißvollen Tiefen Quellendes das Gemüth erwärmend erregte; wie denn Kartesius die Thiere für Maschinen gehalten hat. Leibniz freilich, der die starren geometrischen und arithmetischen Gebilde als variable Funktionen in Fluß brachte, die Ruhe als eine unendlich kleine Bewegung auffaßte und seine Monaden beseelt dachte, hat in die entwickelungmäßige Anschauung eingelenkt. Aber diese von ihm ausgehende Anregung wirkte anfangs nur auf Einzelne, am Stärksten wohl auf Herder (Goethe bedurfte der Anregung nicht), aufs Große und Ganze der Denkerrepublik erst, als sich um das Jahr 1800 die Aufmerksamkeit der Naturforscher den Pflanzen und Thieren zuwandte und zu einer Naturphilosophie aufforderte, die die Lebewesen in den Vordergrund stellte. Hegel und Schelling drückten, wie Kuno Fischer hervorhebt, der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts den Stempel „Entwickelung" auf. Schelling läßt in der Materie den Geist schlummern und sich allmählich aus ihr entwickeln, später aus der Indifferenz des Idealen und des Realen Beide sich entfalten; Hegel in einem Werde- und Entwickelungprozeß, der keinen Stillstand kennt, kein starres Sein duldet, das Absolute sich allmählich verwirklichen, und zuletzt lenkt Schelling in die Bahnen der Neuplatoniker und der Gnostiker ein; nur verdichtet er nicht, wie sie, die aus dem Urgrunde hervorgehenden Kräfte und Erscheinungen zu mythologischen Persönlichkeiten.

Das Alles hat sich nun freilich nur in den akademischen Kreisen abgespielt. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts jedoch haben zwei Männer den Entwickelungsgedanken in die Massen getragen und diese dadurch in Gährung versetzt. Marx, der „umgestülpte Hegel", stellte die Veränderungen des Wirthschaftlebens als einen Entwickelungprozeß dar, von dem die geistigen Veränderungen: die der Philosophie, der Religion und des Rechtes, nur Spiegelungen seien. Erweckte es überhaupt schon dem Entwickelungsgedanken Sympathien, daß er dem Menschengeschlecht einen unendlichen Fortschritt in Aussicht stellte, so mußte diese nun endlich „wissenschaftlich begründete" Aussicht die Massen der Armen, an die sich Marx wandte, mit Begeisterung

erfüllen. Haeckel aber machte Darwin populär; und beide Entwickelungtheorien ließen sich in der Weise leicht mit einander verbinden, daß man die Entwickelung der menschlichen Gesellschaft als die Fortsetzung des Prozesses dachte, der die Organismen gebildet hatte. Was könnte, ja, was müßte nicht Alles noch aus dem Menschen werden, wenn sich die Monere auf der einen Seite zum Elephanten, auf der anderen zu einem Marx, zu einem Bebel entwickelt hatte! Daß die beiden Theorien sehr rasch in Kollision mit einander geriethen, weil gerade die orthodoxesten Darwinianer die Selektion zur Bekämpfung der Sozialdemokratie verwandten, hat manchen bitteren Tropfen in den Freudenkelch der Proletarierhoffnung geträufelt. Der Freudenrausch wiederum, in den Haeckels Offenbarungen Gebildete wie Ungebildete, Geisteskoryphäen, „Mastbürger" und Proletarier versetzte, war so wenig rein philosophischer oder wissenschaftlicher Natur wie der vom Evangelium Caroli erzeugte. Er entsprang dem Haß gegen die „Pfaffen" und der Freude darüber, daß man sie nun endlich loswerden müsse, da Darwin nachgewiesen habe, wie die Entwickelung, durch keine andere als mechanische und chemische Kräfte getrieben, vor sich gehe, und damit „die Hypothese Gott" für immer überflüssig gemacht worden sei. Der Entwickelungsgedanke an sich war nichts weniger als neu, besonders wenn man darunter die Ansicht versteht, daß die verschiedenen Arten der Lebewesen eine aus der anderen hervorgehen. Evolution-Hypothesen, sagt Chamberlain in seinem Kantbuch, „sind so alt wie die Welt; man darf wohl behaupten, jedes uncivilisirte Volk glaubt an die spontane Generation (Das heißt: daran, daß Leben aus Leblosem ohne Weiteres entsteht) und glaubt, daß eine Lebensgestalt aus der anderen hervorgeht." Als ersten der griechischen Philosophen, die sich zu dieser Ansicht bekennen, nennt er Anaximander. Daß aus Schmutz und aus faulendem Fleisch Würmer entständen, wurde ganz allgemein geglaubt, ehe die exakte Forschung den Satz erwiesen hatte: omne vivum ex ovo, und zwar ex ovo sui generis. Also nur um den Nachweis des modus procedendi handelte es sich, um die Widerlegung dieses Ergebnisses der Wissenschaft und die wissenschaftliche Rechtfertigung des alten Volksglaubens. Und daß nun gerade der Modus, den Darwin gefunden zu haben glaubte, von den Freunden der Entwickelung mit solcher Begeisterung aufgenommen wurde, wäre unerklärlich, wenn nicht eben die beiden genannten Beweggründe mächtig mitgewirkt hätten, die außerhalb des wissenschaftlichen Interesses liegen.

Denn Darwins „Entwickelung" ist gar keine Entwickelung. Sie ist eine die Entwickelung aufhebende Mechanik. Ein mit mehreren Kameraden in nördliche Gegenden verschlagenes Nagethier hat zufällig durch die chemischen Wirkungen seiner Nahrung eine hellere Behaarung bekommen. Während seine dunkleren Kameraden von Raubthieren gefressen werden, bleibt es, weil es weniger von der beschneiten Fläche absticht, verschont und pflanzt sich fort. Aus demselben Grund bleiben immer die hellsten Individuen der Gattung

bis zum zeugungsfähigen Alter am Leben: und so entsteht eine weiße Abart. Der Vorgang ist gut denkbar und die Arten weißer Pelzthiere können wirklich so entstanden sein. Aber der Vorgang ist rein mechanischer Art und alle Vorgänge, durch die wir uns nach Darwin die Arten entstanden denken sollen, sind von der selben Art. Mechanischer äußerer Stoß, Druck und Zug ist es sammt chemischen und Temperaturverhältnissen, was macht, daß gewisse Varianten einer Gattung zu Grunde gehen, während eine Variante, die der Umgebung besser angepaßt ist, durch diese mechanischen, chemischen und thermischen Fallen hindurchschlüpft und, indem sich bei fortgesetzter Selektion die fürs Fortkommen günstigen Eigenschaften durch allmählichen Zuwachs unmerklich kleiner Grade oder Mengen steigern, zuletzt eine neue Art begründet; oder Etwas, das wegen der auffälligen Verschiedenheit von der alten Art für eine neue Art gehalten zu werden pflegt; denn im Grunde genommen giebt es ja nach dieser Ansicht, die Alles aus Allem hervorgehen läßt, keine echten Arten mehr. Daß die Entstehung des komplizirten Organismus eines höheren Thieres aus der Monere auf diesem Weg ein Wenig schwieriger zu denken ist als die eines weißen Pelzes oder eines Farbenfleckes auf einem Schmetterlingsflügel, soll hier noch nicht näher in Betracht gezogen, sondern es soll nur hervorgehoben werden, daß die Auswahl des zufällig seiner Umgebung besser angepaßten Individuums und die allmähliche Umänderung einer Art in die andere durch die Häufung solcher zufälligen Anpassungen im Lauf langer Zeiträume rein mechanische Vorgänge sind, die von Dem, was die philosophische Vorliebe für die Entwickelungidee begründet: Freude am Leben, an der aus dem Innern dringenden Bildungskraft, keine Spur an sich trägt.

Nun haben freilich auch die strengsten Darwinianer diese innere Bildungskraft um so weniger ganz abzuweisen vermocht, je mehr sie den Blick von so äußerlichen Gattungmerkmalen wie Farbe und Größe auf die innere Organisation lenkten. Schon Darwin nahm den Lamarckismus zu Hilfe, der zwar auch noch im Mechanismus stecken bleibt, aber doch wenigstens durch die Thätigkeit des abzuändernden Individuums, wie Strecken der Halsmuskeln beim Abweiden von Blättern hochstehender Baumkronen, dem abändernden Milieu einigermaßen entgegenkommt. Mit der geschlechtlichen Zuchtwahl, die er dann noch heranzog, machte er schlimme Erfahrungen. Daß die dumme Pfauhenne in einer durch ungezählte Jahrtausende vorhaltenden ästhetischen Begeisterung dem Gatten allmählich sein prachtvolles und regelmäßiges Schwanzmuster angezüchtet haben soll, ist gewiß eine starke Zumuthung an die Jüngergläubigkeit; noch dazu aber mußte Darwin zu seiner Verzweiflung die schmerzliche Wahrnehmung machen, daß die viel tausendmal klügere Hündin, und zwar auch die schöne Rassehündin, dem häßlichsten Köter nachläuft. So freilich ist die Sache nicht zu denken, schreibt ein jüngerer Biologe, dessen Namen ich vergessen habe. Sondern das Weibchen bekommt stets den stärksten Mann,

der seine Nebenbuhler besiegt hat, zum Gatten; der stärkste ist aber zugleich der schönste und darum muß sich die Schönheit durch fortgesetzte Auswahl der stärksten Männchen steigern. Für die plastische Schönheit mag Das zutreffen, nicht aber für die in Schmuckanhängseln bestehende. Ich weiß nicht, ob Pfauhähne mit einander kämpfen, aber wenn sie es thun, ist die Länge des Schweifes kein Vortheil, sondern ein Hinderniß und die regelmäßige Zeichnung und schöne Farbe des Schweifes steht weder mit der Körperstärke noch mit dem Ausgang des Kampfes in irgend welchem ursächlichen Zusammenhang.

Als man sich nun gar in das Geheimniß der Zelle, ihres Baues, ihres Lebens, in das Geheimniß des Aufbaues des Leibes aus Zellen und in die Geheimnisse der Vererbung vertiefte, da schwand mehr und mehr jede Aussicht, mit mechanischen und chemischen Kräften auszukommen. Haeckel stattete seine Plastidule mit Gedächtniß aus, Darwin ließ Pangenen, Herbert Spencer Units, Nägeli ein den Leib durchziehendes Idioplasmanetz, Weismann seine Determinanten und Biophoren den Aufbau des Leibes leiten. Andere haben die unsichtbaren Architekten und Werkmeister anders benannt. Zur Beschuppung der Flügel einer gewissen Schmetterlingart hält Weismann 240 000 Determinanten für nothwendig; dagegen glaubt er, die ganze Blutmasse eines Thierleibes komme möglicher Weise mit einem Baumeisterchen aus, weil die Blutkörperchen alle gleich gebaut sind. Was ist von Alledem durch exakte Forschung erwiesen? Nur Dieses: daß die Spermazelle und die Eizelle jede eine Masse enthalten, die man, weil sie durch Färbung im Mikroskop sichtbar gemacht werden kann, Chromatin nennt; daß sich diese Masse bei der Befruchtung in eine Anzahl Körnchen oder Kügelchen (von Weismann Ide genannt) auflöst, die sich nach mehrfacher Umgruppirung zu Stäbchen (Idanten) zusammenfügen (in jeder der beiden Zellen sind ihrer gleich viele, aber ihre Zahl ist bei den verschiedenen Thierarten verschieden); daß diese Stäbchen in gleicher Zahl an die beiden Zellen vertheilt werden, in die sich, die Bildung des Embryos einleitend, die Mutterzelle theilt. Daß das Chromatin der Träger der Vererbung ist, erscheint gewiß. Aber daß das Id sich in Determinanten auflöse, in kleine Baumeister, die, zur rechten Zeit an den ihnen bestimmten Ort wandernd, die ihnen zukommende Arbeit verrichten, ist Hypothese; oder Mythus, wie Chamberlain es nennen würde. „Die heutige Naturwissenschaft", schreibt er, „ist die größte Verbraucherin von Mythen, die es je gegeben hat; die Religionen sind, mit ihr verglichen, sehr bescheiden."

Eduard von Hartmann hat in seinem letzten Werk*) bewiesen, daß wir diese Mythen nicht nöthig haben, wenn sie auch zulässig sind als ein Mittel, sich einigermaßen vorstellbar zu machen, wie es beim Aufbau eines Menschen-

*) Er zeigt darin auch, wie sich die Biologen, Botaniker, Zoologen, Einer nach dem Anderen, dazu bequemen, dem Darwinismus gegenüber den Standpunkt einzunehmen, den er, dreißig Jahre lang von den zünftigen Biologen ignorirt, vor [illegible]ren als den richtigen erkannt hat.

oder Thierleibes zugehen mag. Daß freilich diese Vorstellung ganz und gar mythischen Charakter trägt, erkennt man bei näherem Zusehen sofort. Ist so eine Determinante, die Zellen einer bestimmten Art, etwa Nerven- oder Muskelzellen aufbaut, ein mit Vernunft begabtes Wesen, das fertig bringt, was unsere größten Chemiker zu leisten nicht im Stande sind? Und ist sie Das nicht: was sollen wir uns darunter denken, daß dieses submikroskopische Wesen den Bau einer Zelle leitet? Und mögen diese Wesen vernünftig oder vernunftlos, sehend oder blind sein, wie kommen ihre auf viele Millionen zu beziffernden Schaaren dazu, planmäßig zusammenzuwirken? Einen wohlgefügten, aus den nach Struktur, Form und Bestimmung verschiedenartigsten Gliedern und Organen bestehenden Leib aufzubauen, ihn genau nach dem elterlichen Vorbilde aufzubauen, dem König Alfons die Lippe seines vor 348 Jahren verstorbenen Ahnherrn zu bauen? Verständigen sie sich mit einander oder werden sie von einem Oberarchitekten kommandirt? In der That nimmt Weismann unbekannte Oberkräfte an, welche die Thätigkeit der chemischen und der organischen Kräfte, also doch wohl auch die seiner Determinanten, leiten. Aber diese ganze Vorstellungart ist verfehlt. Hartmann giebt eine andere, die freilich der sinnlichen Anschaulichkeit gänzlich entbehrt, dafür aber dem Begriff der Entwickelung im vollsten Maß entspricht. Diese Vorstellungart st erst durch die neusten biologischen und chemischen Entdeckungen möglich geworden. In einer Leberzelle, deren Größe etwa den tausendsten Theil eines Stecknadelknopfes beträgt, wird ein ganzes Dutzend verschiedener chemischer Umsätze vollzogen (Hartmann führt sie einzeln an). Und zwar wird jeder solche Umsatz, zu dem der Chemiker eine Menge Gefäße und Vorrichtungen brauchen würde, gerade in dem Augenblick, wo, und in dem Maß, wie er nöthig ist, bewirkt. Und eben so verfährt jede andere Zelle als Chemikerin. Diese Zellen erzeugen für den Bedarf des Leibes, und zwar für den verschiedenen Bedarf verschiedener Theile des Leibes, Stoffe wie die Fermente, von denen man noch nicht einmal die Zusammensetzung herauszubekommen vermag, geschweige denn, daß man sie künstlich herzustellen vermöchte. Und jeder dieser Stoffe tritt in Thätigkeit, wenn er gebraucht wird, und bleibt bis dahin in Ruhe. Die Zellwände aber lassen Flüssigkeiten durch in der Zusammensetzung und Menge, die gerade gebraucht wird, und lassen nicht durch, was für den augenblicklich und hier zu erreichenden Zweck nicht taugt. „Während Leber- und Nierenzellen nur für die Bedürfnisse des Gesammtorganismus sorgen, dem sie angehören, paßt die Leistung der Epithelzellen der Milchdrüsen sich den Bedürfnissen eines anderen Organismus, nämlich des Säuglings an. Sie schöpfen aus dem Blut, aber sie nehmen jeden Bestandtheil des Blutes in einem anderen Verhältniß auf, als er im Blut enthalten ist, und zwar stellen sie eine Milch her, die alle Stoffe genau in dem Verhältniß enthält, wie der Säugling der betreffenden Thierart sie braucht, um seinen Organismus zu erhalten und auszubilden."

Es ist klar, daß man bei dieser wunderbaren Einrichtung der Zellen jener hypothetischen submikroskopischen Wichtchen nicht bedarf, die vom Keimplasma aus als Baumeister an die Orte des wachsenden Leibes wandern sollen, wo neue Organe zu schaffen sind. So gut wie im fertigen Leib jede Zelle für den ihr zugetheilten Bereich die zur Erhaltung des Lebens erforderlichen Stoffe bereitet, umwandelt, hin und zurückbefördert, strukturgemäß lagert — wie sie Das anfängt, davon haben wir natürlich keine Ahnung —, werden, auch im wachsenden Organismus die Zellen Alles leisten, was zur Bildung neuer Zellen, ja, neuer Glieder und Organe nothwendig ist. Der Aufbau schreitet „epigenetisch" von dem an jedem Punkt Bestehenden zu dem in seiner Nachbarschaft neu zu Errichtenden fort. Die Fähigkeit, diesen Bildungprozeß in Gang zu bringen, muß in der Urzelle liegen; und wir haben also hier das Hervorquellen des neu Erscheinenden aus seiner Verborgenheit im Keim, eine Entwickelung im vollsten und eigentlichsten Sinn des Wortes. Denn daß Alles, was hier hervorkommt, kommen sollte, daß die zukünftige vollendete Gestalt im Keim irgendwie (Wie? Das weiß kein Mensch) angelegt ist, kann kein Vernünftiger bezweifeln. Um Hartmann und einige der Biologen und Anatomen, die er anführt, reden zu lassen (ich ziehe an verschiedenen Stellen Verstreutes zusammen, ohne jedesmal kennbar zu machen, wo er wörtlich citirt und wo er die Meinung der Anderen mit eigenen Worten wiedergiebt): „Das Ganze bestimmt die Theile, nicht umgekehrt. Der werdende Organismus ist ein im Wachsthum sich ausdehnender, zerklüftender und gesetzmäßig sich gliedernder Protoplasmakörper (Rauber). Die Zellen determiniren sich zu ihrer späteren Eigenart nicht selbst, sondern werden nach Gesetzen, die sich aus dem Zusammenwirken aller Zellen, auf den jeweiligen Entwickelungstufen des Gesammtorganismus, ergeben, determinirt. (O. Hertwig). Haacke, der gern mit physiko-chemischen Gesetzen ausreichen möchte, stellt eine Berechnung darüber an, wie groß die Wahrscheinlichkeit wäre, daß bei zufälliger Abänderung hundert Federkieläste einer Pfaufeder ihre Farbe so abändern, daß die Zeichnung eines Pfauenauges entsteht, und bemerkt dazu: ‚Die Natur spielt mit gefälschten Würfeln, Naturgesetze genannt, und muß, wo es ihr gelang, die erforderlichen Würfel in den Becher zu thun, einen Pasch werfen. Ob man aber wirklich einen Würfelfälscher annehmen müsse, diese durch sie unbeantwortbare Frage verneint die ihrer Grenzen bewußte Wissenschaft nicht.' Die Welt, in der wir leben, mußte aus einer selbst schon zweckmäßigen ursprünglichen Vertheilung der Uratome mit Nothwendigkeit und ohne darwinistisches Herumprobiren der Natur entstehen. Diesen Anfang darf der Gläubige als einen von Gott gesetzten auffassen, der so eingerichtet ist, daß er nach bloßen Naturgesetzen zu einer Welt des Guten, Wahren und Schönen führt. So sehr wir uns auch sträuben mögen: wir können die Vertheilung der Materie im Weltall und die Eigenschaften ihrer letzten Elemente nicht anders beurtheilen

als nach ihren Zwecken. Der Naturforscher kann höchstens feststellen, daß die Versetzung einer Pflanzenart in ein anderes Klima sie so beeinflußt, daß eine bestimmte Umwandlung vor sich gehen muß; aber er kann nicht sagen, warum diese Beeinflussung zweckmäßig ist, sie also befähigt, den Unbilden des neuen Klimas zu trotzen, warum die neue Organisation mit der übereinstimmt, die zum Fortbestand der Pflanze unter den veränderten Bedingungen erforderlich ist, oder warum diese Veränderungen gerade solche sind, daß sie die Vererbung erworbener Eigenschaften vermitteln. (Haacke.) Da, wie gezeigt worden ist, weder strukturlose chemische Verbindungen noch struktuirte im Stande sind, die zweckmäßige Form zu erklären, so muß man annehmen, daß die Entwickelung durch zweckmäßige Reaktion erfolgt, durch die aus einfacheren Strukturen allmählich immer komplizirtere werden, und daß diese zweckmäßigen Reaktionen von einem Vitalagens geleitet werden. Dadurch wird aber die reine Maschinentheorie der Organismen, die von Descartes zuerst aufgestellt worden ist, unzulänglich; denn alle maschinelle Struktur ist nun selbst ein Produkt einer Reihe von zweckmäßigen Vitalreaktionen in der individuellen und der stammesgeschichtlichen Entwickelung. Eine Maschine kann auf verschiedenartige Leistungen und auf Selbstregulationen eingerichtet sein, aber nur gegen Reize und Störungen von bestimmtem Typus. Sie kann nicht auf atypische Reize zweckmäßig reagiren, geraubte Theile selbständig wiederergänzen, gewaltsam umgelagerte wieder zurechtrücken oder so umbilden, daß der normale Zustand wiederhergestellt wird. Sie kann auf einen Selbsttheilungakt mechanisch eingerichtet sein, der aus einer Maschine zwei von gleicher Leistungfähigkeit macht, aber sie kann Dies nur vermittels maschineller Vorrichtungen des Ganzen, die den Theilen fehlen, so daß diese sich nicht weiter theilen können. Das Alles kann aber der Organismus; und er kann es nur, weil er mehr ist als Maschine, weil seine Reaktionen unter der Leitung eines Vitalagens stehen (Driesch). Nur bei rein quantitativen Abänderungen ist die Wahrscheinlichkeit günstiger und ungünstiger Abänderungen gleich; bei qualitativen ist die Wahrscheinlichkeit ungünstiger Aenderungen viel größer als die günstiger. Auch setzt, was die Unwahrscheinlichkeit ins Ungemessene steigert, die Artenbildung durch Häufung zufälliger Aenderungen voraus, daß korrespondirende Zufälle mehrere Glieder eines Organismus in gleicher oder entsprechender Weise abändern (daß sich an allen vier Füßen gleichmäßig Hufe bilden, daß den Arbeitbienen gleichzeitig die Sexualorgane verkümmern und an den Beinen Bürstchen wachsen), ja, daß verschiedene Individuen korrespondirende Aenderungen erfahren (Männchen und Weibchen zu einander passende Sexualorgane bekommen, die Blüthen zu befruchtender Pflanzen und die Saugwerkzeuge der die Befruchtung vermittelnden Insekten gleichzeitig die dazu am Besten geeignete Größe und Form annehmen). Die Zuchtwahl kann nur da von Einfluß sein, wo das Ueberleben durch überlegene Angepaßtheit und Nützlichkeitvorzüge bestimmt ist, aber nicht, wo zufällige Vortheile das Ueber-

leben bestimmen. Die Menschen, die ein Eisenbahnunglück oder eine blutige Schlacht überleben, sind keineswegs die tüchtigsten und nützlichsten. Von den vierzig Milliarden Eiern eines Bandwurms überleben die nur, die von einem Zwischenwirth gefressen werden, der wieder gefressen oder ungekocht gegessen wird; die Beschaffenheit der Eier und Finnen ist ganz ohne Einfluß auf die Auslese. (Gustav Wolf). Selbst der Züchter kann nur die von der Natur vorgezeichneten, in der Organisation begründeten Wege einschlagen; sie sind mit unüberschreitbaren Mauern eingefaßt und theilen sich nur an wenigen Stellen, so daß nur eine nicht eben große Auswahl von Zuchtrichtungen übrig bleibt. Die Natur baut auf der Grundlage, die sie sich geschaffen, nach bestimmtem Plan weiter; ein unsicheres Tasten, wie Darwin es annimmt, kommt bei ihr nicht vor. (Haacke)."

Also die Endform eines jeden Organismus ist nicht das Ergebniß einer Unzahl zufällig korrespondirender Zufälle, sondern gewollt und vorausbestimmt. „Leben ist Gestalt", sagt Chamberlain in der Abtheilung „Plato" seines Kantbuches; „Stoff verhält sich jeder Gestalt gegenüber indifferent;*) Kraft zerstört Gestalt". Allerdings nur, wenn sie stärker ist als die Lebenskraft der von ihr angegriffenen Gestalt, welcher Fall für jeden Organismus mindestens einmal, bei seinem Tod, eintritt. Bis dahin leitet, wie Hartmann schön sagt, der Organismus ein Stückchen Energie auf seine Mühle, diese damit zu treiben. (Daß Energie und Kraft zwei Begriffe sind, die von der neusten Physik auseinandergehalten werden, kommt hier nicht in Betracht.) Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. Das gilt zu allererst vom Organismus, dem wunderbarsten aller Gebilde. Denn der Organismus ist nicht nur äußerlich geformt wie eine Statue, enthält nicht nur, wie eine kunstreiche und feine Maschine, im Innern eine Menge geformter Theile, sondern ist, hätte er auch die Größe eines Walfisches, an jedem äußeren und inneren Punkte seines Leibes bis ins Submikroskopische hinein geformt. Und die ohne jede Rücksicht auf Aesthetik, nur mit Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Raumersparniß getroffene Anordnung im verborgenen Innern versteht der unbekannte Baumeister mit der vollendeten plastischen und koloristischen Schönheit des Aeußern zu verbinden. Der selige Cicero ist es, wenn ich nicht irre, gewesen, der, selbstverständlich ohne den Luftballon, die Frage aufwirft: Wenn Jemand aus einem

*) Freilich hat auch der Kristall Gestalt; und besonders seit man die flüssigen Kristalle entdeckt hat, über die auf dem Deutschen Naturforscher- und Aerztetag in Stuttgart (am zwanzigsten September) berichtet worden ist, halten die Monisten ihre Ansicht von dem unmerklichen Uebergange des Unorganischen ins Organische, wobei keine andere als physikalisch-chemische Kräfte thätig seien, für bewiesen. Warum jedoch weder Chamberlain noch Hartmann die Kristallbildung als Uebergang zum Organischen, zum Leben gelten läßt, mag man bei ihnen selbst nachlesen. (Immanuel Kant S. 1[illegible], das Problem des Lebens S. 205).

Luftballon die erforderliche Zahl Lettern herunterwirft, ist es da wohl denkbar, daß sie, auf dem Erdboden anlangend, sich zur Ilias anordnen werden? Der Verstand antwortet: Ja! Denn unter all den Quadrillionen Kombinationen, in die sie zu liegen kommen könnten, befindet sich auch diese eine; und es ist kein Grund vorhanden, warum nicht eben so gut diese eintreten sollte wie irgend eine andere. Die Vernunft dagegen spricht: Nein! Sie kann keinen anderen Grund für dieses Nein anführen als ihre Selbstgewißheit; ihre Ueberzeugung, daß eine großartige und vielgliedrige sinnvolle Anordnung einen ihr selbstverwandten, einen vernünftigen Ordner voraussetzt. Ich weiß nun nicht, wie viele Buchstaben die Ilias enthält; aber ich weiß, daß die Zahl der Atome eines Bienenleibes viel größer und deren Anordnung viel sinnreicher ist, daß ihr winziges Hirn die Arbeitbiene befähigt und nöthigt, Blüthennektar zu saugen und mit den Bürstchen und Körbchen ihrer Beine Blütenstaub zu sammeln, daß ihr Leib diesen in Wachs verwandelt, das alle Arbeitbienen in gemeinsamer Arbeit zum Bau geometrisch genau geformter sechsseitiger Zellen verwenden, jenen aber in Honig, den sie in diese Zellen deponiren; daß ihr Hirn sie befähigt und nöthigt, mit diesem Honig die Larven aufzufüttern, die aus den vom einzigen Weibchen in die Zellen gelegten Eiern auskriechen, daß sie wissen, ob und wann Ersatz für das Weibchen nöthig sein wird, und in diesem Falle in einer eigens hierfür bereiteten größeren Zelle eine Larve zur „Königin“ auffüttern, daß sie alles Das thun vom ersten Augenblick an, wo sie den Nymphenzustand verlassen haben, ohne Rast bis zum Ende ihres meist nur sechs Wochen dauernden Lebens. Das Alles für ein Ergebniß günstiger Zufälle halten zu sollen, widerstrebt der Vernunft noch mehr als die zufällige Ilias. Und wenn man, die Unwahrscheinlichkeit zu mindern, die Vererbung unzähliger Wirkungen unzähliger glücklicher Zufälle durch Jahrmillionen hindurch zu Hilfe nehmen wollte, so würde Das auf den unfreiwilligen Witz Paddys hinauslaufen, der, nach der Zahl seiner Kinder gefragt, antwortete: „Keine; in meiner Familie ist nämlich die Kinderlosigkeit erblich“. Die Arbeitbienen haben keine Kinder und können nichts vererben; Königin und Drohnen aber, die zusammen Nachkommen zeugen, also ihre Eigenschaften vererben können, besitzen keine der wunderbaren körperlichen und seelischen Vorzüge, durch die sich die Arbeitbienen nützlich machen.

Auf die Frage: Was ist das Eingewickelte, das bei der Entwickelung ausgewickelt wird, haben wir jetzt die Antwort: es ist die Gestalt, die Gestalt im weitesten Sinne des Wortes, wonach darunter die äußere, meistens schöne Erscheinung, die innere Organisation und die geistige Thätigkeit verstanden wird: εἶδος, ἰδέα. Und das Wort Entwickelung findet nun auf zwei Prozesse Anwendung: auf den großen einen, allumfassenden, durch den die Fülle der Gestalten aus dem Urwesen hervorgeht, und auf den in unzähligen Fällen verlaufenden Einzelprozeß, in dem sich der Keim zum Individuum auswächst.

Dagegen kann das Hervorgehen der Arten aus einander, auch wenn es nicht mechanisch, nicht darwinisch, sondern organisch vorgestellt wird, als Entwickelung im strengen Sinn des Wortes nicht bezeichnet werden. Ich habe gegen dieses Hervorgehen nichts einzuwenden und unterschreibe gern Hartmanns Endurtheil: Die Abstammunglehre ist gesichert, der Darwinismus ist gerichtet. Die Abstammung der Arten von einander und aller Arten von einem Urorganismus ist nicht etwa bewiesen. Der Beweis kann vielleicht in Zukunft dadurch geführt werden, daß es auf einer zoologischen Versuchsstation gelingt, Geschöpfe einer Art in solche einer anderen Art oder gar Gattung umzuzüchten. Also bewiesen ist die Abstammung vorläufig nicht, aber im höchsten Grade wahrscheinlich. Es erscheint vernunftgemäßer, wenn man annimmt, daß nicht für jede Gattung oder Art ein besonderer Keim geschaffen worden ist, sondern daß, wenn eine neue Gattung entstehen sollte, ein Keim einer dieser neuen Gattung verwandten Gattung benutzt wurde. Doch eben weil der verwendete Keim die Kraft zur Erzeugung der neuen Gattung nicht in sich trug, sondern erst durch ein neu hinzukommendes „Vitalagens" für eine Heterogonie oder Mutation, wie Das jetzt nach Kölliker und De Vries genannt wird, befähigt werden mußte, ist diese in lauter Sprüngen verlaufende Umbildung nicht einfach Entwickelung. Ohne einen solchen Sprung könnte auch nie aus einem affenähnlichen Thier ein Mensch geworden sein. Wäre, meint Hartmann, das größere Hirn des Menschen „ein bloßes Produkt des Gebrauchs, so wäre nicht abzusehen, warum die jetzt lebenden Affen, die dieses Organ doch schon (mindestens!) eben so lange wie die Menschen und unter wesentlich gleichen Umständen wie viele Naturvölker gebraucht haben, es nicht auch zu so großen Gehirnen gebracht haben sollten, daß sie ihre gleichen Hände und Sprachwerkzeuge zu den gleichen Leistungen wie der Mensch verwerthen und ein Bedürfniß nach Sprache und Kultursteigerung empfinden". In dem Protoplasma, gar in den Kohlen-, Wasser-, Stick- und Sauerstoffatomen ist weder der Papagei noch der Löwe noch der Mensch potentialiter enthalten, sondern nur die Fähigkeit, für die Schaffung der Keime dieser Wesen und für ihre Ausgestaltung verwendet zu werden.

Auch wenn wir die Künste, die Wissenschaften, die Kultur, den Handel, die Gesellschaft sich entwickeln lassen, ist Das eine ungenaue Ausdrucksweise. Wilhelm Wundt erzählt uns im neusten Band seiner Völkerpsychologie wunderhübsch, wie die Keramik entstanden ist und sich „entwickelt" hat. Der Mensch findet, daß sich die ausgehöhlte Schale der Nuß, die er verspeist hat, als Trinkgefäß verwenden läßt. Zufällig entdeckt er dann die Bildsamkeit des Thons und durch einen zweiten Zufall dessen Eigenschaft, in der Sonne und im Feuer hart zu werden. So hat er denn nach dem Muster von Fruchthüllen Thonschalen und Thonkrüge gebildet. Diese hat er an einem Strick oder in einem geflochtenen Korbe zum Trocknen aufgehängt. Der Strick hat in dem weichen Thon eine kreisrunde Vertiefung, der Korb ein Flecht-

muster hinterlassen. Beides hat ihm gefallen, hat seinen ästhetischen Sinn geweckt (was natürlich nur geschehen konnte, weil er, im Unterschied vom Affen, diesen ästhetischen Sinn als Anlage besaß und den Drang fühlte, ihn zu bethätigen). Er hat deshalb absichtlich seine Gefäße mit Kreisen oder mit Mustern von sich kreuzenden Linien verziert: und so ist die Entwickelung fortgegangen bis zu den griechischen, römischen und unseren modernen Prunkvasen. Was hat sich nun dabei eigentlich entwickelt? Die Keramik? Aber die ist ein Abstraktum; wie könnte es einem Abstraktum einfallen, sich zu entwickeln? Der einzelne Topf? Aber der bleibt, wie er ist, bis er zerschlagen wird, heckt auch keine Junge, außer als Vorbild durch die Vermittlung des Geistes eines Künstlers. Dieser (oder wenn mans lieber hört: das Gehirn des Künstlers, vieler Künstler) ist es, was sich entwickelt hat. Die Kunstwerke sind nur Niederschläge oder Produkte dieser Entwickelung, die allerdings durch die Einwirkung auf Künstler und bestellende Liebhaber die Entwickelung der Künstler fördern. Was sich entwickelt, ist also stets das einzelne Individuum.

Gerade wie ich Das geschrieben habe, lese ich Chwolsons Streitschrift: „Hegel, Haeckel, Kossuth und das Zwölfte Gebot." Chwolson nennt das Gesetz der Entropie (daß alle Bewegung in Wärme verwandelt, diese aber im Weltraum zerstreut wird, so daß zuletzt Erstarrung eintreten muß) das Gesetz der Evolution der Welt, „denn es lehrt uns, daß die Welt ein Organismus ist, der sich in einer ganz bestimmten, genau definirbaren Richtung entwickelt." Mir scheint nun die physikalische Welt das gerade Gegentheil eines Organismus zu sein und die Entropie im schreiendsten Gegensatze zu stehen zu Dem, was ich Entwickelung nenne, ohne die Anmaßung natürlich, Anderen einen anderen Gebrauch des Wortes verbieten zu wollen. Bei der Entwickelung, wie ich sie mir denke, quillt aus Keimen immer reicheres und mannichfacheres Leben hervor; nach dem Gesetz der Entropie geht alles Leben der Erstarrung im ewigen Tod, geht die Mannichfaltigkeit der Einförmigkeit einer qualitätlosen Masse entgegen. Manchen Neueren könnte gerade diese Entwickelung, die das Gegentheil von sich selbst ist, sympathisch sein. Geschmack und Mode wechseln auch in Wissenschaft und Philosophie, und nachdem die Neumystiker, von denen es jetzt wimmelt, schon lange gegen die mechanistische Welterklärung protestirt haben, fangen sie jetzt auch an, die Entwickelung unausstehlich zu finden. So sagt Einer von ihnen Paul Dahlke, in seinem „Buch vom Genie": „Ich weiß wohl, Entwickelung ist heute der Götze, der angebetet wird. Wir aber lachen über diesen Götzen. Nach einem Ende, einem Abschluß drängt alles Menschliche. Aber meinen Sie wohl, daß in der Evolution Abschluß zu erreichen ist?" Nun, die Evolution Chwolsons hat einen Abschluß, der an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Ob freilich den nach Nirwana dürstenden heißen Mystikern ein so kühler Abschluß gefallen kann, bleibt immerhin noch zweifelhaft.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Bauer Marei.*)

Ich will, zur Abwechselung, einmal eine kleine Geschichte erzählen. Das heißt: eigentlich kann man Das nicht recht eine Geschichte nennen; es ist nur eine alte Erinnerung. Ich war damals neun Jahre alt . . . Doch nein: ich werde lieber mit meinem zwanzigsten Jahr beginnen.

Es war am zweiten Osterfeiertag. Die Luft war warm, der Himmel hoch und blau und die Sonne so hell und schön. In meiner Seele aber war es dunkel und häßlich. Ich schlenderte hinter den Kasernen umher, sah auf den Palissadenzaun, der unser Gefängniß umgab, und zählte die einzelnen Pfähle. Doch selbst das ewige Zählen wurde langweilig, wenn ichs auch nur ganz mechanisch, aus Gewohnheit, that. Es war schon der zweite Tag, daß im Gefängniß „gefeiert" wurde: die Gefangenen brauchten nicht zu arbeiten und so waren denn fast alle betrunken. In jedem Augenblick entstand ein neuer Streit, der mit Schimpfwörtern begann und mit Schlägen endete. Gemeine Lieder, Spielhöllen unter den Pritschen, mehrere für besonderen Unfug von den Kameraden halbtotgeprügelte Gefangene, die man mit Pelzen bedeckte und ruhig liegen ließ, bis sie wieder zu sich kommen und aufwachen würden, oft schon gezogene Messer: all Das hatte mich in den zwei Feiertagen bis zum Wahnsinn gequält.

Niemals konnte ich ohne Ekel betrunkenes Volk sehen; hier aber, an diesem Ort, war es mir ganz besonders widerlich. An solchen Feiertagen kamen nicht mal die Beamten ins Gefängniß, um zu inspiziren oder nach dem verbotenen Branntwein zu suchen. Sie sahen wohl ein, daß man auch diesen Verstoßenen doch wenigstens einmal im Jahr etwas Freiheit lassen müsse, um Schlimmerem vorzubeugen.

Plötzlich ertrug ich die Qual nicht mehr. Heiße Wuth packte mich. Da kam mir der Pole M...tzki, auch ein „politischer" Zwangsarbeiter, entgegen; er blieb vor mir stehen und sah mich zornig, mit zuckenden Lippen, an. „Je hais ces brigands!" stieß er halblaut zwischen den Zähnen hervor und ging an mir vorüber. Ich kehrte in die Kaserne zurück, trotzdem ich erst vor einer Viertelstunde halb wahnsinnig aus ihr herausgelaufen war, weil sich sechs Kerle, wahre Athleten, zugleich auf den betrunkenen Tataren Gasin stürzten, um ihn mit den Fäusten zu „beruhigen". Sie schlugen ihn unsinnig (ein Kamel hätte es nicht ertragen), wußten aber, daß dieser tatarische Herkules viel aushalten konnte. Als ich nun zurückkam, sah ich in einer Ecke den zusammengesunkenen Gasin, der ohne jedes Lebenszeichen auf seiner Pritsche lag. Man hatte ihn mit einem Pelz zugedeckt. Die Anderen umstanden ihn schweigend. Wenn sie auch überzeugt waren, daß er am nächsten Tag wieder erwachen werde, so kratzte sich doch Einer von ihnen den Kopf und meinte etwas besorgt: „Aber . . . Weiß Gott doch . . . Ist die Stunde vertrackt, so stirbt 'n Mensch wie nichts von solchen Schlägen." Ich ging zu meiner Pritsche am vergitterten Fenster, legte mich auf den Rücken, schob die Hände unter den

*) Diese Skizze ist eine der letzten Arbeiten Dostojewskijs; sie steht in seinem Tagebuch vom Jahr 1876, ist (vielleicht weil er sie nicht als selbständige Novellette veröffentlicht hatte) bisher nicht übersetzt worden und grenzt doch an das Stoffgebiet der berümten „Erinnerungen aus einem Totenhaus". In dem Tagebuch steht auch der Satz des Dichters: „Ich erzähle nicht gern von meinem sibirischen Leben." In dieser Skizze hat ers gethan.

Kopf und schloß die Augen. Ich lag immer gern so: die Schlafenden werden gewöhnlich in Ruhe gelassen und so kann man denn denken und träumen. Diesmal wollte es jedoch mit dem Träumen nicht gehen: mein Herz schlug unruhig und in den Ohren klang mir noch das Wort: „Je hais ces brigands!“ Jetzt noch träume ich in mancher Nacht von jener Zeit; ich kenne keinen qualvolleren Traum.

Allmählich vergaß ich die Gegenwart und verlor mich unmerklich in Erinnerungen. In all den Jahren, die ich dort verbracht, erinnerte ich mich meines ganzen früheren Lebens: ich glaube, ich habe es so von Anfang an nochmals durchlebt. Diese Erinnerungen kamen, ohne daß ich selbst wußte, wie; nur selten habe ich sie absichtlich hervorgerufen. Gewöhnlich fingen sie mit irgend einem Punkt, einem kleinen Zug an, dem sich dann immer mehr Züge anfügten, bis das Vergangene zum großen Bild wurde. Ich analysirte dann die alten Eindrücke, fügte dem längst Erlebten neue Seiten hinzu und (die Hauptsache) verbesserte, verbesserte ununterbrochen: darin bestand ja mein einziger Zeitvertreib, meine Unterhaltung und Zerstreuung. An jenem zweiten Osterfeiertag stand mir plötzlich, ich weiß nicht, warum, eine Stunde aus meiner Kindheit vor der Seele, eine Begegnung des Neunjährigen, die ich schon längst vergessen hatte; aber ich liebte damals ganz besonders Erinnerungen aus meinen Kinderjahren.

— —

Mir fiel der Augustmonat auf unserem Landgut ein. Ein trockener, klarer Tag; ein Bischen kühl und windig; der Sommer neigt dem Ende zu und bald muß man wieder nach Moskau fahren, wieder den ganzen Winter über in Französischen Stunden sich langweilen; und ich verlasse das Land so furchtbar ungern. Ich ging hinter die Tenne und weiter in die Schlucht, von der sich auf der anderen Seite ein dichtes Gestrüpp bis zum Wald hinzog. Weiter und immer weiter drang ich in das Buschwerk ein; und höre noch, wie, vielleicht dreißig Schritt vor mir, auf dem Neubruch einsam ein Bauer pflügt. Ich weiß: er muß steil den Abhang heraufpflügen, das Pferd hat es schwer und manchmal tönt bis zu mir hinüber der ermunternde Zuruf: „Nu, nu!“ Ich kenne all unsere Bauern, weiß aber nicht, welcher von ihnen da eben pflügt; ist mir auch einerlei. Ich bin ganz und gar in meine eigene Arbeit vertieft; denn auch ich bin beschäftigt: von einem Nußbaum breche ich mir eine gute Gerte, um mit ihr Frösche zu schlagen. Die Gerten von Nußbäumen sind so hübsch, viel besser als Birkenruthen. Auch Käfer und andere Thierchen nehmen mich in Anspruch; ich habe sogar eine große Käfersammlung. Viele sind so putzig! Auch liebe ich die kleinen rothgelben Eidechsen mit den schwarzen Tüpfelchen; doch vor Schlangen habe ich Angst. Aber Schlangen trifft man viel seltener als Eidechschen. Pilze giebts hier wenig. Pilze muß man im Birkenwald suchen. Und ich mache mich auf, weiter durch das Gestrüpp in den Wald zu gehen. In meinem ganzen Leben habe ich nichts so geliebt wie den Wald mit seinen Pilzen und Beeren, mit seinen Käfern und Vögeln, Igeln und Eichkätzchen, mit dem mich immer wieder entzückenden feuchten Duft faulender Blätter. Und noch jetzt, während ich Dieses schreibe, rieche ich geradezu, athme ich den Duft unseres Birkenwaldes; solche Eindrücke haften fürs ganze Leben.

Da, plötzlich, inmitten der tiefen Stille, hörte ich laut und deutlich den Ruf: „Ein Wolf kommt!“ Ich schrie auf vor Schreck und lief mit entsetztem Geheul auf die Wiese zu dem pflügenden Bauer.

Es war unser Bauer Marei. Ich weiß nicht, ob es den Namen giebt; aber bei uns nannten ihn Alle Marei. Er war ein etwa fünfzigjähriger, stämmiger, ziemlich großer Mann mit langem, schon stark ergrautem dunkelblonden Bart. Ich kannte ihn, hatte aber noch nie mit ihm gesprochen. Als er jetzt meinen Schrei hörte, hielt er das Pferd an und blieb stehen. Ich raste den Abhang hinab auf ihn zu und ergriff, um im vollen Lauf nicht zu fallen, hastig mit einer Hand die Pflugstange und mit der anderen seinen Aermel: er beugte sich zu mir nieder; und da erst gewahrte er meinen Schreck.

„Ein Wolf kommt!“ keuchte ich athemlos.

Er hob schnell den Kopf und blickte sich unwillig um; einen Augenblick glaubte er mir.

„Schrie ... Jemand schrie: Ein Wolf kommt! ...“ stammelte ich zitternd.

„Geh doch! Wo denn? Was für'n Wolf soll denn kommen? Ist Dir ja nur so vorgekommen! Was kann denn hier für 'n Wolf sein!“ sprach er halblaut in den Bart, um mich zu beruhigen.

Ich aber zitterte noch immer am ganzen Leib, klammerte mich noch fester an seinen Bauerkittel und war, glaube ich, sehr bleich. Er betrachtete mich mit besorgtem Lächeln; offenbar regte er sich meinetwegen auf.

„Th — th! Du hast Dich aber verschreckt! Ai — ai!“ sagte er und schüttelte den Kopf. „Genug schon, Kleinerchen, nu, ist gut!“ Er streckte die Hand aus und streichelte plötzlich meine Wange. „Nu, genug schon, Kleinerchen! Christus ist mit Dir: mach 'n Kreuz!“

Doch ich bekreuzte mich nicht. Meine Mundwinkel zuckten. Das schien ihn besonders zu verwundern: langsam hob er seinen dicken, mit Erde beschmutzten Mittelfinger und berührte vorsichtig meine zitternden Lippen. „Sieh mal an! So was! Ai, th — th!“ sagte er lächelnd (es war ein ganz besonderes, mütterlich zärtliches Lächeln). „Herrgott! Das ist doch ... So was!“

Endlich begriff ich, daß der Schrei: „Ein Wolf kommt!“ in meiner Phantasie entstanden war. Der Schrei hatte so hell und deutlich geklungen, daß ein Zweifel ausgeschlossen schien; doch ich wußte, daß ich schon früher zwei- oder dreimal einen Schrei zu hören geglaubt hatte, während in Wirklichkeit Alles still gewesen war. Später vergingen diese Halluzinationen der Kinderjahre.

„Jetzt werde ich gehen“, sagte ich endlich, nachdem ich etwas Muth gefaßt hatte; doch blickte ich Marei noch fragend und schüchtern an.

„Nu, geh nur; und ich werde Dir nachsehen Ich werde Dich schon nicht vom Wolf nehmen lassen!“ sugte er mit dem selben mütterlichen Lächeln hinzu. „Nu, Christus ist mit Dir, nu, geh nur“; und bekreuzte mich mit seinen erdigen Fingern und bekreuzte sich dann selbst.

Ich ging. Doch wenn ich zehn Schritte gemacht hatte, blickte ich mich nach ihm um. Marei stand mit dem Pferdchen, während ich die Schlucht hinunter und wieder hinaufging, am Pflug und sah mir nach; und so oft ich mich umkehrte, nickte er mir mit dem Kopf zu. Ich schämte mich, offen gestanden, nicht wenig vor ihm: weil ich solche Angst gehabt hatte. Trotzdem fürchtete ich mich immer noch vor dem Wolf, bis ich glücklich auf der anderen Seite der Schlucht an der Getreidedarre ankam: hier verließ mich die Angst; und plötzlich kam auch noch, ich weiß nicht, woher, unser Hofhund Woltschok mir entgegen gelaufen. In dessen

Begleitung fühlte ich mich nun erst recht sicher; und so wandte ich mich denn zum letzten Mal nach Marei um. Sein Gesicht konnte ich nicht mehr unterscheiden; aber ich fühlte, daß er mir noch eben so freundlich zulächelte und mit dem Kopf dazu nickte. Ich winkte ihm noch einmal mit der Hand und er winkte mir wieder. Dann wandte er sich zum Pflug und trieb das Pferd an. „Nu, nu!" Noch von fern her hörte ich seinen Zuruf; und das Pferd zog wieder den Pflug.

— —

Ich weiß nicht, warum mir das Alles mit einem Mal einfiel und warum noch dazu alle Einzelheiten so deutlich vor mir standen. Ich wachte plötzlich auf, setzte mich auf die Pritsche; und ich weiß: auf meinem Gesicht fühlte ich noch das Lächeln der Erinnerung. Eine Weile dachte ich weiter nach und suchte mich des Folgenden zu erinnern.

Als ich damals von Marei nach Hause gekommen war, hatte ich keinem Menschen von meinem „Erlebniß" erzählt. Was war denn da auch zu erzählen? Den Marei vergaß ich gar bald. Wenn ich ihn später traf, sprach ich niemals mit ihm, nicht nur nicht über den Wolf, sondern überhaupt nicht. Und nun, plötzlich, nach zwanzig Jahren, in Sibirien, steht diese Begegnung so deutlich, bis in die kleinsten Einzelheiten, vor mir. Also muß sie doch, mir unbewußt, in meiner Seele geblieben sein, ganz von selbst und vielleicht sogar gegen meinen Willen; und sie tauchte erst wieder auf, als die Zeit gekommen war. Mir fiel dieses zärtliche, mütterliche Lächeln des armen Leibeigenen ein, seine Bekreuzung und sein Kopfschütteln: „Th — th, Du hast Dich aber verschreckt, Kleinerchen!" Und besonders der dicke, von der Erde beschmutzte Finger mit dem schwarzen Nagel, mit dem er vorsichtig, in so schüchterner Zärtlichkeit, meine zuckenden Lippen berührte. Natürlich: Jeder hätte ein erschrecktes Kind beruhigt; doch hier, bei dieser einsamen Begegnung, geschah etwas ganz Anderes. Und wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre, hätte Marei mich nicht mit einer tieferen, helleren Liebe anzublicken vermocht. Wer aber zwang ihn dazu? Er war unser Leibeigener und ich immerhin sein Herrnsohn. Niemand hätte jemals erfahren, daß er mich gestreichelt habe, Niemand ihn dafür belohnt. Liebte er vielleicht so sehr kleine Kinder? Solche Leute giebts. Die Begegnung war auf einsamem Feld und nur Gott vielleicht wußte, mit welchem tiefen, heiligen menschlichen Gefühl, mit welcher weichen, fast weiblichen Zärtlichkeit die Seele eines rohen, thierisch unwissenden russischen Mushiks angefüllt sein kann. War es nicht Dieses, was Konstantin Aksakow meinte, als er von der tiefen inneren Bildung des russischen Volkes sprach?

Ich weiß noch: als ich von der Pritsche aufstand und mich umblickte, fühlte ich mit einem Mal, daß ich diese Unglücklichen mit ganz anderem Auge betrachten konnte und daß plötzlich, wie durch ein Wunder, aller Haß und alle Wuth aus meinem Herzen verschwunden waren. Ich ging wieder hinaus und schaute aufmerksam in die Gesichter der Gefangenen, die mir begegneten. Dieser glattrasirte ehrlose Mushik mit dem gebrandmarkten Verbrechergesicht, der mit heiserer Stimme sein rohes Lied gröhlt, ist vielleicht auch so Einer wie der Marei, der mich als Kind streichelte: ich kann ja nicht in sein Herz sehen.

Am selben Abend traf ich noch einmal den Polen M . . . tzki. Der Arme Der konnte keine Erinnerungen an irgend einen Marei haben und über all diese Menschen nichts Anderes denken als: „Je hais ces brigands!" Wahrhaftig: diese Polen haben damals doch mehr als Unsereiner gelitten!

Fedor Michailowitsch Dostojewskij.

Frühlings Erwachen.

Durch Reinhardts Aufführung von Wedekinds „Frühlings Erwachen" ist ein Werk zum verdienten Erfolg gelangt, das seinem Stoff wie seiner Technik nach bisher von jeder Bühnenmöglichkeit ausgeschlossen schien. Manche haben vielleicht gemeint: „zum Glück ausgeschlossen", wie es Andere geben mag, die dies Urtheil bekräftigen, indem sie sich die Sache des sensationellen Kitzels halber ansehen, oder wiederum Solche, denen sie, in ergötzlichem Gegensatz dazu, eine Art von Bußstück geworden ist, auf das hin Mütter an ihre Brust schlagen und Väter das Gruseln lernen. Anfangs pflegt es stets so herzugehen, wo Auffallendes, Neues, insbesondere aus dem Gebiete des Erotischen, die Aufmerksamkeit erregt. Und hier handelt es sich noch nicht einmal um Erotik im engeren Sinn, nicht um das individualisirte Verlangen nach Liebe, wobei, und äußere es sich in den simpelsten Menschen, auch schon die Poesie selbst in höchsteigener Person ihren Einzug hält: es handelt sich einfach um den erwachenden Trieb der Geschlechter zu einander, um Etwas, dem gegenüber die Leute fast nur den unsicher hinweggewendeten Blick oder den schamlosen oder den verurtheilenden kennen. Auch ist es zweifellos, daß glücklicher geartete Temperamente (und keineswegs sind sie selten) als die hier dargestellten in dies ganze Chaos gar nicht erst hineingerathen müssen, daß die unterirdischen Gährungen des Vorfrühlings sie im Schlummer ihrer Kindheit belassen und erst Das sie daraus weckt, was schon in Knospen steht und die Welt zur Schönheit verwandelt. Doch ist eine dichterische Kraft, die dem Thema gewachsen ist, berechtigt, es auch von der anderen Seite vor uns hinzustellen, in den Gestalten der Ringenden und Aufgeschreckten statt der Ruhenden und Träumenden; vollberechtigt auch in jenen Szenen, die aus Censurgründen für die Bühnenaufführung nicht in Betracht kamen. Vielleicht erzielte ihr Fortfall eine größere Straffheit im losen Zusammenhang der Bilderreihe; doch nichts wäre verkehrter als der Wunsch, sie aus dem Thema selbst hinauszuweisen. Liegt doch, wohin die suchenden Triebe auch abschweifen mögen, das Tragische gerade darin, daß die zu solcher Verwirrung Erwachenden bei Alledem im Herzen noch Kind sind. Ja, ich muß bekennen: die Nacktheit, womit in diesem Drama das rein Physiologische eingestanden wird, sollte zarte Gemüther weniger verletzen als die Naturalismus markirende Eile, womit in manchen modernen Dichtungen die Erotik auf das selbe Ziel drängt. Denn mit der Liebe entsteht die Keuschheit, Scham ist ihr natürlich, alle erste Liebe ist mit ihrer beseelten Phantasie die göttliche Ablenkerin von Dem, was halbe Kinder verfrüht verwirren kann; und eine Wendla Bergmann ein Wenig später, im Bann eines geliebten Mannes, für den sie auch die Mutter hingäbe, klettert ihm nicht mehr auf Heuböden nach.

Ich bedaure besonders die Streichung der Szene, wo Wendla bei der Waldbegegnung und nach dem Gespräch über ihre glückliche Kindheit, der Strafen und Schläge fernblieben, von Melchior wirklich geschlagen wird. Das erst erklärt seine darauf hervorbrechende Weichheit ganz, während sie jetzt weichlich wirkt. Vor Allem aber deutet es in Wendla ein Erwachen an: Etwas von Glück und Furcht, wie es in der Verwöhnung des Elternhauses fehlte, eine Ahnung ihres Weibschicksals, das sie an Den binden wird, der sie (in der groben Sprache der Flegeljahre) zum ersten Mal in ihrem Leben den Stärkeren gelehrt hat. Statt dieses Traumartigen mitten im Kindhaften erhält Wendla jetzt einen fast bewußt koketten Zug, wenn sie dem bittenden Melchior ein Wiedersehen zuspricht, falls sie ihm nachlaufen werde (was sie sehr bald thut). Wer die kleine Wendla der Kamilla Eibenschütz gesehen hat (nicht nur kindlich in ihrem Gebahren, sondern in der Herzensfeinheit, der unendlichen Reinheit, die weder das Prüde noch das Lüsterne begreift), wünscht unwillkürlich, sie hätte auch Dies geben dürfen: diese aufdämmernde Grenze zwischen halbem Spiel und ganzem Ernst, jenseits von der eine Wendla-That schon nicht mehr des Zufalls That ist und eine andere Schuldlosigkeit in sich tragen muß als die Kinder-Unschuld, die hinterher das Wort sprechen kann: „Ich habe keinen Menschen auf dieser Welt geliebt als nur Dich, Mutter."

Auch Herr Moissi stellt den Moritz mit einer so starken Poesie dar, daß die Uebrigen, selbst wo sie erschütternd wahr spielen, dagegen nicht aufkommen. Doch erscheint es als nicht unrichtig, wenn dadurch (wie das Mädchen an einer That zu Grunde ging) der Knabe hier besonders hervortritt, den das ganz passive Erleiden der Außenwelt bricht: der überschraubte Zwang der Schule und der Einordnung in all Das, wodurch auch der Mann später (auf fast jedem Gebiet außer dem sexuellen), trotz allem dagegen sprechenden Schein, der hundertfach Gebundenere bleibt. Denn wenn er sich auch nicht gleich endgiltig den Kopf herunternimmt wie der arme Moritz, so hängt seine öffentliche Geltung gewöhnlich doch nicht zum Wenigsten davon ab, nicht zu sichtbar vor den Anderen den eigenen Kopf aufzusetzen. So sehen wir auch, viel enger als die Mädchen, die Buben umdrängt von der unbarmherzigen Mauer der Erwachsenen, und wo wir in Wendlas Mutter mindestens doch die jammervolle Thorheit einer feigen Liebe erkennen, da wachsen sich ganz von selbst, um die ergreifende Gestalt des Moritz, als ertrügen wir die sonst gar nicht, die Typen der „Jugendleiter" zu förmlichen, vom Hohn und Rachsucht gekennzeichneten Fratzen des Menschlichen aus. Viele nehmen Aergerniß an der scheinbaren Stillosigkeit, die solche Simplizissimus-Physiognomien hart an die Tragik der rührendsten Szenen heranbringt: doch eben da sind sie am Platz. Vom Dichter leicht und ohne Anspruch hingeklext, haben sie Etwas an sich von unartigen Karikaturen aus alten Schulheften; man könnte sagen: Die Jungen selber thaten Das.

Und gerade Dies wirkt an ihnen so befreiend, so (nicht in einem possenhaften, sondern im tiefsten Sinn) erheiternd, daß sie um uns stehen wie Buben-Uebermuth; kein lebenswahres Bild von Erwachsenen, doch dafür des Lebensmuthes der Unerwachsenen, die sich, trotz Allem, was einem Melchior, einem Moritz geschah, mit ihrer Fröhlichkeit wehren bis zuletzt; und den Dichter selber verdrängen, der ihre Tragoedie schreiben will.

Etwas Aehnliches läßt sich sagen für den grotesken Charakter des letzten, des Friedhofbildes, daß es nämlich nicht so befremdend aus dem Rahmen des Ganzen fällt, wie es zunächst den Anschein hat. Noch phantastischer dürfte es sein oder behandelt werden; wie herausgesprungen sollte es sein aus all Dem, was in den Träumen solcher jungen Menschenhirne umgeht, wo das Spukhafteste noch Raum findet neben dem Nüchternsten, das Lustigste neben dem Schaurigen, wo viel mehr, viel Ahnungvolleres sich drängt, als unsere Schulweisheit noch zu träumen weiß. Steigt Das gleich einer Welt um uns herauf, ein zwiespältiges Etwas zwischen Halbtraum und Wachen wie in diesen Erwachenden selbst, dann dürfen die Geschehnisse darin, vom rumpflosen redenden Totenkopf bis zur positivsten Abendbroteinladung des „vermummten Herrn“, bizarr genug durcheinanderspielen. Und bilden eben damit den stilechtesten Abschluß einer tragischen Begebenheit, an deren Ende — sozusagen — der große Wedekind den kleinen Wedekind ins Leben abholt.

Es klingt paradox, wenn ich sage, daß der Dichter Wedekind unter den Halbwüchsigen eine bessere Figur macht als unter den Ueberreifen; aber bei ihnen giebt das noch ganz einträchtige Zusammengehen von Ulk und Gemüthsantheil, Flegelei und Tapferkeit ihm weiteren Künstlerspielraum als die späteren, schon fester gefügten Welten, wo er zur Wirkung kommt, indem er die Dinge auf den Kopf stellt. Gerade wie die Kürze, der rasche Wechsel eindringlicher Bühnenbilder in der Kindertragoedie ihm künstlerischer entspricht als in seinen Dramen ganze Aufzüge, die die vielen auf den Kopf gestellten Dinge neben einander beherbergen müssen (wenn sie auch dadurch witzig werden). Denn zu leicht geschieht es dem Zuschauer, nur die amusante Unordnung dabei wahrzunehmen und nicht den Umstand, daß hier ein Blick geworfen wird auf Dinge, wie sie in der Tiefe sind, vor aller Ordnung. Eben dies „vor aller Ordnung“ ist aber der Zauber am Thema vom Frühlingserwachen: daß wir, selbst in Bildern des alltäglichsten Lebens, noch am Rande solcher Tiefe stehen, wo so Vieles noch ungeschieden liegt, mit allen seinen Möglichkeiten, seinen Ansätzen zu Thier und Engel und Unhold und Geist, das ganze Menschheitbild im Keim und deshalb in jedem Einzelnen Unschuld und Schicksal. Die besondere Poesie der Erotik wird hier ersetzt durch dies dunkel Elementarische, Allumfassende, daraus ihre ersten Wünsche mit einem verlorenen Stammeln sich heben, im Trivialsten noch ein Mächtiges mitklingen lassend weit über sie hinaus; und selbst im Derbsten, Gassenhauermäßigsten noch ein Volksliedhaftes.

Für Den, der es so auffaßt, empfängt es Etwas zurück von dem Schauer des Religiösen, der vergangene Welten vor dem Urältesten anbetend sich neigen ließ ohne Einbuße ihrer Würde. Von den letzten Geheimnissen, vor denen wir, Erwachsene, Allzuerwachsene, selbst wieder dastehen in unserer Unfertigkeit, Halbwüchsigkeit, als Werdende, Fragende, Kinder, und es vergessen, daß wir oft so thun, als hätten wir all Das längst bewältigt, gebucht und untergebracht in den Vernünftigkeiten und Beschränkungen unseres Lebens, mit den weisen Mienen eines Sanftleben oder Zungenschlag. Bis von Neuem alle Unbegreiflichkeit des Daseins uns überkommt, alle Noth, womit die Kreatur in ihr ringt, und die ganze Gewalt auch, mit der sie es trotzdem jedem neuen Frühlingssturm von Neuem entgegenruft: „Es ist eine Lust, zu leben!"

Göttingen. Lou Andreas-Salomé.

Von gekrönten Häuptern.

Wir leben in einer merkwürdigen Literaturepoche. Die Kritik dient nicht mehr: sie herrscht. Sie schafft nicht mehr nach: sie schafft selbst. Zu dieser seltsamen Umwerthung gehört das fieberhafte Bestreben der jüngeren Kritik, unaufhörlich neue Dichter zu finden, unter denen sich, wenigstens ihrer Versicherung nach, unbedingt der neue Messias befinden müsse. Dieses Bestreben ist so unlöblich nicht, denn es sucht zu pflanzen und nicht auszujäten; nur hat der Erfolg das Beginnen bis jetzt noch nicht gekrönt. Ich möchte nicht in die selbe Methode verfallen und ausrufen: „Hier ist der Dichter!" Doch glaube ich, einen Neuen gefunden zu haben, der in einem einfachen Novellenband, betitelt „Von gekrönten Häuptern", eine unsichtbare Bühne errichtet hat, auf der es von phantastischen, heroenhaften und lächerlichen Gestalten und von bunten, märchenhaften und unerhörten Dekorationen nur so glitzert. Mein neuer Mann heißt: Richard Otto Frankfurter; ein Name, der vorläufig noch sehr prosaisch, ja, geschäftmäßig klingt, der nach meiner Meinung aber zweifellos einstmals eine stark poetische Färbung tragen wird. Ich sage: „nach meiner Meinung". Die Erfüllung müssen wir bescheiden der Zeit überlassen. Das Novellenbändchen aber dürfte wohl den meisten Lesern als ein prunkvolles Schatzkästlein erscheinen. Denn auf seinen seidenen Kissen liegen die Kronen und Krönchen, die die Herrscher dieser Erde tragen, und eine manchmal grandiose Phantasie zeigt uns, wie gerade die stolzesten dieser Diademe aus falschen Steinen zusammengesetzt sind oder bereits in Trödelläden gelagert haben, von wo ihnen ein blinder und lächerlicher Glanz haften blieb. Im Gegensatz dazu liegt dicht daneben ein Dienertressenhut; und wir hören mit Erstaunen, daß diese Mütze eine leuchtende Krone sei und der sie tragende Lakai ein Herrscher von Gottes Gnaden.

Das Alles ist nicht in den herkömmlichen Formen gehalten, sondern es taucht empor aus einer so wilden, farbenreichen, schwelgenden Phantasie, daß ein Boccaccio

an diesen Erfindungen seine Freude haben könnte. Den Hauptwerth des Buches aber bildet eine bewundernswerthe Plastik der Schilderung. Schon die erste Novelle, „Die selige Insel“, baut uns nicht nur erdichtete Städte und Paläste, Gärten, Wege, Götterhaine und Marktplätze auf, sondern schildert uns sogar die vollkommene Verfassung und den uns durchaus einleuchtenden Götterkult eines erfundenen Volkes. All Das mit einer Selbstverständlichkeit, mit einer so gluthvoll gesehenen Farbe, als wenn ein Forschungreisender von heute exotische Gebiete unserer Erde in seiner Beschreibung vor uns aufschlösse.

Auch eine herzerfreuende Frische in der Beseelung des Körperlichen springt uns aus jedem Wort entgegen Wie da eine Königstochter, die zum Geschlechte der Sonne gehört, im verschwiegenen Götterhain vor versammeltem und athemlos lauschenden Volke die Echtheit ihrer Geburt, die angefochten wird, durch eine vollkommene Entschleierung beweisen muß und wie sie dann, mit tausend Schamhaftigkeiten kämpfend, in reiner Nacktheit vor ungezählten Männern steht, die damit zum ersten und letzten Mal ihren Herrscher als ein armes, nacktes, zitterndes Menschenkind in seiner Noth vor sich sehen sollen: Das ist mit einem Meißel gebildet, der weiße Götterfiguren aus der Zeit des Praxiteles zu formen vermöchte.

Besonders aber will ich die Renaissanceskizze „Der Sieger“ hervorheben. Hier ist die Bühne, mit ihrem ganzen Apparat, aufgeschlagen, von der ich im Anfang sprach. Ein leichtlebiger, von Sinnenlust umhergeworfener junger Herzog der Renaissancezeit wird durch eine Revolution, an deren Spitze sein eigener Lakai steht, gestürzt und vermag sich dem drohenden Tod nur durch ein Ehrenwort zu entziehen, das er bei seiner Verhaftung dem inzwischen zum Diktator ausgerufenen Bedienten giebt und wodurch er bekräftigt, daß er nicht an Flucht denke, sondern in der Gefangenschaft ausharren wolle. Noch in der selben Stunde jedoch verschwindet der galante Herr. Eine seiner Schönen, die (Das ist der Humor der Sache) die Schwester des Bedienten ist, hat ihn über den See gerettet. Bald aber erobert der junge Fürst mit der Hilfe fremder Nachbarn, die das Legitimitätprinzip in eigenem Interesse aufrecht zu erhalten wünschen, sein Duodezländchen wieder. Und nun ist mit eindringlicher Psychologie geschildert, wie den Herzog das gebrochene Ehrenwort, von dem nur der arme, bereits von ihm zum Tod verurtheilte Lakai-Diktator weiß, wie den innerlich hohlen Genießer das Bewußtsein seiner eigenen Niedrigkeit nicht mehr schlafen läßt und ihn durch eine Perversion des Gefühles schließlich zwingt, den gerade zum Tode Schreitenden noch mit beiden Fäusten ins Gesicht zu hauen. Und wie ein grandioser Aktschluß wirkt es dann, wenn dieser Lakai, der auf seiner Diktatorhöhe die Dienertressen nicht abstreifen konnte, jetzt plötzlich, in dem Bewußtsein, ein reiner und ehrlicher Mensch geblieben zu sein, der das Gute gewollt und nur nicht gekonnt hatte, dem Herzog mit weit über das Volk hinschallender Stimme zuruft: „Herzog, Du hast Dein Wort gebrochen! Du bist ehrlos!“ Und mit stolz erhobenem Haupt, die Arme und Hände in freiem Glücksgefühl vom Körper weit gebreitet, schreitet der Sieger dem Tod entgegen.

In diesem Buch lebt ein Stück von der Sehnsucht unserer Zeit. Neue, phantastische Formen, die dennoch den Gedankeninhalt unseres Jahrhunderts widerspiegeln.

Georg Engel.

Immobilienverkehrsbank.

Die von der Pommerschen Hypothekenbank gegründete Immobilienverkehrsbank war seit der Pommernkatastrophe als Schwindelgründung bezeichnet worden. Die Aktien, hieß es, sind völlig werthlos. Das hörten wir zuerst im Sommer des Jahres 1901, als die Direktoren Schultz und Romeick ihren Kollegen von der Preußischen Hypothekenbank und der Deutschen Grundschuldbank in die Untersuchunghaft gefolgt waren. Long, long ago. Jetzt soll die Immobilienverkehrsbank eine selbständige Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 3,30 Millionen Mark werden. Ein Rundschreiben meldete, der Aufsichtrath der Berliner Hypothekenbank (früher Pommersche) habe dem Antrag zugestimmt, die Offerte der Darmstädter Bank und des Bankhauses Joseph Stern anzunehmen, die gemeinsam die Aktien der Immobilienverkehrsbank erwerben wollen. Das 500 000 Mark betragende Aktienkapital der Immobilienverkehrsbank soll von dem Uebernahmekonsortium auf 3,30 Millionen erhöht werden; und den Aktionären der Berliner Hypothekenbank soll das Bezugsrecht zum Originalpreis zustehen. Aus dem Geschäft würden die Reserven der Berliner Hypothekenbank etwa 3 Millionen gewinnen; auch an dem Ertrag der Liquidation bleibt die Hypothekenbank noch mit 25 Prozent betheiligt. Als weitere Folge des Geschäftes sei eine erhebliche Erhöhung der Zinsenerträgnisse bei der Berliner Hypothekenbank vom Jahr 1907 ab zu erwarten; unter normalen Wirthschaftverhältnissen werde also auch die Dividende größer werden. Die Berliner Hypothekenbank hatte für 1905 eine Dividende von 4½ Prozent gegeben; diesmal wurde auf 5½ Prozent gehofft. Das mit der Immobilienverkehrsbank geplante Geschäft bringt dem aus den Trümmern der Pommernbank errichteten Institut also Chancen, von denen sich die schneidigen Sanirer nichts träumen ließen oder träumen lassen wollten. Herr Dernburg, der jetzt so berühmte Kolonialdirektor, hat sich mit der energisch durchgeführten Sanirung der Pommernbank und der beiden Spielhagenbanken die goldenen Sporen verdient und wurde laut als Retter des Vaterlandes gepriesen. Jetzt haben wir den Katzenjammer und der rücksichtlose Draufgänger wird eben so laut getadelt. Wars wirklich nöthig, die Pommernbank in Grund und Boden zu saniren, wenn aus der (angeblich werthlosen) Immobilienbank Millionengewinne zu holen waren? Der im Juni 1901 im Reichsanzeiger veröffentlichte Bericht über die amtliche Untersuchung des Hypothekenbestandes der Pommernbank sagte, die Sicherheit der Pfandbriefe sei nicht gefährdet. Unter Führung der Deutschen und der Darmstädter Bank wurde das Hypothekenmaterial dann noch einmal geprüft; das Ergebniß war wesentlich ungünstiger: der im September 1901 veröffentlichte Bericht des Ausschusses der beiden Banken konstatirte einen Verlust von 20½ Millionen. Dabei, mußte man glauben, war nichts irgendwie Bedenkliches übersehen. An dem Verlust des Aktienkapitals und der Reserven war nun nicht mehr zu zweifeln; den hatte auch die Aufsichtbehörde festgestellt und gemeint, im ungünstigsten Fall müßten die Pfandbriefbesitzer auf die Zinsen eines Jahres verzichten. Doch die Darmstädter Bank war damit nicht zufrieden; sie hatte sich die Majorität der Pfandbriefe verschafft und setzte eine Abschreibung von 29½ Millionen durch. Das waren noch 9 Millionen mehr, als die ungünstigste Schätzung der Revisoren ausreichend gefunden hatte. Außerdem mußten die Pfandbriefbesitzer auf 20 Prozent ihres Kapitals verzichten. 10 Prozent wurden in Aktien Litera B umgewandelt, deren Kurs jetzt 185 ist; 5 Prozent

sind in Reserve gestellt worden und können heute, wenn die Transaktion mit der Immobilienverkehrsbank von den Aktionären genehmigt wird, ausgezahlt werden; 5 Prozent wurden zur Deckung der Ausfälle verwendet, sind also verloren. Von den Pfandbriefbesitzern aus der Sanirungzeit haben die meisten wohl ihren Besitz aufgegeben; nach dem Bericht der Bankenkommission war ja keine Hoffnung auf den Ersatz des Verlustes. Wer aber wirklich für seine Pfandbriefe die Aktien Litera B genommen hat, ist wohl im Lauf der Jahre dieses Besitzes müde geworden. Jetzt staunt Alles über den Gewinn, den die so lange übel beleumdete Immobilienverkehrsbank bringt. Alles? Die Herren von der Darmstädter Bank vielleicht nicht. Den „geschädigten Pfandbriefbesitzern", für die damals so eifrig gesorgt werden sollte, hat der große Aufwand nicht viel Vortheil gebracht. Daß die Sanirung der Pommernbank aber ein gutes Geschäft war, kann heute Niemand ernsthaft leugnen.

Wer, fragt man nun wohl, konnte die Werthsteigerung der der Immobilienbank gehörigen Grundstücke voraussehen? Das ließe sich hören, wenn die Terrains bei Oranienburg oder Luckenwalde gelegen hätten; aber Grundbesitz in Pankow und Rixdorf, also fast im Weichbild Berlins, hatte doch am Ende schon 1901 bessere Aussichten, als der Revisorenbericht zugeben wollte. Das größte von der Pommernbank beliehene Objekt war Wollauks Terrain in Pankow. Diesen Besitz hatte die Immobilienverkehrsbank 1898 für 2,80 Millionen Mark erworben und zwei Jahre darauf von Sachverständigen, zum Zweck der Beleihung, auf 21 Millionen Mark schätzen lassen Diese Taxe ergab für die Quadratruthe einen Werth von 690 Mark, der etwa um das Dreifache über den damaligen Durchschnittspreis hinausging; später ist an einzelnen Stellen des ausgedehnten Terrains für die Quadratruthe bis zu 1200 Mark gezahlt worden. Die Sachverständigen der Reorganisatoren berechneten den Werth des für 2,80 Millionen erworbenen Terrains im Jahr 1901 auf rund 5 Millionen; die Sachverständigen des Gerichtes legten im Jahr 1903 noch eine Million zu und schätzten auf 6 Millionen. Im Jahr 1905 wurde das Terrain für 5½ Millionen an die Neue Boden-Aktiengesellschaft, eine Gründung der Darmstädter Bank, verkauft, die es in die neu errichtete Boden-Aktiengesellschaft am Amtsgericht Pankow einbrachte. Die Gründer übernahmen die Aktien mit 102 Prozent und boten sie den Aktionären der Berliner Hypothekenbank mit 105½ Prozent zum Bezug an. Den geschädigten Obligationären der Pommernbank, die Aktien der Litera B der Berliner Hypothekenbank besaßen, war hier also eine Chance geboten: die Aktien der Bodengesellschaft Pankow wurden ja zu 125 an die Berliner Börse gebracht. Heute stehen sie zwischen 128 und 130. Das eine Terrain der Immobilienverkehrsbank (deren Besitz damit ja noch nicht erschöpft war) hat also den Leitern der Sanirung ganz hübsche Zwischengewinne eingetragen. An solche Möglichkeit hatte vorher natürlich kein harmloses Gemüth je gedacht.

Als die Sanirung des Pommernconcerns begann, stand der Grundbesitz der Immobilienverkehrsbank mit 51 Millionen zu Buch und wurde auf 36 Millionen taxirt. Das war eine (durch die damalige Stimmung erklärliche) rigorose Schätzung: und auch sie ging über die in der ersten Erregung nach dem Zusammenbruch abgegebenen Taxen noch wesentlich hinaus. Jedes folgende Jahr hat der Bank dann Verkäufe zu guten Preisen gebracht. Ultimo Dezember 1905 betrug der Grundbesitzwerth nur noch 16,72 Millionen; im Jahr 1906 sind, wie die jetzt vorliegende Offerte erkennen läßt, wieder Grundstücke mit Nutzen verkauft worden. Und man hofft auf die Fortdauer der Konjunkturgunst; sonst hätte die Berliner Hypotheken-

bank sich nicht eine Betheiligung von 25 Prozent an den kommenden Gewinnen der Immobilienverkehrsbank gesichert. Die einst so verrufene Bank hat also in fünf Jahren nicht nur die sehr hohen Zinsen und Vorschüsse an die Berliner Hypothekenbank aus eigenen Mitteln zurückgezahlt, sondern schon Ende 1905 einen Reingewinn (115 000 Mark) ausgewiesen, der sich im vorigen Jahr auf rund 1,50 Millionen erhöht hat. Ein „Schwindelunternehmen" darf man sie nun nicht mehr nennen. Nehmen die Aktionäre der Berliner Hypothekenbank jetzt die Offerte an (was kaum zweifelhaft ist), so sichern sie ihrem Institut einen Gewinn von 3¼ Millionen Mark. Die Aktien der Verkehrsbank, die in der Bilanz der Hypothekenbank mit 1 Prozent zu Buch stehen, werden ihr zu 280 abgenommen und für das Aktienkapital bekommt die Hypothekenbank rund 270 Prozent. Das macht auf ein Brett 550 Prozent. Aus der neu festgesetzten Barverzinsung der Terrainhypotheken (die Zinsen wurden der Verkehrsbank bisher nur belastet) werden der Hypothekenbank jährlich 400 000 Mark zufließen, so daß sich deren jährliche Zinseneinnahme um diese Summe erhöht. Die neuen Aktien sollen den Aktionären der Berliner Hypothekenbank zu 132 angeboten werden; die beiden betheiligten Bankfirmen haben sich eine Provision von 5 Prozent ausbedungen. Diese 140 000 Mark konnten das Konsortium schon reizen. Da die alten Verkehrsbankaktien der Berliner Hypothekenbank zu einem Betrag abgenommen werden, der einem Kurs von 280 entspricht, ist das den neuen Aktien gewährte Bezugsrecht ziemlich werthvoll. Ob die Darmstädter Bank noch größere Posten der zum Bezug der neuen Papiere berechtigenden Aktien Litera B besitzt, weiß ich nicht; vermuthe aber, daß sie auch dabei noch ein gutes Geschäft machen wird.

Die wundersame Geschichte stellt uns wieder vor die Frage, ob es nicht endlich Zeit wird, das Taxwesen zu reformiren. Der Terrainbesitz der Verkehrsbank ist bald zu hoch, bald zu niedrig geschätzt worden. Bewerthung und Verkaufsertrag waren sehr verschieden. Wenn wir Taxämter hätten, wärs immerhin besser. Als vor vier Jahren im preußischen Landwirthschaftministerium über das Hypothekenwesen verhandelt wurde, fand man die Frage der Grundstückstaxen noch nicht spruchreif; man hielt die Fälle der Spielhagenbanken und der Pommern für Ausnahmen und das Taxgeschäft für leidlich geordnet. Jetzt ruhen unsere Pfandbriefinstitute ja auf fester Grundlage; unrichtige Schätzungen sind trotzdem nicht ausgeschlossen (ich erinnere an die bekannten, auf zu günstige Taxen zurückzuführenden Ueberbeleihungen mitteldeutscher Hypothekenbanken in Hamburg) und wirken, wenn sie ans Licht kommen, stets ungünstig auf die Pfandbriefe der betroffenen Institute zurück. Das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung, dem die Kontrole über ein in die Milliarden gehendes Hypothekenmaterial obliegt, hat festgestellt, daß die amtlichen Taxen meist mit den erzielten Kaufpreisen übereinstimmten, die privaten meist wesentlich höher waren als der schließlich erzielte Preis. Diese Feststellung bezog sich auf 1600 Verkäufe; von Ausnahmefällen kann da nicht die Rede sein. Im Pommernbankprozeß sagte einer der vom Gericht vernommenen Sachverständigen: „Jeder Hypothekenbankdirektor findet die Taxatoren, die er verdient"; die Reform des Taxwesens schien ihm nicht so wichtig wie die sorgsame und objektive Auswahl der Taxatoren. Die Leiter der Hypothekenbanken nehmen bei der Wahl der Taxatoren eine schwere Verantwortlichkeit auf sich. Taxämter würden sie entlasten, ihnen aber noch immer genug Arbeit und Verantwortung lassen. Auch die Hypothekenbankdirektoren sollten sich also nicht gegen eine Reform sträuben, deren Nothwendigkeit die Geschichte der Immobilienverkehrsbank mit ihren seltsamen Wandlungen wieder bewiesen hat. Ladon.

Theater.

Wenn ich den Blick zu den spärlichen Schauspielfreuden des Herbstes zurücksende, sucht er und findet zuerst die Stunden, die ihm (im Deutschen Theater) das „Wintermärchen“ zeigten. Schwachen Shakespeare; doch Shakespeare. Der, was auch der slavische Nazarener Tolstoi und der keltische Mikromane Shaw eifernd dagegen sagen, eine Welt ist und eine Heimath bleibt. Alfred Freiherr von Berger, der stärkste Kopf, der seit Dingelstedts Tagen die deutsche Bühne betreut, hat in einem liebenswürdigem Büchlein zu schildern versucht, „wie das Wintermärchen entstand“; hat die Genesis des Werkes aus persönlichstem Erleben des Dichters erklärt. Da wir von diesem Erleben nicht viel Zuverlässiges wissen, bleibt auch der Erklärungversuch ein von zärtlichem Einfühlungvermögen ersonnenes Märchen. Mir schien The Winter's Tale immer ein von äußerem Bedürfniß entbundenes Werk. „Shakespeare und Molière“, sagt Goethe, „wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit sie aber diesen ihren Hauptzweck erreichten, mußten sie dahin trachten, daß fortwährend Alles im besten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues da sei, das reize und anlocke. Nichts ist für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direktion so gestellt ist, daß eine größere oder geringere Einnahme der Kasse sie persönlich nicht weiter berührt und sie in der sorglosen Gewißheit hinleben kann, daß Dasjenige, was im Lauf des Jahres an der Einnahme der Theaterkasse gefehlt hat, am Ende aus irgendeiner anderen Quelle ersetzt wird. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder Nachtheile sie nicht nöthigen.“ Ists gar so unwahrscheinlich, daß dem Globe-Theater im Jahr 1610 ein rechtes Zugstück fehlte und der Direktor mit rascher Hand aus altem Stoff eins zusammenfügte? Aus altem Stoff. Die Fabel fand er in einer beliebten, seit zwanzig Jahren oft aufgelegten Erzählung Roberts Greene, auf deren Titelblatt stand: „Pandosto oder Der Triumph der Zeit, worin durch eine anmuthige Geschichte dargethan wird, daß die Wahrheit wohl durch Schicksalstücke verborgen sein kann, im Lauf der Zeit aber, trotz so widrigem Schicksal, ans Licht kommen muß.“ Eifersucht (Othello, Postumus); ein Hof als Stätte blinden Lasters und unedlen Wandels (Lear, Cymbeline); eine aus der Gunst verstoßene Königin (die arme Käthe Heinrichs des Achten), ein reines, im Born der Natur getränktes und sein Leben lang drum natürlich empfindendes Mädchen (Imogen); ein Hirtenidyll (Wie es Euch gefällt): Stimmungen und Af-

fekte, Gestalten und Motive aus Jahren rüstigeren und froheren Schaffens ließen sich hier bequem noch einmal benutzen. An bunten, spannenden Vorgängen war kein Mangel; der Kulturekel des freudlos Alternden, der so lange höfischer Laune gedient und mit Pöbelanspruch gerechnet hatte, brauchte sich nicht zu hehlen; und unter den wechselnden Dissonanzen und Konsonanzen konnte, mußte sogar ein Baßton hörbar bleiben, der das wehmuthvoll süße, den Greisen so leidig liebe Lied von der Allgewalt der Zeit singt. Auge und Ohr merken bald, daß ihnen aus alter Schatzkammer, die ihnen vorher schon zugänglich war, gespendet wird, und manches Bild dünkt sie, manche Weise bekannt. Ganz neu nur der Orgelpunkt. Aus diesem Munde, der so oft heftigster Leidenschaft eine Stimme lieh und dessen Athem wie Sturm den Sinn des Hörers umwirbelte, nun die Altersweisheit majestätisch entsagenden Menschenverstandes: Stöhnt nicht noch wüthet, zerreibt die karg Euch zugemessene Kraft nicht an der harten Kante des Wollens; denn jedes Leid erlebt seinen letzten Tag und alle Wunden heilt einst die Zeit. Klingt deshalb just dieses Lied uns so traurig? Wenn der Brite Gräuel entschleiert, auf seinem Brettergerüst die Leichen häuft, feinste und stärkste Menschlichkeit morden läßt, wenden wir uns erhobenen Hauptes von so gräßlichem Anblick; fühlen uns, nach solcher Katharsis, wie nach überstandenem Körperschmerz, frischer, kräftiger zum Kampf gegen umdräuende Schicksalsmächte. Hier fügt sich Alles zum Guten. Hermione umfängt ihren König, Perdita findet die Eltern und bleibt ihrem Jüngling, Leontes und Polyxenes begraben den Groll. Einer nur fehlt im Kreis der Versöhnten: der Knabe Mamilius, der, in holdem Schauder erfröstelnd, das Wort sprach: A sad tale 's best for winter. Doch an diesem kleinen Leichnam haftet das Auge nicht; beim Schäferspiel und Rüpelspaß in Böhmen ward er vergessen. Frohsinn kommt aber nicht auf. Die Tragoedien des Ehrgeizes und des Königswahnes, Hamlets moderneres Verhängniß selbst gab uns mehr Muth, mehr Willen zum Leben als dieses Gedicht mit seinem „glücklichen Ende." Wie in verschneiter Landschaft fühlen wir uns. Der von geheimem Gesetz befohlenen Linie des weißen Ornamentes nachzutasten, in das Schweigen der Natur hineinzuhorchen, mag Manchem Lust sein. Kein Vogel singt. Kein Schritt ist hörbar. Wenn die Paare sich zum Reigen ordnen, ists, als wollten sie auf einem Laken tanzen, unter dem ein erkalteter Leib auf der Bahre liegt. Und durch den Schnee schlurft das Schicksal heran. Das ausgesetzte Kind ruht am Herzen der Mutter, die Königin umschlingt der Arm des reuigen Mannes: und der Puls Derer, die so Seltsames miterleben durften, schlägt nicht höher. Nicht Menschenwille hat hier ja gesiegt, nicht Menschenkraft gegen feindlichen Drang

aus umringender Welt oder aus der eigenen Seele sich durchgesetzt. Im weiten Raum der Zeit ward Jedem eine Rolle zugetheilt. Die hat er gespielt; mußte sie spielen.. Solches Märchen paßt für den Winter. Laßts die Heimchen nicht hören.

In einem Gespräch, dessen Inhalt Eckermann am zweiten Januar 1824 notirt hat, stehen neben klugen wunderliche Sätze. Goethe sagt: „Studirte ein dramatisches Talent Shakespeare, so mußte ihm bewußt werden, daß dieser Dichter die ganze Menschennatur nach allen Richtungen hin und in allen Tiefen und Höhen bereits erschöpft habe und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu thun übrig bleibe. Und woher hätte Einer den Muth nehmen sollen, nur die Feder anzusetzen, wenn er sich solcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernster, anerkennender Seele bewußt war!" Eckermann (vielleicht, um dem Meister zu schmeicheln) versetzt sich, wie ein anderer Famulus, in den Geist der Zeiten und meint, Shakespeare scheine nicht mehr ein unermeßlicher Riese, wenn man „die kräftige produktive Luft seines Jahrhunderts athmet und die Kraft, die uns aus Ben Jonson, Massinger, Marlowe, Beaumont und Fletcher anweht". Und Goethe erwidert: „Sie haben Recht. Es ist mit Shakespeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Haide: und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimath, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn, die Jungfrau, das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Rosa: so wird zwar der Montblanc immer noch ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen." Wunderliche Worte, deren ironische Färbung das treue Ohr Hans Peters vielleicht nicht wahrnahm. Ist unser Staunen, wenn diese Gletscher, diese Firnen und Alpmatten sich aus Wolkenschleiern schälen, denn geringer als Derer, die der Fuß nie über die Haide hinweg zu steilem Grat trug? Minder andächtig als des Geschlechtes, das von den Vorgängern und Nachfolgern des Großen nichts wußte? Dieser lebt und thront; vor ihm, hinter ihm ist Totenland; Museum; Literaturgeschichte. Daß nur das große Jahrhundert germanischer Renaissance dieses Kind gebären konnte, hat auch Taine gesagt; auch er erwähnt, daß die anderen britischen Künstler dieser Zeit die selbe Geistesart und Lebensauffassung hatten. Vous ne trouverez dans Shakespeare que les mêmes facultés avec une pousse plus forte, et la même idée avec un relief plus haut. Doch er hat erkannt, was den Einen über Alle hob: Il avait l'imagination complète. Das ists. Drum ähnelt er wie kein Anderer dem Allumfasser, Allerhalter. „Faßt und erhält er nicht Dich, mich, sich

selbst? Wölbt sich der Himmel nicht dadroben? Liegt die Erde nicht hierunten fest? Und steigen freundlich blickend ewige Sterne nicht herauf?" Dieser ist nicht zu ermessen. Und wenig mit dem Wort gesagt, der Göttliche stamme aus Göttergeschlecht. Der Montblanc mag dem Auge kleiner scheinen, das den Eiger, das Aarhorn, den Gotthard und die Jungfrau sah. Dieses Bergmassiv dünkt auch Einen, der aus Goethes Menschenwelt kommt, von Giganten gethürmt.

Noch im Nebel schreckt es; und lockt doch und läßt uns nicht los. Wo sind wir? Eines Reussenkaisers Tochter theilt mit dem König von Sizilien das Lager. Böhmens Küste bespült das Meer. Zu Jupiter und zum Christengott steigen Gebete. Delphi schickt sein Orakel und ein Puritaner begleitet das Psalmengeplärr auf dem Dudelsack. Die reinste Königin wird geilen Frevels verdächtigt; wird, obwohl zwei Leben in ihr wohnen, in Kerkersnacht geworfen; steht, doppelt schön, keusch und fast stumm, unüberwindlich in ihrer Ohnmacht, vor dem Gericht. Eifersucht wüthet blind und bäumt sich wider Apollons Spruch. Sinnlose Eifersucht, die kein falscher Schein erregt, kein listiges Wort angefacht hat. Wo sind wir? Würzt ein Barbar mit so wirrer Mär seinen Gästen eine trunkene Stunde? Hier ist nicht Menschenland. Nicht? Hier ist ein Hof, der noch heute sein könnte. (Immer erneut sich vor Shakespeares Gedichten das Staunen über die Redefreiheit, die Elisabeth ihrem Poeten ließ. Als wollte sie Republikaner erziehen. Laureatenstil und Cant haben erst die Tage der Confessio Westmonasteriensis im Inselreich heimisch gemacht.) Hier ist ein König, der im Rasen noch menschlich bleibt. Dessen Wahn wir nicht fassen und der dennoch in verwandten Lauten zu uns spricht. Hört ihn mit seinem Knaben. So scherzt und kost und bebt ein Mann und ein Vater. So antwortet ein Bürschchen, das in den Prinzenwindeln die Kindhaftigkeit nicht verloren hat. Seht, wie Paulinens tapferer Hausfrauenverstand an dem Wahngespinnst zerrt; eine Masche lockert und durch die Oeffnung dem dummen Tölpel von König das Zünglein entgegenstreckt. Hier ist Menschenland. Auch in diesem Fabelböhmen, wo Fürsten sich als Schäfer vermummen und ein Gauner die ganze Heerde scheert. Nach verkünstelten Formen bescheidene Einfalt. Zwischen beiden Welten vermittelt das Agentengenie des Rüpels Autolykus. Keine minnigliche Pastourelle von Robin und Marion lächelt uns aus verblühendem Lenz kokett an. Diese Hirten sind mit Reiß und Gerstensaft genährt und haben ihre Wollpreise im Kopf. Diese Hirtinnen schlecken an Feiertagen gern Apfeltorte mit vielen Rosinen und vertragen bei verliebtem Spiel einen derben Puff. Wackeres Volk, das sich redlich zurechtfindet und nur blöd wird und stammelt, wenn sichs von den Speichen des Staats-

wagens bedroht glaubt. Und mitten drin Perdita, die, „unschuldge Milch in unschuldigem Mund“, von der Brust der Mutter gerissen ward und der Natur allerbarmend seitdem Alles ersetzt hat: Eltern und Bruder, Kultur und Prinzessinnenherrlichkeit. Eine Blume aus edlerem Samen und von feinerem Duft als die Gewächse des Bauerngartens; nicht fremd aber an dieser Trift. Eine zärtliche Hand löst sie sacht aus der Scholle, birgt sie am Herzen und bringt in solcher schützenden Wärme sie übers Meer in die südliche Heimath zurück. Nun kann das Steinbild der Mutter erwachen. Kann die Reue des Königs von Sizilien das Wunder wirken, das Aphrodite dem brünstigen Werben des Kyprenkönigs gelingen ließ. Wunder wollt Ihrs nicht nennen? Weil Hermione ja nie starb, mit steinerner Ruhe nur den Blick täuschte? Nennt es dann, wie Ihr wollt. Geringeres hieß man oft Wunder. Hermione verzeiht, daß ihr schwangerer Leib am Schandpfahl in Wehen zuckte, daß sie ein Kind bestatten mußte, das andere nicht aufziehen durfte. Paulina, daß ihr Mann eines Bären Beute ward. Perdita, daß sie als Waise am Feldrain erwuchs. Ein Wahn hat Alles verschuldet. Gebührt ihm noch härtere Strafe als die Pein dieser sechzehn Jahre? Jedes Leid erlebt seinen letzten Tag und alle Wunden heilt einst die Zeit. Was stöhnt Ihr, wägt und errechnet und stemmt Euch noch gegen Geschickes Macht? Spielt Eure Rolle und fragt nicht lange, wie das Stück enden wird. Das loseste Maul Deines Hofes sicherte Dir, Leontes, das späte Glück. Die Schäferin, die Du, Polyxenes, dem Sohn weigertest, ist ein Königskind und versöhnt Dir den Feind und entwölkt Dir den Abendhimmel. Sinn sucht Ihr in Eurem Erleben und glaubt gar wohl, Ihr könntets mit freiem Willen gestalten? Ihr Kinder! Kommt: ein Alter erzählt Euch am Herdfeuer ein altes Märchen.

In finstrer Nacht ein Wintermärchen. Manchmal ists, als hörten wir die Stimme Montaignes, der Eifersucht die albernste aller Leidenschaften genannt hat. Lucullus, Cesar, Pompeius, Antonius, Caton et d'aultres braves hommes furent cocus et le sceurent, sans en exciter tumulte; il n'y eut, en ce temps là, qu'un sot de Lepidus qui en mourut d'angoisse. Schlimmer noch als den Mann entstellt solches Eifern die Weiber. Cette fiebvre laidit et corrompt tout ce qu'elles ont de bel et de bon d'ailleurs; et d'une femme jalouse, quelque chaste qu'elle soit et mesnagiere, il n'est action qui ne sente à l'aigre et à l'importun. So bang ist das Dunkel, daß wir dem Trostgebrumm des Skeptikers wie einem Lerchenlied lauschen. Hellt sich die Nacht? Nein. Wer weise ist, bettet sich warm. Hört im Einschlafen noch die Frage: Que sçay-je? Die alte, ewige Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Nun auch aus Dichters Mund. Und zieht die Decke über den Kopf, bis die Zeit

des Spukes um ist... Was wissen wir? Welchem Vielleicht taumelt unser Fuß entgegen? Wer mißt uns, Gott oder Kobold, Lohn und Strafe? Hier diese Königin war lichtesten Glückes würdig: und mußte sechzehn Jahre lang die Freuden der Frau und der Mutter entbehren. Hier dieser König hat gemordet, mit seiner Lippe das Reinste geschändet: und noch einmal krönt ihn Chronos. Aus vollen Schalen schlürft er unverdienten Segen. Die Frau muß, um der Tochter froh zu werden, Ungesühntes, Unsühnbares verzeihen. Schande, die ihrem frühreifen Knaben das zarte Herz brach. Während solchen Erlebens wird draußen gescherzt und getanzt, gelogen und getrogen, gezeugt und getötet. Und der müde Dichter hebt die Wimper nur zu der Frage: Freut Ihr Euch nicht dieser Buntheit? Wollt mehr sein als ein Sandkorn im Stundenglas der Zeit? Bläht Euch nach all den Sündenfällen der Menschheit noch immer zu hoch?

Das ohne Lust empfangene, hastig nur aus den Herzkammern des Genius genährte Werk taugt nicht in ein Prunkgewand. Im Pomp und Lärm der meininger Aufführung erstickte sein feinster Reiz. Arme fuchtelten; in einem Volksgewimmel waren die Kehlen vom regens chori abgestimmt; der Orakelschrein, dann das Pastorale bot Augenweide. Der junge Prospero des Deutschen Theaters hatte den Zauberstab, den so Viele ihm neiden, diesmal nicht benutzt. Nicht für den ersten Theil des Gedichtes wenigstens. Dieses Sizilien, sagte er sich, darf nicht südlich prangen; Land und Lebensstunde dieser Menschen nicht allzu deutlich bestimmt sein. Immer wieder mahnt uns ja der Dichter, daß er ein Märchen erzählt. Von Menschen, die überall sein könnten. Also die Andeutung eines Palastes; und Vorhänge, die einen Saal öffnen, einen intimeren Raum abschließen. Sehr klug und nobel. (Auch vom Elend der „Ausstattung", die den Theaterbetrieb zur Spekulation macht und dem Spielplan die Wünschelquellen verstopft, erlöst uns einst wohl die Zeit. Ein Vorhang, ein Gobelin läßt der Phantasie mehr Flugraum als die billigen Trödelwunder eines Orientbazars.) Böhmen fand ich zu böhmisch. Herr Orlik hatte, um die Spur des Japonismus nicht sichtbar werden zu lassen, sich vom Kopf bis zur Zehe mit Heimathmotiven behängt. Böhmische Landschaft und Tracht. Sehr hübsch. Nur litt darunter die bukolische Poesie. Perdita darf nicht an ein dralles Slavenkind aus dem Moldauthal oder von der Hannakengrenze erinnern. Das Beste: das Königsgericht unter nächtigem Himmel, von dem das helle Kleid der Orakelbringer wie der Silberglanz einer Hoffnung aufblinkt; und das Erwachen des Steinbildes in der Goldmosaiknische. Das Anfechtbarste: der Versuch, mit kleinlicher Motivirung dem vorwärtsstürmenden Dichter über Klippen hinwegzuhelfen. Nehmt ihn, wie er ist; Euer

Klügeln gräbt Runzeln in seine Stirn. Was nützts, daß ein geistreicher Kopf den Leontes, weil er ohne Ursache, ohne Scheingrund sogar eifersüchtig ist, ins Psychopathologische zerrt? Solche Belastung kann das von alter Hand eilig gezimmerte Märchengerüst nicht tragen. Auch Hermione möchte nicht müßig bleiben. Winkt mit dem Lid und schäkert mit dem Blick emsiger, als dieser Königin ziemt. Shakespeare, der mit aller Technik wie ein Herrgott mit Zwergentand spielt, wollte hier nicht „motiviren"; wollte den König jäh, nicht irr, Hermione fern von reizender Hofdamenkunst. Fragt Ihr, warum es stürmt? Ehe Ihr Antwort habt, ist Eure Hütte zersplittert. Doch der Dichter selbst spräche die Fürstin frei, sähe er sie vor dem Willkürgericht. Das ist Hermione. So vornehm und ohne verwundbaren Stolz; so tiefen Wehgefühls fähig und doch ohne Rachsucht; so weiblich und keiner Schwachheit, auch keiner Hitze je unterthan. Keine Heroin hätte Solches geduldet. Dieser Schoß trug den Knaben, den die Angst um die Mutter aus seiner Märchenwelt ins Grab riß.

Frau Sorma, die Hermione war, hob auch die Aufführung der „Gespenster" ins Festliche. Das Drama wirkt, mit seiner bedächtigen Empörung, seinem heftig gegriffenen grellen Gesellschaftsymbol, jetzt ein Bischen zu programmatisch; ist uns vielleicht, mit seiner violence à froid, nicht mehr und noch nicht wieder nah genug. Frau Alving aber ist uns geblieben; unverlierbar. Und stand endlich nun herrschend in der euripidischen Welt des Gedichtes. Oft ward sie sonst von dem kranken Sohn verdrängt, klagte, ein Opfer klimakterischen Wehs, den Wänden ihr Leid und ermüdete den Hörer durch Redseligkeit. Hier wars anders. Eine schöne Frau, in deren schlankem Leib der Geschlechtsreiz noch nicht welkte. Graues Haar, kaum zu bändigendes; doch das feine Köpfchen so jung, als habe es noch nicht viele Sonnen gesehen. So ists auch. Diese Helene lebt noch nicht lange. Nicht ihr eigenes Leben. Erst seit der Zeit, wo sie, Stich vor Stich, die Maschinennaht aufzutrennen begonnen hat. Seitdem kann sie auch heiter sein; hoffen; an ein Glück glauben, das der Junge ihr ins Haus bringen wird. Nun erzählt sies. Den Kampf und den stillen Sieg. Und wir sehen, wie das Blut den Gedanken weckt, wie er sich trotzig schüttelt und jauchzend über die Lippe springt; wie sichs im Hirn assoziirt, die Hemmungen überwindet und nach jeder Ueberwindung sich so stolz fühlt, des Heldenkranzes so würdig. Langer Rede den Lebensschein der Handlung zu geben, einen Denkprozeß uns, als ginge es um unser wichtigstes Gut, mitempfinden zu lassen, ist nie vielleicht so gelungen. Dabei eine Noblesse der Mütterlichkeit und, trotz dem unmodisch schlichten Gewand, ein Glanz des Wesens, der noch die Krankenstube des pauvre vermoulu erhellt. Die Asylsatire ist gar so durchsichtig. Das Vererbungmotiv

(mit dem der große Apotheker aus Skien sich damals wohl recht beträchtlich dünkelte) wird uns gar so hart ins Ohr gehämmert. Den Vater hat unsauberes Vergnügen zum siechen Mann gemacht, in dem die Begierde das Vermögen überdauert; der Sohn, die Frucht des vom Wurm zerfressenen Stammes, lechzt nach reiner Lebensfreude und sehnt sich, als über seine Seele sich schon Abendgrau senkt, noch nach der Sonne. Allen Lebenden sitzen, wie Alben, die revenants auf der Brust und hemmen den Athem. Und der Bruder begehrt die Schwester ... Programm. Einzelnes ärgert uns schon in dem Werk (das dennoch eines Meisters bleibt); oder ärgert uns noch. Auch wäre dem sehr jungen, geistig beweglichen und glaubhaft kranken Oswald mehr Ephebenholdheit zu wünschen. Dem Pastor eine zartere Seele; er sollte mehr Kind sein, in Einfalt und Schlauheit, nicht dem pedantischen Gelehrten des deutschen Lustspiels so ähnlich. Engstrands vertrügen eine stärkere Dosis urwüchsiger Niedertracht. (Fräulein Höflich, das aussieht wie eines nordgermanischen Dorfkönigs keusche Tochter, paßt nicht für das kluge Räkelkätzchen Regine.) Das Ganze könnte mehr Abstand vom Erdboden, mehr Gespensterstimmung haben. Doch ist dieses Drama (von dessen „Thesen“ vor zwanzig Jahren der alternde Fontane die sittliche Weltordnung bedroht fand) in Berlin sicher noch nie so gut aufgeführt worden. Nie mit einer Helene Alving von solcher Gefühlsfülle, solchem Adel der Persönlichkeit. Was war uns das Asyl, was des Pastors korrekter Jammer? Auf das Jubilate lauschten wir, das aus der Brust dieser Frau stieg und um das sich dann ein Schleier nach dem anderen legte, schwer, von Thränen feucht, bis es erstickt war; ein Röcheln nur noch durchs Dunkel quoll. Und sahen, wie der Glanz fahl wurde, das feine Feuer der Weibheit verprasselte und in sich zusammensank; wie die Wange der Mutter sich furchte und höhlte.

Nur in dem kleinen Raum, den Herr Reinhardt für seine „Kammerspiele“ geschaffen hat, konnten wirs sehen. Hier erinnert kaum noch Etwas an die Theatermode. Kein Stuck, keine Ränge, kein starkes Rampenlicht. Ein Saal, der dreihundert Menschen faßt; dicht vor ihnen, fast ohne Distanz, die Bühne. So hatte Strindberg sichs 1888 (in dem Nachwort zu seinem genialischen Trauerspiel „Fräulein Julie“) gewünscht; solche Intimität vielleicht nicht einmal zu träumen gewagt. Die Wirkung ist merkwürdig. Sie ähnelt der von Stanislawskijs moskauer Gesellschaft erreichten. Nur hattens die Russen schwerer. Sie mußten die Stimme heben, die Geste vergrößern, die Gestalt illuminiren: und genau errechnen, daß Alles, Gestalt, Ton und Geberde, den weitab (und von verschiedenem Niveau) Zuschauenden natürlich scheine, den aus der Erfahrung des Lebens bekannten Dimensionen entspreche. Im Kammerspielhaus ists bequem. Der Spieler braucht nicht zu transmutiren; ist also

von der schwierigsten Pflicht entbürdet. Er kann sich geben, wie er ist, und, wenn er für die zu bewältigende Aufgabe klug ausgewählt ward, auch ohne ungewöhnliches Talent Vollkommenes leisten. Ich will das Verdienst des Herrn Reinhardt, dem die berlinische Theaterkunst mehr zu danken hat als irgendeinem Anderen, nicht schmälern. Wenn er nicht den sicheren Blick für die aus einer Mimenindividualität zu holenden Wirkensmöglichkeiten hätte, den Instinkt für die Grundstimmung eines Werkes und dessen szenisches Bedürfniß, die ins Gebiet des Genialen langende Fähigkeit, den tiefsten Punkt einer Dichtung zu erfassen und aus ihm die ihr nothwendige Architektur zu erfühlen, wenn er nicht der stumme Poet wäre (da Lessing einen ohne Arme geborenen Raffael fingirt, mag das Wort hingehen), der mit unerschautem Anpassungvermögen die Geschöpfe Anderer fürs helle Bretterreich zu kleiden, zu gruppiren, zu beleuchten, in Ton, Haltung, Geberde in die richtige Relation zu einander zu setzen weiß, dann wärs ihm nicht in dem großen, nicht in dem kleinen Raum so geglückt. Was er für Maeterlincks „Schwester Beatrix" und Lessings „Minna", für den „Sommernachtstraum" und den „Kaufmann", für die spröden Stoffe des „Wintermärchen" und des „Oedipus" (von Hofmannsthal) gethan hat, schätze ich aber höher als das auf der Kammerspielbühne Geleistete. Auf diesem engen Feld siegt sichs leicht. Wer zweifelt, mag sich der Zeit erinnern, wo das Residenztheater die Mysterien der „neuen Kunst" herbergte. Schon da schien Mancher, der später als Durchschnittsmime erkannt ward, ein Hauptkerl. Und im Kleinen Theater (Unter den Linden) braucht der Regisseur sich nicht sehr kräftig zu recken, um den Kranz zu greifen. Habt Ihr bei familiären Festen nicht da und dort Einen gesehen, der gut spielte? Nicht nur die Tanten waren dann begeistert; auch Unbefangene staunten das Männlein an, das ganz neronisch in der nächsten Nacht träumte: Qualis artifex! Hättet Ihr den Wackeren aufs Theaterpodium gebracht und vor die Nothwendigkeit gestellt, von da nun ins Weite zu wirken: die Enttäuschung wäre fast nie ausgeblieben. „Natürlich" zu sein, ist, liebe Leute, nicht so schwer, wie man Euch eingeredet hat (In der Rolle eines Rüpels, Tölpels oder Strolches schon gar nicht; natürliche Grazie und Vornehmheit ist ja auch in unserem Alltag selten. Deshalb drei Dutzend Darsteller für Spelunkengäste und Hürchen; und kaum Einer, der einen Prinzen, kaum Eine, die eine Dame spielen kann.) Schwer wird den Meisten nur die Kunst der Transmutation. Sie sollen den Kothurn anschnallen und doch nur von dem Wuchs Derer im Parterre und auf der Galerie scheinen. Sollen, wenn sie den Sokkus tragen, ihrem Spaß die gehörige Resonanz geben und doch nicht laut sein. So pfiffig blinzeln, daß Tausend es sehen. Hier sinds nur Dreihundert. Ists fast ein Salon. Wer nicht gar zu weit hinten sitzt, sieht die Bewe-

gung der Nasenflügel und Wangenmuskeln. Hat manchmal das Mißgefühl, einer Indiskretion schuldig zu werden. Hier geht keine Bühnenuhr; sind Pausen nöthig, die im Theater unerträglich wären. Nöthig: die Akustik (auch die Optik) dieses Raumes fordert, daß jede Unterbrechung des Gespräches, der Handlung eben so lange daure wie draußen im Leben. Wir sind ja nicht im Bretterpalast der Illusion, sondern im Bereich einer Kunst, die ein Bischen (nach Kants imperativisch hartem Wort) auf Betrug ausgeht. Deren Ziel erschritten ist, wenns auf dem Heimweg heißt: Just so ist unsere Wirklichkeit. Das gelingt einem Drillmeister (Antoine, Reinhardt) auch mit Mimen von Mittelwuchs. Seltsam wird die Wirkung, unheimlich, wenn eine feine Seele sich so nah vor unserem Auge entblößt. Dann überläufts den Betrachter, wie den Griechen Gyges in Rhodopens Schlafgemach. Wie kam er hierher? Wer durfte das Allerheiligste fremdem Blick entriegeln? Er möchte fort, in eine andere Welt, vielleicht, wie der im Tiefsten erschütterte Hellene, bis in ein Fabelland, „wo gelbe Menschen mit geschlitzten Augen für tote Könige ewge Häuser bauen". Und ist, mit der Schamröthe auf der Stirn, für das grausig schöne Erlebniß doch dankbar. Solche Impressionen hat uns Frau Sorma geschenkt. Für Minuten wars, als säßen wir, mit dem Ring des Gyges am Finger, in einem verlebten Zimmer und sähen, wie ein edles Weib das letzte Gewand sinken läßt. Das vermag Schauspielkunst nicht; nur Persönlichkeit. Die eigentliche Theaterwirkung bleibt hier fast völlig aus. (Herr Reinhardt fühlts und verstellt sich drum als Tischler so wenig, daß die Rolle, sonst die wirksamste im Stück, gar nicht zur Geltung kommt.) Die Psychologie dieser Kammerspiele kennen zu lernen, wird nützlich sein. Shakespeare, auch Schiller wäre da unmöglich. Mit Tasso, Stella, der Natürlichen Tochter wäre der Versuch zu wagen. Die bei uns noch immer beliebten tranches de la vie (so taufte mans vor fünfzehn Jahren in Paris) passen in diesen Salon nur, wenn sie nicht aus allzu starker Menschlichkeit geschnitten sind. Und für den herondischen Mimus „Frühlings Erwachen", den Herr Wedekind eine Kindertragoedie nennt, ist der kleine Raum zur Glückskammer geworden. Die Mysterien dieses Guckkästchens sind mit einem Goldstück nicht zu theuer bezahlt. Hat nicht ein Superintendent vor so unkeuschem Schauspiel gewarnt? Am Ende hat er nur wieder einmal Aesthetisches mit Ethischem verwechselt. Unkeusch ist hier nicht der Dichter; ist, nicht hier nur, eine Genußsucht, die von Perdita zu Wendla Bergmann läuft und die Pubertätkrämpfe des Schülers Moritz Stiefel schließlich doch interessanter findet als das Weh des Prinzen Mamilius. Man ist ihnen ja viel näher ... Auch von diesem Wandel der Zeit wird, ohne Jammergestöhn, nächstens zu sprechen sein.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Januar 1907.

Wahlen.

Vergangenheit.

Am einundzwanzigsten August 1886 war Alexander von Battenberg aus seinem Konak über die bulgarische Grenze geschleppt worden. Er kam zurück, fragte in Petersburg demüthig an, ob er als Regent dem Zaren noch genehm sei, und verließ, als Alexander der Dritte die Frage schroff verneint hatte, am siebenten September das Mösierland. Hielt sich seitdem in Deutschland auf, ging, zum Aerger des Kaisers Wilhelm, in der Uniform des preußischen Generals einher; und in den Zeitungen stand, er werde die Prinzessin Victoria von Preußen heirathen und in Straßburg als Statthalter residiren. Rußlands Stellung war in dem vom Berliner Vertrag geschaffenen Fürstenthum durch die täppische Brutalität des Generals Kaulbars schwierig geworden und die Panslavisten schrien, die ganze Unannehmlichkeit sei dem deutschen Prinzen und seinen berliner Hintermännern zu danken. Schrien, trotzdem Kaiser und Kanzler, wider den Wunsch einer lauten Volksminderheit, den Russen wohlwollende Neutralität gezeigt hatten. Erste Gefahr: austro-russischer Konflikt. Bismarck schlug vor, den östlichen Theil der Balkanhalbinsel als russische, den westlichen als österreichische Einflußsphäre abzugrenzen; eine Demarkation sei zunächst wenigstens in der Theorie möglich, also auch eine Präliminarverständigung nicht undenkbar. Zu dieser Verständigung kams nicht (weil Kalnoky mit seinen Ungarn nicht einig wurde); doch dem Deutschen Reich blieb die heikle Nothwendigkeit offener Option erspart. Zweite Gefahr: frankorussisches Bündniß. Seit dem siebenten Januar 1886 war Boulanger französischer Kriegsminister. Une haine commune konnte die Männer der Slavischen

Wohlthätigkeitgesellschaft den pariser revanchards vereinen. Am zehnten November 1886 schrieb Chlodwig Hohenlohe, der von Straßburg nach Paris gereist war, in sein Tagebuch: „Was mich während meines diesmaligen Aufenthaltes am Meisten frappirt hat, ist die Wendung, die in der Stellung des Generals Boulanger eingetreten ist. Noch im vergangenen Frühjahr wurde Boulanger als ein farceur angesehen, als kein Mann, mit dem man zu rechnen habe, als ein Streber, der lediglich persönliche Zwecke verfolge. Jetzt wird mir von urtheilsfähigen Leuten versichert, Boulangers Stellung sei eine andere geworden. Während er früher in einer gewissen Abhängigkeit von Clemenceau gestanden habe, hänge jetzt Clemenceau von ihm ab. Boulanger habe nicht allein die äußerste und radikale Linke, sondern auch die Opportunisten und damit die Majorität der Kammer auf seiner Seite." Er blende die Massen. „Wenn er noch zwei Jahre im Amt bleibt, wird die Ueberzeugung, daß Boulanger der Mann sei, der Deutschland besiegen und Elsaß-Lothringen zurückerobern könne, allgemein werden; und da Boulanger ein Mann ohne jegliche Skrupel ist, dessen Ehrgeiz sehr hoch geht, wird er die Massen zum Krieg fortreißen. Boulangers Fall sei sicher, sobald das Land, noch ehe der Kriegsenthusiasmus sich auf weitere Kreise verbreitet habe, einsehe, wohin es durch Boulanger geführt werden solle. Dann werde er weggefegt werden; denn noch sei das Land friedlich und scheue den Krieg. In einem Jahr werde es anders sein. Nur wenn Deutschland den Krieg für unvermeidlich halte, könne es Boulanger weiterwirthschaften lassen. Dann werde der Krieg 1888 kommen". In Ost und West hatte sich also der Himmel umzogen. Deutschland mußte zeigen, daß es den Willen und die Kraft habe, seinen Besitzstand zu wahren. Am fünfundzwanzigsten November wurde eine neue Militärvorlage in den Reichstag gebracht. Am vierten Dezember von Moltke vertheidigt. „Wir mögen uns nach links oder nach rechts wenden, so finden wir unsere Nachbarn in voller Rüstung; in einer Rüstung, die selbst ein reiches Land auf die Dauer schwer nur ertragen kann. Das drängt mit Naturnothwendigkeit auf baldige Entscheidung hin. Noch in diesen Tagen sind die sehr erheblichen Anforderungen des französischen Kriegsministers in den Kammern anstandlos bewilligt worden... Die ganze Welt weiß, daß wir keine Eroberungen beabsichtigen. Mag sie aber auch wissen, daß wir Das, was wir haben, erhalten wollen; daß wir dazu entschlossen und gewappnet sind." Am dritten Januar 1887 schrieb der Kardinal-Staatssekretär Jacobini an den münchener Nuntius Di Pietro: „Im Hinblick auf die nah bevorstehende Revision der Kirchengesetze, die, wie wir annehmen dürfen, befriedigend ausfallen wird, wünscht der Heilige Vater, daß das Centrum die Sep-

tennatsvorlage in jeder ihm möglichen Weise begünstige. Die Führer des Centrums würden durch Unterstützung des Septennates dem Heiligen Vater einen großen Dienst erweisen und die Sache der Katholiken fördern." Der Nuntius bat den Freiherrn von Franckenstein (Georg Arbogast, der gegen Bayerns Eintritt ins Reich gewesen war, sich dann für Ludwig den Zweiten gegen Luitpold erklärt hatte und nun der Centrumsfraktion vorsaß), den Wunsch des Papstes dem Abgeordneten Windthorst mitzutheilen. Vergebens. Bismarck sagte: „Windthorst hustet auf das päpstliche Schreiben"; hoffte aber, der rheinische, westfälische, schlesische und bayerische Adel werde dem Welfen nicht folgen. Das Centrum bot ein Triennat an, wollte sich aber nicht für sieben Jahre binden. Moltke sprach noch einmal; Bismarck sechsmal. Alles vergebens. Warum gerade ein Septennat? Moltke antwortete: „Weil die Armee niemals ein Provisorium sein kann. Bewilligungen auf kurze Frist helfen uns nicht. Jede tüchtige militärische Organisation beruht auf Dauer und Stabilität." Bismarck konnte nicht antworten: „Weil man draußen auf einen Thronwechsel wartet und hofft, der nächste Deutsche Kaiser werde nicht so soldatisch fühlen wie sein Vater. Deshalb müssen wir zeigen, daß unsere Rüstung für sieben Jahre gesichert ist. Das wird unseren Feinden die Hoffnung nehmen, uns in absehbarer Zeit schwächen zu können". Die Mehrheit (das Centrum mit den ihm Affiliirten, Deutschfreisinnige Partei, Volkspartei und Sozialdemokratie) blieb fest. Nach dem Schluß der Zweiten Lesung, am vierzehnten Januar 1887, wurde der Reichstag aufgelöst.

Drei Tage vorher hatte Moltke gesagt: „Wird das von der Regirung Verlangte abgelehnt, dann, glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher." Dieses Wort des in drei siegreichen Kriegen bewährten Strategen war die Wahlparole der Konservativen und Nationalliberalen (die ein Kartellvertrag für den Wahlkampf einte). Von der anderen Seite wurde erwidert: „Schwindel! In Frankreich denkt kein Maßgebender an Krieg. Die uns Regirenden glauben auch gar nicht an solche Absicht. All ihr Gerede von Boulangers Grenztruppenverstärkung, Barackenbau und Magazinanlage soll nur das Volk einschüchtern, damit es Abgeordnete nach Berlin schickt, die das Tabak- und Branntweinmonopol bewilligen und die Volksrechte noch mehr schmälern." War die Kriegsgefahr wirklich Schwindel? Chlodwig war, als Statthalter im Reichsland, den Ereignissen nah und mußte wissen, was vorging. Am neunzehnten Januar notirt er (in Berlin): „Ich höre, daß das Verhältniß zwischen dem Kronprinzen und Bismarck wieder schlecht ist; wegen Battenberg. Der Kronprinz ist gegen die Auflösung. Seine liberalen Rathgeber hetzen gegen Bismarck. Das Mißtrauen gegen Frankreich ist allgemein. Am kronprinzlichen Hof, sagt Bleich-

röder, wünsche man, den Fürsten von Bulgarien zum Statthalter von Elsaß-Lothringen zu machen, damit er die Prinzessin Victoria heirathen könne, oder zum Reichskanzler.“ Am zweiundzwanzigsten Januar, nach einem Besuch beim Kanzler: „Bismarck hält für wahrscheinlich, daß der Krieg in nicht zu ferner Zeit ausbrechen werde. Die Zusammenziehung von Truppen, die Mobilmachung, nöthige uns zu gleichen Maßregeln. Im Auswärtigen Amt erfuhr ich, man habe eine Depesche nach Paris geschickt, um auf die Folgen aufmerksam zu machen, die das Vorgehen an der Grenze haben werde. Die Sache wird immer ernster.“ Aus Straßburg fragt er, in einem amtlichen Schreiben, den Kanzler, wie nach der Proklamirung des Kriegszustandes die Stellung des Statthalters sein werde. Noch an dem Tage der Wahl, dem einundzwanzigsten Februar, mahnt ein Erlaß Bismarcks den Fürsten, ernstlich an den Kriegsfall zu denken. Daß man in Berlin, Politiker und Generalstab, an die nahe Gefahr glaubte, ist danach nicht mehr zweifelhaft. Noch einmal schrieb Jacobini an den münchener Nuntius; da mit dem Septennat auch religiöse Fragen zusammenhängen, habe der Papst dem Centrum die Annahme empfohlen. Graf Fürstenberg-Stammheim veröffentlichte eine von sechsunddreißig katholischen Adeligen unterzeichnete Erklärung, in der „mit Schmerz“ konstatirt wurde, daß sich das Centrum Polen und Welfen verbündet, die nationale Politik bekämpft und nun gar mit der Demokratie zum Kampfe vereint habe; die Gründung einer konservativen Katholikenpartei dürfe nicht länger aufgeschoben werden. Auch aus dem Bereich des schlesischen Adels kamen solche Stimmen. Schon hoffte man, die Macht des Centrums, das seit 1874 über neunzig Mandate hatte, endlich wanken zu sehen. Dieser Wunsch ward nicht erfüllt. Die Kartellparteien gewannen (für eine Legislaturperiode) vierundsechzig Sitze: und damit war die Annahme des Septennates gesichert. Diese Mandate waren aber den Freisinnigen (34), der Volkspartei (8), den Welfen (7) und der Sozialdemokratie (14) abgejagt. Das Centrum verlor nur einen Sitz.

Die Erinnerung an die Februarniederlage schreckte die Sezessionistengruppe der Freisinnigen Partei, als Caprivi seine Militärvorlage einbrachte. Die Lage der Regirung war nicht mehr so bequem wie sechs Jahre vorher. Am sechsten November 1892 war Chlodwig beim Kanzler und notirte dann: „Caprivi hält die Militärvorlage für absolut nothwendig. Doch habe er große Schwierigkeiten mit dem Kaiser gehabt, der sich verschiedene Male gegen die zweijährige Dienstzeit ausgesprochen habe. Jetzt habe er aber zugestimmt und werde nun daran festhalten. Diese schwankende Haltung des Kaisers hat auch veranlaßt, daß sich so viele Generale dagegen erklären, um sich beim Kaiser

beliebt zu machen und Caprivi zu stürzen." Noch nach der Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld hatte Wilhelm, mit deutlicher Beziehung auf die zweijährige Dienstzeit, gesagt, eine kleine, stramm erzogene Truppe sei ihm lieber als ein großer Haufe, dems an der rechten Zucht fehle. Der Kanzler selbst, der auf diesem Gebiet immerhin sachverständig war, hatte das Wort Bismarcks citirt, „daß wir mehr Gewicht auf gute als auf viele Truppen legen müssen"; und erklärt, er wolle das Geschaffene nur „innerlich konsolidiren". Dann kam die Einführung zweijähriger Dienstzeit. Wieder ein Versuch, von Rom aus auf das Centrum zu wirken. Der (von den Verbündeten Regirungen angenommene und zur Wahlparole ausersehene) Antrag des Freiherrn von Huene. Die Bemühung der Kirchenfürsten. Eine Neujahrsrede des Kaisers („Ich werde die Opposition zerschmettern"). Wieder Alles vergebens. Die Gegner der Vorlage hatten eine Mehrheit von achtundvierzig Stimmen; trotzdem die Freisinnige Partei sich gespalten und Herr von Koscielski seine Freunde zur Annahme überredet hatte. Am sechsten Mai 1893 wurde der Reichstag aufgelöst. Drei Tage danach sagte der Kaiser auf dem Tempelhofer Feld: „Eine Minorität patriotischer Männer hat gegen die Majorität nichts zu erreichen vermocht. Dabei sind leidenschaftliche Worte gefallen, welche unter gebildeten Männern ungern gehört werden. Ich mußte zur Auflösung schreiten und hoffe von einem neuen Reichstag die Zustimmung zur Militärvorlage. Sollte aber auch diese Hoffnung täuschen, so bin ich gewillt, Alles, was ich vermag, an die Erreichung derselben zu setzen; denn ich bin zu sehr von der Nothwendigkeit der Militärvorlage, um den allgemeinen Frieden erhalten zu können, überzeugt." Bundesfürsten und Generale riefen die Wähler gegen die Koalition Lieber-Richter-Bebel zum Kampf; diesmal, hieß es, handelt sichs um die Ehre, die Sicherheit, die Zukunft des Deutschen Reiches. Siebenzehn Herren aus dem Bankbezirk erbaten und erhielten Geld für den Wahlfonds der liberalen Parteien, die für die Militärvorlage gewonnen waren. Ledochowski, Kopp, Stablewski redeten den ihrem Wort Zugänglichen ins Gewissen. Dem Centrum wurde, weil ein paar Grafen und andere Edle vernehmlich murrten, Schwächung und Zerfall vorausgesagt. Der Veitstag, der die Wahl brachte, entriß ihm wirklich zehn Mandate; doch blieb es, mit sechsundneunzig Stimmen, die weitaus stärkste Fraktion. Zwölf Herren hatten bei der Abstimmung dem Kommando Liebers nicht gehorcht; die Rittmeister Prinz Arenberg, Grafen Ballestrem und Chamaré, der Major Freiherr von Huene, der Kammerherr Graf Adelmann, drei Freiherren von Schorlemer waren die Führer dieser kleinen Schaar, die als die „Gruppe national empfindender Katholiken" gepriesen

wurde. Eine Mehrheit, zu der Rickerts Freisinnige Vereinigung sich den Antisemiten, die Nationalliberale Partei sich den Polen verband, öffnete dem Schmerzenskind Caprivis endlich die Thür. Herr von Stumm bekam das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern. Herrn von Koscielski telegraphirte der Kaiser: „Ich danke Ihnen und Ihren Landsleuten für Ihre Treue zu mir und meinem Hause. Sie sei ein Vorbild für Alle. Für Ihre hingebende Arbeit verleihe ich Ihnen den Kronenorden Zweiter Klasse." Dem Grafen Caprivi wurde der „unauslöschliche Dank" und der Wunsch des Kaisers ausgesprochen, „Ihre unschätzbaren Dienste dem Vaterland noch lange erhalten zu sehen." Wartet nur, war uns gesagt worden: sogleich zeigt sich Euch der chemische Prozeß, in dem ungleichartige Körper aus einer Verbindung in eine andere streben. Wir warteten; fanden aber nur die Lehre der „Wahlverwandtschaften" bestätigt: „Bald werden diese Wesen sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander Etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andere fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Oel und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder auseinandersondert." So kams. Das Oel schied sich rasch wieder vom Wasser: das Laugensalz, das die Verbindung sichern sollte, war nicht zu haben. Der Chemiker, dessen Meisterstück angekündet war, erwies sich als Stümper. Und von Vereinigunglust war nichts mehr zu spüren.

Bismarck wollte den Feinden in Ost und West die Wehrkraft des jungen Reiches beweisen und konnte deshalb nicht nachgeben; konnte auch das Triennat nicht annehmen. In drei Jahren stand er, stand Moltke vielleicht nicht mehr auf dem selben Platz; wessen Autorität setzte dann das dem Reich Nothwendige durch? Caprivi war als Politiker ohne Erfahrung, hatte der Frage, wie die Kosten der Heeresvermehrung zu decken seien, nicht früh genug eine den großen Parteien genehme Antwort gefunden und durfte, als der Kaiser auf seine Seite getreten war, nicht mehr zurück. Das Centrum hat in beiden Fällen den Kampf aufgenommen und ohne Lebensgefahr durchgefochten. Die Annahme der Vorlagen hat es nicht zu hindern vermocht; sich aber als stark und standhaft bewährt. Nach der Schlacht konnte es stolz fragen: „Nennt Ihr uns noch die Partei der Ultramontanen? Ihr habt Weisungen über die Alpen geholt. Wir haben ihnen nicht gehorcht; nur dem Mahnruf unseres Bürgergewissens. Den Kardinälen, dem Papst selbst ist nicht gelungen, unseren Willen zu beugen." Das gefiel dem Wähler. Unsere Abgeordneten, hieß es, sind tüchtige Kerle und fürchten sich nicht. Die paar Apostaten blieben vereinsamt oder retteten sich, als an ein Schisma nicht

mehr zu denken war, rasch wieder in die alte Gemeinschaft. Die Einheit der Partei war nicht geschwächt; die Macht der Fraktion wuchs von Jahr zu Jahr.

Gegenwart.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Doch was heute geschieht, gleicht nie völlig gestern Geschehenem. Seit der Kaiser Windthorst wie den edelsten Patrioten geehrt und den Kardinal Ledochowski gebeten hat, „das Vergangene zu vergessen", lächeln die vom katholischen Volk Erwählten, wenn man sie Reichsfeinde nennt. Mit Recht sagt Professor Martin Spahn in seinem Buch „Das Deutsche Centrum": „Im März 1895 übernahm das Centrum die Präsidialgeschäfte des Reichstages; es übernahm zugleich den Hauptantheil an der gesetzgeberischen Arbeit des Reichstages, übte auch fortan auf deren formelle Behandlung wie materielle Gestaltung den stärksten Einfluß aus. Das Centrum hat diesen Einfluß bisher behauptet, obwohl es niemals über mehr als ein Viertel der Reichstagssitze verfügte. In der Fraktion lebte das Hochgefühl, daß sie sich mehr als die anderen geschult hatte, aus den Prinzipien der Verfassung heraus politisch zu denken. Leiten ließ sie sich als führende Fraktion von dem Gesichtspunkt, daß der Reichstag, beim Mangel einer ausgebildeten Reichsregirung und kraft seiner bis zum niedrigsten Bürger reichenden Volksvertretung, mit stärkerer Verantwortung und auf wichtigere Art als andere Parlamente das Leben des Reiches mitträgt und miterzeugt. Ein Zusammenarbeiten von Centrum, Konservativen und Nationalliberalen wurde die Regel. Stetigkeit kam in die Gesetzgebung wie in die Budgetpolitik." Mancher Staatssekretär würde dieses stolze Urtheil im stillen Amtszimmer unterschreiben; und der Kanzler hätte ihm vor acht Wochen noch laut zugestimmt. Dennoch wiederholt sich nun das 1887 und 1893 Erlebte. Alles: sogar der Wehruf rheinischer und schlesischer Adeliger, die Bankenkollekte und die Weissagung, der Centrumsmacht habe die letzte Stunde geschlagen. Und wieder hören wir, die Ehre, die Sicherheit, die Zukunft des Deutschen Reiches stehe auf dem Spiel. Am dreizehnten Dezember hat Fürst Bülow gesagt: „Es handelt sich um die Frage, ob wir unsere Waffenehre, ob wir unsere Stellung in der Welt, ob wir unser Ansehen gefährden wollen." Wodurch gefährden? Durch den Beschluß, aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiet die Truppen so schnell heimzubefördern, wie das Centrum verlangt hat. Und darum Räuber und Mörder? Dadurch soll Deutschlands Waffenehre, seine Stellung in der Welt, sein Ansehen gefährdet sein? Solche Tiraden dürften auf mündige Menschen nicht wirken. Fünf Wochen nach der Auflösung dröhnte die Pauke noch lauter. Herr

von Wildenbruch, der als Dichter längst bewiesen hat, daß er ein sehr guter Patriot, doch ein schlechter Politiker ist, behauptete in einem (zwischen den Formen des Bardenliedes und des Leitartikels schwankenden) Erlaß an sein Volk, den Deutschen sei zugemuthet worden, „ihre Brüder drunten in Afrika preiszugeben“. Und der Kanzler, der mit dem in politicis schlechten Gedächtniß seiner Landsleute rechnet, fragte: „Hat nicht das Centrum gemeinsam mit den Sozialdemokraten die Regirung zwingen wollen, die Truppenstärke auf dem Kriegsschauplatz vor völliger Einstellung der Operationen von einem bestimmten Termin ab auf zweitausendfünfhundert Mann herunterzusetzen?“ Darauf ist zu antworten: Nein; erstens hat das Centrum nicht „gemeinsam mit der Sozialdemokratie“ gehandelt (nur in der Negation haben sich die beiden Parteien zusammengefunden); zweitens hat es nicht die Herabsetzung der Truppenstärke, sondern nur die dazu nöthige Vorbereitung „von einem bestimmten Termin ab“ verlangt; drittens hat es angenommen (und konnte nach den amtlichen Auskünften annehmen), daß beim Abschluß dieser Vorbereitungen die kriegerischen Operationen schon „völlig eingestellt“ sein würden. Dumm sind die Centrumsmänner nicht: und nur ein Tropf konnte riskiren, Deutschland in Südwest wissentlich wehrlos zu machen. Nur eine Partei gewissenloser Tröpfe, die nicht bedächte, was auch für sie auf dem blutigen Spiel stünde, wenn die Rebellion der Hottentoten mit neuer Kraft aufflackerte und durch die Schuld dieser Partei neue Opfer an Blut und Geld nöthig würden. Der Verlauf der Sache war ungemein einfach. Das Centrum hat sich gesagt: Der Krieg, so erklärt man uns, hat seine Schrecken verloren; also werden vom Juni an zweitausendfünfhundert Mann genügen; und diese Ziffer müssen wir einstweilen fordern, um 1908 den Wählern beweisen zu können, daß wir für Sparsamkeit gesorgt haben. Der Glaube an diese Möglichkeit stützte sich auf Briefe aus Afrika, in denen Offiziere und Mannschaften schrieben, so lange drüben Ernstes zu thun gewesen sei, hätten sie gern das elende Leben ertragen, sehnten sich jetzt aber nach Haus und fänden, für die noch zu leistende Arbeit brauche man nur eine Polizeitruppe nach britischem Muster. Der Kanzler konnte, wie ers Jahre lang gethan hatte, mit den Führern des Centrums verhandeln; ihnen zeigen, daß sie die Ausdehnung der Kolonie, die Bedürfnisse der Stationen, die Schwierigkeit des Rücktransportes unterschätzten; oder warten und im Februar, vielleicht erst im März sagen: Liebe Herren, wir sind nicht so weit, wie wir zu sein hofften, und müssen leider mehr Truppen drüben behalten, als Ihr uns gewähren wolltet. In beiden Fällen wäre die Zustimmung sehr leicht zu haben gewesen. Schon im Dezember. Ein gutes Wort: und das Centrum lieferte die zur Mehrheit nöthigen Stimmen.

Das gute Wort wurde nicht gesprochen; man wollte den Bruch. Thatbestand: Das Centrum hat am dreizehnten Dezember eine Vorlage abgelehnt, die am siebenundzwanzigsten Dezember nicht mehr in den Reichstag gebracht, deren Kreditforderung nach der Kapitulation der Bondelzwarts gemindert worden wäre. Heute würden die militärisch Sachverständigen sich wahrscheinlich mit dem vom Centrum Angebotenen begnügen. Daß eine Regirung sich über das Tempo der Rücktransporte aus einer einstweilen nicht mehr gefährdeten Kolonie mit dem Parlament nicht sofort einigen kann, ist kein Ereigniß, das die Waffenehre, die Weltstellung, das Ansehen eines großen Reiches zu beeinträchtigen vermag. Wer uns solches Märlein erzählt, hält uns für Kinder.

Wortschälle sollen uns täuben. Zuerst lasen wir einen Brief, den der Kanzler an den Generallieutenant von Liebert, Waldersees Schüler, geschrieben hatte; einen selbst von den Freunden der Fürsten beseufzten Brief. Vor dem Schreiben müßten Rhetoren dieses Schlages sich hüten. So lange sie reden, gehts allenfalls noch; vielleicht war die Rede improvisirt, der Inhalt nicht präzis wiedergegeben. In Geschriebenem sucht man irgendeinen Gedanken, irgendwelche Substanz: und die können diese Leute nicht bieten. Der Brief brachte Banalitäten, ungenaue und unrichtige Angaben. Ein Beispiel. Fürst Bülow behauptet, bis ins Frühjahr 1906 habe das Centrum „der Versuchung, seine parlamentarische Stärke zu mißbrauchen, nicht nachgegeben", den Kanzler also auch nicht gezwungen, sich nach anderer Hilfe umzusehen. Diese Angabe ist als falsch erwiesen, seit Herr Dernburg aus den Akten mitgetheilt hat, was unter Stuebels Direktion in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes geschehen ist. Stammt der Nothschrei über das Caudinische Joch etwa aus dem Jahr 1906? Zweites Beispiel. Eugen Richter soll „im letzten Jahrzehnt" den Kampf gegen die Sozialdemokratie begonnen haben. Diesen Kampf führte Richter schon, als Lassalle die liberale Bourgeoisie befehdete und gegen der Fortschrittspartei angehörige Beamte Bismarcks Hilfe anrief. Das ganze Schriftstück kann nur den Glauben nähren, daß der oberste Reichsbeamte die Geschichte Preußens und seiner Parteien nicht kennt. Jeder Dutzendjournalist hätte die Sache besser gemacht; und keine große Zeitung hätte den Brief abgedruckt, wenn er nicht vom Kanzler unterzeichnet gewesen wäre. Daß ein Hirn von dieser Kapazität den immerhin beträchtlicheren Robespierre (von dem Mirabeau sagen konnte: Il croit tout ce qu'il dit) einen „wildgewordenen Spießbürger" nennt und Bonaparte, dem Retter des Konvents (trotzdem die politische, die caesarische Rolle des Korsen erst unter dem Directoire begann), die „Befreiung des französischen Volkes von der Schreckensherrschaft der

Jakobiner und Kommunisten" zuschreibt, soll nicht vergessen werden. Als der entkräftete Jakobinerklub aus dem Saal der Rue du Bac, seiner letzten Zufluchtstätte, vertrieben und endgiltig aufgelöst wurde, war Bonaparte in Egypten; und eine kommunistische Gefahr (die ja nur von der Verschwörung der Babeuvisten drohte) war nicht mehr zu fürchten, seit Babeuf auf der Guillotine geendet hatte. Merkenswerth bleibt nur der Wunsch des Herrn Reichskanzlers, künftig über zwei Mehrheitmöglichkeiten verfügen zu können; und das dem Zentrum ausgestellte Zeugniß: „Die wichtigsten Aufgaben, die Verstärkung der Seewehr, die Handelsverträge, die Finanzreform, sind mit Hilfe des Centrums gelöst worden." Eine Partei, die das dem Reich Wichtigste bewilligt, kann sich, wie mir scheint, sehen lassen; besonders, wenn sie, wie der Kanzler bescheinigt, als Lohn nicht die „Preisgabe staatlicher Hoheitrechte" verlangt hat. Dennoch wird „zum Kampf für Ehr' (bitte, das Apostroph zu beachten!) und Gut der Nation gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Centrum" gerufen. So leben wir. Die Welfen haben aus dem Munde des Kaisers das verheißende Psalmenwort „Recht muß Recht bleiben" gehört; die Polen das Lob ihrer Treue, die „für Alle ein Vorbild sein möge"; das Centrum war elf Jahre lang die festeste Stütze der Verbündeten Regirungen. Im Hochsommer 1900 telegraphirte Wilhelm an Chlodwig: „Bürgerliches Gesetzbuch und zwei Flottenvorlagen: zwei so wichtige Maßregeln für die innere und äußere Entwickelung unseres Vaterlandes sind noch von keinem Kanzler je gegengezeichnet worden." Diese Maßregeln hatte nur die Mitwirkung des Centrums ermöglicht. Im November 1906 hatten nur Centrum, Polen und Welfen gegen die internationale Politik des Kanzlers nichts einzuwenden und der Führer der Centrumspartei wiederholte das Wort (das Herrn von Wildenbruch, recht unfaustisch und ungoethisch, „beinahe eben so groß wie eine That" scheint): „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt." Sechs Wochen danach muß das Volk aufstehen und alte Feindschaft bestattet werden; denn es gilt, Ehr' und Gut der Nation gegen Polen, Welfen und Centrum zu schützen.

Nach der traurigen Epistel kam wieder eine Rede. „Sie Alle kennen das goethische Wort: ‚Was ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages'". Von den Herren, die mit dem Redseligen am Eßtisch saßen, kannten gewiß höchstens drei den Satz. Ich glaube, daß auch der Kanzler ihn erst seit dem zwölften Januar kannte, wo er ihn in der Vossischen Zeitung gefunden hatte; glaube, daß er ihn nicht citirt hätte, wenn ihm der ganze Wortlaut bekannt gewesen wäre. Der heißt nämlich: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, Deine Pflicht zu thun,

und Du weißt gleich, was an Dir ist. Was aber ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages". Dieses Citat auf der Lippe eines Mannes, der sich stets wohlgefällig betrachtet, die Gelegenheit zu nützlichem Handeln fast immer versäumt hat und sein Rühmchen nur Reden dankt: difficile est, satiram non scribere. Diese Satire braucht aber nicht erst geschrieben zu werden; spottet seiner selbst und weiß nicht, wie: könnte es, auch goethisch, von dem durchlauchtigen Redner heißen. „Ich bin froh, sagen zu können, daß an der Spitze der Kolonialabtheilung jetzt eine außergewöhnlich tüchtige und umsichtige Kraft thätig ist. Es ist Herrn Dernburg in kurzer Zeit gelungen, das erschütterte Vertrauen in Werth und Verwaltung unserer Kolonien neu zu beleben." Wer ist schuld daran, daß dieses Vertrauen erschüttert wurde? Vor neun Jahren ist Herr von Bülow Staatssekretär, vor sechs Jahren Graf Bülow Reichskanzler geworden: und erst im Herbst 1906 fand er für die Kolonialabtheilung eine „tüchtige Kraft." (Des Suchens Mühe blieb dem Bequemen erspart; der Name des Umsichtigen wurde ihm zum Frühstück servirt). Während er in der Wilhelmstraße thronte, waren die Herren von Richthofen, von Buchka, Stuebel, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg Kolonialdirektoren; ihm also untergeben. Hat er sie kontrolirt? Die Kolonialwirthschaft vor fortwirkenden Fehlern bewahrt? Die Ingerenzversuche der Arenberg, Spahn, Roeren abgewehrt? Nein. Unter seiner Verantwortlichkeit sind die ärgsten Mißgriffe gemacht worden; sind aus Berlin die Depeschen nach Atakpame gegangen, in denen stand, alle Beleidigungsklagen Beamter gegen Missionare seien dem Auswärtigen Amt „höchst unerwünscht" und der Bezirksleiter Schmidt könne nicht weiter im Dienst verwendet werden, wenn er, als Kläger, nicht in die Vertagung seines Prozesses willige; hatte das Auswärtige Amt aus der Hand des Prinzen Arenberg eine Vehmliste angenommen und sich bemüht, alle darin genannten Beamten aus Togo zu entfernen. Der Mann, der von 1897 bis 1906 diesen Zustand geduldet hat, klagt nun über die Erschütterung des Vertrauens. Die widrige Sitte, jede Mordgeschichte und jeden Sexualklatsch von der Tropenküste in den Reichstag zu schleppen, ist hier früh und oft genug getadelt worden; schließlich ist aber nicht zu leugnen, daß ohne das Randaliren der Erzberger und Genossen Vorschußerni nicht vom Platz gewichen, die „außergewöhnlich tüchtige und umsichtige Kraft" der Darmstädter Bank erhalten geblieben (oder übers Meer gezogen) wäre. Herr Dernburg hat in München behauptet, bisher habe Deutschland überhaupt keine Kolonialpolitik gehabt. Ist diese Kritik richtig, dann trifft sie keinen Lebenden härter als den Kanzler des Deutschen Reiches. Der hat jetzt eine neue Entdeckung gemacht. „Zur Entwickelung der Kolonien brauchen wir

die Paarung konservativen Geistes mit liberalem Geist." Einen so hohen Herrn muß man artig behandeln; darf man mit schuldiger Ehrfurcht nur bitten, den Sinn dieser dunklen Rede zu erklären. Konservativer und liberaler Geist (im Sprachgebrauch des Parteilebens, um den sichs hier handelt) bringt unsere koloniale Arbeit nicht um eines Fußes Breite vorwärts; zu dieser Arbeit brauchen wir Geld, organisatorisches und kaufmännisches Talent, Kenntniß des schwarzen Menschen, unbeirrbaren Rassenegoismus und zähe Geduld; brauchen wir für den Nothfall tapfere Soldaten. Wenn wir das Alles haben, können die gepaarten Parteigeister hinterm Ofen bleiben. Die wurden ja auch nur beschworen, weil der Redner einen Uebergang zur Aussprache des Wunsches suchte, die Wahl möge ihm eine aus Konservativen und Liberalen zu bildende Mehrheit bescheren.

Die Tafelrede ist sehr lang, ist aber rasch verklungen; sie heute noch ausführlich zu kritisiren, wäre ein eben so billiges wie thörichtes Vergnügen. Das Alltagskonfliktchen, das den Vorwand zur Auflösung des Reichsparlaments geliefert hat, erinnert den Kanzler an die Kämpfe aus der Zeit der Ottonen, Salier und Staufer. (Uns auch: aber wie die Batrachomyomachia an die Ilias erinnert.) Die Vorbildung der deutschen Beamten findet er unzureichend. (Natürlich: er braucht Prügelknaben und weiß, daß der Deutsche sich immer freut, wenn seinen Beamten ein häßlicher Lappen ans Zeug geflickt wird; sollte aber auch wissen, daß steter Tadel die Arbeitlust und Leistungfähigkeit der Beamtenschaft nicht steigern kann.) Dem Centrum wirft er vor, es habe „brave deutsche Soldaten vor dem Feind im Stich gelassen". (Zur Ausführung eines so tückischen Planes wäre im Bereich des Ewigen Bundes keine Partei stark genug; denn vor dem Feind gilt nur der Wille des Kriegsherrn. Der hier mehr als einmal unklug genannte Centrumsantrag wollte brave deutsche Soldaten, nach beendetem Krieg, früher in die Heimath zurückbefördern, als der Generalstab damals für möglich hielt.) Wirft er ferner vor, durch Ablehnung des Bahnbaues die Kriegskosten des Reiches um viele Millionen vermehrt zu haben. (Richtig. Wer aber hat fast anderthalb Jahre gezögert, ehe er das Geld zum Bau der über den Baiweg zu führenden Eisenbahn, die Generallieutenant von Trotha „als absolute Nothwendigkeit" gefordert hatte, vom Reichstag erbat? Der Kanzler. Wer ist schuld daran, daß die Strecke Kubub-Keetmanshoop, für die im Dezember eine Mehrheit zu haben war, noch jetzt nicht bewilligt ist? Der Kanzler. Wer hat die Reichskasse also um die meisten Millionen geschädigt? Der Kanzler.) Persönliches Regiment? Nicht dran zu denken. (Merkwürdig; warum hat der Kanzler seinen Besuchern dann so oft vorgestöhnt, wie viel er verhindern müsse und verhindert habe?) Siegt das Cen-

trum, dann jauchzt das Ausland. (Unvorsichtig: denn dieser Sieg ist ja möglich; und falsch: denn unserem nächsten Nachbar und seinen Freunden wäre, nicht nur des Orients wegen, ein deutsch-römischer Zwist gerade jetzt sehr willkommen.)

Nach all dem Gerede ists nöthig, in nüchterner Ruhe noch einmal auszusprechen, was ist. Vor siebenzehn Jahren wurde Bismarck gescholten, weil er zu einem von Windthorst erbetenen Gespräch bereit gewesen war. Seine Nachfolger sind mit Windthorsts Erben intim geworden und haben sich dadurch im Parlament wenigstens ein bequemes Leben gesichert. Heer und Flotte, Sozial- und Finanzreform, Bürgerliches Gesetzbuch und Zolltarif: das Centrum war für alle wichtigen Vorlagen zu haben. Wurde manchmal mit winzigen, manchmal mit ansehnlichen Geschenken dafür belohnt. Und schuf sich, wie in jedem Parlament noch jede starke Partei, einen unsichtbaren Einflußkanal, der in die Reichsämter und Ministerien mündete. Solche Techtelmechtel, die der Erfahrene im Dunkel wittert, verschmäht weder das Member of Parliament noch Monsieur le Député; gefährlich werden sie erst, wenn schwache Seelen im Wächteramt sitzen. Unter Caprivi hatte das preußische Volksschulgesetz, dann die Militärvorlage noch die Zeit junger Liebe getrübt; doch schon seine „rettende That", die antibismärckische Zollpolitik, wurde nur durch die Mitwirkung des Centrums ermöglicht. Der Abgeordnete Lieber war im Parlament der mächtigste Mann und bei allen Reichsbehörden als Konsiliarius beliebt; er wollte zunächst die Bildung eines neuen Protestantenkartells um jeden Preis hindern und dann die Vorherrschaft seiner Partei stabiliren. Das gelang. Als Chlodwig kam, „voll og er", wie Professor Spahn taktvoll sagt, „seinen Eintritt in das Amt in einer den Verhältnissen geschickt angepaßten Weise". Das heißt: er bat blinzelnd, die bayerischen Kulturkampfsünden ihm nicht länger nachzutragen. Alles war in schönster Ordnung. Das Centrum konnte sich rühmen, die deutsche Wehrkraft reichlicher gespeist zu haben, als je in den Tagen konservativ-liberaler Mehrheit geschehen war; konnte öffentlich, ohne irgendwo Widerspruch zu finden, erklären: „In den Fragen internationaler Politik haben wir uns zur Gewissenssache gemacht, bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit zu gehen, um ohne alle Parteiunterschiede den Reichstag geschlossen an der Seite der Regierung zu halten". Unter Bülow wurde die Herzlichkeit des Verhältnisses so weithin erkennbar, daß sie die Evangelischen zu ärgern anfing. Das Centrum, hieß es, findet immer Gehör, wird immer gehätschelt; seine Führer werden im Kanzlerhaus allen anderen Gästen vorgezogen, und wenn Herr Orterer aus München nach Berlin kommt, wird er von Seiner Durchlaucht wie ein Souverain empfangen. Im März 1904 wurde der zweite Para-

graph des Jesuitengesetzes aufgehoben; und Graf Bülow sagte: „Wir müssen von beiden Seiten vermeiden, ohne Noth an den modus vivendi zu rühren, den im Jahr 1887 die Weisheit des Fürsten Bismarck im Verein mit der Weisheit des verewigten Papstes gefunden hat. Was soll dabei herauskommen, wenn in der Weise, wie es zu meinem Bedauern neuerdings (vom Evangelischen Bund) geschehen ist, der Kampf der Lehre, der Prinzipien, der Doktrin auf das politische Gebiet übertragen wird? Ich halte es für eine der größten staatsmännischen Leistungen des Fürsten Bismarck und für sein unsterbliches Verdienst, daß er verstanden hat, den Kulturkampf beizulegen. Von einem neuen Kulturkampf will die große Mehrheit des deutschen Volkes nach meiner Ueberzeugung nichts wissen." Das Centrum zeigte sich dankbar; es versagte dem Kanzler keines Herzenswunsches Erfüllung und war stets bereit, ihm gegen jeden Angriff, jede schroffe Kritik Schutz zu gewähren. Noch im November 1906. Die Ablehnung des Bahnprojektes und des Kolonialamtes war nicht als casus belli betrachtet worden. Kolonialsachen! Wer fragte danach? Wen interessirte der südwestafrikanische Krieg? In der Zeit der schlimmsten Skandale badete Fürst Bülow, der doch wieder kerngesund sein sollte, in Norderney, war Prinz Hohenlohe auf Urlaub, wurden die Kolonien vom Geheimrath Rose regirt. Auf einem Gebiet muß das Centrum beweisen, daß es nicht unter allen Umständen gouvernemental sein will. Laßt ihm das Vergnügen. Die katholische Gewerkschaft verlangts und wir könnens ertragen.

Herbst 1906. Allmählich muß man an die Vorbereitung zur nächsten Wahlschlacht denken. Hundert Sitze sind nicht ganz leicht zu vertheidigen. Mißstimmung im Reich; überall die Erkenntniß oder die Ahnung, daß Deutschlands Zukunft bedroht ist; überall wird die Schwachheit der Regirenden, die von Jahr zu Jahr fühlbarere Hinneigung zu unzeitgemäßem Kryptoabsolutismus getadelt. Ihr, werden die Wähler uns zurufen, habt Alles mitgemacht, habt Euch, seit Windthorst tot ist, zu Lämmlein gewandelt. Wir sind keine Adelspartei mehr und müssen mit demokratischen Stimmungen rechnen. Auch locken die Diäten jetzt die Bayern, mit denen nicht zu spaßen ist, nach Berlin. Ein Glück, daß wir unseren Erzberger haben. Der kann getrost den Mund noch etwas weiter aufthun. Rechts und links ist kaum Einer noch mit dem Kanzler zufrieden. Unser Schutztruppendienst kann gefährlich werden. Noch aber ist Treue kein leerer Wahn. Noch findet Herr Spahn, nach Algesiras, keinen Grund zur Unzufriedenheit. Da reizt Herr Roeren den neuen Kolonialdirektor. Heftige Replik. Gröblich beleidigende Duplik. Die Fraktion mißbilligt die Schimpfrede des Oberlandesgerichtsrathes und rügt seine Leichtgläubigkeit. Doch die Presse

schreibt Roerens Schuld aufs Parteikonto: also muß man sich ein Bischen gekränkt stellen. Ihr fordert neunundzwanzig Millionen? Wir geben nur zwanzig. (Während oder nach der Zweiten Lesung wird sich schon Alles finden.) Die messages of love bleiben diesmal aber aus. Der Kanzler hat schnell gelernt, was er thun muß, um Applaus zu erlangen. Die Situation ist noch genau so wie im November. Alles Wichtige für ein Schmeichelwörtchen vom Centrum zu haben. Ist eine wirksame Wahlparole aber nicht noch wichtiger? Also Auflösung und Kampf gegen das Centrum für die apostrophirte Ehre der Nation.

... Alles wiederholt sich nur im Leben. Doch was heute geschieht, gleicht nie völlig gestern Geschehenem. Die Reichstagsauflösung war diesmal nicht von sachlicher, sondern von persönlicher Politik geboten; von dem Bedürfniß, das Volksempfinden jäh von der Kritik gemachter Fehler und erlittener Niederlagen abzulenken. Der Nachtragskredit, dessen Kürzung leicht zu vermeiden war, lieferte den willkommenen Vorwand. Inter pocula hat Fürst Bülow gerufen: „Ein Reichstag, der in nationalen Fragen nicht versagt: Das ist die Forderung des Tages". Diesen Reichstag hatte er. Einen, der ihm alles Unentbehrliche bewilligte. Er hat ihn aufgelöst, weil er endlich wieder lauten Applaus hören, sich mit dem Lorber des Siegers kränzen oder fürs Frühjahr einen guten Abgang sichern wollte. Niemals ist, seit die Deutschen wieder ein Reich haben, unter so unhaltbarem Vorwand, so inhaltlosem Feldgeschrei ein Wahlkampf begonnen worden. Doch vielleicht war Beute zu holen. Auf in den Kampf!

Zwischenspiel.

Daß die Auffassung, der ich am zweiundzwanzigsten Dezember hier zuerst Worte gab, richtig war, ist mir seitdem aus allen Parteilagern bestätigt worden. Laut darfs freilich kein dem neuen Kartell Angehöriger sagen. Aber ich habe einen Zeugen: einen alten, in allen Taktikerkünsten erfahrenen Parlamentarier. Am vierzehnten Dezember 1906, zwölf Stunden nach der Auflösung, erschien im „Tag" ein Leitartikel, aus dem ich ein paar Sätze anführen will. „Das Centrum denkt sicher nicht daran, in eine Oppositionstellung abzuschwenken. Ohne das Centrum läßt sich, wie die Dinge heute liegen, keine regirungsfähige Mehrheit bilden. Die freisinnigen Gruppen sind weder stark noch entschieden positiv genug, um das Centrum als Glied einer solchen zu ersetzen. Schon ihre mehr freihändlerische und antiagrarische Richtung bildet eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen und den alten Kartellparteien. Das leuchtet auch so ein, daß der Gedanke einer Reichstagsauflösung gegen das Centrum als Nothhelfer dienen muß. Das aber ist reinste Phantasterei. Eine

solche, lediglich um einen Schlag gegen das Centrum zu führen, ist frivole Gedankenspielerei. Koloniale Häkeleien bieten sicher keine wirksame Wahlparole; am Wenigsten in einer Zeit wachsender Reichsverdrossenheit mit sehr persönlicher Zuspitzung. Vielfach deckt die Flagge der Reichstagsauflösung gegen das Centrum freihändlerische Contrebande. Man hofft, mit Hilfe der Fleischtheuerung bei jetzt vorzunehmenden allgemeinen Reichstagswahlen die schutzzöllnerische, agrarische Mehrheit sprengen und so die Rückkehr zur caprivischen Wirthschaftpolitik anbahnen zu können. Dieses Plänchen ist an sich durchsichtig genug, zum Ueberfluß aber in der ersten Erregung über den Zwischenfall Dernburg-Roeren auch direkt ausgeplaudert worden. Die schutzzöllnerischen Parteien sind daher natürlich weit davon entfernt, sich durch die Parole ‚Los vom Centrum‘ auf den Leim locken zu lassen. Es gehört ein hoher Grad leidenschaftlicher Verblendung dazu, wenn selbst Blätter von entschieden nationaler Gesinnung von einer Auflösung des Reichstages gegen das Centrum phantasiren.“ Was den Schreiber Phantasterei und frivole Gedankenspielerei dünkte, war, während sein Artikel gesetzt und gedruckt wurde, Ereigniß geworden. Und nun ging er flink auf den Leim. Ward ein Rufer im Streit, sollte an die Spitze eines Centralwahlvereins treten und sorgte für die nützliche Verwendung eines rasch in der Wilhelmstraße gesammelten Patria-Fonds. Doch am dreizehnten Dezember hatte er die Situation fast genau so beurtheilt wie ich. Sein Name? Freiherr von Zedlitz und Neukirch. Vier Wochen danach schalt er mich, wieder im „Tag“, weil mein „Wahlprogramm“ vom fünften Januar die „Aussichten des Wahlkampfes verschlechtern könne“, und erniederte sich zu der Verdächtigung, mein Artikel sei vom Grafen Posadowsky inspirirt und habe den Zweck, diesen Staatssekretär fürs Reichskanzleramt zu empfehlen. Ernst oder Spaß? Ich kenne den Grafen Posadowsky nicht; ahne nicht, ob er auch nur einem Satz meines Programmes zustimmen würde. Seit Jahren schätze ich ihn als den ernsthaftesten, thätigsten und fähigsten unserer Staatssekretäre, als einen Mann, der Wirkung will, nicht Beifall; und könnte mir vorstellen, daß er in normaler Zeit ein sehr guter Reichskanzler wäre. Der fünfte Kanzler (auf den der vierte uns vielleicht noch eine ganze Weile warten läßt) muß aber in den Wetterwinkeln internationaler Politik heimisch und dennoch so frisch sein, bei aller Ruhe so kräftig, daß die Nachbarschaft seine unverbrauchte Energie schnell fürchten lernt. Da der Freiherr den Grafen innig haßt, sollte er ihm in dieser Zeit naher Konfliktsgefahr die Kanzlerwürde wünschen. Mir aber nicht den Wunsch zutrauen, das internationale Reichsgeschäft vom Kaiser und von seinem Tschirschky besorgt zu sehen. Spaß oder Ernst? Ich fürchte: Ernst. Seit

Wochen wird Graf Posadowsky als Erbschleicher verdächtigt und das mot d'ordre ausgegeben: Der hofft, ans Ziel zu kommen, weil er bereit ist, dem Kaiser das Auswärtige ganz zu überlassen. (Ob er wirklich dazu bereit wäre, ist, bei seinem starken Gefühl für Verantwortlichkeit, mindestens zweifelhaft.) Freiherr Octavio von Zedlitz und Neukirch ist so oft „Schrittmacher für kommende Männer" gewesen, daß ihm die Insinuation solcher Dienstbarkeit wohl nicht beleidigend scheint. Ich will den alten Herrn weder höhnen noch mit hartem Wort kränken; ihm nur ruhig sagen, daß ich die wunderliche Gewohnheit habe, selbst Erdachtes auszusprechen, und daß er stets irren wird, wenn er hinter meinen Sätzen einen fremden Willen sucht. Auch die scharfe Kritik deutscher Zustände hat er mir dick angekreidet; sein Tadel ähnelt ein Bischen einer Denunziation. Ist der greise Held des Hauses Scherl so empfindlich? Seit wann? Am vierzehnten Dezember sprach er von der „habituellen Schwäche", dem „Fortwursteln" und der „Schaukelpolitik" des Kanzlers; warnte vor „Caesarismus, Byzantinismus und Verpotsdamerung der Regirung". Seitdem hat sich doch nichts geändert. Nur ist aus der „frivolen Gedankenspielerei" die fürstlich-freiherrliche Wahlparole geworden. Nach den beiden Artikeln, die seinen Ruhm nicht gemehrt haben, dürfte der Politikus und Stilist sich Ruhe gönnen.

Zukunft.

Ob die Wahlparole sich als wirksam erweist, werden wir bald erfahren. Wird auf Rouge et Noir nicht so viel gesetzt wie im Jahr 1903, dann ist zum Jubel noch lange nicht Grund. Ist erst zu erweisen, daß mit einer aus Konservativen und Liberalen zusammengekitteten Mehrheit regirt werden kann. Wenn diese Parteien sich nicht wider Erwarten von heute auf morgen ändern, ists nicht möglich. Ueber militärische und koloniale Fragen können sie sich einigen; nicht über Tarifverträge, Zölle, Steuern, Gewerbe-, Handwerker- und Börsengesetze. Sie haben verschiedene Ziele und müssen sich, sobald die Flackerhitze des Wahlkampfes verraucht ist, wieder trennen. Thut nichts: die gefürchtete Zeit ist überstanden. Auch wenns nicht ganz nach Wunsch geht, war die Geschichte noch behaglicher, als sie im Jahr 1908 geworden wäre. Waren bis in den Dezember hinein nicht sogar die Bassermannischen beinahe wild? Weder von ihnen noch von den Freisinnigen ward seitdem ein Wörtchen über Absolutismus und Byzantinismus, über Vereinsamung und böse Aspekten gehört; nur Patriotenrede. Wenn der Kaiser heute einem Gartenlaubenpoeten sein Herz ausschüttete, wäre gewiß keine Klage über Undank und Verkennung darin. Trank er gestern nicht frohen Blickes auf das Wohl seiner beiden Bernhards? Dem Kanzler Kette, Becher und Kranz. Denn ihn lobt, den Meister, vor Allen das Werk.

Und warum lobst Du, Nörgler, ihn nicht auch endlich? Weil seine neuste Leistung mir klarer noch als alle früheren bewiesen hat, daß von diesem Manne nichts Nützliches zu erwarten ist; keine Schöpferthat, nicht einmal prunklos ernsthafte Arbeit. Jahre lang hat er sich um die Kolonialwirthschaft nicht gekümmert. Während er Kanzler war, ist das für Südwestafrika Nothwendigste versäumt, sind die Verträge geschlossen worden, deren rasche Lösung Herrn Dernburg populär gemacht hat. Jetzt heimst auch der Fürst den Applaus ein; der Staatsmann, dem wir den bittersten Theil des afrikanischen Elends verdanken. Das Centrum hat in thörichtem Uebermuth manche Sünde auf sich geladen; hätte aber nicht zu schaden vermocht, wenn auch nur ein steifer Caprivi oberster Reichsbeamter gewesen wäre. Vergleicht Deutschlands Lage in den Jahren 1897 und 1907: und Ihr habt die Bilanz dieses Ministerlebens. Als die Prüfung beginnen sollte, wurde schnell ein Weihnachtmärchen ersonnen. Nicht Kinder nur speist man mit Märchen ab. Wenn Ihr der Partei, der ich gestern intim befreundet war, morgen tüchtige Hiebe versetzt, sollt Ihr Wunderbares erleben. Was? Pst! Werdet erst hübsch groß und stark: dann erfahrt Ihrs... Nein: selbst wenn Centrum und Sozialdemokratie geschwächt würden, bliebe die Auflösung ein unverzeihlicher Fehler. Einer, der, früh oder spät, theuer bezahlt werden muß. Nicht um Neigung zu oder Abneigung von einer Partei handelt sichs hier, sondern ums Reichsgeschäft. Das ließ sich noch halbwegs führen, so lange die Leiter auf das Centrum zählen konnten. Keine sachliche Nothwendigkeit zwang, diesen Trumpf wegzuwerfen. Das Beispiel von 1887? Damals gings wirklich um die Sicherheit des Reiches; und der Kopist konnte bedenken, daß die alten Kartellparteien nur drei Jahre lang sich ihres Sieges freuen durften. Mußte trachten, daß draußen nicht der Irrglaube entstehe, auch von den bürgerlichen Parteien sei auf deutsche Lebensfragen keine einstimmige Antwort mehr zu erwarten. Denn solcher Wahn könnte den Feind in Versuchung führen. Der vierte Kanzler hats gewagt; au coeur léger und in der Hoffnung, künftig erst recht dann den modernen Menschen spielen zu können. Centrumsmandate sind ja nur von Liberalen (und von Polen und Sozialdemokraten) zu erbeuten. Eine konservative Partei hätte die Wahlparole, die dem Freiherrn von Zedlitz noch am dreizehnten Dezember „reinste Phantasterei" schien, offen, nicht heimlich nur abgelehnt. Wer aber ist im Reich Wilhelms des Zweiten heute im Sinn alter Preußentage noch konservativ? Der Wahltag wirds lehren. Laßt sie schreien! Wir stehen genau da, wo wir im November standen. Das Bedürfniß deutscher Politik hat sich im Lärm und Blendnebel des Julmondes nicht verändert.

Wortkunst und Tonkunst.

Ein loses Gespräch beim Wein.

Friedsam und mit leidlich gutem Gewissen saß ich in einer kleinen, schüchternen Weinstube: da führte der späte Abend zwei Bekannte herein; und in welcher Verfassung! Sie kamen Beide aus der „Salome" von Richard Strauß; ohne Weiteres stürmten sie meinen Tisch und nahmen mich, Prophete rechts, Prophete links, in die Mitte. Beide sind sie Propheten, Fanatiker. Derwische sind sie Beide. Und Beide wollten sie Unerhörtes gehört haben.

Während aber der Eine von neuentdecktem Lande Wunderdinge erzählte, von Palmen, so hoch, daß die Wolken in ihren Wipfeln wohnen, von Paradiesvögeln mit nie gesehenen Farben, von dem unsäglichen Leuchten der Nachtschmetterlinge, die taumelnd durch den Duft der abendlichen Blumen irren, während der Eine solche exotischen Lieder sang, warf ihm der Andere heftig dazwischen, er möchte doch in seinem (seltsamer Weise geräuschlosen) Tropenwald nicht die Affen und Kakadus vergessen, von denen er für sein Theil noch immer alle beide Ohren voll habe bis über den Rand.

Danach wurden sie poesielos, vermieden alle Tropen und sprachen mit sachlicher Härte und sachlicher Streitbarkeit. Und kurz und gut: der Eine bewies, daß hier thatsächlich (Das ist sein Lieblingwort) die Musik mit neuen Mitteln neue Werthe geschaffen habe, und der Andere bewies, daß hier überhaupt von Musik keine Rede sein könne, sintemal Musik ohne Seele keine Musik sei; nur Erfindung sei darin, aber von Empfindung keine Spur, ein raffinirtes Rechnen, keine Kunst, Kunststücke in mosaikartigem Farbenspiel, blendend und kalt, eine eitle Geschraubtheit, eine frostige Verzückung.

Danach fingen die feindlichen Sangesbrüder zu schimpfen an. Und dann ging der Andere nach Hause. (Zur Strafe: ohne zu bezahlen.) Ich blieb mit dem Einen zurück, der, weil er den Platz behauptet hatte, als Sieger sich fühlte und Ruhe gewann. So kams zwischen uns zu weniger blutdürstigem Gespräch.

Von diesem Gespräch will ich schreiben. Der Mann, mit dem ich es führte, ist ein sehr belesener Mann und ein geradezu leidenschaftlicher Reminiszenzenriecher. (So, nun hat ers schwarz auf Weiß.) Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn er von Dem, was ich vorbrachte (Gedanken, in stiller Stunde gedacht), mir ins Gesicht gesagt hätte, Das stehe schon bei Dem und Dem und Dieser und Jener habe es schon viel besser ausgesprochen. So nah und selbstverständlich und nothwendig erscheint es mir. Aber der kluge Mann rieb mir keine Reminiszenzen unter die Nase, der ich selbst recht unbelesen bin, in Aestheticis vor Allem, weil ich gefunden habe, daß es auf der Welt so sehr viel schönere Dinge giebt als die Lehre vom Schönen. Vielmehr be-

handelte er meine Anschauung als einen ganz persönlichen Irrsinn; und daran erkannte ich nun, daß es mit meiner Sache nicht so ganz schlecht bestellt sein könne.

Und so war der Beginn. Ich fragte ihn:

„Ja, hat denn Ihr Salome-Strauß keine Ahnung davon, daß er ein Unrecht begeht, ein ‚schreiendes‘ Unrecht . . .“

„An wem?“

„An Wilde natürlich!“

„Ein Unrecht?“

„Das sage ich. Da ist ein Werk, von Künstlerhand geschaffen. So hat der Schöpfer es gesehen, so hat er es gewollt, so hat er es in die Welt gesetzt. Nun ist es da, so und nicht anders, und spricht zu uns und athmet und lebt. Und jetzt darf ein Anderer kommen, der an diesem Werden und Wesen keinen Theil hat, darf zu dem Werk sagen: Du bist nicht richtig, nicht gut so, wie Du bist, nicht ganz, nicht fertig, Dir fehlt Etwas, und ich, ich hab' Dir zu geben, was Dir fehlt! Und er darf sich, darf sich darüber hermachen, darf mit seinem eigenen Pinsel darüber fahren und darf es übertünchen mit fremden Farben . . .“

„Erlauben Sie! Ein Künstler soll zunächst einmal nicht das Recht haben, sich von dem Werk eines Anderen zu eigenem Schaffen begeistern zu lassen?“

„Natürlich hat er das Recht. Aber dann soll er Eigenes schaffen, das auf eigenen Beinen wandelt. Von der Schöpfung des Anderen aber lasse er die Hand. Sie lebt in sich und durch sich und will ihre freie, unberührte Einzelheit. Ist denn das Kunstwerk ein Individuum oder nicht? Und ist Das ein Individuum, wenn zwei verschiedene Organismen zusammengebunden werden?“

„Sind Wort und Ton so verschiedene Organismen? Und wenn nun ein kongenialer Meister . .“

„Kongenial! Das ist auch so ein liebes Wort! Giebt es zwei so kongeniale Männer, daß sie ein Kind zeugen können? Ist nicht Wilde Wilde und Strauß Strauß? Ist nicht der Eine der Eine und der Andere der Andere? Sind sie nicht verschieden, — verschieden, und wenn sie einander noch so ähnlich wären? Nehmen wir an, die Musik an sich sei hier eben so lebendig wie die Dichtung. In diesem günstigsten Fall sind hier zwei lebende Wesen künstlich zusammengekettet. Das eine sitzt an dem anderen gefangen. Wie müssen die Beiden in ihrem Innern sich zu einander verhalten, wie müssen sie sich hassen und einander fluchen! Und nach außen sind sie eitel Harmonie.“

„Wissen Sie, wohin Ihr Weg Sie führen muß?“

„Nun?“

„Wissen Sie, daß Sie damit schließlich aller Vertonung das Todesurtheil sprechen?“

„Ja, denken Sie: und dieser Gedanke schreckt mich nicht einmal. Wobei

es mir eine besondere Freude sein würde, wenn mit der letzten ‚Vertonung‘ auch dieses gräßliche Wort hinüberginge.“

„Ein gebildeter Mensch . . .“

„Bin ich nicht!“

„Darf ernsthaft sagen wollen, daß Opern und Liederkompositionen keine lebendigen Kunstwerke sein können!“

„Ich meine, daß es Reines und Gemischtes giebt. Und daß das Reine das Höhere und das Gemischte das Niedere ist. Wenigstens in der Kunst.“

„Gemischtes! Ja, aber es kommt doch wohl sehr auf die Bestandtheile an. Und wenn Etwas so zusammengehört wie Wort und Ton . . .“

„Ueber diese Zusammengehörigkeit lohnt es sich, zu sprechen.“

„Das meine ich auch. Und wenn wir auf die Anfänge der Künste zurückgehen, was finden wir da? Es giebt gar keine Poesie ohne Musik, das gesungene Wort ist die einzige Dichtung der Naturvölker, die erste Dichtung ist einfach Komposition.“

„Das kann ich nicht bestreiten. Aber ich möchte hier gleich das Eine für mich retten: war die erste Poesie nicht ohne Musik, so gab es jedenfalls längst eine Musik, die ohne Worte war. Diese Musik ist älter, sie sprach schon in der Natur, die noch keinen Menschen hatte und der also das Wort noch fehlte. Im Anfang war nicht das Wort, sondern die Musik.“

„Gut; aber bestehen bleibt, daß die Komposition etwas ganz Ursprüngliches ist. Und darum . .“

„Wir finden sie bei den Naturvölkern. Schön. Ich habe einmal gelesen, daß der Eskimo, der unberührte, Stunden lang vor sich hinsingt: ‚Großer Häuptling! Großer Häuptling!‘ Darin mag Vieles schlummern. Darin ist wohl der ehrwürdige Urkeim aller Heldenlieder, der Begeisterung, des Patriotismus; und zugleich aller Polizeiverordnungen. Das heißt: aller Entwickelung zum Höheren schlechthin. Aber wir wollen uns doch nicht in den Urschlamm stürzen. Das Entwickelte ist, was uns kümmert. Wenn man von Kunst spricht, spricht man von Höhen, vom Licht und nicht von vorzeitlichem Nebel. Ganz abgesehen davon, daß im Nebel eben Alles nebelhaft bleibt.“

„Wo wollen wir also anfangen?“

„Von größter Bedeutung ist der Zeitpunkt, da das Wort sich vom Laut frei machte, da die Sprache die Schrift gebar. Die Tochter wurde reicher, träumerischer, versunkener, zugleich thätiger, schneller und mächtiger als die Mutter. Nicht mehr hat das gehörte Wort die einzige Wirkungskraft; nun beginnt die Kultur des gesehenen, des gelesenen, des stillen Wortes. Und in die Kunst des Wortes zieht die Stille ein. Nun erst ist der Dichtung ihr Heiligthum bereitet. Jetzt erst besinnt sie sich auf all ihre Kräfte. Und die Musik, die menschliche Musik ist inzwischen auch kein Embryo geblieben; sie

ist nicht mehr eingeschlossen in die Kehlhöhle. Die Stimme ist nicht mehr ihr einziges Instrument. Jetzt singen auch die menschlichen Hände. Eine neue Welt neuer Töne hat sich aufgethan, sie sind frei vom Wort, sie haben ihr eigenes starkes Leben. Und wenn tausendmal Klang und Wort in der Urzelle der Kunst vereint waren und dann weiter in weiten Zeiträumen des Dämmerzustandes dumpf zusammenlagen: jetzt hat sich Jedem das Bewußtsein geregt, jetzt hat Jedes seine Wesenheit gefühlt; sie schütteln ihr Gefieder, sie heben ihre Schwingen und Jedes fliegt einzeln und frei und stark durch seine Einzelheit in seine eigene Sphäre, die ihm allein gehört."

„Das sieht ja nach Etwas aus; aber diese Sphären sind eben gar nicht so verschieden."

„Das sind sie doch wohl, so lange die Worte ganz anders sprechen als die Töne, in anderen Ausdrucksmitteln, in anderen Linien und Umrissen, so lange sie in anderen Formen ganz anderen Inhalt reichen. ‚Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?' Welche Musik kann Das aussprechen, kann so den Griffel führen zu solcher Gestaltung! Und nun erst: ‚Der Vater mit seinem Kind': welche Musik kann solche Bilder meißeln? Und welche Musik könnte Das wollen? Hat Musik nicht einen anderen Trieb als den, mit der Wortkunst in der Zeichnung festumrissener Gestalten zu wetteifern? Freilich: die Programm-Musik möchte ja dahin einen Vorstoß machen."

„Und hat sie es nicht gethan, mit Kühnheit und erobernder Kraft?"

„Programm-Musik! Wenn ich das Wort blos höre! Darin liegt doch schon Alles. Vorschrift und Musik: Das reimt sich wie Kellerloch und Wolkenzug. Musik, Du freiste und frohste aller Gotteswelten, Deine Freude soll es sein, Dich in einen Käfig zu setzen? Wilde Schwäne drängen sich dazu, im Stall hinter dem Gatter zu hocken? Tongebilde sehnen sich danach, Geräusche zu sein, häusliche Geräusche, klebrige, stäubige Geräusche, wie sie am Fußboden kriechen, — und wenn ich sie wiederfinde in der Musik und jauchzend verstehe, bin ich ein Gesegneter und die Kunst küßt meinen Scheitel!"

„Wer so über Musik spricht, wer so wenig Sinn für die Erweiterung ihrer Bildkraft, für die Entwickelung ihrer Charakterisirungsgabe besitzt, Der zeigt eben damit nur, daß er nicht musikalisch ist!"

„Vielleicht liebt mich dafür die Musik besonders."

„Und wenn es überhaupt lohnt, noch einmal über Gesangskomposition zu sprechen, von der wir doch ausgingen ... Sie citirten da erst den Erlkönig. Vielleicht wissen Sie, daß er von Schubert komponirt ist."

„Vielleicht."

„Und glauben Sie nicht, daß Schubert wußte, was er that? Und Händel und Haydn und Mozart und Beethoven und Wagner und Brahms: kannten die Alle nicht genau die Grenzen, die Rechte und die Pflichten ihrer Kunst?"

„Ja, rufen Sie sie nur Alle herbei, die großen Autoritäten. Vergessen Sie auch Goethe nicht. ‚Nur nicht lesen, immer singen und ein jedes Blatt ist Dein!‘ Fahren Sie sie nur auf, die größten Kanonen der Welt, und kartätschen Sie mich armsäligen Kerl in Stücke. Aber sterbend muß ich doch bezeugen: Das Höchste gaben mir die Meister da, wo sie mir reine Musik gaben, wo sie die Musik nicht mit dem Wort verunreinigten.“

„Verunreinigten!“

„Ja, so sage ich, da ich doch sterben muß. Beide verunreinigen sich an einander. Sie schmälern, hindern, stören einander, thun einander Gewalt an, schlagen einander Wunden. Das Wort reißt mich heraus aus der Tonwelt, die Töne trüben und zerstreuen mir das dichterische Schauen. Ich höre eine Symphonie von Beethoven, ich höre sie heute, ich höre sie nach Monaten wieder. Ist sie nicht jedesmal etwas Anderes? Nicht nur für mich, auch für den geschworensten Musikgelehrten? Nehmen wir nicht alle unsere Erlebnisse, die Stimmungen und Eindrücke, die gerade Macht über uns haben, ungehindert mit hinein in diese Welt? Und je nach dem herrschenden und führenden Erlebniß: trete ich nicht immer auf neuem Wege in diese Landschaft, bald vom Thal zur Höhe schreitend, bald von der Höhe in die Thäler steigend, von Osten bald und bald von Westen, sehe ich nicht immer andere Hänge in anderem Licht, komme ich nicht stets zu anderen Zeiten in diese Berge, bald im Morgendämmer, bald im Abendroth? Und so soll es sein, denn so weit und so gütig ist die Musik. Das Wort aber packt mich fest an und kümmert sich nicht groß um meine Sorgen, die ich zu Haus lassen muß, das Wort hot seine bestimmte Tageszeit, und wenn ich bei ihm bleiben will, muß ich seine Wege gehen in die Tiefen, über die Höhen. Das ist ein anderes Wandern; und Beides ist gut, wie es ist, und Beides soll bleiben, wie es ist. Das Wort soll die Musik in Ruhe lassen. Und den Musikanten sage ich: Das Wort sie sollen lassen stan!“

„Das heißt also auf Hochdeutsch, daß Sie einfach Schlagbäume aufrichten. Um Schlagbäume kümmert sich die Natur nicht, um Schlagbäume kümmert sich auch die Kunst nicht. Zusammenhänge, Uebergänge sind überall. Und so ist das Leben.“

„Zusammenhänge, Uebergänge: wer leugnet die? Aber hier sind keine Uebergänge; hier, in der Komposition, ist ein gewaltsames Zugleich, ein mit, an, auf und in einander. Uebergänge: darin darin haben Sie geradezu das Kennzeichen meiner ganzen Anschauung. Das ist es: ein Zugleich giebt es hier nicht; hier ist ein Nacheinander und Uebereinander. Die Musik ist da, wo das Wort noch nicht sein kann, und wieder da, wo das Wort nicht mehr sein kann.“

„Das müssen Sie mir näher erklären.“

„Wie sollen Worte Das sagen? Ahnungen, träumende Wünsche tasten sich hinein in die Körperlichkeit, Stimmungen, die wie Wolken schweben, sich

thürmen, sich sondern, in weiche Gestalten sich verzaubern, in schwimmenden Linien mit einander spielen, in Licht und Farbe mit einander ringen: goldumsäumter Jubel, finstere Klüfte, drohender Absturz, wirre Verzückung, blasse Schwermuth und hohe Einsamkeit: so sind die Töne. Und nun, darüber, in einer anderen Schicht, bildet sich Etwas zu kernfester Gestalt, in festen Umrissen, in kristallener Körperlichkeit, Lichtkörper mit den klaren Schwingungen härterer Strahlen und den Gluthen grellerer Farben, die um so schärfere, trotzigere Schatten rufen. Das Wort spricht seine Sprache. Aber über dem Wort, da, wohin die Zwiesprache zwischen Licht und Schatten nicht mehr dringt, ist das Unsagbare. Und wo das Wort nichts mehr zu sagen hat, da reden die Töne aufs Neue. Wohin das körperschwere Wort nicht mehr fliegen kann, in dieser Zone können die Töne noch schwimmen. So sind drei Reiche über einander: die Töne, das Wort, die Töne. Und Jedes bleibe in seinem Reich. Die Wolken; über den Wolken die Sterne; und über den Sternen die Sphärenklänge."

„So weit komme ich nicht mit. Das heißt also, wenn ich Sie recht verstehe, Sie würden ein Kunstwerk gelten lassen, das mit Musik beginnt, damit gewissermaßen die Untermalung schafft, sich hieraus dann die Dichtung mit ihrem festeren Empfinden und Gestalten emporheben läßt, wonach diese sich wieder in Musik löst und gewissermaßen verklärt."

„Meinetwegen; nur müßte dieses Werk eines Geistes Kind sein."

„Und den weiteren Schritt, daß ein Komponist die Schwingung des Wortes sogleich in musikalische Schwingung fortsetzt, daß er die Stimmung des Wortes unmittelbar zu musikalischer Stimmung erhöht, diesen nächsten Schritt können Sie nicht thun?"

„Bedaure: Nein. Denn Das ist gar kein Schritt, sondern ein Sprung. Weil hier eine Kluft ist. Das Wort hat seine eigene Schwingung und ist stolz auf sie, es hat seine eigene Musik und will sie ausklingen lassen bis in die zartesten Dämmer der Ferne. Wie dürfen fremde Töne diese Schwingungen stören, hemmen und verzerren? Wie kommt die Dichtung dazu, von der Musik sich übertönen, lähmen oder knebeln zu lassen? Das Wort sollte es dulden, als Mazeppa aufs Pferd gebunden und willenlos fortgetragen zu werden?"

„Und daran denken Sie nicht, wie durch musikalische Illustration die Schönheiten einer Dichtung ganz anders aufleuchten können!"

„Können sie? Und für wen können sie es? Illustration! Wer muß sich eine Dichtung illustriren lassen? Wer empfindet nicht jede Illustration als Störung, sie sei denn um ihrer selbst willen da? Allein will ich mit dem Dichter sein, von ihm zu mir ihn empfinden. Alle Vermittelung hole der Teufel."

„Ein großes Wort! Als ob nicht unser ganzes Kunstleben auf Vermittelung gestellt wäre!"

„Ich spreche aber nicht von unserem Kunstleben: ich spreche von Kunst."

„Und das Theater, zum Beispiel? Ist Das keine Kunst? Und haben Sie hier nicht ganz deutlich die Vermittelung, ganz klar erkennbar gerade die Kunstmischung, die Sie bekämpfen!"

„Ist Kirche Religion?"

„Nein."

„Dann ist auch Theater nicht Kunst. Pfaffenthum ist die Kirche, Pfaffenthum ist das Theater. Braucht Der die Vermittelung und Bevormundung des Priesters, der aufrecht seinem Herrgott ins Auge sieht? Und wer seinen Shakespeare liebt, soll Der erst den Klerus mit seinem lauten Gepränge sich dazwischen drängen lassen? ‚Wenn aber Du betest, so gehe in Dein Kämmerlein und schließe die Thür zu.' Allein mit dem Schöpfer. Auge in Auge und Herz an Herz."

Hier klopfte mein Tischgenosse ans Glas. Er wollte keine Rede auf mich halten; er wollte zahlen (wodurch er sich immerhin vortheilhaft von seinem Vorgänger unterschied) und dann wollte er weit fort von mir. Unter klagendem Kopfschütteln gab er mir ein paar traurige Blicke; dann ging er. Ich blieb zurück und war wenig erschüttert, vertiefte mich bald in die Wiedergabe eines Vortrages, den Professor Forel über den Alkoholmißbrauch gehalten hatte, und forschte darin nach dem Bilde meines entarteten Wesens, wobei ich mir in einer nur durch eben solche Entartung erklärlichen Zerstreutheit noch eine halbe Flasche Chambertin bestellte. Aber Dies gehört nur noch ganz lose hierher.

Max Dreyer.

Melancholie.

Vom Regenwetter ist mein Zimmer grau,
ans Fenster klopfen höhnisch hin und wieder
die Tropfen . . . Ich weiß, wie draußen Alles spiegelt,
die braunen Straßen und die müden Dächer,
Doch mag ich nicht hinaussehn.
Sonnenschein,
wie kannst Du so verhangen sein?
O nur so viel, so viel nur gieb Dich her,
daß mir durch einen gläsernen Gegenstand
auf meinem Tisch, gezaubert an die Wand,
aufleucht' das heilige Farbenband!

Wien. Max Mell.

Isidorus Orientalis.*)

Graf Löben, der als Isidorus Orientalis in längstverschollenen Almanachen sein Unwesen trieb, war unter den Sternen geringerer Größe ein Talent, dessen haltloser Nachahmungsucht vorbehalten war, die romantische Schule, deren kräftigere Vertreter sich zu ihrem Heil ernüchtert hatten, ins Absurde zu führen. Für heutige Zeiten ist ihm kaum noch literarhistorischer Werth geblieben. Nicht wahr: diese Weisheit stand in unseren Kollegheften? Da gehörte sie auch hinein. Denn sie war außerdem gedruckt zu lesen. Waren wir Spezialisten der Romantik, so wußten wir noch: daß Heine seine Loreleyromanze nach Löben gedichtet hatte. Denn so stands gedruckt in der Dreimonatschrift für erste Anfahrung von Doktorarbeiten-Material. Das konnte dann der Grundpfeiler für einen Rattenkönig von wissenschaftlichen Spezialarbeiten werden, die genau so im Strom der Forschung schwammen, so obenauf wie mein famoses Bild ... Der erste Stein war gelegt über der bodenlosen Tiefe unserer Bethätigungmöglichkeit. Wenn wir dann die Scheren geschliffen hatten, ging es an ein Zettelschneiden und an den Versuch, aus dem Hörsaal aufwärts in die schwebenden Säulenhallen hoher Wissenschaft zu gelangen. Aber: „Es sträubt vergebens sich gegen die Schranken des ehernen Fadens, den die doch bittre Schere nur einmal löst.“ Wir mußten uns entscheiden: sollten wir behandeln I. Heine und Isidor, II. Heine und die romantische Schule, III. Löbens Einfluß auf das Junge Deutschland, IV. Graf Löben und die Romantiker, V. Klemens Brentanos Romanze von der Loreley oder ein romantisches Motivendreieck, VI Die Loreleysage in der Weltliteratur, VII. Julius Wolff? O, der Unglückselige, der sich für Nummer I, III oder IV entschieden hätte! Er ginge aus Literaturgeschichten-Wälzen heran und fände, daß außer Dem, was wir jetzt schon wissen, niemand eigentlich was Wirkliches wußte. Und die Wälzbücher, die unseren Isidorus mit nicht vielsagendem Schweigen übergingen, waren vielleicht die ehrlicheren.

Die Wahrheit ist: der Name des Grafen Löben, noch mehr aber sein Pseudonym, war bisher kaum etwas Anderes für uns als ein Stichwort, eine heraldische Figur; ein Scheinbegriff, mit dem man gemächlich operirte; ein Dreierstück, das Niemand von uns je in Händen gehabt hatte und das doch Jeder als bare Münze in Rechnung setzte. Und wir haben uns nicht geschämt! Wir schämen uns doch auch nicht, über viel Größere unser großes Maul aufzuthun. Wir lesen Bibliotheken über Jemand und schreiben ein neues Buch; wenn wir den „Jemand“ wirklich lesen, so lesen wir ihn als eins von den Büchern aus der „Jemand-Philologie“, — und zwar des neu zu schreibenden Buches wegen. Für uns ist sogar Shakespeare noch nicht mal der historisch Erste, der durch seine Werke „Beiträge zur Shakespeare-Literatur“ geliefert hat; da sind doch wieder seine Quellen und die Quellen seiner Quellen und deren Parallelströme und die sich ins Unendliche verbreiternde Wissenschaftlichkeit unseres Forschens.

Nun bitte ich aber, bei Scherz und Ernst nicht denken zu wollen, ich wolle aus der bisherigen Vernachlässigung des Grafen eine Haupt- und Staatsaktion

*) Otto Heinrich Graf von Löben (Isidorus Orientalis). Sein Leben und eine Werke. Von Raimund Pissin. Mit dem Bildniß des Dichters von Wilhelm Hensel. B. Behrs Verlag. 8 Mark.

machen. Das wäre ein Wenig quijotisch, wo ungleich Höhere noch so sehr unterschätzt oder schief verstanden werden, wie etwa der ganz gewaltige Geisteskoloß Klemens Brentano, eine sehr viele Eich- und Tannenbäume überragende Sumpfcypresse edelsten Wuchses, deren Dimensionen wir erst heute zu überblicken anfangen. Ich denke also nicht daran, pathetisch zu werden. Dr. Pissin selbst vermeidet in erfreulicher Weise die Pose des „Retters". Er hat ein trockenes (im guten Sinn trockenes) Interesse des literarhistorischen Fachmannes an möglichster Vollständigkeit des von ihm gesammelten Materials. Er hat Perspektive, die ihm ermöglicht, auf die breitere Behandlung der letzten Lebensjahre zu verzichten. Das hätte kein waschechter Philologe unterlassen. Man denke: da, wo der behandelte Dichter seine ergiebigsten Wassereimer ausschüttet, also die meisten Quellenbücher zur Löben-Philologie liefert, verzichtet sein Biograph! Man denke! Da bleibt also für die Wissenschaft noch viel zu thun übrig. Und Das meine ich sogar im Ernst. Der mir selbst spaßhaft vorkommt. Ehrlich gesagt: ich habe ein Bischen die Hochschätzung vor allem Materialsammeln verloren. Nicht nur da, wo das Sammeln Selbstzweck ist, im Sammeln stecken bleibt oder einen räumlichen, zahlenmäßigen, zeitlichen Abschluß sich bestimmt, sondern auch dort, wo das Gesammelte leiblich oder auch vorzüglich verarbeitet wurde. Ich wünsche aller Wissenschaft eine Aenderung der Ziele. Ich wünsche, daß endlich mal mit der unglückseligen „Gleichwerthigkeit der Objekte", mit der „Umfassendheit", mit dem „Wissen" überhaupt aufgeräumt werde. Es ist so gleichgiltig, welcher Professor von Shakespeare mehr wisse und was mir von Shakespeare zu wissen ermöglicht werde, — so fatal gleichgiltig!

Aber sehr wichtig ist, was ein Forscher bei seinem Objekt an werthvollen Gedanken, Gefühlen, Kunstwerthen und Lebensnahrung sich holt, entweder aus dem Objekt herausholt oder aus sich selbst oder aus Beiden; und ob er vermag: mir seine Funde fruchtwirkend zu übermitteln. An mir liegt es dann, Fruchtland des Verfassers oder seines Objektes oder Beider zu sein und so den Kreis zu schließen. Also kann Einer immer besser oder schlechter als der Andere sein; irgend Etwas muß nur zweifellos gut sein. Ob ich dann aus dem Gelehrten, den ich lese oder der aus seinem Objekt sich die Nahrung holt (oder aus sich bei Gelegenheit des Objektes), oder ob ich hinterher erst beim Objekt des Gelehrten nur aus diesem Objekt oder aus mir Etwas hole: all diese Möglichkeiten liegen da. Schlimm allerdings, wenn Gelehrter und Objekt nichts taugen, sondern nur der Dritte. Noch schlimmer aber ist unser gottverdammtes System des Wissenschaftbetriebes, eine Methode der Addition dreier Nullen, nicht immer, aber oft, ach, nur zu oft so.

Mein kühles Verhältniß zum Sammlertrieb aller wissenschaftlichen Aktenmenschen erwärmt sich schon merkbar, sobald ich das Objekt, aus dessen Leben, Werken und Beziehungen (zu Anderen oder Anderer zu ihm) gesammelt wurde, zu schätzen vermag; oder wenn das an sich werthlose Gesammelte in Beziehung zu einer werthvollen Idee steht und dadurch Werth bekommt. Nun ist Graf Löben ein wirklich achtbarer Dichter. Der eine umfangreiche, minder werthvolle, oft fast werthlose Produktion aus künstlerisch nachahmendem Bethätigungdrang nicht zu unterlassen vermochte, aber dennoch (oder vielleicht: deshalb) eine Reihe beträchtlich über den Durchschnitt hervorragender Gedichte schuf und in seiner Prosa manchmal sehr glücklich ist; und wenn erst die Auswahl seiner Dichtungen vorliegt, wird unsere Literatur um einen (wenn auch begrenzten) Dichter bereichert sein. Das allein würde

mich treiben, die Forscherarbeit Pissins mit lautem Lobe zu begrüßen. Man erlaube mir, bei Gelegenheit des Dichters Löben, die Frage aufzuwerfen: Wie kann ein so extensiv Nachahmender eigentlich dazu kommen, doch Werthe von Dauer zu schaffen? Pissin betont an so vielen Stellen immer wieder, daß dem Dichter Löben die Gabe originaler Kunst versagt gewesen sei. „Der Typus eines Epigonen kann nicht vollkommener ausgeprägt worden sein als in Löben. Vorhandener Formen und schon geschaffenen Ausdruckes sich bedienend, hüllt er eigenes, wenn auch schwaches Empfinden in ein fremdes Kleid. Dieses Vorgehen beruht vornehmlich auf der mangelhaften Thätigkeit des kritisch bewußten Verstandes, dann auf einer Schwäche des Charakters: ihm fehlt Wille und Muth, ein Eigener zu sein und zu scheinen. Diese Mängel gedeihen doppelt üppig auf dem Boden der so tief im Menschen wurzelnden Nachahmungsucht, die den Blick zu großen Meistern emporzurichten gewöhnt ist und darüber versäumt, dem Schlag des eigenen Herzens zu lauschen. Und die Grundlage von Alledem: der Dichter ist als Mensch keine starke Persönlichkeit."

Also ein Epigone? Im Julihefte des „Charon" (Jahrgang 1905) habe ich über Genie und Epigonenthum gesprochen und sie auf die Formel „Kraft und Kultur" gebracht. Die größten Genies haben Beides gehabt: Kraft ist aber das Wesen des Genies. Sie fehlt dem Epigonen und er muß sich mit der Kultur begnügen. Also ein Genie ist Löben gewiß nicht. Daran hat auch kein vernünftiger Mensch je geglaubt. Nur fehlt aber eben unserem Löben die Kultur. Ein Epigone, der nur irgend seinem Namen Ehre macht, giebt nicht so grausig mißlungene Sachen wie Löben; er hat Kritik, der Epigone, aber kein Können. Seine Werke sind Schaubrote, täuschend ähnlich denen aus wirklichem Weizen. Ich kann mitunter nicht übers Herz bringen, einem Epigonen meine tiefgehende Bewunderung zu versagen. Zu anderen Zeiten wiederum möchte ich mit Hackenstielen auf ihn losschlagen, auf alle diese von Geburt an „erlaucht Toten". Ein Epigone weiß ganz genau, was er zu leisten vermag; ist er ein Großer, so geht er bis nah an die äußerste Anspannungmöglichkeit seiner schlaffen Muskeln, er giebt dann das Bild eines titanisch posirenden Ringers, das für den wissenden Zuschauer eben so abstoßend wie tragisch wirken kann. Denn sobald es nicht anders geht, erduldet der Epigone mit asketischer Wuth ganz enorme Muskelschmerzen. Er ist ein intensiver Nachahmer, was gar nicht daneben geübtes extensives Nachahmen ausschließt. Ein extensiv Nachahmender ist auch Löben: aber wie ihm „Wille und Muth fehlt, ein Eigener zu sein", so fehlt er ihm auch, ein Eigener „zu scheinen". Den Willen und Muth hat aber der Epigone, nämlich: zu scheinen. Er ist ein inbrünstiger Lügner. Und da er von seiner Lüge weiß, wenn auch ganz tief im Unterbewußtsein, überschreit er sein Gewissen durch immer inbrünstigere Pose. Ich sehe hier sogar einen Weg (es gehört allerdings ein unfaßbares Wunder dazu), um aus dem Epigonenthum hinaus zu wahrem Genie sich durchzulügen. Der extensive Nachahmer Löben aber dachte an gar keine Lüge. Daß er sich selbst für ein Genie hielt, widerspricht Dem keineswegs. Das war bloße Kritiklosigkeit, deren sich ein wahrer Epigone nicht schuldig macht. Diese Kritiklosigkeit war vielleicht Löbens Gottesgabe. Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch. Weich, gutherzig, empfänglich, begeistert und rastlos schaffend. Er war zu wenig Asket, zu wenig inbrünstig, habsüchtig, ehrgeizig, um eine Ahnung von einer nothwendigen Lüge zu bekommen. Er war ein ganz harmloser Dilettant. Und als solcher ein Talent. Dieses unterscheidet ihn eben so von der misera-

plebs der Literaturschuster wie vom Epigonen und Genius. Chamberlains Bemühungen, den Begriff „Dilettant“ wieder zu Ehren zu bringen, sind mir sehr sympathisch. Ist doch das Genie, recht verstanden, unter drei Fällen zweimal ein gigantischer Dilettant. Aber natürlich ist das ein (allerdings instruktiver) Streit um Worte. Oder besser: eine Neuarrondirung der Gebiete der Kunst. Führten wir die mathematischen Buchstaben a, b, c dafür ein, so wäre gar kein Irrthum darüber möglich, was Pissin und ich unter der Kunstleistung Löbens verstehen. Denn wir meinen das Selbe, nämlich: daß eine Auswahl der Gedichte Löbens eine räumliche Bereicherung unseres Besitzstandes an guten deutschen Gedichten ist. Einzelne (und aus anderen wenigstens Stellen) sind überraschend lebenskräftig und zweifellos besser als so vieles Hochgerühmte von künstlerisch am Leben gehaltenen, aber in Wirklichkeit längst wieder toten Scheingrößen unserer literarischen Wälzbücher. Wir haben viel Talmi. Und wir sind zu kritiklos geworden gegenüber Ueberkommenem. Wenn ein Gewesener ein meinetwegen leidlich Großer war, muß er gleich Klassiker heißen und an keinem seiner Werke darf gerüttelt werden. Ich bin so froh, daß Pissin Löben gegenüber ein ganz tüchtiges Theil Kühle bewahrt hat. Voreilige Leser möchten fast meinen, er sei kalt zu seinem Poeten. In diesem Buch wird so gar nicht der Entdecker-Tamtam geschlagen. Psychologisch erkläre ich mir Das dadurch, daß Pissin zu solch einem mit Wissen „von seinem Thema“ bis an den Rand vollgestopften Buch Jahre der Vorarbeiten gebraucht hat; ist er vielleicht im Anfang mit Ueberschätzung Löbens an die Arbeit gegangen, so reifte er an seinem Forschen allmählich zur Kritik. Aber ohne die menschliche Liebe und das kritische Interesse für seinen Dichter zu verlieren. Das Resultat ist deshalb ein seinem Gehalt nach überraschend reifes Buch geworden. Die Form ist die des sammelnden Forschens, der Aufstapelung alles für den Fachmann Nöthigen. Also ein für den Wissenschaftbetrieb höchst brauchbares Wälzbuch. Eine Arbeit über Löben und die jüngere Romantik darf nicht mehr ohne gründliches Studium dieser Biographie geschrieben werden.

Pissin giebt auch einen ziemlich umfangreichen Band ausgewählter Gedichte Löbens (als Nr. 135 der „Deutschen Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“) heraus. Wenn das Buch erschienen ist, wird sich auch die Gelegenheit bieten, näher auf die Biographie einzugehen. Sie ist doch überaus interessant wegen der ausgedehnten Beziehungen Löbens zu interessanten Männern und Frauen seiner Zeit.

Großlichterfelde. Dr. Otto zur Linde.

Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß Einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu exkoliren. Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie nach Regeln erlernt und gesetzlich ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht, wie die eines Handwerkes, durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind. Der Dilettant verhält sich zur Kunst wie der Pfuscher zum Handwerk. Der Künstler wird geboren. Er ist eine von der Natur privilegirte Person. Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinn, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen. (Goethe.)

Max Liebermann.*)

Wie Liebermann der Natur, so müssen seine Beurtheiler ihm selbst gegenüberstehen; wie der Maler die Menschen betrachtet, die ihm zu Bildnissen sitzen: ganz sachlich, als Diener des Eindrucks, als Registrator der Vorstellungen wirkenden Erscheinung, ohne den leisesten Versuch, zu schmeicheln oder die Natur zu korrigiren: so, er kanns verlangen, soll man auch ihn darstellen und sein Portrait der Mitwelt zeigen. „Vom Objekt das Gesetz empfangen": Das ist das gesunde Kunstprinzip Liebermanns. Auch wo er, wie hier, selbst zum Objekt wird, läßt sich nichts Besseres thun, als diesem Grundsatz, den Schiller in seinem Umgang mit Goethe formuliren lernte, zu folgen. In unserer Zeit, wo jeder neue Tag neue Monographien bringt und die Krankheit schrecklich grassirt, die in der unbedingten Begeisterung für die abgeschilderte Persönlichkeit besteht („furor biographicus" nannte Macaulay sie witzig), mag ein ruhiger Ton dem vortrefflichsten der lebenden deutschen Maler gegenüber im Vergleich ungerecht erscheinen; aber es scheint nur so. Man würde Liebermann lächerlich machen, wollte man in verstiegenen Ausdrücken von ihm und seiner Kunst reden. Er ist stark genug, eine objektive Untersuchungmethode vertragen zu können; ja, er gewinnt dadurch mehr, als er es durch ein anderes Verfahren könnte.

... Als der Fünfundzwanzigjährige, um 1872, in Weimar sein erstes bedeutendes Bild, „Die Gänserupferinnen", malte, hatte ein gesunder Instinkt in ihm die Negation des Falschen bereits vollendet. Die Romantikertraditionen imponirten dem jungen Berliner nicht im Geringsten; seinen ersten Lehrer Steffeck hatte er bald verlassen, weil er sich reifer fühlte als dieser konventionelle Kunsthandwerker, und

---

*) Ein paar Fragmente aus dem lesenswerthen Buch „Max Liebermann", das Herr Karl Scheffler bei R. Piper & Co. in München veröffentlicht. Der Kunstkritiker Herr Müller-Kaboth schreibt mir darüber: „Ich wünsche, die Leser der ‚Zukunft' ganz kurz auf das Erscheinen dieser neuen Publikation aufmerksam zu machen. Ihnen, die Gelegenheit haben, des Autors distinguirte Art zu würdigen, würde die einfache Notiz schon ein Versprechen sein. Ich will nur schnell hinzufügen, daß hier die nicht dürftige Liebermann-Literatur um das Werk vermehrt worden ist, das sie rechtfertigt und gleichzeitig überflüssig macht; mit dem Augenblick, da Schefflers Buch erschien, wurde jedes parteiische Wort für oder wider Liebermann ein lächerlicher Atavismus. Eine endgiltige Urtheilsformulirung also, aber eine Formulirung ohne Pointe; vielmehr eine ungemein delikate Entwickelung all der psychologischen und kulturellen Determinationen, die den ästhetisch graduirbaren Werth Liebermann schufen. Hier fließt ein exakt durchgebildetes Gefühl für das Künstlerische in das reiche Geäder der Abstraktion; und Geschautes und Gedachtes durchdringt und ergänzt sich zu einer zarten, scharf konturirten Bildhaftigkeit, die den Mangel an intimerer Lebensfülle durch den größeren Reichthum an perspektivischen Details ersetzt. Das Ganze giebt sich mit der Leichtigkeit aller Dinge, die gründlich zu Ende gedacht worden sind; keinerlei Pathetik, kein schärferer Athem läßt die Hemmungen ahnen, mit denen im Chaos widersprechender Assoziationen der fruchtbare Gedanke sich formte, sondern die Aufschlüsse, die ein so ernstes und ruhiges Licht ausbreiten, bekommen in der Selbstverständlichkeit, mit der sie strömen, einen fast heiteren Glanz."

auch den liberaleren Methoden seiner weimarer Akademielehrer stand er schon skeptisch gegenüber. Der Sinn für phrasenlose Natürlichkeit führte den gar nicht schwärmerisch Veranlagten zur Wirklichkeit. Da der Weg zu den inneren Wirklichkeiten der Seele stets über die äußeren Wirklichkeiten geht, blieb er vorläufig am naturalistischen Motiv hängen. Die Mittel, um einen so neuen Stoff, wie er in den „Gänserupferinnen" verarbeitet ist, künstlerisch befriedigend darzustellen, erwarb er von den in Weimar wirkenden Belgiern Pauwels und Verlat, die aus dem Nachbarlande Frankreichs die moderne französische Tradition und sogar schon Courbets Einfluß mitbrachten. Mag aber die Fähigkeit, neuartige Realismen so altmeisterlich sicher und wirkungvoll bildhaft darzustellen, diesen Beiden oder mehr dem Beispiel Munkaczys zuzuschreiben sein: noch heute sieht man staunend, wie gut die damals in Deutschland revolutionäre That geglückt ist. Die Volkstypen sind mit einer sachlichen Treue und Selbstlosigkeit dargestellt, die das Bild über Alles erheben, was jemals von Defregger, Knaus oder Vautier geleistet worden ist.

Hier war schon eine gewisse Meisterschaft erreicht, die, klug ausgenutzt, zu großen äußeren Erfolgen hätte führen können. Daß Liebermann mit diesem einen Werk die Periode, die es bezeichnet, auch abschloß und sofort neuen Zielen zustrebte, zeigt, wie schnell und konsequent seine Anschauungskraft Schlüsse zu ziehen wußte. Was ihm in diesem Augenblick nothtat, wo sein Geist für neue Erkenntnisse bereit war, waren ursprüngliche Quellen. Wäre er in Deutschland geblieben, so hätte er sich wahrscheinlich der Leiblschule angeschlossen, die eben am Beispiel Courbets erstarkte und der er durch den Einfluß Munkaczys schon nah gekommen war. Er hätte die Anregungen also aus zweiter und dritter Hand genommen. Das konnte ihm nicht genügen, weil er in dieser Zeit hinter seinen Ahnungen und Trieben eine ganze Welt witterte, ein reiches Leben, dessen Schätze noch ungehoben waren. Er hatte in seiner Schilderung der Gänserupferinnen nicht die gewaltigen Laute der inneren Wirklichkeit, die ungeheure Atmosphäre, worin alles Lebendige schwimmt, wie eine Vision, geben können; aber er ahnte die Möglichkeit dazu in seiner nach Wirklichkeit hungrigen Seele. Das Leben, das Geheimniß vom bloßen Dasein der Dinge, das nie erschöpfbare Wunder der Existenz an sich: das Alles fing an, ihn tief zu begeistern; er begab sich auf die Suche nach dem Verwandten und ein rechter Instinkt wies ihn nach Frankreich.

Was die Modernsten wieder zu dem Romantiker Delacroix geführt hat, was sie Ingres, den in allen alten Kunstgeschichten als eingefleischten Klassizisten Abgestempelten, verehren läßt, ist nicht ein Stoff- oder Stilinteresse. Die Fäden, die Delacroix mit dem Barock verbinden, die zwischen Ingres und der Renaissancekunst geknüpft sind, diese sichtbare Tradition, die beide Meister zu ihrer Zeit populär machte, interessirt die Neueren am Wenigsten. Aber über einigen der Bilder und Zeichnungen von Ingres und über allen bedeutenden Werken von Delacroix liegt eine seltsame Atmosphäre. Wenn auch die edlen, eleganten Linien des Ancien Régime die Werke beider Maler mehr oder weniger deutlich umschreiben, so spürt man daneben doch eine entscheidende Revolutionirung in der Anschauungskraft, die es treibt, wieder Urzustände herzustellen. Im Jahrhundert der Naturwissenschaften wittern die Künstler (bei diesen Beiden beginnt es) das Vegetative der Organismen; an die Stelle der schönen Divinisirung alles Lebendigen tritt in der Malerei die materialisirende Charakteristik. Der Menschenleib wird nicht mehr ausschließlich als

das architektonische Wunderwerk betrachtet, sondern auch als ein grotesk verwunderliches Zuchtprodukt; das Fleisch lockt nicht mehr in verführerischer Pracht, sondern es zuckt gewaltsam darin das nach Erhaltung gierige animalische Leben. Die Bäume und Felsen schließen sich nicht länger zu edlen repräsentativen Parksilhouetten, zu heimlichen Glückswinkeln zusammen, sondern erscheinen wie seltsame Gewächse im Schimmel dieser Erdrinde, den wir Vegetation nennen; das Meer ladet nicht mehr mit verheißenden weiten Horizonten und fernen sonnigen Küsten zur Lustfahrt ein, denn es wird wieder zu der Kraft, die anfangs war und immer sein wird. Diese Anschauungweise, die alles Lebendige wie mit jähem Erschrecken wahrnimmt, es wie etwas nie Gesehenes anstarrt und dabei ein Wesentlichstes erkennt, kündet sich schon bei Ingres leise und bei Delacroix laut an. Später, als diese originale Anschauungskraft, die berufen war, die ganze Kunst des neunzehnten Jahrhunderts zu determiniren, zur Selbstbesinnung drängte, versuchten Maler wie Daumier und Millet, über die neue, fast zur Verzweiflung treibende Sensation des Natureindrucks zu denken. Zwei grundverschiedene Temperamente, im Innersten erschüttert von dem selben Erlebniß, kamen zu verwandten Ergebnissen. Für ihr Schaffen wurde schon zum Ausgangspunkt, was Delacroix als nicht abzuweisende Kraft des Sollens nur hatte zulassen müssen und was er mit starkem persönlichen Genie dem romantischen Wollen eingefügt hatte. Millets Trachten ging dahin, diese neue, als Nothwendigkeit empfundene Anschauungsgewalt sittlich erscheinen zu lassen, und Daumiers komplizirtere und reichere Natur versuchte, neben dieser ethisch erhöhenden Tendenz auch den Gefühlen Ausdruck zu schaffen, die sich nothwendig in der heftigen Reibung der hohen Idee vom Nothwendigen mit den Alltagsnaturalismen dieses Nothwendigen ergeben mußten. Beide waren Romantiker, indem sie die Romantik zu überwinden trachteten; in ihrem Denken über das Nothwendige lag ein letzter Widerstand dagegen, ein protestirendes Wollen. In Millets Bildern ist eine moralisirende Nuance, in Daumiers Werken eine politisirende. Darum konnten sich Beide auch nicht ganz von der erklärenden, den Begriff umschreibenden Linie losmachen. Viel rückhaltloser hat sich Courbet der neuen Anschauungform hingegeben. Ihm wurde das elementarische Wesen der Dinge Selbstzweck. Wie aber die ganz modernen Absichten seiner Malerei sich noch zum Theil der Mittel der Altmeisterei bedienen, so liegt bei ihm die lebendige Impression, wie man diese Anschauungform der neuen Zeit genannt hat, in einer letzten herzlichen Umarmung des romantischen Wunsches. Was Farbenromantiker wie Whistler und die Schotten, wie Trübner und zum Theil Zuloaga von Courbet abgeleitet haben, Das liegt im Keim auch schon in dessen Malerei neben all dem Lebendigen. Sein unendlich einflußreiches Wirken bezeichnet den Zeitpunkt, wo mit noch traditionellem Mittel etwas durchaus Unüberliefertes, Ursprüngliches ausgedrückt, mit alter Sprache ein neuer Inhalt gegeben wurde. Wenn Daumier und Millet die Erscheinung immer auch ein Wenig erklärt hatten, beschränkte er sich darauf, sie zu fühlen. Freilich bediente sich auch sein Gefühl noch einer Formel; doch war diese nicht mehr begrifflich konstruirt, sondern auf dem Wege eines ganz sinnlichen Eklektizismus mit modernen Endzwecken gewonnen.

Als die französische Malerei diesen Grad der Entwickelung erreicht hatte, als sie, im Besitz reicher neuer Ausdrucksformen, dicht vor einer letzten Konsequenz stand, kam Liebermann zu ihr. Wie sehr dieser freiwillige Schüler innerlich bereit war, zeigt der bedeutende Fortschritt der Anschauungskraft und Darstellungsfähigkeit, der

in den nächsten Bildern zu spüren ist. Doch ist weniger der Heißhunger verwunderlich, womit diese Künstlernatur, der sich so Vieles als schöne Erfüllung dunkler Ahnungen nun offenbarte, Beziehungen zu Munkaczy suchte, sich den Troyon, Daubigny und Corot anschloß, Courbet auf sich wirken ließ und sich vor Millets Werken begeisterte, als vielmehr die instinktive Besonnenheit, die diese Fülle von Anregung gleich so zu organisiren verstand, daß in den nächsten Werken von einer Unsicherheit kaum Etwas zu spüren ist. Die Erklärung hierfür liegt in der Prägnanz des kritischen Intellektes, der nie vergaß (was jungen Künstlern so oft geschieht), beim Abwägen der Möglichkeiten die eigene Natur, den Zwang der persönlichen Eigenart gebührend in Rechnung zu stellen. Am Stärksten wirkte auf Liebermann zunächst Millet, weil dessen Art, die äußere Wirklichkeit zu einer inneren zu machen, für den über den naturalistischen Stoffbegriff Emporstrebenden am Sinnfälligsten erscheinen mußte. Dieser tiefe Eindruck, den eine große Natur, ein mehr germanisch als romanisch anmuthender Geist auf den jungen Deutschen machte, klingt bis heute vernehmlich nach und hat einigen Hauptwerken Liebermanns, wie den „Netzflickerinnen", der „Frau mit der Ziege", den Charakter bestimmt. Von vorn herein war dieser Einfluß aber nicht unbedingt. Schon das erste im Schatten Millets entstandene Werk, „Die Rübensammler", weist auch auf den Courbet der „Steinklopfer"; weitere in dieser Zeit gemalte Bilder lassen an andere Maler der Schule von Fontainebleau, der Liebermann sich auch örtlich eine Weile anschloß, denken; oder man wird an Daumier erinnert und an andere Werke der französischen Kunst. Diese Ueberfülle nach den künstlerisch kargen Jugendjahren hat zu einer sozusagen unpersönlichen Meisterlichkeit geführt. Fast alle Bilder aus den siebenziger Jahren haben etwas unnatürlich Fertiges und Reifes; ihre dunkle Altmeisterlichkeit hat etwas Galeriemäßiges, das mehr kunstgeschichtlich als menschlich interessirt. Es fehlt die feinere Psychologie nicht nur in den dargestellten Menschen, sondern auch in der Landschaft, in der Lebensatmosphäre. Man vermißt unmittelbares Gefühl für das Leben. Zum Ausgangspunkt ist meistens eine Kunsterkenntniß, angewandt auf die Natur, geworden, nicht ein naives Naturerlebniß. Das konnte unter den gegebenen Umständen kaum anders sein. Diese etwas starre Tüchtigkeit konnte zunächst auch nicht geschmeidig und belebt werden, als Liebermann, nach kurzer Lehrzeit in Paris und Fontainebleau, nach Holland ging. Denn dort war nicht nur wieder eine Fülle neuen Anschauungsstoffes, neuer Natureindrücke zu verarbeiten, sondern auch das Erlebniß, das jedem wirklich modernen Künstler eines Tages zum Schicksal wird: die nähere Bekanntschaft mit Rembrandt und den alten Holländern. Vor Allem auch mit Frans Hals. Die Verwirrung des mit den wechselnden Eindrücken Kämpfenden geht deutlich aus dem schwankenden Stil der nächsten Bilder hervor. In den „Kleinkinderschulen" versuchte der deutsche Genremaler sich zu naturalisiren, der 1878 in München gemalte „Christus im Tempel" ist ein Rückfall in die Anschauungform Menzels, der um so merkwürdiger ist, als vorher von einem intensiven Eindruck der Kleinmeisterlichkeit des Berliners auf Liebermann wenig zu spüren ist. Nach einem Jahrzehnt nur ist dieser Einfluß noch einmal in gleicher Deutlichkeit, doch nun wundervoll verinnerlicht, aufgelebt: in dem „Münchener Bierkonzert". Auf Courbet, Daumier, Millet und andere Vorbilder weisen Bilder aus den siebenziger Jahren wie die „Konservenmacherinnen", „Die Hufschmiede", „Die Geschwister", „Mutter und Kind"; der „Bauer im Kartoffelfeld" ist ganz unter dem Einfluß Millets entstanden und hier und da spuken auch Reminiszenzen an Frans Hals. Dieses Hin

und Her ist um so merkwürdiger, als innerhalb eines Bildes zwei inkommensurabele Anschauungformen niemals vermischt worden sind. In solchen Versuchen verschiedener Art haben sich Liebermanns spezifische Malertugenden entwickelt. Vor Allem gilt Das für die Kraft, die zu den edelsten seines Talentes gehört: die Fähigkeit, den Raum darzustellen, die Poesie des Raumes zu fühlen. Als eins der frühsten Beispiele kann das Bild: „Kartoffeln buddelnde Bauern“ aus dem Jahr 1875 gelten; das Raumgefühl darin wirkt wie ein heller Lebensruf. Daneben sehen wir in diesem Jahrzehnt Liebermann stetig um die Naturalisirung seiner Farbe bemüht, um die Ueberwindung des dunklen Galerietones. Und endlich spürt man ein ständiges Wachsen des Naturgefühles, der selbständigen Anschauungskraft. In den achtziger Jahren hat Liebermann dann die Reife erlangt, deren Resultate ihm den Sonderplatz in der Kunstgeschichte sichern würden, auch wenn er später nichts hinzugefügt hätte. Das lebendige Gefühl wurde damals das Bestimmende: und damit war die Originalität, aber zugleich auch die Einordnung ins Ganze der Entwickelung gesichert. Werke wie „Die Bleiche“, „Münchener Bierkonzert“, „Altmännerhaus“, „Netzflickerinnen“ sind Zeugnisse ganz frei gewordener Empfindungskraft.

Mit dem „Altmännerhaus“ ungefähr beginnt die Reihe der „echten Liebermanns“. In der folgenden, fast dreißigjährigen Thätigkeit sind seitdem freilich noch Schwankungen zu Gunsten des einen oder anderen Darstellungprinzipes zu spüren gewesen; doch ist die Eigenart nie mehr ernstlich in Frage gestellt worden, weil Liebermann endgiltig in der Schule seiner Vorbilder (oder besser: in der Schule des Jahrhunderts, des Zeitsollens) gelernt hatte, sich selbst zu finden und den eigenen Instinkten zu vertrauen... Ein Beweis für die Konsequenz der Selbsterziehung Liebermanns liegt in dem Umstand, daß er auf einem bestimmten Punkt innehielt. Er ist mit Millet und Courbet zu Manet und weiter zu Degas gegangen; aber vor dem Neo-Impressionismus hält er ein. Er hat, was er braucht; und mehr wollte er nie. Denn keinem deutschen Künstler ist die Technik so untrennbar von der Anschauung wie ihm. Liebermann ist mit dem Verlangen geboren worden und damit groß geworden, eine Anschauungform des Lebens zu gewinnen und sie dann künstlerisch darzustellen. Er hat sich nie darüber Sorgen gemacht, ob diese Anschauungform auch genial genug sei. Mit dem Kunststück, über den eigenen Schatten wegzuspringen, hat er sich nicht abgegeben; er nahm vielmehr immer das ihm von der Natur Gegebene als Etwas hin, woran zu rütteln Wahnsinn wäre. Dieses Gegebene aber vollständig und ganz klar auszzusprechen, seine Anschauungform als nothwendig erscheinen zu lassen: darin besteht seine Lebensarbeit. Er schuf sich eine Sprache, die seinen Zwecken genug thun kann; aber brotlose Sprachkünsteleien, artistische Spielereien zu treiben, liegt ihm ganz fern. Er ist sachlich. Mehr als einmal hat er, der an die Erde Gefesselte, Ikarus aus stolzer, luftiger Höhe herabstürzen sehen. Und wenn sich unsere Phantasie, unsere Theilnahme vor Allem gern dem Jüngling zuwendet, dessen tragisches Genieschicksal dem Tiefsten in uns zum Symbol wird, so spricht eine andere Stimme noch vernehmlicher von dem Ruhm des sich weise Beschränkenden, der so viel und so Nützliches erreichen konnte und nach anderer Richtung zu einem Vorbild reinen Künstlerthumes geworden ist.

Die soliden, kraftvollen Tugenden haben Liebermann, den Internationalen, zu einem Maler gemacht, der unter den Deutschen als einer der deutschesten steht. Auf die Vorstellungen, Empfindungen, Gemüthskräfte und Gefühlseigenheiten, die

als spezifisch deutsch gelten, kann er nicht mehr Anspruch erheben als mancher andere nationale Maler; aber er scheint nun reicher auch an diesen Eigenschaften zu sein als die meisten seiner Kollegen, weil er seinen Besitz vollständig ausdrücken kann. Seine Malerei ist herb, aber keusch, gefühlsstark, oft idyllisch zart und immer ehrlich. Sie mehrt den nationalen Besitz und wird sich einst dem Zurückblickenden vollständig der Entwickelung der deutschen, ja, sogar der berliner Malerei einordnen. Von der ganzen internationalen Lehre wird man einst nichts spüren als das nationale Endergebniß; und was diesem bleibenden Werth verbürgt, wird wieder die internationale Verständlichkeit der Lebensanschauung sein. So schließt sich der Kreis einer persönlichen Entwickelung wie der einer ganzen Epoche; was revolutionär und zerstörend erschien, entpuppt sich als das wahrhaft Konservative; was wie wilde, verzweifelte Verneinung aussah und aus dem uralten Kampf zwischen Menschen und Schicksal seine Kräfte zog, erweist sich als die Bejahung, als die Lektion eines großen, völkerumfassenden Zeitsollens, das die Volkskräfte der einzelnen Nationen durch internationale Reibung erneuert und stärkt und das sich selbst in diesen Nationalisirungen vermannichfacht, sich in diesem Partikularismus kräftigt. Es ist eine ganze Rasse, die seit hundert Jahren schon das harte, zwingende „Du sollst!“ der Geschichte hört; aber niemals sind die Franzosen, Engländer, Amerikaner und Deutschen französischer, englischer, amerikanischer oder deutscher gewesen, als wenn sie Alle dem selben Zeitbefehl thätig folgten; niemals ist der einzelne Künstler ein besseres Kind seiner Volkheit, als wenn er Dem vertraut, was ihn mit den Brüdern jenseits der Grenzpfähle eng verbindet. Nur wer Entwickelung als Schicksal nimmt, wird eine haben; wer aber gegen die Stimme der Nothwendigkeit trotzt, wird sich selbst niemals vollständig finden.

Eine große Sicherheit zeigt Liebermann in den graphischen Techniken. Er schreibt seine Natureindrücke in der knappen Form von Notizen mit schneller Leichtigkeit nieder. Als Zeichner ist er vielleicht noch unbefangener, weil er, der Intellektuelle, sozusagen eine Schwarz-Weiß-Natur ist, deren Sinnlichkeit zum guten Theil auf dem Grunde der Reflexionen wächst. Wenn schon der Maler mit Vorliebe Motive sucht, die im Wesentlichen auf Hell und Dunkel gestimmt sind, so läßt sich denken, wie gut dem Zeichner das Transponiren des Vielfarbigen ins Monochrome gelingt... Seine Meisterschaft wird freilich nur von wenigen Kunstfreunden zugegeben. Die Mehrzahl sieht in der graphischen Technik des Menzelschülers nur ein wirres Gekritzel; noch immer kann man sich nicht von dem sauberen Kupferstecherstrich, von der eleganten Schraffur trennen. Aber auch in diesem Fall bedingen sich Kunstprinzip und Technik mit Nothwendigkeit. Der Impressionist vermöchte unter keinen Umständen mit den Mitteln einer auf plastische Fülle und ornamentale Umrißwirkung gerichteten Darstellungmethode den Raum, die Bewegung des Lebens, die Atmosphäre und die Stimmung wiederzugeben. Seine graphische Handschrift muß von der der Alten abweichen, wie die moderne, nervöse, übereilige, sachliche Geschäftsschrift von der reinen Kalligraphie. Wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß selbst in dem aufgeregtesten Gekritzel immer noch Bestandtheile von Schönlinigkeit enthalten sind. Das dekorative Element der Graphik Liebermanns liegt in der schlagenden Richtigkeit der Valeurs; in der Kunst, die graphische Andeutung im Rahmen wirksam zu placiren und damit schon von fern den Eindruck der Kostbarkeit zu erwecken, einer Kostbarkeit, die sich in der Nähe in Wahrheit verwandelt; in der eckig eleganten Handschrift und in der Kunst, eine Totalität epigrammatisch zuzuspitzen.

Friedenau. Karl Scheffler.

Kursmache.

Die amtlichen Kursnotizen geben kein ganz zutreffendes Bild von der wirklichen Lage des Marktes; und wer glaubt, morgen zu dem heute notirten Kurs kaufen oder verkaufen zu können, Der wird oft enttäuscht werden. Dieser Mißstand ist alt, schien schwer zu beseitigen und Niemand mochte sich entschließen, die Behörde zu alarmiren, die dann vielleicht auch andere Börseneinrichtungen allzu grell beleuchtet hätte. Seit das große Publikum sich mehr an den Börsengeschäften betheiligt, ist die Klage lauter geworden. Der zünftige Börsianer ist an Zustände gewöhnt, über die der Neuling sich wundert und ärgert. Als das Echo dieses Unwillens in sein Ohr gedrungen war, forderte der Handelsminister eine Enquete, die mit Umfragen beim Börsenvorstand und bei der Handelskammer begonnen hat und noch nicht zu Ende ist. Welche Vorschläge zur Abhilfe gemacht werden, bleibt abzuwarten. Nützlich ist aber schon, daß endlich einmal offen ausgesprochen und an Beispielen bewiesen wird, wie es hinter dem Kurszettel aussieht und wie die Kursnotiz manchmal entsteht. Eine „Reform" wird verlangt; noch aber weiß Niemand, was und wie reformirt werden soll. Wir wollen hoffen, daß man nicht zögert, das Uebel von der Wurzel aus zu heilen. Die Meisten sind einig darüber, daß der Bankier auf die Gestaltung des Kurses nicht zu viel Einfluß haben darf. Die geheimnißvollen Zusätze G und B (Gift und Bärme, nach der Interpretation eines witzigen Börsianers) geben dem Bankier die Möglichkeit, dem gutgläubigen Leser des Kurszettels blauen Dunst vorzumachen. Das G hinter dem Kurs soll, nach der Erklärung in der Börsenfibel, sagen, daß zu dem angegebenen Kurs Nachfrage ohne ein ihrem Umfang ensprechendes Angebot bestand; das B bedeutet, daß Material zu diesem Preis angeboten war, aber nicht aufgenommen wurde. Das B ist also ein sehr böses Zeichen; und wenn viele B auf dem Kurszettel stehen, wirkt diese Häufung wie der Nothruf: „Rette sich, wer kann!" Da ist denn begreiflich, daß die Bankiers dieses schlimme Zeichen fürchten und im Interesse der ganzen Börsengemeinschaft zu handeln glauben, wenn sie versuchen, de corriger la fortune. Manchmal steht ein G, wo ein B stehen müßte. Angebot ohne Nachfrage: diesen Schein will man meiden. Die selben Leute aber denken nicht daran, das Papier nun etwa zu dem Geld-Kurs zu kaufen. „Ausweichkurse" nennt man durch solche Einwirkung entstandene Kurse; weil der Bankier jeder zu dem notirten Kurs ertheilten Kauforbre dadurch ausweicht, daß er das Papier um einen Bruchtheil heruntergehen läßt und den Verkäufer dadurch hindert, ans Ziel seines Wunsches zu kommen. Wie ein Irrlicht tanzt der Kurs vor dem Hoffenden hin und her und läßt sich nicht haschen. Kurz vor der Kursfeststellung erscheint der an dem Papier interessirte Bankier oder sein Vertreter an der Maklerschranke und fragt, ob „was los" sei. Sagt der Makler, er habe 1000 Mark zum Kurs von 110 zu verkaufen, so giebt ihm der Bankier den Auftrag, 109,90 Geld zu notiren. Die Verkaufsordre konnte also zu 110 nicht ausgeführt werden und der Auftraggeber muß dem Kurszettel den Glauben entnehmen, zu 109,90 sei ein Käufer dagewesen; sonst dürfte hinter der Notiz doch kein G stehen. In frohem Vertrauen auf die absolute Zuverlässigkeit des amtlichen Kurszettels bietet er am nächsten Tag seine 1000 Mark zu 109,90 zum Verkauf an. Doch damit ist nichts gewonnen; der geheimnißvolle Interessent wollte nur zu 109,80 kaufen, wie die glaubwürdige Notiz mit dem G-Zeichen im amtlichen Kurs-

blatt beweist. Das Gebot wird also auf 109,80 ermäßigt; und flink ist der G-Kurs 109,70. Dieses neckische Spiel kann der Bankier bis zum Jüngsten Tage fortsetzen, ohne je ernstlich Käufer für das betroffene Papier zu sein; er will nur verhüten, daß ein B auf den Kurszettel kommt und daß dann womöglich mehr Verkäufer auftauchen, die den Kurs arg drücken könnten (was ihm wegen seines eigenen Effektenbesitzes natürlich höchst unangenehm wäre). Daß solche „Ausweichkurse" nicht etwa nur in der Vorstellung der Börsenfeinde existiren, beweisen die in letzter Zeit aus der Praxis mitgetheilten Fälle. Einen davon will ich beschreiben. Jemand wollte 500 Mark einer vierprozentigen Industrieobligation verkaufen und limitirte den Kurs auf 97. Dieses Limit war nicht zu erreichen, da der Kurs nicht über 96,90 hinaufging. Als er auf 96,90 G stand, gab der Kunde den Auftrag, das Papier am nächsten Tag zu 96,80, also noch unter dem Geld-Kurs, zu verkaufen. Die Notiz ging auf 96,70 zurück. Auftrag, zu diesem Kurs zu verkaufen. Rückgang auf 96,60 G. Das ist einer von vielen Fällen. Lohnt es sich wirklich, wegen der Bagatelle von 500 Mark solche Kunststücke zu machen, nur um das angebotene Material nicht aufnehmen zu müssen? Meist handelt sichs bei den „Ausweichkursen" um Effekten, in denen große Umsätze kaum vorkommen, wie Stadtanleihen oder Industrieobligationen kleinerer Gesellschaften. Mit Material dieser Art will sich der Bankier nicht allzu sehr belasten und er sucht sich, auch wenn nur kleine Posten angeboten werden, um die Aufnahme dieser Waare herumzudrücken. Das darf er. Niemand kann einen Bankier zwingen, alles zum Verkauf gestellte Material der von ihm protegirten Papiere zu übernehmen. Doch müßte der Kurszettel, dessen Hersteller sich um den Effekt nicht zu kümmern haben, dann zeigen, daß zu dem limitirten Kurs kein Käufer vorhanden war, daß der notirte also ein Brief- und kein Geld-Kurs ist.

Der Kursmakler kann erkennen, ob eine ihm vom Bankier „gemachte" Notiz ernst ist oder nicht; er müßte mindestens Verdacht schöpfen, wenn sich das Manöver mit den „Ausweichkursen" mehrere Tage hinter einander wiederholt. Hat der Makler Waare zu 105 und erklärt am ersten Tag der Interessent, daß er zu 104,90 Nehmer sei, so kann er am nächsten Tag nicht mit der Ausrede kommen, er wolle zwar zu 104,90 kaufen, könne aber nicht den ganzen angebotenen Posten zu diesem Kurs nehmen, sondern müsse dann auf 104,80 zurückgehen. Er wußte ja schon am ersten Tag, als er seinen Geld-Kurs machte, genau, wie groß der zum Verkauf angebotene Posten sei. Und er ist, wenn seine Geld-Notiz ehrlich sein soll, nun gezwungen, das erste Angebot zu 104,90 aufzunehmen. Hat am nächsten Tag, zum Kurs von 104,90 G, das angebotene Material sich vergrößert, so nimmt der Bankier eben nur den zuerst zum Verkauf gestellten Betrag, über dessen Umfang er ja von Anfang an informirt war, und die Notiz hat dann zu lauten: 104 bz B. Das heißt: zu 104,90 ist Waare aufgenommen worden, aber nicht der ganze angebotene Betrag. Das wäre korrekt; oft aber wird ausgewichen. Für den Verkäufer, sagt man wohl, ists schließlich einerlei, ob auf sein Limit von 105 die Notiz 105 B oder 104,90 G laute; er wisse in jedem Fall, daß er seine Waare zu 105 nicht verkaufen kann. Solche Erklärung ist Sophisterei. Bei 105 Brief weiß der Verkäufer, daß er den geforderten Preis nicht bekommen kann; bei 104,90 Geld aber wird ihm gesagt, zu diesem Kurs seien Käufer vorhanden. Das scheint mir doch ein Unterschied: im ersten Fall erfahre ich nicht, zu welchem Kurs ich meine Waare an den Mann bringen kann, sondern werde mit dem glatten Bescheid abgethan, daß kein Käufer dagewesen

sei; im zweiten Fall wird mir die Zusicherung gegeben, daß ich zu 104,90 Käufer finde. Fingirte Kurse sind, wie ich schon erwähnte, im Allgemeinen nur bei Papieren üblich, die keinen großen Markt haben, bei denen also ein Angebot von 500 oder 1000 Mark noch nicht sicher weitere Verkäufe nach sich ziehen muß, wenn sich für die Waare wirklich ein ernsthafter Abnehmer zeigt. Der Kurszettel soll aber Jedem, der sich aus ihm informiren will, ein zuverlässiges Bild der Geschäftslage geben. Aus der Geld- oder Brief-Notiz muß zu ersehen sein, welche Chancen sich für den Kauf oder Verkauf eines bestimmten Papiers bieten. Spekulanten und „große Leute" brauchen den Kurzettel am Wenigsten. Die finden auch ohne diesen Mentor ihren Weg; sie haben ja „Beziehungen". Das Kursblatt wendet sich zunächst an die mit den feineren Nuancen des Börsenspiels nicht Vertrauten und muß gerade deshalb rückhaltlos ehrlich sein. Dieser Ansicht scheint sich auch der Handelsminister anzuschließen. Die Handelskammer hat ihm geantwortet, „das als ‚Davonrennen des Kurses' gekennzeichnete Verfahren komme wohl vor, nach den Beobachtungen des Börsenvorstandes aber so selten, daß es nicht gerechtfertigt wäre, deshalb die bewährten, für die Notirung von über 2300 Papieren angewendeten Grundsätze der Kursfeststellung abzuändern." Diese Antwort genügt dem Minister nicht; er will weitere Auskunft über den Umfang des Systems der berüchtigten „Ausweichkurse."

Die Börsenorgane sollten aber nicht erst auf Winke von oben warten, sondern selbst eingreifen. Das Uebel ist ja als solches erkannt und an Beschwerden fehlts leider nicht. Der Einheitkurs darf freilich nicht geopfert werden. Wir wären nicht besser dran, wenn eine Brief- und eine Geld-Notiz gebracht würde (in unserem Beispiel also 105 B und 104,90 G); der Bankier könnte dann erst recht bequem zu dem fingirten Geld-Kurs Bestände seines Papiers außerhalb der Börse verkaufen. Das kommt nämlich auch vor. Auf die „gemachte" Geldnotiz hin melden sich an den Schaltern der Bankiers Käufer, an die er Posten aus seinen Beständen zu diesem Kurs verkauft. Hätte die richtige Brief-Notiz auf dem Kurszettel gestanden, so wären wahrscheinlich keine Käufer gekommen. Bringt man neben der Brief- auch die Geld-Notiz, so fördert man die Kursmache. Nach der Usance könnte dann der Bankier von Kauflustigen einfach den Durchschnittskurs fordern, der bei 105 B und 104,90 G ja sogar 104,95 betrüge. Eben so wenig würde es nützen, wenn der in jedem Papier gemachte Umsatz hinter dem Kurs notirt würde. Erstens würde der Kurszettel zu umfangreich und nicht früh genug fertig. Zweitens wäre bei der Angabe der zu Stande gekommenen Schlüsse mit den selben Ungenauigkeiten und Fiktionen zu rechnen (man denke an die Gefälligkeiten, die ein Bankier dem anderen mit der vorübergehenden Hereinnahme von Stücken erweisen kann), die bei der Kursfeststellung vorkommen. Zwei Wege scheinen mir gangbar. Den als „Kneifer" bekannten oder verdächtigen Leuten dürfte der Kursmakler nicht sagen, welche Aufträge ihm vorliegen; nur der Börsenkommission wären diese Aufträge mitzutheilen. Dann müßte der Bankier seine Ordres geben, ohne die Gegenordres zu kennen. Das wäre schon Etwas. Außerdem aber müßte der Bankier (etwa bis zum Beginn der nächsten Börse) für den von ihm gemachten Kurs haften und gezwungen sein, zu diesem Kurs zu nehmen und zu geben. Solche Haftpflicht könnte mehr wirken als umständliche Reformirungversuche. Das erste Mittel wäre in Ausnahmefällen anzuwenden; die Haftpflicht aber müßte zur bindenden Regel werden. **Ladon.**

Weimar.

Im letzten Dezemberheft habe ich eine Darstellung der Vorgänge veröffentlicht, die den Grafen Harry Keßler bestimmt haben, aus dem Kuratorium des weimarischen Museums zu scheiden. Daß diese offene Erörterung oft beseufzter Mißstände im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach (und namentlich in dessen Residenz) manchem Mann und mancher Frau Freude gemacht hat, beweisen mir viele Briefe. Kein Wunder. Herr Falconnet von Palézieux, der Oberhofmarschall des Großherzogs, ist im Reich Wilhelm Ernsts der unbeliebteste Mann; in der Beamtenschaft, am Hof und im Volk. Ich habe schon neulich gesagt, daß er kein Dutzendhöfling ist, sondern ein interessanter Herr. „Energisch; wenns ihm nützlich scheint, sackgrob; und in großem Stil ehrgeizig. Er hehlt keinen Widerspruch, bückt sich niemals und zeigt durch Haltung und Rede, daß er nicht zum Hofgesinde gehört. Seine Kritik Allerhöchster Herrschaften hat den weimarer Salons oft das Gesprächsthema geliefert. Alles zittert vor ihm. Auch eine häßliche Lotteriegeschichte hat seine Stellung nicht gefährdet; trotzdem die Thatsache, daß ein gegen einen Beamten eröffnetes Strafverfahren ohne erkennbaren Grund eingestellt worden war, im Lande sehr böses Blut gemacht hatte und in Privatgesprächen behauptet wurde, die Einstellung sei der Gnade des Oberhofmarschalls zu danken. Der Kampf wider diese Großmacht im kleinen Reich scheint Jedem zu schwer." Daß dieser Kampf nun doch einmal gewagt wurde, hat Viele gefreut. Weimarische (und andere sächsische) Blätter hatten meinen Artikel abgedruckt; in der Presse und in der society wurde gefragt, was der Oberhofmarschall wohl thun werde. „Er ist ja preußischer General und kann den Vorwurf nicht ruhig hinnehmen, daß er einen Kameraden (Graf Keßler gehört dem Offiziercorps der Dritten Garde-Ulanen an) grundlos verdächtigt und einen Brief, der (wahrscheinlich in der von militärischem Brauch für so ernste Fälle vorgeschriebenen Form) die Pflicht zu unzweideutiger Revokation nachdrücklich betont hatte, freiwillig der zur Ahndung von Mandarinensünden berufenen Instanz ausgeliefert habe." Er schwieg. Am siebenten Januar erschien in der berliner Zeitung „Die Post" ein Artikel, der ihn vertheidigen sollte. In der „Zukunft" sei ein „anonymes Pamphlet" veröffentlicht worden, eine „Schmähschrift", die „einen von Mißgunst, Haß und Rache ins Werk gesetzten Feldzug gegen den Oberhofmarschall darstellt." (Ein Vertheidiger, der schreiben kann, war, wie es scheint, nicht zu haben.) Den Lesern der „Zukunft" brauche ich nicht zu sagen, daß der gescholtene Artikel von mir geschrieben ist; dem Herrn Oberhofmarschall nicht, daß ich für den Inhalt verantwortlich bin. Wer ihn gelesen hat, weiß, daß die Vorgänge ohne Heftigkeit dargestellt waren und Herrn von Palézieux (den ich nicht kenne, also auch nicht hassen kann) sehr schätzenswerthe Qualitäten zugeschrieben wurden. An zwei Stellen habe ich geirrt. Nicht die Großherzogin Sophie (die ja vor ihrem Mann starb), sondern die Erbgroßherzogin Pauline (die Frau Karl Augusts und Mutter des jetzt regirenden Großherzogs) hat den Grafen Keßler auf ihrem Witwensitz wie einen Freund empfangen; und Graf Wedel, Falconnets Vorgänger, ist nicht gestorben, sondern als Lebender aus dem Oberhofmarschallsamt geschieden. Diese beiden Irrthümer minderten das Gewicht des Belastungmaterials nicht um ein Milligramm. Der Vertheidiger Seiner Excellenz des Herrn

Generallieutenants von Palézieux muß denn auch bekennen, daß die Redakteure der weimarischen Zeitungen meine Darstellung zutreffend fanden. Muß wehklagen: „Selbst das amtliche Blatt für das Großherzogthum hat einen großen Theil des Schmähmachwerkes abgedruckt und dazu bemerkt, die für Weimar nicht gerade erfreulichen Ausführungen zeugten, was die Thatsachen angehe, davon, daß die ‚Zukunft‘ über die Vorgänge sehr eingehend informirt gewesen sei.“ Si tacuisses! Wenn ein in Weimar lebender, mit der Leitung des amtlichen Blattes beauftragter Mann meine Darstellung richtig findet, kann sie nicht so falsch sein, wie der anonyme Vertheidiger Seiner Excellenz behauptet (ohne es zu beweisen). Nachdem er mich (als vorsichtiger Mann spricht er immer von einem „Anonymus“) geschimpft und den Oberhofmarschall als „kenntnißreichen, höchst befähigten Herrn von feinstem Kunstverständniß“ gefeiert hat, beschuldigt er den Grafen Keßler, als Direktor des Museums schlecht gewirthschaftet zu haben. Der Graf habe „die finanzielle Lage der Anstalt geschädigt und ein Defizit veranlaßt, das nur durch eine energische Sanirung wieder zu beseitigen ist“. Das sei der „wahre Grund“, der die Ungnade und den Rücktritt bewirkt hat. Graf Keßler hat darauf in der weimarischen Zeitung „Deutschland“ geantwortet. Erstens habe er nicht aus vorhandenen Mitteln geschöpft, sondern dem fast mittellosen Museum das zu Ankäufen nöthige Geld erst verschafft. (Hier war gesagt worden: „Der Graf hatte, um seine Unabhängigkeit zu wahren, jeden Entgelt für seine Arbeit abgelehnt und, wenn der weimarischen Kunstpolitik die Mittel fehlten, Subsidien geschafft.) Zweitens stamme das „Defizit“ nicht aus der Zeit seiner Direktion, sondern aus einer früheren Epoche. „Die Verwaltung des Museums, die, wie der Artikelschreiber ganz richtig bemerkt, ‚schon immer unter der Aufsicht des Herrn von Palézieux gestanden hat‘, ließ Hunderttausende verschwinden; auf welche Weise und in welche Taschen, ist bisher nicht aufgeklärt und auch nicht untersucht worden. Das Museum war, als ich es übernahm, so gut wie mittellos. Deshalb ergaben, da auch kein Zuschuß vorhanden war, die bloßen Verwaltungskosten mit Nothwendigkeit ein jährliches Defizit. Die vom Artikelschreiber gerügten Ausstellungen brachten dagegen meist einen Ueberschuß. Das jährliche Defizit war also die Folge von Verhältnissen, die vor meiner Zeit lagen, der relativ geringe Umfang dieses Defizits eine Folge der nicht immer ohne Schwierigkeit durchgeführten Ausstellungen. Der ‚wahre Grund‘ meines Rücktrittes liegt also nicht, wie in dem Artikel behauptet wird, in finanziellen Mißerfolgen, sondern durchaus in Umständen, die durch das persönliche Verhalten des Generals von Palézieux herbeigeführt worden sind. Da ich bereits zweimal öffentlich erklärt habe, daß Herr von Palézieux mit einem Privatbrief Mißbrauch getrieben hat, bedaure ich, daß der Artikelschreiber die Gelegenheit nicht benutzt hat, seine Berichtigungen auch auf diesen Punkt auszudehnen“. Diese Erklärung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, ist auch in der „Post“ veröffentlicht worden; leider ohne den Satz, in dem Keßler behauptet, unter der Aufsicht des Herrn von Palézieux habe die Museumsverwaltung „Hunderttausende verschwinden lassen; auf welche Weise und in welche Taschen, ist bisher nicht aufgeklärt und auch nicht untersucht worden“. Nicht einmal untersucht? Mir kann natürlich nicht einfallen, Fragen der Kunstpolitik mit dem Vertheidiger Seiner Excellenz zu erörtern. Vielleicht aber erzählt er uns recht bald, warum nach dem „Verschwinden von Hunderttausenden“ nicht eine Untersuchung verfügt und warum das nach der Lotteriegeschichte gegen einen Beamten eröffnete Strafverfahren eingestellt wor-

den ist. Das scheint mir wichtiger als die Verherrlichung der Kunstkennerschaft des Herrn von Palézieux. Einstweilen ist erwiesen, daß Graf Harry Keßler nicht nur uneigennützig, sondern auch klug gehandelt, das Verwaltungbudget verbessert und sich um die weimarische (und gesammtdeutsche) Kunst wesentliche Verdienste erworben hat; erwiesen auch, daß er durch eine Intrigue vom Platz gedrängt worden ist. Ich wiederhole heute den Satz: „Sobald der Großherzog diesen Thatbestand kennt, wird er, als Mann, als Fürst, als Soldat, nicht eine Stunde mehr zweifeln, wo die Schuld zu suchen, zu sühnen ist; wird er den Grafen, der ihm die Treue hielt, wenigstens hören". Deshalb muß dafür gesorgt werden, daß er den Thatbestand kennen lernt; vielleicht erinnert er sich dann der Urtheile, die er aus dem Munde der Erbgroßherzogin Pauline, der Großherzogin Karoline (die dem groben Schweizer sehr gelegen starb) und der Prinzessin Hermine von Reuß über Herrn von Palézieux vernommen hat. Noch einer anderen Instanz aber kann die Sache nicht gleichgiltig sein. Der weimarische Oberhofmarschall trägt die Uniform des preußischen Generals. Er ist öffentlich von einem Kameraden beschuldigt worden, mit einem Privatbrief unter erschwerenden Umständen „Mißbrauch getrieben" und eine Verfehlung, die den Museumsfonds um Hunderttausende schädigte, nicht auf dem für solche Fälle gewiesenen Weg verfolgt zu haben. Wie mir scheint, muß schleunig festgestellt werden, ob hier eine haltlose Verdächtigung oder die Behauptung erweislich wahrer Thatsachen vorliegt. Geschieht es nicht in Weimar, so muß es in Berlin geschehen. Die Weimaraner hätten freilich, nach all den Skandalen der letzten Jahre, Grund genug, selbst für die Assanirung ihrer schönen Stadt zu sorgen. Im Herbst 1823 sagte Goethe zum Kanzler von Müller: „Hier geschehen so viele Albernheiten, daß ich mich nur durch persönliche Würde im Ausland vor beleidigender Nachfrage schützen kann, mich aber schäme, aus Weimar zu sein, und gern wegzöge, wenn ich nur wüßte, wohin." Diese dunklen Tage dürften der Ilmstadt nie wiederkehren. Neulich fragte ich, ob der Hund des Aubry etwa noch immer durch Weimars Straßen spuke; nachher fiel mir ein, daß ein anderer Vergleich neuer mit alter Zeit noch näher liege: der Vergleich der Museumssache mit der Geschichte des goethischen Theaterbaues. Noch ehe das Hofschauspielhaus abgebrannt war, hatte Goethe mit Coudray den Grundriß eines neuen Theaters besprochen. „Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnittsrisse kommen lassen; und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß, der sich sehen lassen kann, zu Stande gebracht. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden; und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil (der Theaterbrand vom zweiundzwanzigsten März 1825) uns, sehr merkwürdiger Weise, so durchaus vorbereitet findet." In einem neuen Haus, meinte man, seien auch neue Dekorationen und Kostüme nöthig und ohne Ausfüllung der im Personal entstandenen Lücken werde es nicht gehen; woher aber die Mittel nehmen? Die, antwortete Goethe, sind leicht zu haben: man soll künftig auch an Sonntagen spielen. „Der weimarische Hof ist zu gut und zu weise, als daß er eine Maßregel hindern sollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anstalt gereicht." Am zehnten April erzählte er bei Tisch, Karl August habe den Grundriß genehmigt und angeordnet, daß mit den Arbeiten sofort begonnen werde. „Wir hatten mit allerlei Gegeneinwirkungen zu kämpfen, sind zuletzt aber glücklich durchgedrungen: der Riß ist vom Großherzog eigenhändig unterschrieben und erleidet nun

keine Aenderung mehr. Freuet Euch also: denn Ihr bekommt ein sehr gutes Theater." Sie sollten es nicht bekommen. Die Grundmauern standen schon: da wurde auf Allerhöchsten Befehl die Arbeit eingestellt. Die Gegenpartei hatte doch schließlich noch gesiegt. Der Plan Goethes und Coudrays war verworfen und ein anderer Architekt mit dem Bau betraut worden „Sie hatten", sagte Goethe, „dem Großherzog von der Seite des Kostenpunktes und großer Ersparungen, die bei dem veränderten Plan zu machen wären, beizukommen versucht und es ist ihnen gelungen. Der Großherzog meint, ein Theater brauche keineswegs ein architektonisches Prachtwerk sein; es sei doch nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen." Ists nicht wie heute? Die Museumsverwaltung hat kein Geld. Der Mann, der bewiesen hat, daß ers herbeizuschaffen vermag, wird, weil er zu viel ausgebe, beseitigt und die siegende Clique schreit: Jetzt sind wir aus der Noth und können billiger wirthschaften! (Die schlechte Wirthschaft des Grafen Keßler sollte auch durch die Behauptung glaubhaft gemacht werden, er habe „für theures Geld recht geringwerthige Kunstwerke" ins Museum gebracht. Das theure Geld hatte er herbeigeschafft; und dafür Bilder von Monet, Trübner, Ryſſelberghe, Olde, Hagen und sechs große Gemälde von Ludwig von Hofmann gekauft. Alle zusammen für fünfzigtausend Mark. Das waren die theuren und recht geringwerthigen Kunstwerke.) Ists nicht beinahe wieder eben so wie vor achtzig Jahren? Als Karl August sich aber von den Sparmeistern beschwatzen ließ, saß er ein Halbjahrhundert auf dem Thron und konnte sich ansehnlicher Leistungen rühmen. „Lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, Etwas zu thun, das dem Land zum Wohl gereichte und geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich: was hatte er denn von seinem Fürstenstand als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als beim Großherzog. Was war sein Herrschen als ein beständiges Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes? Soll ich mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines Fürsten bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." So sprach der Dichter, der bekennen durfte: „Ich will just nicht damit prahlen, aber es lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respekt; es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein (unter uns) es war mir nichts, gar nichts! Wir frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich; und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken nichts weiter, als was ich längst besessen"... Wer von Goethe spricht, hält sich leicht allzu lange auf. Und ich wollte doch nur erwähnen, daß Fehler, die Karl August nach fünfzigjähriger Regirung ohne wesentliche Einbuße an seinem Ruf machen durfte, einem jüngeren Fürsten nicht so schnell vergessen würden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Februar 1907.

Symphonie.

Allegro con brio.

Nach der Auflösung des Reichstages, als hier, am zweiundzwanzigsten Dezember, der Versuch gemacht wurde, die Aspekten am Himmel der Wahlhoffnungen zu zeigen, sagte ich: „Manches Blatt im Buch der Geschichte lehrt, daß eine Dummheit Nützliches wirkte". Ein neues Blatt hats wieder gelehrt. Die Sozialdemokratie hat in der Hauptwahl zwanzig Sitze verloren. Dieser Thatsache muß jeder Deutsche sich freuen; auch einer, der die Vertreter des Industrievolkes Jahre lang respektirt und den tüchtigsten Leuten seine Sympathie nicht versagt hat. Die Leistung der Fraktion war winzig, ihr Hochmuth unerträglich geworden. Daß noch immer ein Ausnahmegesetz verlangt, für nahe Zeit ein Zuwachs sozialdemokratischer Macht gefürchtet werden konnte, habe ich nie begriffen; vor vier Wochen noch hier gesagt: „Die Sozialdemokratie hat sich in den letzten Jahren so unfruchtbar gezeigt und so groteske Dummheiten gemacht, daß sie für ihren Besitzstand zittern mußte. Das Heer abschaffen, die Kolonien aufgeben, das Privateigenthum für die Gesellschaft konfisziren: von solchem kindlichen Programm ist allzu viel nicht mehr zu hoffen. Und Scheltreden von immer gleicher Tonstärke verhallen schließlich ins Leere." Die Männer der Gewerkschaft haben redlich gearbeitet und manchem vorwärts weisenden Gedanken ans Licht geholfen; den politischen Führern war das Salz jämmerlich verdumpft und sie reizten zum Lächeln, wenn sie sich geberdeten, als sei von der Höhe her an sie der Ruf ergangen: Vos estis lux mundi. Die deutsche Sozialdemokratie, schrieb der Fabier Bernhard Shaw im Juli 1906, ist die konservativste, sittsamste, bürgerlichste aller europäischen Par-

teien; sie glaubt an Karl Marx wie an einen allwissenden, unfehlbaren Propheten, sieht in seinem Buch die Bibel der Arbeiterklasse und giebt damit unserer skeptischen Zeit ein Beispiel einfältiger Pietät; ihre Fraktion hält der verworfenen kapitalistischen Welt Moralpredigten und behandelt Jeden, der die Verantwortlichkeit eines Amtes auf sich nimmt, wie einen Verräther. So schiens; und die sentimentale Pathetik war langweilig geworden. Auch die Sucht, mit Marktschreierkunst ein nie und nirgends erprobtes Allheilmittel anzupreisen. Wer glaubt denn noch dran? Glaubt an die Verheißung des Kommunistischen Manifestes, an Marxens Mehrwerththeorie, an die Vergesellschaftung der zur Produktion nöthigen Mittel? Von Allen, die vornan stehen, kaum noch Einer; und nur vom Fels fester Ueberzeugung aus dürfte doch der Versuch gewagt werden, unsere Welt in Trümmer zu schlagen. „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß sie leicht erschlafft, wenn persönliche Vortheile oder Nachtheile sie nicht nöthigen", sagt Goethe; und: „Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei eben so viel Gutes vernichtet wie gewonnen wird; bin ich darum kein Freund des Volkes?" „Bourgeoisgeschwätz", würde ihm heute geantwortet; „Widerhall Eurer albernen Vulgärökonomie. Erst wenn kein Vortheil mehr lockt, kein Nachtheil mehr droht, wird die menschliche Natur zeigen, was sie vermag. Gewaltsamer Umsturz? Den wollen wir ja nicht, brauchen ihn auch nicht: denn die Entwickelung arbeitet für uns, bringt von Jahr zu Jahr uns dem ersehnten Endziel näher". Daß sies nicht thut, ist erwiesen. Erwiesen auch, daß die Lage des Arbeiters nicht schlechter, sondern besser wird und daß er gerade jetzt, da unsere Reserven erschöpft sind und auch die Industrie schon die Leutenoth zu spüren anfängt, hoffen darf, seinen Rechtsanspruch bald noch wirksamer durchzusetzen. Einerlei: die Fraktion bleibt bei der marxischen Fahne. Vehmt Jeden, der nicht in Ehrfurcht sich vor diesem Feldzeichen beugt. Hat das Palladion, von dem alles Heil kommt; und geriethe in arge Verlegenheit, wenn sie morgen gezwungen würde, in rauher Wirklichkeit diesem Heil Raum zu schaffen. Dazu das klägliche Bild der Parteitage, die seit der dresdener Trianonkomoedie Froschmäusekriegen ähneln. Die Enthüllung des Hasses, den ein Rottenführer gegen den anderen fühlt, und eines Tyrannengelüstens, das den wirthschaftlich Schwachen, wenn er sich nicht duckt, unbarmherziger als ein Fronvogt des Kapitalismus mißhandelt. Das endlose Geschimpf. Die blinde Begeisterung für die russischen Assassinen, denen das (im Wahlkampf nützlicher zu brauchende) Spargeld deutscher Arbeiter über die Ostgrenze geschickt wurde. Die demagogische Umschmeichlung der Masse, deren Höflinge nicht schöner aussehen als die der Thronenden. Die Lust, jedes Wahrzeichen deutscher

Größe zu besudeln, jeden Feind deutschen Wesens und deutscher Macht zu rühmen, auch wenns ein schwarzer Halunke, ein blutdürstiges Niggerweib ist, und dem fürs Heimathrecht fechtenden Landsmann, der sich doch nicht einen Kapitalisten nennen kann, vor dräuender Front noch zu schmähen. Endlich die Lässigkeit einer von raschem Sieg verwöhnten, von saturirten Greisen geführten Partei, die mit halber Kraft mehr als andere mit ganzer leisten zu können wähnt ... Wer die Dinge nicht aus allzu weiter Entfernung sah, nicht durch ein Ressentiment geblendet war, mußte die Niederlage erwarten.

Ueberschätzen soll man sie nicht. Auch andere Parteien haben so trübe Wahltage erlebt. Die Nationalliberalen hatten im Kampf um das Septennat achtundneunzig Sitze erbeutet; die nächste Wahl gab ihnen nur einundvierzig. Die Freisinnigen hatten 1884 vierundsechzig, 1887 nur noch zweiunddreißig, 1890 wieder vierundsechzig Mandate. Die Sozialdemokratie selbst verlor 1887 von vierundzwanzig Sitzen dreizehn und kam drei Jahre danach auf fünfunddreißig. Sie kann auch diesmal, wenn weiter schlecht regirt wird, die Scharte auswetzen; und wird im neuen Reichstag noch stärker sein als je unter Wilhelm dem Ersten und Bismarck. Man soll also nicht thun, als sei Unerschautes geschehen. Darf sich aber freuen, daß der Hochmuth eines versteinten Parteigebildes einen Denkzettel bekommen hat. Die Opposition der Sozialdemokraten war unwirksam geworden. Sie brachten keinen schöpferischen Gedanken ins Haus, konnten im Großen nichts vernichten, kaum im Kleinen Etwas hindern und reizten durch ihre Uebertreibungen die Anderen zur Abwehr. Wenn Herr Bebel pfauchte, die Tage des Tiberius seien wiedergekehrt, konnte kein Verständiger zustimmen. In dem sozialdemokratischen Wahlaufruf stehen die Sätze: „Wir haben unausgesetzt verlangt und verlangen immer wieder, daß die Kulturvölker, statt in der Errichtung großer Armeen und Flotten und in der Erfindung und Herstellung der vollendetsten Menschenvernichtungmaschinen, in den Werken des Friedens und der Civilisation wetteifern. Die Erde ist groß und reich genug, um Allen Glück und Wohlsein zu ermöglichen und sie zu einer Stätte friedlichen Wettbewerbes in den Werken der Civilisation und Kultur zu gestalten." Wem soll denn solche Chiliastenpredigt frommen? Die civilisirten Völker hören nicht drauf, die ganz oder halb barbarischen waffnen sich gegen den Versuch, sie zu sittigen; und für die Aufgabe, der Barbarei Land abzuringen, neue Theile der Erde zu kultiviren, ist gerade die Sozialdemokratie nicht zu haben. Kultivirt, sagt sie, aber hübsch friedlich, ohne Waffengewalt anzuwenden; daß der Versuch nie gelungen ist, nie gelingen kann, kümmert sie nicht. Schafft das Heer ab, schreit sie: daß ein wehrloses Land

den Nachbarn zum Spott und zur Beute würde, kümmert sie nicht. Diplomatie ist ihr ein Possenblödsinn, von dem ernsthafte Menschen gar nicht mehr reden. Die Großindustrie eine Verschwörung zu dem einzigen Zank, dem armen Volk blutigen Schweiß auszupressen. Die Armee ein Paradespielzeug und Instrument der Knechtung. Die Wissenschaft ein im Dienst der herrschenden Klassen ersonnener Phrasenschwindel. Morgen, übermorgen spätestens könnte das Proletariat das Alles viel besser machen; die einzig wahre Wissenschaft hat es heute schon. Und seine Vertreter können einander Lügner, Denunzianten, abgefeimte Verleumder, infame Burschen schelten: und bleiben dennoch höchster Achtung würdig. Jede andere Partei strebt nach politischer Macht und verheißt organische Fortbildung des nützlich Bestehenden. Pfui über solche Streber! Die Sozialdemokratie will keine Macht (die ja doch nur korrumpirt); will um keinen Preis auf das schäbige Recht verzichten, die Mächtigen zu schimpfen. Die deutschen Genossen, rief Jaurès einst, haben sich das Lebensziel gesetzt, zu gleicher Zeit unentbehrlich und unthätig zu sein, und warten mit verschränkten Armen den Tag ab, der ihnen die kapitalistische Gesellschaft sammt der Monarchie und dem Heer auf Gnade und Ungnade ausliefern wird. Warum nicht? Sie „untergraben die Existenzbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft", wollen nicht sehen, daß es dieser Gesellschaft von Jahr zu Jahr besser geht, und harren geduldig des Märchenmorgens, an dem das von der Heilandsglorie umleuchtete Proletariat die Menschheit erlösen wird. Bequem ists; nur merkt mählich auch die Kurzsicht, wie bequem Ethos und Pathos, Verneinung und Verdammung Dem ist, der sich aus Prinzip der Probe auf seine Leistungfähigkeit entzieht. Die rothe Fraktion saß vier Jahre lang im Reichstag auf achtzig Stühlen: und hat nichts Positives zu wirken, nichts Unheilvolles abzuwenden vermocht. Daß eine solche Partei in der Hauptwahl neunundzwanzig Sitze erobern konnte, eben so viele wie die vier liberalen Parteien zusammen, müßte, nach allem Erlebten, selbst ein überzeugter Sozialist wie ein Wunder bestaunen.

Mancher bestaunts auch so. Hat noch schwerere Einbuße gefürchtet; und hätte sie, ohne den zwischen Protestanten und Katholiken entbrannten Bürgerkrieg, schaudernd wohl auch gesehen. Mit der Hilfe des Centrums, sagte ich am fünften Januar, „kann die Sozialdemokratie neue Mandate erobern, die ihr den Verlust alter ersetzen." Kann sies heute noch? Wenn die Regirenden klug und tapfer genug sind, vor der Stichwahl, an der die Sozialdemokraten in neunzig Kreisen betheiligt sind, sich mit dem Centrum zu verständigen, schwindet auch die letzte Möglichkeit. Trotzdem der Kanzler des Deutschen Reiches nachts um Eins vor einer Schaar, die der Polizeipräsident von Berlin in einem

amtlichen Bericht als „eine singende, pfeifende und johlende Menge" charakterisirt, sich als Straßenredner gezeigt und erlaubt hat, diese Biermimik eine „patriotische Ovation" zu nennen, möchte ich ihm nicht zutrauen, daß er sich im Glanze findet und ernstlich glaubt, er habe gesiegt. Das überläßt er gewiß den Hammännern, die schon für ihre Vorzimmerherrlichkeit bebten. Er hat nicht gesiegt. Zu ihm könnte, wie Friedrich zu Wilhelm Meister, ein Freund sprechen: „Ich muß lachen, wenn ich Dich ansehe; Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand." Zwiefachen Gewinn hoffte er von dem Wahlkampf: wesentliche Schwächung des Centrums, wesentliche Stärkung des Liberalismus. Die Hoffnung hat getrogen. Im Dezember schrieb ich: „Prophezeiung wäre närrisch. Sicher ist, daß die Römerlegion getrosten Muthes, fröhlich sogar in den Wahlkampf zieht. Sicher auch, daß die frohe Zuversicht nicht ganz grundlos ist. Nach ruhigem Ablauf der Legislaturperiode hätte das Centrum keine leichte Arbeit gehabt. ‚Die haben mitregirt', würde es heißen; ‚seht nun selbst, was dabei herausgekommen ist'. Jetzt ist das Angstgespinnst zerflattert. Roms Donnerlegion wieder, was sie war. Kleiner Hader muß schnell verstummen. Wie stehts? In Baden sind zwei Mandate gefährdet; mehr werden die Polen erobern; und vielleicht wird Köln diesmal genommen. Doch ist zu hoffen, daß auch der Säumigste vor die Urne tritt. Mit der Kampflust kehrt auch die alte Zucht zurück; und kann wieder den Sieg erzwingen." Hat ihn erzwungen. Baden hielt sich standhaft und sogar Köln kann in der Stichwahl gerettet werden. Die katholischen Granden haben eben so wenig auszurichten vermocht wie vor zwanzig und vor vierzehn Jahren. Das vom Kanzler als dem Deutschen Reich feindlich geächtete, von allen Parteien hitzig befehdete Centrum hat in der Hauptwahl neunundachtzig Sitze erstritten, so viele wie alle ihm nicht affiliirten bürgerlichen Gruppen zusammen: und kehrt, auch wenn es, wider Erwarten, noch zwei, drei theure Häupter verliert, nicht geschwächt, sondern gestärkt in den Reichstag zurück. Denn eine Partei, die nach solcher Ueberrumpelung aufrecht bleibt, ist in absehbarer Zeit nicht zu besiegen. Und der Liberalismus? Die vier Fraktionen haben einstweilen ein Gesammtkapital von neunundzwanzig Mandaten. Und wir hatten nach dem dreizehnten Dezember doch gehört, nun dämmere der Freiheit ein Frühlingsmorgen und die Volksseele lange in Sehnsucht nach den Heilswundern des Liberalismus. Die radikalste Bürgerpartei wurde diesmal von den Regirenden unterstützt. Nach all dem Aufwand ist sehr möglich, daß die des Agrarismus (also der reaktionärsten Gesinnung) verdächtigen Gruppen, trotz dem Geschrei über Brotwucher und Fleischnoth, ein Dutzend

Mandate gewinnen. (Nur auf die Mandate kommts an. Stimmenzuwachs? Je m'en fiche. Als Symptom ist er natürlich wichtig. Doch wir haben von einer zur anderen Wahl oft genug die wunderlichsten Veränderungen der Ziffernsummen erlebt und den Glauben an ihre Beweiskraft verloren.) Ein Liberaler, der über dieses Wahlergebniß jauchzt, muß recht bescheiden geworden sein.

Vor, während und nach jeder Wahl wird gelogen, daß sich die Balken biegen. Altes Recht, das nach dieser Karnevalswahl gewiß nicht verschränkt werden soll. Um Victoria schießen zu können, thut man, als habe der Frontalangriff sich gegen die Sozialdemokratie gerichtet, als sei das Centrum nur so nebenbei bekämpft worden. Begreiflich; nur ist die Unwahrhaftigkeit des Gethues leicht zu erweisen. Daß die Rothen empfindlich zu schwächen seien, glaubten die Reichsgeschäftsführer ja nicht. Hielt Keiner für möglich. Wie die meisten Bourgeois, meinten die Mandarinen, das Wachsthum der Rotte sei auf Jahre hinaus nicht zu hemmen. Erwähnen mußte man sie (vor jedem certamen pro aris et focis gehört sichs); versprach sich aber nichts Rechtes davon. Schwarzwild hoffte man auf der verschneiten Strecke zu finden. Saht Ihr die Auflösung-Medaille, die auf der einen Seite die (ins Heldische stilisirten) Köpfe der beiden Bernhards, auf der anderen eine Mannesfaust zeigt? Dunklem Nachtgevögel ballt sie sich, verspätetem, in der Sonnenaufgangsstunde entgegen. So wars gemeint. Daß die Sozialdemokratie ein Fünftel aller Mandate bekomme, schien nicht zu hindern, schadete schließlich auch nicht. Vor vier Jahren jubelte das Centralorgan der sanften Revolutionäre: „Unser das Reich, unser die Welt!" Jetzt heulte es: „Fort mit der Hottentoten-, zum Spotten bankeroten Weltflottenpolitik!" Dieser Pharus am Meer des Unsinns mochte weiterleuchten. Der Machtbereich des Centrums sollte geschmälert werden. Deshalb, wie vor zwanzig Jahren, die Alarmirung rheinischer und schlesischer Edelmannschaft. Deshalb im nationalliberalen Wahlaufruf die Frage: „Wem will das deutsche Volk folgen: dem Ruf der nationalen Pflicht oder Herrn Roeren und Genossen?" Der Thurm, dachte man, verträgt den Sturm nicht, wenn die Vertheidiger als Feinde des Reiches verschrien werden. Ists nöthig, die Sätze zu wiederholen, in denen die Inspirirten Schlachtruf und Siegeszuversicht ins Land schmetterten? Nein; jeder Wache weiß, wen die mit Eisenfarbe angestrichene Faust treffen sollte. „Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding der Klugerfahrene sich beschäftigt, so ist fürwahr die Thorheit nicht gering, die seiner sich am Schluß bemächtigt." Nur das Centrum darf triumphiren. Wer ihm das Recht bestreitet, ist unredlich. Schießt nicht zu laut Victoria! Euer Generalissimus hat am Tag von Canossa eine Bataille verloren.

Sich aber, wie schon im Dezember ihm hier bescheinigt ward, als einen Meister persönlicher Politik bewährt. Wenn die Krankheit ihn nicht, wie manches Symptom fürchten ließ, für die Dauer geschwächt hat, können seine praestigia nun wieder wirken. Was er als sicher voraussah, ist nicht eingetroffen, was er nicht voraussah, Ereigniß geworden. Gesteht er sichs selbst? Fragt er, wie Goethes Friedrich: „Welch einen Kranz verdien' ich?" Weiß er, wie Wilhelm am Ende der Lehrjahre, daß er unverdientes Glück erlangt hat? Unser Zweifel kann nicht lange währen. Wenn der Kanzler im Taumelrausch des Gesindes nüchtern geblieben ist, verständigt er sich mit dem Centrum. Thut ers nicht, dann thuns, geräuschlos, versteht sich, die agrarischen Parteien. Und früh oder spät muß ers doch thun. Mit einer von den Herren Normann, Bassermann, Liebermann, Naumann, Haußmann geleiteten Mehrheit ist kein Staat zu machen; kaum einer wichtigen Frage der Wirthschaft, des Rechtes, der Finanzpolitik befriedigende Antwort zu finden. Jetzt ist die Gelegenheit günstig. Das Centrum nicht gedemüthigt, sondern gestärkt und nach Menschenermessen auf fünf Jahre in seinem Besitzstand gesichert. Der Kanzler im Haupttreffen geschlagen, doch durch eine vom Glück gekrönte Nebenaktion vor Spott und Unglimpf bewahrt. In solcher Stimmung kann auch nach heißem Strauß ein Kluger leicht Frieden stiften. Verständigung ist nicht Unterwerfung. Was unter Richthofen und Stuebel geschah, darf nicht wieder geschehen; persönliche Eitelkeit aber auch das Reichsgeschäft nicht hypothekarisch belasten. Das Centrum wäre schlecht berathen, wenn es nur daran dächte, seinen Rachedurst zu stillen, und auf einem Kanzlerwechsel bestünde (bei dem das interessante Grüppchen der Hofengelmacher dann wieder mitwirken könnte). Nicht minder unklug wäre Fürst Bülow, wenn er, um den aus Papierblumen gewundenen Jungfernkranz (symbole d'une virginité refaite) recht lange unzerzaust zu behalten, vor einem Schritt zauderte, der ihm doch nicht erspart bleiben wird. Citat gefällig? „Groll und Rache sei vergessen, unserm Todfeind sei verziehn, keine Thräne soll ihn pressen, keine Reue nage ihn. Unser Schuldbuch sei vernichtet! Ausgesöhnt die ganze Welt!" Oder, da Bismarck heute wohl paßlicher scheint als Schiller: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steure, bestanden: salus publica. Ich habe von Anfang meiner Thätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber, wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland, für Preußen, was ist heute für die deutsche Nation das Nützliche, das Zweckmäßige, das Richtige? Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen,

kommen für mich in zweiter Linie; in erster Linie kommt die Nation, ihre Selb ständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei athmen können.“ Besser ließe die Stimmung, die zum Friedensschluß drängt, sich gar nicht ausdrücken. Die salus publica heischt schnelle Versöhnung. Damit ohne neuen Zeitverlust ersprießliche Arbeit beginnen und heraufziehender Gefahr vorgebeugt werden kann. Intimität ist nicht nöthig; auch blindes Vertrauen nicht sofort wieder zu erreichen. Doch vernünftige Leute, die einander Etwas zu bieten haben, werden immer rasch einig.

Canossa? Nein: nur der Versuch, in kritischer Zeit Kraftvergeudung zu meiden. Ein Reichstag, in dem nur vierzig oder fünfzig Marxisten das zur Machtpolitik Unentbehrliche ablehnen würden, wäre eine gute Friedensassekuranz.

Marcia funebre.

Das Bedürfniß deutscher Politik hat sich im Lärm und Blendnebel des Julmondes nicht geändert; ist im Februar noch, wie es im November war. Kann, wird der neue Reichstag es befriedigen? Naht er uns als eine Hoffnung?

Deutschland war nie in so unbequemer Lage wie jetzt. Welche Fehler und Augenmaßmängel es mählich dahin brachten, weiß Jeder, der nicht blind und taub sein will. Die Litanei würde nur den Schmerz alter Wunden mehren. Was als bekannt vorausgesetzt werden kann und, wenn auch nur leise, zugestanden ist, soll nicht wiederholt werden. Eine Erinnerung aber drängt sich von jeder Himmelsrichtung her dem Klarheit suchenden Blick auf. Seit das Reich, dessen Stärke sogar einer Koalition die Angriffslust austreiben konnte, vor den Augen der Welt an der spanischen Küste von dem gewählten (und von flinken Zungen laut als unangreifbar gerühmten) Standpunkt zurückgewichen ist, wirkt der Nimbus deutscher Politik nicht mehr mit alter Kraft. Ein Zauberbann dreißigjähriger Gloria ward gebrochen. Europa hat rasch damit rechnen gelernt. Zwei Symptome sind in deutschem Land sichtbar. Herzog Ernst August von Cumberland hat, als die braunschweigische Landesversammlung „einen endgiltigen, vorbehaltlosen Verzicht der sämmtlichen Agnaten des herzoglichen Hauses auf Hannover“ von ihm verlangt hatte, am fünfzehnten Dezember 1906 geantwortet: „Ich habe die Reichsverfassung ausdrücklich und feierlich anerkannt. Ich habe allerdings meine Ansprüche auf die Krone Hannover nicht aufgegeben; ich halte aber, gestützt auf namhafte staatsrechtliche Autoritäten und Gutachten so wie auf analoge Präzedenzfälle im Deutschen Reich, diesen Anspruch mit der rückhaltlosen Anerkennung der Reichsverfassung für durchaus vereinbar. Dabei bin ich mir meiner Pflicht genau

bewußt, ihn niemals anders als auf reichsverfassungmäßigem Wege geltend machen zu dürfen. Das ist von mir wiederholt öffentlich ausgesprochen und eben so erklärt worden, daß jedes den Frieden des Deutschen Reiches und der ihm angehörenden Staaten störende oder bedrohende Unternehmen meinen Absichten fern liegt, daß ich als deutscher Fürst mein deutsches Vaterland treu und aufrichtig liebe und nie wissentlich veranlassen oder gutheißen werde, daß mit den zu meiner Verfügung stehenden Mitteln feindliche Unternehmungen gegen des Königs von Preußen Majestät oder den preußischen Staat angestiftet oder gefördert werden." Nobel und klug; ganz so hat Ernst August 1892 zum Deutschen Kaiser gesprochen. Dann aber kommt eine „rechtliche Verwahrung gegen die unserem Land und Haus angethane Gewalt"; die Berufung auf die Treue, die Hannover ihm gehalten habe; die Ablehnung des gewünschten Verzichtes; und das Erbieten, seinen und seines ältesten Sohnes Anspruch auf Braunschweig zu Gunsten des jüngsten Sohnes aufzugeben. Das klingt ganz anders. Klingt, als stamme es aus späterer Zeit. Da Ernst August seinen Jüngsten zum Herzog von Braunschweig-Lüneburg und zum Haupt einer selbständigen Linie machen will, stärkt er den Verdacht, er wolle sich und seinen Aeltesten für Hannover reserviren. Hat ihm, dem Eduard verschwägerten Prinzen von Großbritanien und Irland, ein politischer Kopf gerathen, die Hoffnung aus ihrem Grablinnen zu schälen und nicht jetzt, gerade jetzt nicht ein Definitivum zu schaffen?... Zweites Symptom. Den Kindern der Nordschleswiger, die nach dem Krieg um die Elbherzogthümer für Dänemark optirt hatten, ist durch einen deutsch-dänischen Vertrag jetzt die Möglichkeit gewährt worden, die Rechte preußischer Staatsangehörigkeit zu erwerben und, wenn sie ihnen versagt werden, fortan unbehelligt in Dänemark zu leben. Der Vertrag brachte den Dänen eine beträchtliche Konzession; dennoch wehren sie sich gegen die Anerkennung des durch die Verträge von 1864, 66 und 78 geschaffenen Rechtszustandes. Auch Christians Sohn ist dem Britenkönig verschwägert. Ward ihm gerathen, die nordschleswigische Frage einstweilen noch ohne Antwort zu lassen?

(Daß den Optantenkindern, die so lange ohne Heimathrecht waren, das Leben erleichtert wird, danken sie einem Versprechen, das der Deutsche Kaiser in Kopenhagen gab. Vor dem Abschluß des Vertrages, dessen Werth nicht unbestritten ist, wäre vielleicht zu bedenken gewesen, daß jedes Abkommen mit einem skandinavischen Reich jetzt in England den Verdacht erregt, am Ende könne mehr dahinter stecken, als auf den ersten Blick zu sehen sei. Viel wichtiger ist der braunschweigische Handel. Die Braunschweiger möchten wieder einen Herzog aus dem Welfenhaus haben, das Erbieten Ernst Augusts annehmen und hof-

fen, daß der Bundesrath ihnen dazu helfen wird. Das kann er noch nicht; so lange in ihm nationale stärker als dynastische Interessen vertreten sind, wird er sich vor einem Entschluß hüten, dessen Ausführung die Vormacht und damit das ganze Reich schwächen müßte. Ein Welfe darf in Braunschweig nur regiren, wenn das ganze Welfenhaus vorher auf Hannover verzichtet hat. Zu diesem Verzicht war Ernst August schon 1892 fast bereit; ihn zu erreichen, kann der deutschen Diplomatie nicht allzu schwer werden. Kommt es dazu, dann haben wir Grund zur Freude. Den Elementen aber, die ohne solchen Verzicht im Bundesrath für Cumberland stimmen würden, wäre zuzutrauen, daß die Sehnsucht nach den 1866 beseitigten Zuständen sie auch anderen Plänen, deren Ziel die Aenderung des Reichsbestandes wäre, geneigt machen könnte. Unsere lieben Nachbarn würdens ihnen zutrauen; würden diese centrifugalen Kräfte in ihre Rechnung stellen. Die Losung kann jetzt deshalb nur lauten: Unzweideutiger Verzicht aller dem Welfenhaus Angehörigen oder Erbrechtsanspruch der älteren braunschweigischen Linie. Ein Hohenzollern oder dem Deutschen Kaiser verschwägerter Prinz darf in Braunschweig nicht regiren.)

Kleinigkeiten? Wers dafür hält, verkennt unsere Lage. Erstens ist das Deutsche Reich ein so künstlich aus verschiedenen Stämmen gefügter Bau, daß nur kindischer Uebermuth daran denken kann, ohne unwiderstehlichen Zwang seine Haltbarkeit zu erproben. Zweitens hat das Algesirasjahr uns geminderten Glanz hinterlassen und das deutsche Ansehen wäre unrettbar dahin, wenn wir noch einmal auf einem Rückzug ertappt würden. Mancher wartet drauf. Merkt Ihr noch nichts? Schärft Euer Ohr! Mit umwickelten Hufen traben die Pferde heran, auf denen die Männer des Erkundungdienstes um unsere Grenzen schweifen. Topographische, taktische, statistische Rekognoszirungen werden versucht. Die Diplomatie des von Eduard und seinem Günstling Clemenceau geleiteten antideutschen Syndikates will feststellen, wie es bei uns aussieht, was man dem Reich zumuthen, wo den ersten Vorstoß wagen darf. Zu dieser Strategie würde auch der Unbefriedigten ertheilte Rath passen, sich nicht nachgiebig zu zeigen und, da man nicht wisse, was morgen geschehen könne, die Dinge in der Schwebe zu halten. Ward in der Zeit zwischen Düppel und Sedan nicht auch den Dänen empfohlen, auf ihrer Forderung zu beharren und lieber nichts als wenig zu nehmen? Der Rath (Fürst Bülow hat von seinem Vater, dem Diener des Dänenkönigs, wohl oft davon gehört) kam aus London. Ob er heute auf härteren Boden fiele? Sir Edward Grey versteht sein Handwerk so gut wie Clarendon und hat nicht auf Damenlaune Rücksicht zu nehmen. Und im Haag handelt sichs um Größeres als in den Londoner Konferenzen.

Unsere politische Rüstung ist leider nicht so stark wie die militärische. King Edward, Grey, Clemenceau: dieser Dreibund ist nicht zu verachten. Jetzt schickt Frankreich uns einen seiner pfiffigsten Diplomaten: Herrn Jules Cambon, der in Madrid die afrikanischen Geschäfte der Republik klug besorgt und sich dennoch die Freundschaft des Herrn von Radowitz gesichert hat. Einen Mann von vielen Graden also. Das war Herr Bihourd, sein Vorgänger, nicht. Daß er über höfische Stimmungen so genau nach Paris berichten konnte, war wohl nicht sein Verdienst. Herr Lecomte, sein stattlicher Botschaftrath, ist noch von der münchener Gesandtenzeit her dem Fürsten Philipp Eulenburg intim befreundet und kann, ohne übereifrig zu werden und dem romantischen Freund Indiskretion zuzumuthen, Manches erfahren, was der Rekognoszirung sonst nicht erreichbar ist. Lecomte ira demain à Liebenberg: in dunklen Stunden hörte mans am Pariser Platz; und das Trostwort verscheuchte die Sorge. Wer Rouviers Documents diplomatiques über Marokko las, staunte über Bihourds gute Information. Die französischen Journalisten flüsterten: Lecomte! Schrieben aber nie ein Wort über die Sache. Nicht, als Fürst Phili nach Algesiras den Hohen Orden vom Schwarzen Adler erhielt. Nicht einmal, als im Spätherbst 1906 Herr Lecomte mit dem Deuschen Kaiser zusammen in Liebenberg war. Das ward noch nicht erlebt. Für regirende Herren existirt sonst nur der Botschafter oder Gesandte, nur der Chef, nicht das Personal der Mission; und in vertrauliche Geselligkeit pflegten die Hohenzollern, seit der Oesterreicher Seckendorf den Marschall Grumbkow aus der Pflicht gelockt hatte, fremde Diplomaten überhaupt kaum noch zuzulassen. Nun war ein Botschaftrath der Freund des dem Kaiser Nächsten; wohnte Tage lang mit dem Allerhöchsten Herrn unter einem Dach und durfte ihn auf Spazirgängen begleiten. Den Parisern schiens unglaublich. Sie fragten, obs wahr sei; und erhielten die Bestätigung. So straff ist dort aber, wo der Patriotismus ins Spiel kommt, die Disziplin, daß kein Wörtchen in die Presse glitt. Auch in die englische Presse keins; trotzdem die Korrespondenten der großen Blätter den Vorgang kannten. Bismarck pflegte von Phili zu sagen, er habe eine beinahe krankhafte Neigung, Klatschgeschichten weiterzutragen, und stifte damit leicht Unfrieden. Das Bemühen, auf einem Privatweg, unter dem Weihezeichen der Purpurstandarte, zwischen Deutschland und Frankreich Frieden zu stiften, könnte noch gefährlicher werden. Auf der einen Seite der höllisch geschickte Cambon, Eduards Mann, und Lecomte, l'ami de l'ami, auf der anderen Phili plus Tschirschky: die Partie wäre gar zu ungleich und müßte mit deutschem Verlust enden.

Wer kein brauchbares Spiel in der Hand hat, soll passen. Wir könnens.

Je stiller und fester, desto besser ist in diesem Jahr chronischer Unsicherheit unsere Politik. Deutschland darf nicht noch einmal zur Hinnahme lästiger Zumuthung gezwungen werden. Deshalb: weder Zank noch Flirt mit den Mächten der entente cordiale. Selbst um den Preis einer Orient-Verständigung (die uns, als dem austro-russischen Interessenkreis Angehörigen, nur schaden würde) kein Austausch von Zärtlichkeiten. Zu wünschen wäre auch ein recht nahes Ende der Rednerei über den Werth und die unermeßliche Entwickelungfähigkeit deutscher Kolonien. Swakopmund soll der größte Hafen Südafrikas werden. Ein schöner Plan; unnöthig aber, ihn jetzt schon zu illuminiren. Sagt ein kluger Unternehmer je, er stärke sich für Riesenpläne, trachte nach dem höchsten Ziel und werde durch sein Handeln übermorgen des Erdkreises Staunen erregen? Niemals. Er schweigt und arbeitet. Gegen Jeden, der anders handelt, schaaren sich Alle von der Expansion irgendwie Bedrohten. Zum zweiten Mal dürfen wirs nicht vor schadenfroh leuchtenden Blicken erleben. Daß wir an aktive Politik nicht denken dürfen, ist traurig genug. L'Allemagne se recueille: muß es jetzt heißen; und dieses Deutschland für eine Weile so uninteressant wie möglich sein. Dafür muß der Reichstag sorgen. Hindern, daß neben der offiziellen eine höfische Diplomatie fortwirke. Die Auskünfte (auch über Marokko) fordern, auf die er in der Adventzeit vergebens harrte. Das Gespräch da aufnehmen, wo es im Dezember abgebrochen wurde. Ruhig, doch mit dem fühlbaren Willen, es diesmal nicht nach fürstlichem Belieben zu schließen. Ein Kanzler, der sich nicht muthwillig in Gefahr begiebt, wenn er aber hineingeräth, sich zu wehren weiß, nicht vom Platz weicht und immer gewiß ist, daß er die Geschäfte allein leitet und durch Privatpolitik nicht gestört werden kann; und ein patriotisches, starkes, wachsames Parlament: dann ist nichts zu fürchten. Wir brauchen nur Zeit. So lange Deutschland als eine Gefahr verschrien werden kann, schlummert draußen der Zwist. Sind wir still, so wendet das Auge der Koalirten sich wieder den Reibungflächen zu, die sie so lange von einander schieden und die une haine commune sie seitdem vergessen ließ.

Scherzo.

In Berlin schrieb der Kaiser: „Es entspricht meinem Wunsch, daß wegen Majestätbeleidigung oder Beleidigung eines Mitgliedes meines königlichen Hauses nur solche Personen die gesetzliche Strafe erleiden, welche sich jener Vergehen mit Vorbedacht und in böser Absicht, nicht blos aus Unverstand, Unbesonnenheit, Uebereilung oder sonst ohne bösen Willen schuldig gemacht haben. Ich beauftrage daher Sie, den Justizminister, mir, so lange nicht das

Gesetz eine entsprechende Einschränkung der Strafbarkeit enthält, fortlaufend von Amtes wegen über alle nach dem Angeführten berücksichtigenswerthen Verurtheilungen behufs meiner Entschließung über die Ausübung des Begnadigungrechtes zu berichten". Eine löbliche Regung, die zwar, da ein böser oder mindestens unbestimmter Dolus leicht festgestellt ist, ernsten Kritikern der Majestät kaum je nützen wird, immerhin aber zeigt, daß auch der Kaiser nicht mehr glaubt, diese Kritik sei durch Strafandrohung niederzuzwingen. In Rom sprach der Botschafter Graf Monts: „Im Ausland hat sich vielfach der Brauch eingebürgert, am Geburtstag des Kaisers den Fremden die Eigenschaften Wilhelms des Zweiten geradezu anzupreisen. Das müßte die Ehrfurcht vor dem Träger der Krone der Salier und Staufer verbieten. Im Verfassungstaat ist der Monarch dem Lob wie dem Tadel entrückt. Die Deutschen sind keine Byzantiner, sondern freie Männer. Byzanz welkte. Deutschland blühe bis ans Ende aller Tage!" Daß die Krone der Hohenzollern die selbe ist, die Salier und Staufer einst trugen, das neue Reich ans alte, unselige, verhöhnte geknüpft werden darf, wird Mancher bestreiten; doch jeder Aufrechte sich der tapferen Sätze freuen. Solches Beispiel muß die vom Volk Abgeordneten spornen. Auch den Kanzler. Wer weiß? Am Ende war er nur schüchtern, so lange achtzig rothe Genossen vor ihm saßen, und beruft sich in Nothfällen nun gern auf einen starken Reichstag, der auch die Grenzen kaiserlicher Gewalt einzuzäunen wagt.

Noch Neues? Die Grafen Moltke und Hohenau haben das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen (Phili hat es wohl längst). Und den Herren, die für das falkenberger Offiziersanatorium Etwas „gestiftet" haben, hat der Kaiser seine in Cadinens Werkstatt fabrizirte Büste ins Haus geschickt. August Scherl: Rother Zweiter mit Eichenlaub. Und zur Stichwahl werden die Parteien, die vorgestern wüste Schimpfrede tauschten, friedlich neben einander marschiren. Wollt Ihr ein paar Wahlaufrufe hören, die auf meinen Tisch kamen, weil ich darin, trotz der Anthipathie, als Zeuge für die gute Sache des Centrums vorgeführt ward? Hier einen aus dem badischen Freiburg:

„Reichstagswähler! Auf ausgestopftem Schlachtroß rücken die vereinigten Liberalen in den Wahlkampf, wenn sie in ihren Flugblättern glauben machen wollen, es handle sich beim jetzigen Wahlkampf um Ehr' und Gut der Nation, die durch die Reichstagsmehrheit vom dreizehnten Dezember 1906 gefährdet worden seien. Alle Welt ist darüber einig, daß für die Auflösung des Reichstags koloniale oder nationale Gesichtspunkte im engeren Sinn nicht entscheidend waren. Die ‚guten Katholiken', die nach den Liberalen wegen der ablehnenden Haltung des Centrums einen ‚Ansturm gegen Centrumsführer im eigenen Lager' machen, waren bis auf eine verschwindend kleine Anzahl überhaupt nie Anhänger des Centrums! Deren ganze Aktion ist ein Bischen Mauerfraß, der sich am Centrumsthurm zeigt, aber die Quadern des Thurmes nicht lockern wird. 1887 und

1893 ist die Centrumspartei spielend über ähnliche Aktionen hinweggekommen. Diesmal ist eine solche noch aussichtloser. Diese ‚guten Katholiken‘ haben bis jetzt auf politischem Boden noch keine Thätigkeit ausgeübt, die sie zu einer Führerrolle berechtigt. Sie mögen sich vom Centrumsgegner Maximilian Harden belehren lassen, der in der ‚Zukunft‘ die Protestanten davor warnt, sich gegen das Centrum als den ‚Schwarzen Mann‘ hetzen zu lassen. Von den Wahlaufrufen der ‚Nationalgesinnten‘, welche das Centrum der Unzuverlässigkeit in nationalen Dingen beschuldigen, sagt er: ‚Diese Wahlaufrufe sind ruchlos, weil sie unwahrhaftig sind. Reißt diese Manifeste feiger Ohnmacht in Fetzen!‘ Der Katholik, der unter heutigen Verhältnissen dazu mithelfen würde, das Centrum zu zertrümmern oder zu schwächen, gliche dem Wahnsinnigen, der das Dach einrennt und über sich zusammenstürzen läßt, unter dem er bis dahin Schutz gefunden gegen alle Stürme. ‚Euer nationales Ehrgefühl halte Euch ab, einem Centrumskandidaten Eure Stimme zu geben!‘ rufen die Liberalen den Wählern zu. Ist eine Partei berufen, besonders an das nationale Ehrgefühl zu appelliren, die so und so oft erklärt hat, die Reaktion (nach ihrer Meinung das Centrum, Konservative, Agrarier ꝛc.) sei gefährlicher als die Sozialdemokratie, und dabei genau weiß, daß diese auf internationalem Boden steht? Den konfessionellen Frieden wollen sie schützen, die Liberalen, die Epigonen der Kulturkämpfer der siebenziger Jahre, deren heutiger ‚Aufschwung‘ nur das Anziehen unter dem Peitschenschwung ihrer fanatisch kulturkämpferischen ‚Jungen‘ ist. Wähler! Gebt die Stimme nicht dem Kandidaten der Partei, die noch nie einen Rückhalt im Volke besessen und rechts und links um Hilfe fleht, gebt sie dem Kandidaten der Centrumspartei, deren fester Bestand noch immer gezeigt, daß die Wurzeln ihrer Kraft im Volke liegen. Wählt also den Bäckermeister und Stadtverordneten Herrn Karl Hauser. Das Wahlkomitee der Centrumspartei.“

Ein zweiter, ungefähr nach der selben Tonart, aus Bonn:

„Katholische Mitbürger und Reichstagswähler! Ein Wahlausschuß von Herren, der sich ‚national‘ nennt, überschwemmt Stadt und Land mit Flugblättern, die an Unwahrheit und Entstellung und Heuchelei Unglaubliches leisten. Wer ist dieser ‚nationale‘ Ausschuß? Antwort: Die nationalliberale Partei in Bonn! Die Partei der fanatischen und verbissenen Kulturkämpfer! Die Partei der ‚Bonner Zeitung‘, dieses katholikenfeindlichen Hetzblattes erster Ordnung! Dieser Mischmasch, bestehend zum großen Theil aus Protestanten und Altkatholiken, aus lieberalen Professoren und Freimaurern, wagt es, in einem an Euch, katholische Mitbürger, gerichteten Flugblatt Euch darüber belehren zu wollen, welchem Kandidaten Ihr Eure Stimme geben sollt; muthet Euch, katholische Mitbürger, zu, Eure Partei zu verrathen, deren Einigkeit und Stärke wir die Beseitigung der Gefahr des Kulturkampfes und den konfessionellen Frieden verdanken. Die Maske herunter! Katholische Mitbürger und Reichstagswähler! Neununddreißig Katholiken haben in Düsseldorf den bekannten Aufruf unterzeichnet und damit bewiesen, daß ihnen die Geschichte und Grundsätze der Centrumspartei vollständig fremd sind und daß ihnen jedes politische Verständniß für das wahre Wohl des katholischen Volkstheils abgeht! Kein Wunder! Es handelt sich zumeist um Herren, die theils ihres jugendlichen Alters, theils ihrer früheren Stellung wegen nicht in der Lage waren, die wahren Interessen des katholischen Volkes kennen zu lernen! Was bedeuten diese Neununddreißig, und wenn auch noch ein paar Nullen dahinter stünden, gegenüber den Millionen Katholiken und Millionen Centrumsstimmen?!! Solch ein Machwerk wollen die ‚Nationalen‘ zum Stimmenfang benutzen! Es wäre nicht zu verwundern, wenn die selbe Gesellschaft Euch noch

den Papst vorführen würde, um für die nationalliberale Partei Propaganda zu machen! Auf diesen Leim kriechen wir nicht! Zu solch hinterlistiger Taktik paßt genau der frivole Vorwurf, Ihr, katholische Mitbürger und Centrumswähler, ließet das Vaterland feig im Stich! Wir weisen solch niedrige Verleumdung mit Entrüstung zurück! Dieses Verhalten der sogenannten Nationalen, die den Patriotismus allein für sich gepachtet haben wollen, ist in seiner Unehrlichkeit und Erbärmlichkeit treffend gekennzeichnet durch Maximilian Harden, einen Freund Bismarcks, in seiner ‚Zukunft'. Er sagt: ‚Diese Wahlaufrufe sind ruchlos, weil sie unwahrhaftig sind! Reißt diese Manifeste feiger Ohnmacht in Fetzen!' Katholische Mitbürger und Reichstagswähler! Die richtige Antwort auf die liberalen Anmaßungen gebt am fünfundzwanzigsten Januar 1907 mit dem Stimmzettel für Dr. Peter Spahn, Oberlandesgerichtspräsidenten in Kiel. Das Wahlkomitee der Centrumspartei."

Aus Münster zwei, weil sie Schwarz und Roth im selben Weichbild zeigen:

„An die Centrumswähler der Stadt Münster. Mitbürger! Die Wahlschlacht steht bevor. Die Lage hat sich geklärt durch den Aufmarsch der Parteien und die Kundgebungen der Regirung. Der Reichskanzler hat die Parole ausgegeben: Nieder mit dem Centrum! Und alle Parteien, die Konservativen, die Liberalen, kurz alle sogenanten Nationalen, berennen den Zentrumsthurm Schulter an Schulter mit den revolutionären Sozialdemokraten. Diesen ist der Thurm das festeste Bollwerk des Reiches und unserer Gesellschaftordnung. Jenen der unbequeme Hort unserer Volksrechte und unserer christlichen Ueberzeugung; den Einen zu national, den Andern zu wenig national, Allen gleichermaßen verhaßt. Aus dem Haß aller Parteien und seinen Gründen leuchtet hervor, daß das Centrum die Partei der wahren Mitte ist. Das Centrum ist die Partei der positiven Arbeit und es hat stets mitgearbeitet zum Wohl des ganzen Reiches wie aller Stände des deutschen Volkes. Sein Ziel war stets und ist noch heute der politische, der religiöse und soziale Friede. Was will das Centrum? Wahrung der Verfassung. Wahrung der Rechte des Kaisers, aber auch der Rechte des deutschen Volkes, daher auch Wahrung des geltenden Reichstagswahlrechtes; Wahrung des Rechtes und der verantwortlichen Pflicht des Reichstages zur selbständigen Prüfung aller Gesetzesvorlagen, einschließlich des Etats; Stärkung des Deutschen Reiches nach innen und nach außen, daher Pflege der Wehrkraft des Reiches zu Wasser und zu Lande; eine maßvolle Kolonialpolitik, getragen von christlichem Geiste; Ausbau der sozialen Gesetzgebung im Sinn der ausgleichenden Gerechtigkeit für alle Stände; Erhaltung des religiösen und konfessionellen Friedens, Schutz der Religion und der Sittlichkeit, Gleichberechtigung der Angehörigen aller Konfessionen. Was will das Centrum nicht? Keinen Umsturz. Kein absolutes Regiment. Keine uferlose Welt- und Kolonialpolitik. Keinen verantwortunglosen Reichstag. Keine ungerechte Belastung der schwachen Schultern. Keine Entchristlichung und Entsittlichung des deutschen Volkes. Keinen neuen Kulturkampf. Keine konfessionelle Verhetzung des deutschen Volkes. Dies war stets Centrumspolitik, ist es heute und wird es stets bleiben!! Das ist nationale Politik im besten Sinn des Wortes!! Den Vorwurf, die Centrumspolitik sei antinational, weisen wir mit tiefster Entrüstung zurück! Was steht heute auf dem Spiel? Keine nationale Frage. Nicht die Macht und die Ehre des Reiches, sondern das Budgetrecht des Deutschen Reichstages, die Existenz des Centrums und sein legitimer Einfluß, die Bildung eines liberalen Blocks mit allen ihren Folgeerscheinungen, welche wir aus den siebenziger Jahren noch kennen. Was würde der erstrebte liberale Block bringen? Neue Steuern für die Massen! Stillstand der sozialen Gesetzgebung! Kulturkampf trotz

allen Erklärungen des Reichskanzlers. Centrumswähler! Der Stimmzettel ist Eure Waffe. Niemals war die Pflicht zur Ausübung des Wahlrechts so ernst und heilig wie heute. Darum tretet Mann für Mann an die Wahlurne und gebt Euren Stimmzettel ab für das Centrum, für unseren einstimmig aufgestellten Kandidaten, den Universitätprofessor Dr. Georg Freiherrn von Hertling. Angesichts der uns schwer verletzenden, unberechtigten Vorwürfe des Reichskanzlers, angesichts der haltlosen Angriffe der sogenannten Nationalen, angesichts der unseren heiligsten Interessen drohenden Gefahren muß unser Centrumskandidat jetzt erst recht mit erdrückender Stimmenmehrheit gewählt werden. Der Vorstand und Arbeitausschuß des Centrumswahlkomitees der Stadt Münster."

„Eine hundsgemeine, erbärmliche Lüge, die zum Himmel stinkt, schickt der Vorstand und Arbeitausschuß des Centrumswahlkomitees in die Welt. Nachdem wir dem Centrum in unseren Flugblättern die arbeiter- und volksfreundliche Maske herabgerissen und dadurch die darunter verborgene widerliche volksfeindliche Fratze aller Welt gezeigt haben, wagten sich endlich die Knappen des Centrums aufs Kampffeld und sofort stank es nach Lügen und Gemeinheit! Wähler! Wir zeigten Euch, wie die Mehrheit des verflossenen Reichstages unter Führung des Centrums durch die neuen Handelsverträge das arbeitende Volk um viele hunderte Millionen Mark aufs Neue belastete und dadurch sich und Ihresgleichen die stets offenen Taschen füllte. Wir zeigten Euch, daß die Folge davon die jetzt herrschende drückende Theuerung ist. Wir zeigten Euch, daß dem Volk im vorigen Jahr weitere 170 Millionen Mark neuer Steuern aufgebürdet wurden und weitere neue Steuern in Aussicht stehen. Wir zeigten Euch, daß nur das Centrum als ausschlaggebende Partei verantwortlich ist für die schwere Noth der Zeit. Da besitzen die Söldlinge der Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht die Gemeinheit, zu schreiben: ‚Diese 170 Millionen wurden aber — unser Sozialdemokrat wird erschrecken — auch von der sozialdemokratischen Partei bewilligt! Einstimmig bewilligt!‘ Da soll doch ...!! Hat unser Sozialdemokrat Dies etwa nicht gewußt? Oder handelt er wieder nach dem famosen Parteigrundsatz? Beides ist möglich, Letzteres wahrscheinlich!' Wahrhaftig! Da soll doch der Teufel dreinfahren! Eine schmutzigere, erbärmlichere Lüge hat die Welt noch nicht gesehen! Wie ists in Wahrheit? Die Sozialdemokraten stimmten geschlossen gegen die Brausteuererhöhung, weil sie doch auf das Volk abgewälzt wird, wie ja die Erfahrung zeigt, gegen die Cigarettensteuer, weil sie die ohnehin schwerbelastete Tabakindustrie trifft und durch den Rückgang des Cigarettenverbrauchs Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen dieser Industrie arbeitlos würden, gegen den Frachtbriefstempel, weil den beileibe nicht die großen Geschäftshäuser tragen, sondern diese Steuer selbstredend wieder auf die Waaren geschlagen wird, gegen die Fahrkartensteuer, weil sie eine verkehrsfeindliche Maßnahme ist, gegen die Erhöhung des Ortsportos, weil Dies ebenfalls eine verkehrsfeindliche Maßnahme ist, gegen die Automobilsteuer, weil sie Verkehr und Industrie schädigt und weil die Reichen nicht ihre Ausgaben, sondern ihre Einnahmen und ihr Vermögen versteuern sollen, gegen die Reichserbschaftsteuer, weil sie ganz den Bestrebungen der Großgrundbesitzer angepaßt ist und in unerhörter Weise, zum Beispiel bei Fürsten und Anderen, durch nichts gerechtfertigte Ausnahmen zuläßt, für die Aufsichtrath-Tantiemensteuer, weil es eine Steuer auf das Einkommen ist. Dagegen beantragte die Sozialdemokratie zur Deckung des Fehlbetrages eine gerecht aufgebaute Erbschaftsteuer, die etwa 290 Millionen Mark aufbringen würde, wodurch dann alle anderen oben angeführten Steuern überflüssig geworden wären und die so drückende Salz- und Petroleumsteuer aufgehoben werden konnte. Das Centrum stimmte natürlich dagegen, da diese Steuer ja die Reichen

belastet hätte! Wähler! Das ist die Wahrheit! Und angesichts dieser Thatsachen diese dreiste Centrumslüge! Weil sich diese Volksverräther schuldig fühlen, schreien sie lügend: ‚Die Rothen habens gerade so gemacht!‘ Damit wollen sie die Sozialdemokratie beim Volk anschwärzen! Das ist die Taktik des Diebes, dem die Verfolger auf den Fersen sind und der dann schreit: ‚Haltet den Dieb!‘ Aber nach wie vor führen sie weiter, ohne zu erröthen, ihre Devise: ‚Für Wahrheit, Freiheit und Recht!‘ O diese scheinheiligen Heuchler! Angesichts der vorhin festgestellten Thatsachen, für deren Richtigkeit wir jederzeit und überall (auch vor dem grünen Tisch!) den Beweis der Wahrheit antreten können, erklären wir hiermit die Behauptung, die Sozialdemokratie habe für die 170 Millionen neuer Steuern gestimmt, für eine ehrlose Verleumdung. Eben so wird abgelogen, daß die Zölle die Lebensmittelpreise steigern. Da fragen wir doch: Welchen Zweck haben denn dann die Schutzzölle? Die Schutzzölle haben den Zweck und den Erfolg, die Lebensmittel usw. um die Höhe des Zolls zu vertheuern. Diesen so erhöhten Preisen schließen sich die Inlandspreise an, also wirken die Zölle preissteigernd! Mit dreister Stirn behaupten die Brotwucherer in ihrem Flugblatt: ‚Alle Welt sieht, daß das Brot seit 1903 um keinen Pfennig theurer geworden ist.‘ Gewiß! Das Fünfzig-Pfennig-Brot kostet heute noch fünfzig Pfennig; daß es aber ein gut Theil kleiner und leichter geworden ist, weiß jeder Arbeiter und jede Arbeiterfrau! Lug und Trug jedes Wort in dem Rechtfertigungversuch der Brot- und Fleischwucherpartei! Die selben kurzen Beine hat die Lüge betreffs der Aeußerung des Sozialdemokraten Ledebour über Mittelstand und Sozialdemokratie. Ledebour hat Derartiges niemals gesagt! Wähler! Ihr seht, das Centrumsflugblatt bringt nichts als blanke Lügen! Eine eben so dreiste Lüge ist, daß der ‚Vorwärts‘ angegeben habe, die sozialdemokratische Parteileitung schröpfe jeden ihre organisirten Genossen jährlich um mindestens fünfzig Mark Parteigeld. Wähler! Wer zu solch schmutzigen Mitteln greift, dessen Sache muß doch schlecht stehen! Und die Sache des Centrums steht auch schlecht! Diese Feinde fürchten das Volksgericht; sie wissen, daß sie am Freitag ihren wohlverdienten Lohn erhalten! Arbeiter! Wähler! Wer von Euch noch für die Wucherpartei, das Centrum, stimmt, darf sich nicht beklagen über schlechte Zeiten, über hohe Lebensmittelpreise! Wer für das Centrum stimmt, heißt die Schandtthaten des Centrums gut! Arbeiter! Wähler! Ihr habt jetzt Euer Schicksal in Eurer Hand! Laßt Euch durch keine Centrumslügen beirren, gebt der Partei Eure Stimme, die dafür eintritt, daß die Lebensmittelzölle abgeschafft und dafür die Lasten des Reiches hauptsächlich auf die Schultern der Reichen gelegt werden! Gebt Eure Stimme dem Kandidaten der Sozialdemokratie, dem Tischler Heiko Groenewold. Nieder mit der Lügenpartei, dem Centrum! Nieder mit dem Brot- und Fleischwucher! Hoch die Sozialdemokratie! Das sozialdemokratische Wahlkomitee.“

Glaubt danach noch Einer, daß diese Parteien in einer Front gefochten haben? Nur in einer Negation fanden sie sich zusammen; auch nur, weil, am dreizehnten Dezember, der vor dem Konflikt bangende Graf Ballestrem, um seinen Freunden mehr Zeit zur Ueberlegung zu sichern, über den Antrag Ablaß, nicht vorher über den weitergehenden Antrag Hompesch abstimmen ließ. Für den waren die Rothen nicht zu haben; er gab ja zwanzig Millionen.

Finale.

Ein Triumph des Centrums und keine wesentliche Stärkung des Liberalismus. Aber eine lebhaftere Betheiligung des Bürgerthums, das in Dern-

burg den Exponenten seiner Wünsche sah, und eine Niederlage der Sozialdemokratie. Die muß ihr Programm und ihre Taktik revidiren, die greisen Führer durch rüstigere und modernere Männer ersetzen: und merkt dann vielleicht bald, daß es für sie keine Lebensfrage ist, ob sie vierzig oder achtzig Mann auf der Parlamentswache hat. Nützlich ist der Beweis, daß ein neues Ausnahmegesetz nicht nöthig ist; nützlich die der Genossenschaft ertheilte Lektion; nützlich, daß der Spukglaube an ein unbegrenztes Wachsthum der Sozialdemokratie nun bestattet ward. Die Kolonialforderungen? Für die war im alten Reichstag eine Mehrheit zu haben (auch für Eisenbahn und Staatssekretariat); giebts jetzt sogar zwei. Von Parole und Feldgeschrei wollen wir lieber schweigen; und abwarten, wie lange die Freude an der großen Aktion währen wird. Nur noch einmal betonen, daß sie im Haupttreffen mit kläglicher Schlappe geendet hat.

Liberaler wird der Reichstag nicht (für die politischen Forderungen des Liberalismus stimmten ja auch die Sozialdemokraten); eher noch konservativer. Und brauchbare Arbeit ist von ihm nicht zu erwarten, wenn das Centrum, statt wieder auf seinen alten Platz vorzurücken, zäh im Schmollwinkel bleibt. Eine „unberechenbare Partei" hats der Kanzler genannt. Bismarck war anderer Meinung. Am dritten Dezember 1884 sagte er: „Die Centrumspartei hat Vieles an sich, was mich, im Vergleich mit anderen Parteien, in hohem Grade anzieht und besticht. Sie hat eine sehr strenge Disziplin. Viele ihrer Grundsätze sind mir sympathisch und ich theile sie. Man kann mit ihr rechnen." Auch heute noch, wenn man sich nicht als den Schwächeren erweist. Kann und muß mit ihr rechnen. Wer sie ernstlich bekämpfen will, hat auf ein Menschenalter hinaus zu thun und darf von Tiraden nicht den Sieg erhoffen. Daß sichs mit ihr leben läßt, hat Fürst Bülow erfahren. Er wird auch jetzt einen modus vivendi finden oder nicht lange mehr Kanzler sein. Wo ist seines Wollens Ziel? Wo wars, als er zum Kampf rief? Statt zu sagen, wohin die Reise gehe, lächelte er hold: „Das kommt auf die Gesellschaft an, die sich mir anschließt." Das Schlachtroß stieg, die Hörner schmetterten: und als die Ruhe hergestellt war, sah er sich in dem längst ihm vertrauten Kreis; hatte der liberale sich dem konservativen Geist nicht nach durchlauchtigem Wunsch gepaart. Einerlei. Nicht um konservative oder liberale Regirung handelt sichs jetzt, sondern zunächst um die Sicherung des Reichsbestandes. Ein starkes Parlament ist zu haben. Ein Parlament, das nichts Nothwendiges weigert, nichts Unnöthiges gewährt. Die Ausdehnung monarchischer Macht nicht in Demuth dulden, die Leistung des verantwortlichen Beamten selbst prüfen wird. Der Kanzler kann sich freuen.

Das Problem der Entwickelung.

Im befruchteten Ei und im daraus hervorgehenden Embryo zeigt sich eine regelmäßig fortschreitende Vorbereitung auf den fertigen, fortpflanzungsfähigen Organismus. Der Gang dieser Vorbereitung, die Entwickelung des Embryo bis zur abschließenden Gestalt, ist ursächlich bestimmt durch die Gestalt der Eltern, von denen die Keimzellen hervorgebracht sind. Diese Gestalt ist die Ursache des Werdens einer neuen Gestalt, die ihr gleicht und die wiederum durch Fortpflanzung, Vererbung, Entwickelung eine Gestalt von gleicher Beschaffenheit hervorbringen kann. So sind die organischen Einzelwesen Glieder einer Reihe, die das Band der Erblichkeit mit einander verknüpft. Eine falsche Auffassung aber ist es, wenn man die Vererbung als eine Kraft ansieht, die Etwas bewirken könne, die Entwickelung des neuen Individuums hervorbringe. Die Vererbung ist keine Naturkraft, sondern ein Naturgesetz; sie ist der gesetzmäßige Ablauf von Erscheinungen, die durch Kräfte hervorgebracht werden, die jedem fortpflanzungfähigen Organismus innewohnen und die Eizelle so beeinflussen, daß sie zu einem neuen Einzelwesen der gleichen Art sich entwickelt. Die schrittweise sich vollziehende Differenzirung der Theile im Embryo, die Entstehung seiner anatomischen und morphologischen Mannichfaltigkeiten aus der einfachen Zelle des befruchteten Eies, die hierfür erforderliche Bereitung und Dislokation der Stoffe bilden ein so komplizirtes Problem, daß die Wissenschaft vom Mechanismus dieser Vorgänge erst sehr wenig zu entziffern vermochte; meist hat es bei einer Beschreibung des äußeren Gestaltwechsels sein Bewenden und im besten Fall gelingt es, die hierbei sich geltend machenden äußeren Einflüsse festzustellen. Denn wie schon die Nothwendigkeit der Brutwärme für die Entwickelung des Vogeleies, der Feuchtigkeit für das Keimen von Pflanzensamen zeigt, kommen neben dem erblichen Zwang auch äußerliche Einflüsse für die Entwickelung in Betracht.

Das Leben des Organismus besteht in verwickelten Bewegungen und diese sind der Ausdruck mannichfacher Arbeitleistungen. Die besondere Art dieser Leistungen ist gegeben in der Betriebsenergie und der Konfiguration des Systems; diese setzt sich zusammen aus den einzelnen Systembedingungen, die den Bedingungen unserer für technische Zwecke angefertigten Maschinen entsprechen. Die Energie ist nicht erblich, sie tritt von außen in den Organismus hinein; wäre es anders, so wäre der Organismus ein Perpetuum mobile, also ein Ding der Unmöglichkeit. Die Systembedingungen vererben sich bei den Thieren und Pflanzen. Sie werden aufgebaut in der Entwickelung und hierfür sind besondere Kräfte erforderlich, die auch vererbt werden und nicht energetischer Art sind; ich habe sie Dominanten genannt. Für den Organismus als arbeitendes und sich entwickelndes Wesen kommen also vier fundamentale

Begriffe in Betracht: der Stoff; die Energie; die Systembedingungen (oder Systemkräfte) und die Dominanten.

Die Analyse der Organisation und des Lebens führt mit Nothwendigkeit auf ein inneres und erbliches formbildendes Prinzip, das mit dem Stoff und mit den physikalischen und den chemischen Kräften so schaltet und waltet, daß die daraus hervorgehenden Systembedingungen des Organismus immer am rechten Ort und zur rechten Zeit auftreten. Für diese gestaltenden Einflüsse nicht weiter analysirbarer Art habe ich das Wort Dominanten geprägt, einen symbolischen Ausdruck, den man allenfalls auch durch das Wort Gestaltungskräfte ersetzen könnte. Ich spreche von Dominanten im Plural, weil die Dominanten im Organismus als eine Schaar über- und untergeordneter Kräfte thätig sind. So können wir sprechen von den Dominanten, denen das Auge, das Ohr, die Nase, die Lunge, der Magen u. s. w. ihre Gestaltung verdanken. Die Dominante des Auges umfaßt wiederum die Dominanten der Hornhaut, der Iris, der Linse, des Glaskörpers, der Netzhaut u. s. w.; die Dominante der Netzhaut umfaßt noch eine Schaar von Dominanten, die für die Bildung ihrer einzelnen Bestandtheile verantwortlich zu machen sind; es sind ererbte Impulse, durch die der Stoff gezwungen wird, bestimmte Gestalt anzunehmen. Wir können schließlich auch von einer Generaldominante des ganzen Thier- und Pflanzenkörpers sprechen als von einem allgemeinen Begriff, der die sämmtlichen Spezialdominanten höheren und niederen Grades umfaßt. In diesem Sinn stimmt das Wort Dominante mit dem auf Blumenbach zurückzuführenden Worte „Bildungtrieb“ überein.

Die Dominanten sind etwas „Unbekanntes-Gesetzliches“, um mit Goethe zu sprechen; sie sind Begriffe, die aus angeschauten Thatsachen abstrahirt werden, sie sind ein technischer Ausdruck, durch den ich ein eigenartiges, gesetzmäßiges Geschehen im Organismus hervorheben will. Das Wort Dominante ist ein Symbol für etwas Wirksames oder der Wirkung Fähiges, also für eine Kraft. Definiren wir mit Heinrich Hertz die Kraft als das gedachte Mittelglied zwischen zwei Bewegungen, so sind die Dominanten das gedachte Mittelglied zwischen zwei Entwickelungphasen von Organismen oder deren Theilen. Die Dominanten sind also symbolische Zeichen für die leitenden Prinzipien der Selbstgestaltung des Organismus, für Kräfte, die beim Aufbau von Thieren und Pflanzen Das leisten, was der Mechaniker beim Aufbau einer Maschine thut. Würden wir den Organismus durch eine mathematische Formel ausdrücken können, so würden die Dominanten darin als X, Y, Z figuriren, also als nothwendige, doch ihrem Wesen nach unbekannte Glieder. Durch das Wort Dominanten will ich den Organismus nicht etwa mit Gespenstern bevölkern; ich will damit nicht ein vermeintliches Wesen bezeichnen, das im Organismus seinen Wohnsitz hat, sondern ich bediene mich seiner nur als abgekürzten Aus-

druckes für eine Thatsache. So sagt man auch, daß ein Körper eine doppelt so große Geschwindigkeit habe wie ein anderer, statt zu sagen, daß er in gleicher Zeit einen doppelt so großen Raum durchläuft, ohne deshalb zu meinen, daß die Geschwindigkeit ein den Körpern anhaftendes Wesen sei. Dies sind Worte D'Alemberts über den Begriff der Kraft, die ich auf den Begriff der Dominanten übertrage, weil ich sie den Kräften zuzähle. Wort und Begriff der Dominanten bezeichnen also eine Idee, nichts Greifbares und Meßbares, wie die Energie. Wir brauchen in ihnen keineswegs heimliche Mitspieler in den Vorgängen der Organisation zu sehen, sondern nur die Bezeichnung nicht weiter analysirbarer Zusammenhänge in der Entwickelung von Pflanze und Thier. Das Wesen der Dominanten bleibt dabei unbekannt und unerklärt, wie auch das Wesen der Schwerkraft unbekannt und unerklärt ist. Das einzige Analogon, das sich für die Wirksamkeit der Dominanten im Aufbau des Thier- und Pflanzenkörpers finden läßt, ist die intelligente Thätigkeit des Technikers bei der Konstruktion einer Maschine. In diesem, aber auch nur in diesem Sinn habe ich die Dominanten als intelligente Kräfte im Organismus bezeichnet. Daß ein mit einem Willensakt verbundener Gedanke den Anlaß zum Aufbau eines körperlichen Systems von bestimmter Konfiguration geben kann, erfahren wir täglich hundertfach durch das angeführte Beispiel des Technikers. Der Einfluß von Dominanten als final wirkenden Kräften auf das Protoplasma von Zellen ist darum kein größeres Wunder, als die zweckmäßigen Handlungen des Technikers es sind. Da im Lauf der Entwickelung eines Organismus immer neue Dominanten aus den alten hervorgehen und da im Tode des Organismus die Dominanten in nichts zerrinnen, dürfen wie sie gleich den Systembedingungen als nicht energetische Kräfte bezeichnen.

Auch die Gehirnbildung der höheren Thiere fordert ihre Dominanten; und da die psychischen Funktionen von der Konfiguration des Gehirns abhängig sind, kann man sie wenigstens indirekt auch als deren Erzeuger ansehen. Wie man geneigt ist, in Systembedingungen des Gehirns die Quelle der Instinkte und der sonstigen psychischen Aeußerungen eines Thieres zu sehen, so wird gerade durch diese Möglichkeit die Frage nah gebracht, ob nicht die Dominanten sich auf Systembedingungen zurückführen lassen. Wie unsere Kenntnisse heute liegen, kann ein solcher Versuch höchstens als Zukunftmusik gelten. Durch die Analogie des Organismus mit einer Maschine oder einer chemischen Fabrik ist uns wenigstens die Möglichkeit einer Vorstellung von Systembedingungen im Organismus gegeben. Für das Wesen der Dominanten fehlt es uns an jeder Vorstellung. Sie verhalten sich darin wie eine arithmetische Entwickelung, die ein geometrisches Gebilde zum Gegenstand hat und der die Anschaulichkeit fehlt. Bei dem heutigen Stand unseres Wissens und unserer Anschauung von den Organismen müssen wir die Dominanten

von den Systembedingungen trennen. Künftige Fortschritte der Biologie könnten sie wohl einmal als Systembedingungen nachweisen; ich bin der Letzte, der diese Möglichkeit in Abrede stellen will. Heute ist diese Möglichkeit aber nicht einzusehen; die Dominanten den Systembedingungen beizuzählen, wäre daher zum Mindesten verfrüht.

Meine Lehre von den Dominanten bedeutet eine dynamische Theorie der Vererbung und der Entwickelung. Ich mache Kräfte zum Träger jener verwickelten Bewegungvorgänge, die man Entwickelung und Gestaltung nennt. Diese Kräfte stehen in Beziehungen zum materiellen Substrat der Zellen. Es ist möglich, daß ihr Angriffspunkt innerhalb der Zellen ein lokalisirter ist, und dafür kommt wahrscheinlich die Chromatinsubstanz der Zellkerne in Betracht, die man sich als Träger der Vererbungdominanten vorstellen kann; wenigstens sprechen verschiedene Thatsachen zu Gunsten einer solchen Bedeutung der Chromatinsubstanz. Wie Dem aber auch sein mag: das eigentlich Wirksame sind die Kräfte selbst, die Dominanten. Daher ist grundverschieden von dieser Theorie die materialistische Lehre von der Vererbung oder die Hypothese der Pangenesis, wie sie Darwin begründet, Weismann ausgebaut hat. Danach sollen im elterlichen Organismus zahllose sehr kleine, mikroskopisch nicht erkennbare Keimchen enthalten sein (Darwin nennt sie Gemmules, Weisman Biophoren), die aus allen Theilen des Thier- oder Pflanzenkörpers in die Keimzellen einwandern und die Theile repräsentiren, von denen sie stammen. Bei der Entwickelung aus dem Ei sind diese Keimchen gewissermaßen die Anfänge aller sich differenzirenden Organe des Embryo, die sich nach dem Muster der Organisation der Eltern um jene Keimchen herum ausbilden. Ich muß gestehen, daß man sich hier die dynamische Thatsache der Vererbung nur durch eine materialistische Korpuskular-Hypothese verschleiert. Jedes „Keimchen" oder Pangen wird damit zu einem kleinen Wunderthäter, einer Art von Fetisch gemacht; denn man übersieht, daß es sich auch in der Pangenesis thatsächlich um ein dynamisches Problem handelt. Die Pangene können sich doch nicht von selbst bilden, sich nicht selbst an den Ort schieben, wo sie zu wirken haben, und dort jene Wirksamkeit ausüben, wenn sie nicht durch Kräfte gelenkt werden; und solche Kräfte wären nach meiner Ausdrucksweise Dominanten. Wenn wir das Prinzip der Pangenesis annehmen wollten, so würde die Wirksamkeit der „Keimchen" immer noch das Prinzip von Dominanten zur Voraussetzung haben. Die Dominanten sind als Kräfte unsichtbar, die Keimchen sollen es auch sein; da scheint mir ihre Annahme eben so überflüssig, als wenn man annehmen wollte, daß die Erscheinung der Schwerkraft zur Annahme von Schwerkraft-Korpuskeln hindränge. Will man einen materiellen Träger der Gestaltungskräfte im Organismus annehmen, so bleibe man stehen bei der Chromatinsubstanz der Zellkerne, die wenigstens sichtbar, die mikroskopisch nachweisbar ist.

Der Materialist zeigt fast immer die Eigenthümlichkeit, daß seine Ideen ihm unter der Hand zu Dogmen werden. Er pflegt zu schließen: Allenfalls könnte es so sein oder ich denke es mir doch so, folglich muß es so sein. Immer wieder verwechselt er eine Möglichkeit mit erwiesenen Thatsachen; ja, er hat eine Neigung dazu, seine Dogmen lieber auf Grund Dessen aufzustellen, was wir nicht wissen, als auf Grund unserer wirklichen Erfahrung. Wo wir Probleme zu erblicken haben, an deren Bearbeitung sich noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende versuchen können, verkündet er die Lösung der Räthsel. Dahin gehört die Behauptung, daß das Leben sich restlos mechanisch erklären lasse. Der Mechanismus ist thatsächlich nur Behauptung und nicht Theorie; denn er vermag die Vererbung und die Entwickelung nicht zu erklären. Insofern besteht der Vitalismus bei dem heutigen Stand unseres biologischen Wissens unzweifelhaft zu Recht. Doch auch der Vitalismus liefert keine Lösung des Problems; er ist nur ein Hilfsbegriff unserer Vorstellung. Alles im lebendigen Organismus, was wir mit den Kräften der anorganischen Natur nicht erklären können, durch eine jenen Kräften gleichwerthige Lebenskraft erklären zu wollen, halte ich nicht für zulässig. Der Vitalismus darf nur aussagen, daß bei möglichst weit getriebener mechanistischer Analyse der Lebenserscheinungen ein Rest bleibt, von dem es heute so aussieht, als ob seine mechanistische Erklärung unmöglich sei. Ein solches vitalistisches Bild des Lebens hat unbestreitbare Vorzüge vor einem materialistischen. Die charakteristischen Züge des ersten Bildes liegen in der Ermittelung der Bedingungen seiner Einzelheiten, der Beziehungen zwischen Bedingungen und Bedingtem. Solche Beziehungen sind Kräfte, nicht Stoffe. Die Organismen zeigen uns bis in die unscheinbarsten Einzelheiten hinein ein Reich grenzenloser Wunder; und wenn der Materialismus uns glauben machen will, er könne das Alles ganz einfach und leicht nach Art eines fallenden Steines interpretiren, so täuscht er sich selbst (wobei noch davon abgesehen werden soll, daß die Schwerkraft wie auch die übrigen Kräfte der anorganischen Natur für uns tiefes Geheimniß sind). Die Wissenschaft sucht, sie hat noch lange nicht gefunden; nicht einmal der Lösbarkeit der Räthsel sind wir sicher. Wegen dieser Unsicherheit unseres Wissens greift in der Biologie heute noch Denken und Dichten stets in einander.

Bei jedem Naturbilde, das wir zu zeichnen versuchen, erhebt sich die Kardinalfrage, ob dies Bild unter den möglichen Bildern auch der Wahrheit am Nächsten kommt. Wenn die kinetische Gastheorie ein gutes mechanisches Bild für das physikalische Verhalten der Gase ist, so bleibt die rein mechanische Theorie des Lebens im besten Fall ein höchst unvollkommenes Bild von Verhältnissen, die der mechanischen Betrachtung als etwas ganz Räthselhaftes erscheinen müssen. Diese Unzulänglichkeit des sogenannten Mechanismus für die Erklärung des Lebens darf um so weniger befremden, als er schon für das

Gebiet der Physik nicht ausreicht. Ein sicheres Ergebniß der theoretischen Physik ist, daß alle nicht umkehrbaren Prozesse mechanisch nicht restlos erklärbar sind; und schon der so überaus wichtige zweite Hauptsatz der Wärmetheorie läßt sich nicht umkehren. Auch die bestimmte Richtung eines Naturvorganges ist aus mechanischen Erklärungen niemals abzuleiten. Warum soll es dann ein Verzicht auf Wissenschaftlichkeit sein, wenn wir einräumen, daß das Leben nicht restlos mechanisch erklärbar ist? In dieser Anschauung begegne ich mich mit dem Urtheil eines der größten Physiker, die je gelebt haben, eines Mannes, dem auch die Errungenschaften der „modernsten" biologischen Forschung gar wohl bekannt sind; ich meine Lord Kelvin, der sagt: „Ich muß gestehen, daß der Ursprung und die Fortdauer des Lebens auf der Erde absolut und unendlich weit außerhalb der Grenzen aller vernünftigen Spekulation in der dynamischen Wissenschaft liegt. Der einzige Beitrag der Dynamik zur theoretischen Biologie ist die absolute Negation eines automatischen Anfangs und einer automatischen Fortdauer des Lebens". Hierzu sei nur noch bemerkt, daß Lord Kelvin die Worte „Dynamik" und „dynamisch" in einem engeren Sinn gebraucht, als ich vorhin gethan habe, und daß bei ihm diese Worte sich decken mit „Physik" und „physikalisch". Lord Kelvins Absicht war zweifellos, sich zu Gunsten einer Eigengesetzlichkeit des Lebens auszusprechen.

Kiel. Professor Dr. Johannes Reinke.

Wenn ich bei Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu einer Meinung gekommen war, verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand ... Ich behaupte, daß die Natur sich immer reichlich verschwenderisch erweise und daß es weit mehr in ihrem Sinn sei, anzunehmen, sie habe, statt eines einzigen armsäligen Paares, die Menschen gleich zu Dutzenden, ja, zu Hunderten hervorgehen lassen. Die Heilige Schrift redet allerdings nur von einem Menschenpaar, das Gott am sechsten Tag erschaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, hatten es zunächst mit ihrem auserwählten Volk zu thun; und so wollen wir auch diesem die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir Anderen aber, wie auch die Neger und Lappländer und schlanke Menschen, die schöner sind als wir Alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Gesellschaft zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannichfache Weise unterscheiden und daß sie, besonders was das Geld betrifft, es uns Allen zuvorthun ... Es sollte mich freuen, wenn man in den Naturwissenschaften aufs Reine käme und dann im Rechten beharrte und nicht wieder transszendirte, nachdem im Faßlichen Alles gethan worden. Aber die Menschen können keine Ruhe halten. So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses; und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionsachen. Denn hierbei beruht Alles auf dem Glauben, zu dem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat. (Goethe.)

Technik des Vortrages.

Wie die Ausführung jeder geistigen Arbeit, so erfordert auch der mündliche Vortrag eine unbedingte Konzentration auf die zu erfüllende Leistung und also ein Ausschalten jeglicher störenden Nebenempfindung. Nun besteht aber zwischen der stillen geistigen Arbeit am häuslichen Schreibtisch und dem öffentlichen Auftreten vor einer großen Hörerschaar ein ungeheurer Unterschied. Wenn es innerhalb der vier Wände eines Arbeitzimmers durch Abkehrung von der Außenwelt vollkommen gelingen kann, mit sich selber Zwiesprache zu halten, so ist es wieder gerade diese Außenwelt, die sich an den Sprecher herandrängt und deren Wunsch ihm zum Befehl wird. Geborener Redner ist nun Der, für den dieses von außen herandringende Fluidum einer fremden Hörerschaar zusammenströmt mit einer Art lektrischer Entladung aus seinem eigenen Innern. Das Hörverlangen der Anderen wird dann nicht mehr als ein Fremdes und Gegensätzliches empfunden, sondern als eine Parallelerscheinung, die den selben Zielen zusteuert.

Es gibt sicher Menschen genug, die von Hause aus ein so geringes Mittheilungbedürfniß haben, daß für sie jede Thätigkeit als Redner oder Vortragender eine seltsame Nöthigung zu einem Thun bedeutet, dessen Eigenart ihrem innersten Wesen vollkommen fremd ist. Das sind die Durchfallskandidaten, die es in der Oeffentlichkeit niemals über einige zusammengestotterte Sätze hinausbringen werden Zwischen ihnen und der beneidenswerthen Gruppe geborener Sprecher, deren natürliche Anlage nur weniger technischer Nachhilfen bedarf, steht die große Masse der Entwickelungsfähigen. Manche von ihnen erreichen im Laufe von Jahren dank mannichfacher an sie herantretender Nöthigung eine Gewandtheit, die sie weit über ihre stümperhaften Anfänge hinaushebt. Im Allgemeinen, darf man wohl sagen, sorgt neuerdings auch unsere freiwillig und unfreiwillig an sich reformirende Schule dafür, daß dem Uebermaß des Schreibens ein Gegengewicht durch die sprachliche Ausbildung geboten wird; allerdings müßte meines Erachtens noch viel mehr als bisher der enge Weg des Frage- und Antwortspieles verlassen werden, auf dem der Lehrer als Führer vorangeht, und dafür ein Herumtummeln auf dem unbegrenzten Feld der freien Rede eintreten. Denn wie man nur im Wasser schwimmen lernen kann, so ist auch das Geheimniß der Sprachbeherrschung nur zu ergründen, wenn man unter jenen Umständen sprechen lernt, die im Ernstfall typisch sind: nämlich als ein Einzelner einer Masse gegenüberstehend. Gerade die Schule könnte da außerordentlich viel vorbereitende Arbeit leisten. Ist doch solche Klasse hoffnungvoller Sprößlinge mit ihrer bunten Gruppirung von gutherzigen Freunden und bösen Neidhammeln ein kleines Abbild der vielköpfigen Hydra Publikum, die es im späteren Leben lediglich durch die Macht des Wortes zu besiegen gilt.

Wenn als wichtige Vorbedingung jedes öffentlichen Vortrages, sei er politischer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur, die völlige Ruhe und Geistesgegenwart gilt, das Freisein von Nervosität, die irgendwie vom Gegenstand abziehen oder das Gewebe verwirren könnte, so müssen Alle, denen die Natur nicht schon diese beneidenswerthe Gabe geschenkt hat, sie sich sorgsam anerziehen.

Ein paar Beispiele mögen andeuten, in welcher Weise Das geschehen kann. Die erste Stufe stellt etwa das laute Vorlesen eigener oder fremder Arbeit dar, wobei sofort die Lösung vom Schreibtisch in der Weise zu vollziehen ist, daß

man stehend liest. Und hier ist darauf zu achten, daß sich der Vorleser eine feste und ruhige Haltung angewöhnt. Alles, was geeignet sein könnte, die Harmonie der äußeren Erscheinung zu stören, ist zu meiden. Meist sind es Unarten und Angewöhnungen, deren sich der Sprechende gar nicht bewußt ist, wie etwa eine fortwährende Verlegung des körperlichen Schwergewichtes von einem Bein in das andere oder ein beständiges Nicken und Vordrücken des Kopfes, womit den einzelnen betonten Wörtern unwillkürlich ein gewisser Nachdruck verliehen werden soll. Schon in diesem Entwickelungstadium muß es gelingen, dem Schüler die Sicherheit zu verleihen, die auf den Hörer das Gefühl der durch nichts gestörten Stimmungbereitschaft überträgt, das allein einen ungetrübten Genuß gewährt. Der körperlichen Selbstbeherrschung muß sich eine Erziehung zur Geistesgegenwart gesellen. Wenn an sich das Vorlesen aus einem Buch oder einer Handschrift statt eines freien Vortrages nur einen Nothbehelf bedeuten kann, so erwächst unbedingt die Verpflichtung, aus der Noth eine Tugend zu machen. Also muß darauf geachtet werden, daß die Abhängigkeit vom Buch bis auf ein mögliches Mindestmaß verringert wird. In den meisten Fällen ist ja nun der vorzulesende Stoff dem Lesenden schon einigermaßen vertraut, so daß sein Auge in der glücklichen Lage ist, beträchtlich größerer Wortgruppen und Satzbilder auf einmal in sich aufzunehmen als aus dem Stegreif etwa bei irgend einer Darstellung, die zu lesen ist. Deshalb bedarf es bei einem vielleicht zu Haus schon innerlich aufgenommenen Stoff nur jenes Anschlagens der Sätze, wie es die Theatersouffleure zu bringen pflegen: und man ist dann selbst im Stande, den Satz weiter zu sprechen, ohne ängstlich an den Druckzeilen entlang schleichen zu müssen. Damit ergiebt sich die Möglichkeit, wenigstens von Zeit zu Zeit die so nothwendige Fühlung mit der Hörerschaft durch das lebendig blickende Auge herzustellen. Die Kunst eines solchen Vorlesens besteht dann allerdings darin, den aus dem Saal zurückkehrenden Blick sofort wieder auf die richtige Stelle der Druckseite oder der Handschrift treffen zu lassen, von der aus man sich gewissermaßen die nächste Ration des Lesestoffes beschafft. Hierzu gehört Geistesgegenwart und ein gewisses gut ausgebildetes Raumgefühl: aufmerksame Hörer werden sich mancher Fälle erinnern, wo ihnen ungeübte Redner, deren Auge den Flug ins Publikum gewagt hatte, durch das ängstliche Herumsuchen in ihrem Manuskript eine stille Schadenfreude bereiteten.

All diese Vorleseübungen, die dem Schwimmen am Schwimmgürtel vergleichbar sind, bilden freilich nur eine Vorstufe zu dem eigentlichen Ziel, dem freien Vortrag. Schon hier möchte ich sagen, daß es mir als ein Mangel unserer meisten Bühnenschulen erscheint, wenn alle Uebungen mit Rücksicht auf den künftigen Beruf ausschließlich am gegebenen Material, an vorhandenen und etwa zu lernenden Dichtungen oder Rollen, vorgenommen werden. Zur Erlangung der Sicherheit, Natürlichkeit und Geistesgegenwart im mündlichen Vortrag scheinen mir nicht nur für den künftigen Lehrer, Juristen, Prediger, Parlamentarier, sondern auch für den Künstler solche freie Redeübungen von ganz besonderem Werth zu sein.

Der Schritt aus der Umzäunung der gedruckten oder geschriebenen Buchstabenreihen hinaus in das offene Feld der freien Rede ist sehr groß und meist erwächst dem Lehrer die Aufgabe, auf der zweiten Stufe wieder alle die Unarten zu bekämpfen, die auf der ersten Stufe schon glücklich getilgt worden waren. In dem Augenblick, wo der angehende Sprecher ohne Stab und Stütze seine Leistungen

zu vollbringen hat, bemächtigt sich seiner eine begreifliche nervöse Unsicherheit. Nach meiner Erfahrung bietet sich in diesem Stadium als erstes und bestes Mittel das Aufsagen irgendwelcher auswendiggelernten Prosa- oder Versstücke, eine geistige Thätigkeit, die innere Sammlung verlangt und erfreulicher Weise auch in unseren Schulen ausreichend geübt wird. Hierbei machen sich bei einzelnen besonders unsicheren Sprechern die berühmten, an alle möglichen Thierstimmen erinnernden Zwischenlaute bemerkbar, durch die sie sich an einzelnen Stellen der Stockung und Zögerung über die unliebsame Pause hinwegzuhelfen versuchen. Daß manchmal Derlei geradezu komisch wirken kann, ist allbekannt und von unseren Humoristen ja auch weidlich ausgebeutet in der Gestaltung des unglückseligen Schülers, der Schillers „Lied von der Glocke“ aufsagen soll und nie über die Anfangszeilen hinauskommt.

Von der ruhigen und verständnißvollen Wiedergabe auswendig gelernter Stücke ist dann überzuleiten zur freien Rede. Schritt vor Schritt muß hier vorgegangen werden und nur allmählich dürfen die Stützen und Gerüste fallen. Am Besten ist es, den Lernenden irgend etwas ihm Vertrautes frei erzählen zu lassen: dazu eignen sich am Besten Darstellungen, die in einer geschichtlichen Aufeinanderfolge sich abgespielt haben. Also, zum Beispiel, Erzählungen irgend einer Wanderung oder Sommerreise. Der Sprecher hat dann immer noch die Möglichkeit, die zeitliche Entwickelung der Dinge als Leitseil zu benutzen, an dem entlang er vielleicht hin und wieder stockend, aber doch mit einer gewissen Sicherheit vorwärts schreitet. Schwieriger und erst in einem späteren Stadium der Uebung empfehlenswerth sind dann abstrakte Themen etwa philosophischer, juristischer oder theologischer Art; aber auch sie müssen geübt werden und bieten zugleich Anlaß zur Einführung in die Eigenart der Debatte, die bekanntlich eine ganz neue und erhöhte Art von Geistesgegenwart erfordert. Einer meiner juristischen Schüler wird sich gewiß, wenn er diese Zeilen liest, mit Freude an die Debattirstunden erinnern, in denen er irgend ein Thema, etwa die Heiligkeit des Eides, die Bedeutung der Schwurgerichte, die Zeugenaussagen der Kinder und Aehnliches von seinem Standpunkt aus zu verfechten und auf meine vorgebrachten Einwürfe sofort zu erwidern hatte.

Die letzte Stufe solcher Redeübungen, für die das Debattiren die beste Vorschulung bietet, ist die Nöthigung, über irgend ein bis zum Augenblick unbekanntes Thema sofort frei zu sprechen. Auch hier giebt es verschiedene Schwierigkeitgrade. Am Besten ist es natürlich, wenn man für solche Uebungen Aufgaben wählt, wie sie im praktischen Leben so oft vorkommen. Also etwa Trinksprüche aller Art, für die natürlich vorher die allgemeine Situation und der bestimmte Zweck anzugeben ist, Begrüßungs-, Abschieds-, Festreden und Aehnliches.

Alle Stufen des freien Vortrages erfordern nun die genauste Aufmerksamkeit des Lehrers selbst auf geringe Eigenheiten und Angewöhnungen. Denn fast all diese ungehörigen Nebenerscheinungen treten für den Sprecher selbst unbewußt auf, weil seine ganze Aufmerksamkeit zunächst auf die Gedankenformung und den Satzbau gerichtet ist. Ich will dabei noch nicht einmal von der bekannten sprachlichen Erscheinung reden, daß selbst Personen, die im Allgemeinen reines Hochdeutsch sprechen oder es sich wenigstens angeeignet haben, in solchen Augenblicken geistiger Aufregung wieder in die geliebte Mundart zurückverfallen. Diese unbewußte Rückkehr vom Kultur- zum Elementarzustand der Sprache ist ja auch nicht so schlimm wie die verschiedenartigen Aeußerungen der Nervosität, die den feinfühligen Hörer

manchmal zur Verzweiflung bringen können. Dahin gehört das schon erwähnte Ausstoßen unartikulirter Zwischenlaute, rednerischer Verlegenheitseufzer, die an die lieblichen Töne des Schafes oder an das Krächzen einer Thür erinnern. Dahin gehören die Erscheinungen einer abnormen Verlangsamung oder Beschleunigung der Sprache. Dahin gehört endlich das kopflose Anlegen langathmiger Sätze, aus deren Labrinth sich der Redner nicht mehr herausfinden kann. Nur ein Neuling in der Redekunst bringt es fertig, im Sturm seiner Angstgefühle Alles, was er bis dahin an Grammatik und Rhetorik aufgenommen hat, von sich zu werfen.

Auf ein weiteres Gebiet leitet uns schließlich eine andere Gruppe von Unarten, die ich als zwecklose Gestensprache bezeichnen möchte. Was sieht man da nicht an Verlegenheitbewegungen der Arme und Hände! Es giebt Redner, die gar nicht wissen, daß sie sich an allen Stellen, wo ihr Redefluß stockte, an dem Schnurrbart gezupft oder sich mit der Hand über das Unterkinn gestrichen haben. Diese Eigenthümlichkeiten möchte ich mit den inhaltleeren Gedankenstrichen und Punkten mancher modernen Lyriker vergleichen. Wieder Andere wissen nicht, daß sie ihre Rede vom Anfang bis zum Ende mit irgend einer stereotypen Hand- oder Armbewegung begleiten. Da giebt es Sprecher, die mit dem rechten Arm die Luft durchsägen, wobei die Hand entweder mit geschlossenen Fingern glatt ausgestreckt wird oder jene anmuthigere gewölbte Haltung annimmt, bei der die Kuppe des Daumens und des Zeigefingers sich gegen einander pressen. Wieder Andere benutzen gleich beide Arme und erzeugen dabei alle möglichen Schwimmbewegungen. Ich spreche hier nur von den unbewußten und durch ihre fortwährende Wiederholung unnatürlichen und zweckwidrigen Bewegungen, die nicht eine harmonische Ergänzung der Wortsprache bilden. Das sind Bewegungen, die, wie das Kratzen am Kopf oder das Durchwühlen der Haare mit gespreizten Fingern, einer nervösen Verlegenheit entspringen und erst allmählich ausgemerzt werden können.

Es ist ja klar, daß das Spiegelbild, das ein Lehrer von seinem Schüler durch die nachahmende Karikatur zu entwerfen vermag, stets mangelhaft bleibt, so daß er die fehlende Beweiskraft des Einzelfalles durch die Masse der Korrekturen ersetzen muß. Ein idealer Zustand wäre es, wenn man dem Schüler alle seine Unarten in lebenden und sprechenden Bildern von Phonograph und Kinetograph vorführen könnte. Leider aber ist diese Methode noch zu theuer und zu umständlich.

Dr. Gustav Manz.

Wer mit Angewohnheiten des Dialektes zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja, schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Fall zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheiles; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von selbst ausgleicht ... Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche Dasjenige, was man zu deklamiren hat, nur leise oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Deklamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte nicht ausdrückt, leicht bemerken und dem ganzen Geberdenspiel eine analoge Bewegung mit dem Sinn der Wörter, als Gepräge der Kunst, aufdrücken kann. (Goethe.)

Anzeigen.

Der Pilger Kamanita. Ein Legendenroman. Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 5 Mark.

Der Buddha übernachtet mit einem jungen Pilger zusammen, der, ohne ihn zu erkennen, ihm die Erlebnisse erzählt, die ihn aus seinem reichen Besitzthum hinweg in die Heimathlosigkeit geführt haben, um den Sakyersohn, den sie den Buddha nennen, aufzusuchen. Nun erklärt ihm der Buddha die Lehre. Kamanita findet an ihr aber kein Gefallen, weil sie nur lehrt, wie man noch bei Lebzeiten dem Leiden auf immer ein Ende macht, von einem ewig dauernden Leben in göttlicher Seligkeit aber kein Wort sagt. Das kann unmöglich die wirkliche Lehre des Erhabenen sein. Kamanita eilt weiter, den Buddha zu finden, kommt aber gleich danach durch einen Zufall ums Leben und erwacht im Lotusparadies des Westens. Dort wird alsbald auch seine geliebte Vasitthi wiedergeboren und erzählt ihm, wie sie durch Betrug von ihm getrennt wurde. Viele Tausende von Jahren leben sie in Wonne; dann fängt das Paradies zu welken an. Kamanita geräth in Bestürzung, Vasitthi aber sieht darin die Bestätigung eines Buddhawortes; und während das Welken des Paradieses unaufhörlich fortschreitet, muß sie Kamanita erzählen, auf welchen absonderlichen Schicksalswegen ihr das Glück zu Theil wurde, nach dem er umsonst gestrebt habe: den Buddha zu sehen und zu hören. Von ihrem höher strebenden Willen geführt, werden sie nun als das Götterpaar eines Doppelgestirns in der strahlenden Lichtwelt des großen Brahma wiedergeboren; nach ungezählten Millionen von Jahren verbleicht aber der Glanz dieser höchsten Gottheit; auch die Sterne erblassen. Während des furchtbaren Unterganges der Brahmawelt erzählt Vasitthi dem Geliebten ihre letzten Erlebnisse: wie sie als Nonne ihre Sehnsucht nach Kamanita nicht überwinden konnte, wie sie dann den Buddha gesucht und ihn erst in seiner Todesstunde erreicht hat. Deshalb kann sie jetzt unerschüttert die Brahmawelt zerfallen sehen: „Denn daß Tausende von Welten vergehen, ist ja nichts im Vergleich damit, daß ein vollendeter Buddha in das Nirwana eingeht. Ja, sogar erfreulich ist dieser Anblick; denn wäre diese Brahmawelt ewig, dann gäbe es nichts Höheres. Sie aber vergeht und es giebt ein Unvergängliches, ein Ungewordenes." Da bittet Kamanita sie, sich im Geiste den Buddha vorzustellen, wie sie ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, damit er in Folge ihrer geistigen Gemeinschaft an der Vision und also auch an ihrer Seelenruhe theilzunehmen vermöge. Sie thuts; und in dem inbrünstigen Bestreben, ihn mit dem Anblick des Bildes zu beglücken, schwindet sie selber dahin, hinterläßt ihm aber als ein Vermächtniß das von ihr projizirte Buddhabild, dessen Züge er erkennt: „Was ich als das höchste Heil ersehnte, Das habe ich ja schon seit Millionen von Jahren besessen!" Als er in der ungeheuren Weltennacht allein, ganz einsam, zurückgeblieben ist, denkt Kamanita sein Gespräch mit dem Buddha durch: und nun bleibt ihm nichts dunkel. Als aber der neue Brahma den neuen Weltentag herauffführt und abertausend Welten jauchzend zum Leben erwachen, hat Kamanita den Buddhagedanken zu Ende gedacht und geht trotz allen Versuchen des Gottes, ihn mit seinem Licht zu erfrischen, aus der Welt. . . Dies ist (so kurz wie möglich skizzirt) der Inhalt eines Buches, in dem ich den Geist des Buddhismus

dichterisch zu gestalten versucht habe, wie ichs vor ein paar Jahren mit dem des Brahmanismus in meinem Legendenstück „Die Opferfeuer“ gethan habe

Karl Gjellerup.

Richard Dehmel. Von Gustav Kühl (Die Dichtung, Band 45). Schuster & Loeffler, Berlin.

Das Büchlein ist vor Kurzem erschienen. Der es geschrieben hat, ist wenige Wochen vorher an einer Blinddarmentzündung gestorben. Das Manuskript wurde in Kühls Nachlaß gefunden. Die es dem Druck übergaben, waren offenbar der Meinung, die Arbeit könne als fertig gelten; und so ist sie ohne eine Bemerkung, ohne eine Mittheilung, als sei sie von einem Lebenden, erschienen. Das ist Unrecht; denn der Aufsatz ist ohne Zweifel fragmentarisch, die einzelnen Abschnitte sind nicht gegen einander ausgeglichen und ein großes Stück fehlt offenbar am Schluß. Man mußte also den Tod des Verfassers erörtern und konnte die Gelegenheit, da es sich doch um eine Sammlung illustrirter Bändchen handelt, benutzen, den Freunden Kühls sein Bild zu geben; besonders, da es den Geschmack nur erfreut hätte, wenn das eine oder andere der beigegebenen Bilder weggeblieben wäre. Aber auch so wollen wir uns der feinen und immer tief gehenden Betrachtungen Kühls freuen, da es das Letzte ist, was er für uns geschrieben hat, und da nur Wenige das lyrische und geistige Wesen Dehmels mit so dichterischer Empfindung erfaßt haben. Gustav Kühl nämlich, von dem nur wenige Deutsche und nicht einmal die Herausgeber der neueren Anthologien Etwas wissen, war ein Dichter; davon zeugen seine Gedichte, die vor einigen Jahren unter dem Titel „Wimpel und Winde“ erschienen sind, und auch seine überaus eindringlichen und fast Unsagbares bildhaft und mit tiefer Empfindung darstellenden Aufsätze, deren einige (Hans von Bülow, Hugo Wolf, Theodor Streicher) in früheren Jahrgängen der „Zukunft“ veröffentlicht wurden. Gustav Kühl hat sich zäh und langsam entwickelt und war noch nicht mit sich fertig; gerade darum haben Alle, die ihn kannten, viel Schönes und Reines von ihm zu erhalten gehofft. Ein Nachlaß, der Aufsehen erregen könnte, ist also kaum zu erwarten; und da Kühl zu früh starb, wird das Andenken dieses sonnigen und erschütterten Menschen nicht in die Zeiten hinausgehen; um so mehr Grund haben seine Zeitgenossen, sich um Das zu kümmern, was er ihnen gegeben hat und was bestimmt ist, ihnen ans Herz zu greifen.

Hermsdorf (Mark). Gustav Landauer.

Eins der letzten Gedichte Kühls mag hier folgen:

Der tote Jäger.

(Lübeck, am sechsten November 1806).

Die Thore waren über,
der Straßenkampf verstummt,
der Würger weggeschlichen,
in Pulverdampf gemummt.

Zu Haufen an den Ecken
lagen sie, blau und roth,
umschlungen, Franz und Preuße:
Herzbruder! Wir sind tot.

Sonst auf dem krummen Pflaster
kein Schritt, kein Hauch,
in halber Höhe verzieht sich
der letzte Streifen Rauch.

Da kommt die schmale Gasse
in kurzem Klappertrab
ein kaiserlicher Jäger,
ein schmucker Kerl, herab.

Sein grüner Rock, sein Kolpak
staubüberwebt,
sein Thier an Brust und Flanken,
das braune, schweißbeklebt,

ein Achselstück verschoben
vom allzu scharfen Ritt,
er bringt auch manchen Spritzer
an Hos' und Handschuh mit.

Jetzt hat er angehalten,
springt aus dem Bügel, klirr,
und klappst sein gutes Pferdchen,
das steht wie im Geschirr.

Er kehrt sich hin zum Hause,
geht aber nicht hinein,
geht stracks gegen die Mauer
und dann (was mag ihm sein?)

hat er den Arm erhoben,
die Stirn darauf gelegt:
und ist so stehn geblieben,
hat sich nicht mehr geregt.

Die Nacht ist eingebrochen
und Tag und wieder Nacht,
und was da ausgestanden,
war schlimmer als die Schlacht:

In jedem Haus ein Räuber
und Fordern und Geschrei,
in jedem Haus Gewaltthat
und blutige Quälerei.

Drei Tage war das Plündern
von oben her erlaubt.
Sie haben nicht gefackelt,
die Glieder wie das Haupt!

Und als am vierten Morgen
die Welt sich wiederfand,
sah man, daß dort am Hause
ein toter Jäger stand.

(1906).

Sind Das die alten Straßen?
Ist Das die selbe Stadt,
die man vor hundert Jahren
so gepeinigt hat?

Schwerspannige Fuhren rollen
auf wohlgepflegtem Damm,
geschäftige Füße eilen
und klingelnd kommt die Tram.

Das Haus ist abgebrochen,
Gerüste stehn davor,
schon wächst ein neuer Giebel
hoch und stolz empor,

in steilem Bogen fliegen
Ziegel von Hand zu Hand —
der Reiter steht noch immer
da unten an der Wand.

Gustav Kühl.

Kolonialwirthschaft.

Vor Gelehrten und Künstlern, vor Vertretern des Handels und der Industrie hat der Kolonialdirektor Dernburg über den Werth verständiger Kolonialpolitik gesprochen. A campaign of education, einen Kreuzzug der Erziehung, hat er als nächstes Ziel seiner Arbeit bezeichnet. Dreimal in zwölf Tagen sprach er vor einem kleinen, doch nach Tausenden zählenden Bruchtheil der deutschen Nation und hofft nun, daß die Saat, die er ausgestreut hat, reiche Ernte tragen wird. An Beifall hats ihm nicht gefehlt. In der guten Stadt München, die in dem Redner den Messias einer neuen liberalen Aera sah, war die Begeisterung besonders stürmisch. Der große Saal in der ehemaligen Brauerei zum Münchener Kindl, der schon

die verschiedensten Versammlungen erlebt hat (betrübte Aktionäre, grimmige Sozis, lustige Dominos und Pierretten fanden sich dort zusammen), sah an dem denkwürdigen Blauen Montag die Sterne der münchener guten Gesellschaft vereint. Prinzen, Minister, Generale, Künstler, Geburt- und Geldadel hatten sich eingefunden, um dem berühmten Kolonialrhapsoden zu lauschen. Bernhard Dernburg genoß einen Triumph, gegen den der größte Jubel an den stolzesten Tagen von Deutsch-Lux ein schwaches Säuseln war. Prinz Leopold von Bayern drückte ihm die Hand und draußen wollte man ihm gern die Pferde ausspannen. Zum Glück war er im Automobil gekommen.

Welche Wendung! Noch vor einem Jahr hätte kein Mensch für möglich gehalten, daß Deutschland sich bis zum Paroxysmus für seine Kolonien begeistern könne. Und die Behauptung, der Bankdirektor Dernburg könne diesen Wonnetaumel erregen, wäre als schlechter Börsenwitz behandelt worden. Nun ist das Unglaubliche Wahrheit geworden. Was der Kolonialdirektor von den Millionen erzählt, die im Boden der Kolonien stecken, klingt recht verführerisch; und Ziffern können nicht lügen. Dernburg giebt Ziffern, giebt Rentabilitätberechnungen, die, wie er nachdrücklich betont, der genausten Prüfung Stand halten. Mancher, der sich vor der Majestät der Zahl nicht so flink beugen will, mag freilich gedacht haben: „Ich höre doppelt, was er spricht, und dennoch überzeugts mich nicht." In den Prospekten der Kolonialgründungen standen oft schon Sätze, an die Dernburgs (trotzdem sehr interessante) Reden nicht allzu angenehm erinnern. Als ich von den Gesellschaften sprach, die Kautschuk- und Sisalnpflanzungen in Kamerun betreiben wollten, sagte ich hier, die Prospektangaben seien durchaus nicht etwa als schwindelhafte Reklame zu betrachten; die Gründer meinen es meist ehrlich und denken nicht daran, mit unlauteren Künsten die Menge zu animiren. Ich glaubte aber auch, sagen zu müssen, daß dem kleineren Kapitalisten die Betheiligung an solchen überseeischen Geschäften noch nicht zu empfehlen sei. Der Kolonialdirektor verschweigt nicht, daß lange Jahre zähester Ausdauer nöthig sein werden, um die Kolonien zu einem für die deutsche Nation rentablen Besitz zu machen; den Geduldigen aber verheißt er Millionengewinne. Baumwolle, Wolle, Kupfer, Petroleum, Kaffee: diese wichtigen Produkte würden uns die Kolonien liefern, wenn das Kapital ihren Boden erst tüchtig gedüngt hätte. „Es fehlt an Geld; nun gut, so schaff' es denn", sagt der Kaiser im „Faust" zum Narren. Wer aber soll das für die Kolonien nöthige Geld schaffen? Dernburg hat in seiner Denkschrift festgestellt, daß 229 Millionen privaten Kapitals in den Kolonien arbeiten, während das werbende Reichskapital nur 70 Millionen beträgt; er hat ferner die Exportproduktion der Schutzgebiete mit 3 Prozent kapitalisirt und dabei eine Summe von 617 Millionen herausgerechnet. Nach Addirung des werbenden deutschen Kapitals gäbe Das ein produktives Gesammtkapital von rund einer Milliarde. So groß sei der Werth der deutschen Kolonien. Der Direktor der Darmstädter Bank hätte solche Bilanz gewiß nicht veröffentlicht. In der Aufstellung fehlen nämlich die Ausgaben. Nach Dernburg haben die in zweiundzwanzig Jahren 700 Millionen Mark betragen. Das macht fürs Jahr 32 Millionen. Wendet man nun das Verfahren, das in der Denkschrift für die Produktion gewählt ist, auch auf die Kosten an und kapitalisirt die jährliche Summe mit 3 Prozent, so giebt Das gerade eine Milliarde. Die Ausgaben wären demnach gerade eben so groß wie die Einnahmen. Eine solche Rechnung wäre Unsinn; was aber bei den Ausgaben unerlaubt ist (die Kapitalisirung), ists natürlich auch bei den Einnahmen: und deshalb hat Dernburgs Rechnung ein großes Loch, in das die 600 Millionen hineinfallen. Uebrig bleiben also nur die werbenden 370 Millionen, über

deren Rentabilität die Denkschrift zwar nichts Näheres mitgetheilt hat, die aber aus den (vielfach noch recht geringen) Dividenden der Kolonialgesellschaften deutlich genug hervorgeht. Die Kolonialfrage ist eine Geldfrage; deshalb soll man die kühleren Köpfe nicht schelten, die von dem Nutzen rentablen Kolonialbesitzes zwar überzeugt sind, in die jetzt überall erschallenden Jubelchöre aber nicht einstimmen können. Daß sich das deutsche Nationalvermögen in den letzten zwanzig Jahren um mindestens 30 Milliarden vermehrt hat, ist erfreulich; nun aber hören wir, weil dieses Nationalvermögen heute 225 Milliarden betrage und weil für die Kolonien davon bisher nur ⅓ Prozent ausgegeben sei, müsse Deutschland die kolonialen Ansprüche ohne Zaudern befriedigen. An eine Kolonialsteuer ist wohl nicht gedacht. Das Publikum soll sich an den neuen Unternehmungen betheiligen. Was also an neuen Kolonialantheilen zur Subskription kommt, muß von den deutschen Sparern aufgenommen werden. Wird nun aber nicht manche dunkle Existenz von dieser Stimmung zu profitiren und dem begeisterten Publikum das Geld aus der Tasche zu ziehen versuchen? Und was wird der Reichsbankpräsident sagen, wenn er liest, wie hoch Excellenz Dernburg unser Nationalvermögen schätzt? Die lästige Diskontsteigerung, meinte Herr Dr. Koch einst, ist unvermeidlich, weil das deutsche Volk noch nicht genug Reichthum erworben hat. Wir brauchen unser Geld also in der Heimath. Und nun sollen große Summen auf Jahre hinaus in den Kolonien unrentabel bleiben?

Einer von Dernburgs Leitsätzen lautet: „Die Entwickelung des deutschen Kolonialbesitzes schützt und stärkt unsere nationale Zahlungbilanz, da sie uns die Nothwendigkeit erspart, unsere Kapitalien und den Ueberschuß unserer Arbeit zur Zahlung für Rohmaterialien an das Ausland zu schicken. Sie sichert damit auch die Stabilität unserer deutschen Währung, vermindert die Gefahr des Abflusses von Edelmetall in das Ausland und vermag auf diese Weise auch in der eigentlichen deutschen Wirthschaft eine größere Stabilität für den Preis des Geldes zu erreichen." Sehr schön; dürfen wir aber darauf rechnen, daß die Kolonien unseren Bedarf an Rohstoffen bald zum größten Theil decken werden und wir aus dem Ausland nur noch wenig zu beziehen brauchen? Baumwolle und Kupfer sind hier die Hauptartikel. Für die Baumwollkultur sollen West- und Ostafrika und Neu-Guinea gute Chancen bieten; doch erst nach einem Jahrzehnt können die deutschen Spinner ihr Rohmaterial vielleicht von dort beziehen. So lange wird es wohl mindestens dauern; so lange bleiben wir also aufs Ausland angewiesen. Wie es mit dem Kupfer steht, ist noch nicht ganz klar. Bei der Otavi-Gesellschaft, die 12 Millionen Mark Antheile an die hamburger Börse gebracht und davon 3 Millionen zur Zeichnung aufgelegt hat, schwanken die Gutachten über die Kupfervorkommen; auch die Fachleute sind also noch nicht einig. Uebrigens wird der Abfluß von Edelmetall ins Ausland nur zum Theil durch den Waarenhandel bedingt; in der Hauptsache hängt er mit dem Effektengeschäft zusammen, das wiederum nur zum kleineren Theil dem Zahlungausgleich, zum weitaus größeren der Spekulation dient. England, das wichtigste Kolonialreich der Welt, hatte im Jahr 1905 einen Import im Werth von 11½ Milliarden Mark, während die Ausfuhr nur 6,74 Milliarden betrug. Das sind zwei lehrreiche Ziffern. Sie zeigen, daß selbst ein ausgedehnter Kolonialbesitz eine fühlbare Passivität der Handelsbilanz bei nur relativ geringer Aktivität der Zahlungbilanz bewirkt, und weiter, daß Kolonien als Absatzgebiete nicht immer aufnahmefähig genug sind, um das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr günstig zu gestalten. Dabei ist zu beachten, daß Englands Hauptimporteure seine Kolonien sind, daß

also ein Theil des für Rohstoffe ausgegebenen Geldes dem Mutterland indirekt wieder Nutzen bringt (der aber, wie der verhältnißmäßig geringe Ueberschuß in der Zahlungbilanz zeigt, nicht besonders groß ist). Vor Illusionen soll man sich auch hier hüten. Unserer Industrie sind neue Absatzgebiete sehr zu wünschen; da sie heute aber nur Produkte im Werth von ungefähr 50 Millionen in die deutschen Kolonien schickt, müßte sich viel ändern, ehe von einem ansehnlichen Absatzmarkt die Rede sein könnte.

Der Deutsche wird oft gescholten, weil er für britische Kolonien viel leichter als für deutsche Geld hergebe. In Deutschland sollen für Goldshares allein 800 Millionen Mark ausgegeben worden sein. Mit solchen Summen, heißts, unterstützen wir die Entwickelung einer britischen Kolonie; ein Skandal! Erstens aber handelte sichs dabei um Spekulation, die mit kolonialpolitischen Erwägungen nichts zu thun hat, und zweitens war der größte Theil des fremden Geldes schon in die Goldminen getragen, als die Transvaal- und Oranje-Republiken englischer Besitz wurden. Gewundert hat mich, daß Herr Dernburg, der von England klug zu lernen sucht, die gerade seinem Blick gewiß nicht erst seit gestern offenbar gewordene Entwickelung des kolonialen Bankwesens gar nicht erwähnt hat. Was auf diesem Gebiet (auch in Frankreich) geleistet worden ist, verdient Beachtung und Nachahmung. Auch bei uns müßten die Banken mit gutem Beispiel vorangehen und für Kapitalzufuhr, für die Regelung des Kreditwesens und des Geldumlaufes sorgen. Obwohl unser Kolonialbesitz der drittgrößte ist, haben wir erst zwei eigentliche Kolonialbanken: die Deutsch-Ostafrikanische und die Deutsch-Westafrikanische Bank. Die Darmstädterin hat sich an diesen Geschäften nicht betheiligt; Herr Dernburg muß damals also von der Rentabilität afrikanischer Unternehmungen wohl noch nicht so fest überzeugt gewesen sein, wie ers heute ist. England hat 32 Kolonialbanken mit dem Sitz in London und 2104 Niederlassungen in den Kolonien; diese Banken verfügen über eine Milliarde Mark. Frankreich hat 21 Kolonialbanken mit 137 Niederlassungen und 330 Millionen Francs Kapital. Die Niederlande haben 16 Institute mit 67 Niederlassungen und 99 Millionen Gulden Gesammtkapital. Diesen Vorbildern nachzueifern, sollte das erste Ziel praktischer Kolonialpolitik sein. Daß ohne private Hilfe die Wirthschaft der Kolonien nicht vorwärts zu bringen wäre, ist zweifellos erwiesen. Das Privatkapital muß also herangezogen werden. Das Bankenkapital, nicht der Spargroschen des kleinen Mannes. Der afrikanische Boden ist theuer. Mit weniger als 15 000 Mark, so hat die Kolonialabtheilung vor etwa einem Jahr auf eine Frage geantwortet, sei in Südwest für einen Farmer nichts Rechtes anzufangen; und in anderen Kolonien brauche man noch mehr für den Anfang. Solche Summen kann selten Einer übers Meer tragen; und gar nach Afrika! Da muß der Kredit der Banken aushelfen, der ja auch im Inland der Förderer geschäftlicher Entwickelung ist. Koloniale Bodenkreditinstitute, Genossenschaftbanken, Landeskulturrentenbanken müßten geschaffen werden; auch an eine Reichskolonialbank, der für die Kolonien die Funktionen der Reichsbank übertragen würden, wäre vielleicht zu denken. Für all diese Dinge wäre Dernburg der rechte Mann; er versteht das Metier und die Aufgabe reizt ihn sicher mehr als das Spiel mit Ziffern, die morgen unhaltbar sein können. Der Kolonialdirektor hat wohl selbst längst erkannt, daß seine Rentabilitätberechnungen volles Vertrauen erst finden werden, wenn die Banken zeigen, daß sie auch ihnen unanfechtbar scheinen. Riskiren die Bankdirektoren das Geld ihrer Aktionäre, dann dürfen auch wir hoffen, in den Kolonien einst ernten zu können. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Februar 1907.

Pariser Stimmung.

Rue du Faubourg Saint Honoré. Dicht beim Haus des Präsidenten, dem Ministerium des Innern, den Kunstpalästen und dem Café des Ambassadeurs. Historischer Boden. Das Auge schweift zur Avenue des Champs Elysées hinüber; und hinter dem Auge träumt das Hirn von Maria von Medici und ihrem Concini, dem Mann ihrer Kammerfrau, den sie zum Marquis d'Ancre und Marschall von Frankreich machte, von Richelieu und Ludwig dem Fünfzehnten, der, als er auf Ostindien verzichtete und Kanada, die quelques arpents de neige, aufgab, für Englands Größe besser sorgte, als damals ein Brite vermochte, an die Pompadour und die Dubarry, an Eugenie, die Castiglione und die kitzelige Theresa. Zu den Ambassadeurs und zu dem Obelisken zwischen dem Elysischen Gefild und dem Tuileriengarten führt eine Straße, die nach Robespierres Feind Boissy d'Anglas genannt ist, dem Konventspräsidenten, dem Helden des Ersten Prairial im Jahr III, der unter Bonaparte Graf wurde und nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches flink ins Lager der Bourbons kroch. Sein Enkel, der auch François Antoine hieß, hat als Radikaler neben Clemenceau in der Deputirtenkammer gesessen und später, als Gesandter, die letzte Spur des franko-mexikanischen Haders weggefegt. Und geht man weiter, am Petit Palais des Beaux-Arts vorbei, dann kommt man in die Avenue Nicolas II. Könige, Buhlerinnen, Caesaren, alte und neue Jakobiner; und am Ende der Wanderung ein Gossudar aller Reussen. Auch Der ist nun fast schon wieder vergessen. Verschollen die Hymne, die ein Jahr lang in allen beuglants von Ain bis Yonne zu hören war: Dieu protège la sainte alliance entre la Russie et la France! Wenn der arme Nika sich aus seinem

Prunkkäfig jetzt nach Paris wagen dürfte, würde ihn nicht so lauter Jubel empfangen wie vor zehn Jahren. Nicht so lauter wie den Sohn der Königin, deren von Léandre gezeichnete Karikatur in der Zeit des Burenrausches auf den Boulevards ausgebrüllt und gierig gekauft ward. Alliances transient. Den Russen wird in Paris einstweilen nur noch auf Pfänder geliehen und die Briten brauchen Loutouhezi und die Azurküste nicht mehr zu meiden; sind an der Seine und am Fuß der Seealpen wieder die willkommensten Gäste. Stoff genug zum Träumen. Doch die Beiden, die im Rauchzimmer der Rue du Faubourg Saint Honoré sitzen, sind wach, trotz der Afterdinnerstimmung nüchtern und garnicht zu Träumerei aufgelegt. Ein Dicker und ein Dünner. Beide schon im Winter des Lebens. Beide tüchtig von Chronos gezaust. Beider Geburt sah der Herbst des Zollreformjahres 1841. Fettpolster bergen dem Blick die Regung der Muskeln und Nerven im Gesicht des Dicken, der im Weltreich der Mode noch immer nach der Rolle des arbiter elegantiarum langen darf; auch die Augen, die, Glaskugeln gleich, in geräumigen Schädelhöhlen liegen, verrathen von seinem Denken und Wollen nichts; gleiten blicklos über Menschen und Dinge hin. Um so redseliger sind die des Hageren. Blinzeln und lachen, grollen und stechen; können listig schmunzeln wie eines Fuchses und tückisch schielen wie einer Hyäne. Ein Asiat? Dem ersten Blick scheint ers. Erinnert, mit der gelben Haut, der Sattelnase zwischen vorstehenden Backenknochen, dem Tatarenschnurrbart, an die Mongolei eher als an die Vendée; trotz dem Europäerkleid an Li-Hung-Tschang mehr als an Cadoudals Chouanneriegenossen. Jedenfalls Einer, der Etwas erlebt, schmerzende Püffe bekommen und gegeben und im Menschengeknäuel mit spitzem Ellbogen sich sein Loch gemacht hat. Nur Sehne und Nerv. Einer, der den Kampf um des Kampfes willen liebt. Batailleur, wie Cyrano; wenn mans ihm auch nicht an der Nase ansieht. Wohl auch bretteur sans vergogne. Ein ewiges Zucken und Leuchten auf der durchfurchten gelben Fläche der Wangen. Kein seiner Würde bewußter Asiat; der zweite Blick merkts. Ein nervöser Raufbold, der mit Degen, Zunge und Feder gern ficht und am Liebsten nicht eine Sekunde auf demselben Fleck säße. Jetzt aber sitzt er ruhig und lauscht.

„Chi va piano ... War immer meine Methode. Die andere überlasse ich dem Anderen. Deshalb inkognito und so wenig Getöse wie möglich. In der Rue d'Aguesseau, vor unserer Kirche, war der Andrang mir schon lästig. Je stiller, desto besser. Weder lange Artikel noch offizielle Empfänge. Wozu denn? Ein ganz harmloser Privatbesuch; unter guten Nachbarn nichts Seltenes. Die Königin wollte ein paar Tage ohne Nebel verleben und alte Freunde wiedersehen. Und wie gern ich Paris rieche, weiß man vom Hart Fell bis zu den Py-

renäen. Wenn ich allein kam, konnten müßige Leute nach politischen Zwecken oder (man hat ja mal den Ruf des vieux marcheur) Abenteuersucht schnüffeln. Nun ists ein ehrbarer Familienbesuch und, wenn man natürlich auch die Geschäfte beplaudert, nach außen sans conséquences. Nicht das geringste Bedürfniß nach Diplomatencancans, die doch nie Neues melden. Mit Radolin ists was Anderes. Der war schon mein Mann, als er noch Graf Radolinski hieß und meiner Schwester (und jüngeren Damen) diente. Von der ersten Ehe, mit einer Wakefield, her ist er mit England verschwägert. Freue mich, daß Ihr ihn hier habt und daß er und die Fürstin sich in Paris wohl fühlen. Sind, wie ich höre, nicht nur im Faubourg, sondern auch bei rothen Republikanern beliebt und sehr stolz darauf, daß an ihrem Speisetisch der Citoyen Millerand neben einem Castellane sitzt. Jeder hat seinen besonderen Ehrgeiz. Einer Eurer berliner Leute möchte Eulenburg, den kandirten Fürsten, her haben. Der ist aber auch als Politiker längst Okkultist, geht nur nachts auf die Birsch und wagt sich kaum noch ins Helle. Wenn Revirement, hätte Prinz Hohenlohe-Langenburg, der Schwiegersohn meines seligen Bruders, wohl die beste Aussicht auf die Nachfolge Radolins, der dann vielleicht mir verliehen würde. Schon deshalb sehe ich ihn von Zeit zu Zeit gern. Sonst aber höchstens ein Bischen Haute Banque. Da ist manchmal Neues zu erfahren; die Anderen haben nur Ohren. Sie kennen meine Vorliebe für diese Art der Information ja nicht seit gestern. Uebrigens: tous mes compliments! Als man Ihnen die Nortongeschichte anhing, sträfliche Anglophilie nachsagte und behauptete, Sie ließen in London nicht nur plätten, sondern auch waschen, glaubte ich nicht, daß Sies erreichen würden. Und später, als der Britenhaß der Pariser Herrn Dr. Leyds Thränen der Rührung entlockte, erst recht nicht. Damals sah es schlecht für uns aus, und wenn Berlin besser bedient gewesen wäre, säßen wir hier am Ende nicht friedlich beisammen. Nun ists doch wahr geworden. Nimmt Frankreichs ungekrönter König noch zwei Tropfen Cherry Brandy? Bitte: Sie sinds! Zola hat ja ein kleines Verdienst an dieser Entwickelung (ich habe ihm dafür auch den dummen Garderobenbesuch bei Nana verziehen); neun Zehntel des Erfolges verdanken Sie aber Ihrer beinahe unwahrscheinlichen Willenskraft."

„Pourvou que cela doure! pflegte Laetitia Buonaparte zu seufzen, als sie die Kinder im Glanz erblickte. Eure Majestät sind sehr gnädig. Mit dem Unverwüstlichen, den ich unter dem Decknamen des Herzogs von Lancaster vor mir zu sehen die Ehre habe, kann ich mich an Vitalität aber nicht messen. Ich habe vom Nervenkapital gelebt, während Seine Hoheit kaum die Zinsen verbrauchten, und stelle mir, als alter Doktor, oft für den nächsten

Morgen schon die Prognose: Greisenmarasmus. So lange der Fackellauf Einen in Athem hielt, gings; konnte ich, ohne Prahlerei, mich dem Pneu Michelin vergleichen, qui boit l'obstacle. Hinterm Ziel scheint der Weg mir manchmal allzu sandig. Man macht Staub, kommt aber nicht recht vorwärts und wird die Angst nicht los, daß plötzlich ein Reifen platzt. Wo soll man in solcher Sahara trinken? Furchtsam bin ich noch nicht; doch die Beutejäger der Kammern warten von Tag zu Tag ungeduldiger auf die Curée; und mitunter ist mir, als hätten wir den Feind schon im Haus. Draußen stellt man sich das Regiren behaglicher vor. Für Einen, der sehr radikal war, viele noch nicht eingestampfte Artikel geschrieben und seine Landsleute an eine gewisse Verve gewöhnt hat, ist das Geschäft nicht gerade bequem. Britenfreundschaft wird mir von Judet & Co. übrigens noch jetzt vorgeworfen. Der Eclair erzählt in jeder Woche mindestens einmal, die Republik werde von London aus regirt, und hat erst gestern behauptet, die Engländer hätten das ‚Boutez l'étranger dehors!', den Fehderuf des Mädchens von Orleans, vergessen und träumten sich übermüthig wieder in die Zeit, wo das Reich der Plantagenets vom schottischen Norden sich bis ans Languedoc dehnte. Mit dieser beständigen Hetzerei . . ."

. . . „erreicht man nichts, Herr Premierminister; dazu ist sie nicht geistreich genug. Und warum, wenn Sie das dumme Zeug ernst nehmen, lassen Sie nicht schreiben, mit solchem Schwatz werde nur das Geschäft des Auslandes besorgt? Das (Sie habens am eigenen Leib erfahren) wirkt hier doch immer. Die Vortheile der Entente sind aber auch zu greifbar und wir von dem Streben nach etwas einer Vormundschaft Aehnlichem zu weit entfernt, als daß aus dieser Richtung Gefahr zu fürchten wäre. Wo, Herkules von Bergerac, ist Ihr Federbusch, der aus dichtestem Getümmel so lustig winkte? Sind Sie auf der Höhe etwa zum Grillenfänger geworden? Zugeben muß ich, daß Ihre Assiette bequemer sein könnte. Vous l'avez voulu, George! Ueber die Schwierigkeit, sich von seiner Vergangenheit zu lösen, könnten Sie von mir als Sachverständigem ein Kolleg hören. Daß es mit einiger Energie gelingen kann, glaube ich an immerhin sichtbarer Stelle bewiesen zu haben. Auch Ihnen muß es glücken. Noch spötteln die Leute, Sie seien so gewöhnt, Ministerien zu stürzen, daß Sie neulich beinahe Ihr eigenes Ministerium gestürzt hätten. Gerade nach dieser Entgleisung (verzeihen Sie!) haben Sie aber mehr staatsmännische Haltung gezeigt als mancher im Metier Ergraute. Herr Jaurès darf sich danach nicht rühmen, mit seinem Heldentenorruf Ihnen das Leben gerettet zu haben. Well roared, lion! Doch einem Eitlen wäre, trotz dem Gebrüll, das Portefeuille entglitten. Sie sind zurückgewichen, um sich mehr An-

laufsraum zu neuem Sprung zu sichern. Unmöglich, im Gedräng besser zu operiren. Nur sehe ich des nächsten Sprunges Ziel noch nicht. Wir sind einig darüber, daß aus dem Krieg gegen die Kirche nicht mehr viel zu holen ist. Er fängt das Land zu langweilen an und hat den adeligen Faubourg frömmer gemacht, als die Mode seit Jahrzehnten erlaubte. Das sieht ja auch Ihr Briand ein, der kein unausstehlich gerechter Aristides ist, sondern, wie die meisten in den Machtbereich gelangten Sozialisten, sich als einen Mann von praktischem Menschenverstand und Nützlichkeitsinn bewährt. Mich brauchte kein Norfolk in die Rolle des Friedensvermittlers zu drängen. Selbst wenn die inneren Erlebnisse der Republik, die ich als die zweite Heimath meiner Jugend liebe, mich kalt lassen könnten, müßte die Frage des Orientprotektorates mir Sorge machen. Weil die Tragweite dieser Frage kaum zu überschätzen ist, darf Euer Antiklerikalismus nicht zum Exportartikel werden. Solls dahin kommen, daß Rom (dem die Weisheit Rampollas nur allzu sehr fehlt), morgen, um Euch zu ärgern, die orientalische Christenheit deutschem Schutz unterstellt? Dann würden die Italiener verstimmt; denen jetzt schon über Alpenpässe die Verleumdung zugetragen wird, unsere Entente habe ihnen, mit der Möglichkeit freier Option, am Mittelmeer die Selbständigkeit der Großmacht geraubt. Dann könnte der liebe Sohn meiner Schwester aber auch hoffen, das alte, durch unsere Operationen am Atlas und Sinai geschmälerte Ansehen im Islam zurückzugewinnen. Als Schirmherr der Christen wäre er den Muslimin wieder der mächtigste Giaurensultan. Könnt Ihrs wollen? Eben so wenig wie wir. Daß sie in Deutschland unklug genug waren, gerade jetzt einen Zank mit den Katholiken herbeizuführen, ist gut für uns; einstweilen aber nicht als Aktivposten in die Bilanz zu setzen. Willy hat von Roms Macht und Herrlichkeit eine zu tiefe Impression empfangen, als daß er nicht bald nach Versöhnung trachten sollte; und die Kirchenfürsten sind auch jetzt noch in seiner Sonne. Das Exempel ist also einfach. Verständigt Euch! Da Ihr Euch lange stark und spröd gezeigt habt, könnt Ihrs ohne Furcht vor dem Schein einer Demüthigung; und gewinnt dadurch innen und außen. Zu entchristlichen ist das Land des Heiligen Ludwig noch nicht. Und die Klerisei wird Euch fürs Erste nicht wieder gefährlich."

„Ganz meine Meinung. Das Lob, das der vielgeliebte fünfzehnte Louis einheimste, als er nach dem Kirchengut griff, lockt mich nicht. Die Austreibung der Jesuiten wird uns eben so wenig gelingen wie ihm und Allen, die seinen Versuch wiederholten. Doch auf mir lastet der bloc. (Wobei ich bemerken will, daß ich, als wir Sardous Thermidordrama verbieten ließen, 1891 in der Kammer die Große Revolution einen Block, von dem man nichts weg-

nehmen könne, genannt, das Schlagwort also in Umlauf gesetzt habe. Was jetzt so heißt, habe ich nicht erfunden. Ich bin eigentlich nur der Verwalter der unter Waldeck-Rousseau und Combes zusammengebrachten Masse.) Die Erbschleicher würden jauchzen, wenn sie mich als Einen aus der Gironde oder gar aus der konservativen Vendée verdächtigen könnten. Und der Sache, die ich in Gemeinschaft mit einem Höheren und Größeren fördern möchte, wäre mit meinem Sturz doch wohl nicht gedient. Auch will man nach vielleicht nicht ganz unbeträchtlicher Lebensleistung nicht wie irgend ein Sarrien oder Rouvier fallen. Sich weder überrennen noch zum Testamentsexekutor herabdrücken lassen. Sondern in Werken fortleben, die Dauer verheißen und deren Vaterschaft Einem im Buch der Geschichte nicht bestritten werden kann. Wo aber bietet sich heute die Möglichkeit zu solchem Werk? Bonaparte selbst fände auf diesem alternden Kontinent für die Thatenlust seines Genius keinen Raum."

„Sie sind fast schon so höflich wie er. Da hat man sich eingebildet, Einiges in nützliche Bewegung gebracht zu haben, und hört nun beim Kaffee, daß man sich, wie ein dreister Narr, überhoben hat und nicht einmal hoffen darf, künftig etwa noch Rechtes zu wirken. Oder zähle ich, als Insulaner und Herr eines Weltreiches von vierhundert Millionen Menschen aller Farben, nicht zu den in den alternden Kontinent Gepferchten? Danke; die Wunde meines Selbstgefühles ist verbunden. Aber Sie selbst, Erbe Capets? Weht Ihre Trikolore denn nur in Europa? Müssen Sie auf Schöpferthaten verzichten, weil der Froschteich der Folies-Bourbon mit Moos bewuchs und Ihre als Amusirfleisch aufgepäppelten Damen die Unbequemlichkeit der Mutterschaft scheuen? Wird in Nordafrika, Indochina, Madagaskar nicht ein neues Frankreich? Und ist die gute Europa wirklich gar so verrunzelt? Wenn die Rolle nicht aus biblischer Zeit her ein Bischen verrufen wäre, würde ich Sie, trotz meinem Asthma, auf einen hohen Berg führen (höher als der Montmartre Ihrer armen Patienten müßte er freilich sein) und von dort aus Ihnen die Reiche der Erde zeigen, in denen der Muthige noch manchen Schatz heben kann. Kein Raum für die Thatenlust! Nächstens werden Sie reden wie Hamlet, der nur von bösen Träumen die Störung einer Nußschalenseligkeit fürchtet. Good night, sweet prince, and flights of angels sing thee to thy rest! Von Ihnen hatte ichs nicht erwartet. Dem muthigen Mann der frühen, ernsthaft scheinenden Boulange, dann der Justice und Aurore stets zugetraut, er sehe sein Ziel deutlich vorm Auge. Werke, die Dauer verheißen? Was Sie als Verweser des Herrn Combes, als Sozius des Herrn Briand leisten, verbürgt leider keinen unverwelklichen Nachruhm. Den sichert keine Steuerreform, kein Kampf gegen die rothen Syndi-

kate, auch kein deutschem Muster nachgeahmtes Fürsorgegesetz. Das französische Weltreich muß Ihr Block aus Felsenstein werden. Als Patriot sind Sie nach dem Absturz wieder in die Höhe gekommen. Die Thaten des Patrioten erwartet Ihr Land auf dem Gebiet internationaler Politik."

„Danach lechze ich ja. Hat in beiden Ländern Jemand den Abschluß des franko-britischen Bündnisses froher begrüßt? Habe ich nicht Kooperation auf dem Balkan und in Kleinasien empfohlen, sogar für das Bagdadbahngeschäft, und immer nach dem Wege gespäht, auf dem die Kaiserreiche des Ostens in unseren Bund zu ziehen wären? Mißtraut der gemeinsame Gegner Einem mehr als mir, den selbst der sanfte Pole an der Solferinobrücke für einen Chauvinisten, einen Vorbereiter des Rachekrieges hält? Deshalb haben wir ja beschlossen, Jules Cambon nach Berlin zu schicken. Der beruhigt die Wilhelmstraße, beschäftigt, als geübter Psychologe, den Kaiser angenehm und bleibt mit seinem londoner Bruder in engster Fühlung. Für ausreichende Information bürge ich. Wenn nur nicht immer Rückschläge kämen! Da war der Plan des Aermelkanaltunnels. Alles in bestem Gang; die Kostenrechnung nicht allzu hoch. Und? England hat abgelehnt. Aus England kam die kränkende Motivirung, ein deutsches Heer könne uns im Sturmschritt niederwerfen, die Tunnelbesatzung überwältigen und durch das Kanalbett bis an die britische Küste marschiren; aus England der häßliche Ruf: Alliances transient! Das verstimmt natürlich. Wenn die Engländer jetzt schon mit dem Ende des Bündnisses rechnen, wirds auch für uns Zeit, nach neuen Freundschaften auszuschauen. So sagen die Leute. Erinnern an den alten Streit um den nordafrikanischen Mittelmeerrand, der uns zugesagt, doch nicht gesichert ist; an die Möglichkeit neuer Kongo-Abmachungen, bei denen wir leer ausgingen; an die Neutralitätspflicht, deren neue Norm uns im ostasiatischen Krieg aufgezwungen wurde; an die Bedrohung unserer indochinesischen Kolonie durch Japan, das nur mit Englands Hilfe so gefährlich erstarken konnte. Der Bretonenwolf fängt leise wieder zu knurren an. Vor anderthalb Jahren, heißts, als unsere Seeleute von Portsmouth nach London kamen, lasen sie zwischen Guirlanden und Fahnen die Huldigung: Gloire à la France! Worte; nichts weiter. Britania ist schlau. Sie hat für die Schwächung Rußlands gesorgt, in Egypten, Persien, Tibet einträgliche Geschäfte gemacht und uns Vereinsamten den alten Groll für eine Pint Dünnbier abgekauft. Das ist nicht meine Auffassung. Hier und da aber hört man so flüstern. Und wir leben in unbeschränkter Demokratie. Der Franzose fürchtet, mit seinem tollkühnen Edelmuth die Dupe eines klügeren Partners zu werden. Keine sehr schmeichelhafte Art, majestätischer Weisheit zu huldigen, by Jove! Aber auch keine Stimmung für einen nationalen Rachekrieg."

„Wer denkt an den? Mit Euch, Ihr Herren, muß man vorsichtig sein; die francisque fureur könnte in einem Wirbelwind die Frucht langer Arbeit vernichten. Ich glaubte uns, nach so manchem Gedankenaustausch, intimem Einverständniß näher. Die Anklagen sind schnell entkräftet. Der Tunnel ist zunächst eine Geldfrage. Daß der Kostenanschlag Eurer Bahningenieure viel zu niedrig war, brauchte uns nicht zu kümmern; doch mußten sie sich verpflichten, die auf unserer Seite erforderlichen Festungwerke zu bezahlen. Schon an diesem Riff konnte der Plan scheitern. Und wir sind ja nicht mehr sentimentale Jünglinge, die mit flaumiger Lippe bis übers Grab hinaus Treue geloben. Les affaires sont les affaires, sagt Ihr Mirbeau (dessen Jungferntagebuch mir viel Vergnügen gemacht hat). Englands insulare Lage ist ein Werthfaktor, den man dem besten Freund nicht zwischen Birne und Käse abtritt. Auch dem erprobtesten nicht; und unsere Freundschaft ist noch recht jung. Von der Zeit der Pucelle bis zu den Tagen des großen Marchand und des kleinen De Wet war nicht viel davon zu spüren. Nach so kurzer Zärtlichkeit gleich den Hausschlüssel fordern? Polonius selbst hätte die Zumuthung allzu hitzig gefunden. Wollen wir leugnen, daß Bündnisse nicht für die Ewigkeit geschaffen werden? So dicht bei der Nikolaibrücke? Oder drauf schwören, daß 1907 ein deutsches Heer nicht so weit in die Normandie vordringen könnte wie 1870? Ein ordentlicher Kaufmann sorgt stets für den schlimmsten Fall vor. Wenn die Ablehnung des Planes (der jeden Tag, nach präziserer Ausarbeitung, wieder vorgelegt werden kann) die Nachbarn geärgert hat: unser Besuch sollte ihnen beweisen, daß nichts Unfreundliches gedacht war. Wir hoffen auf lange Dauer der Entente. Schlagen aber auch Euch ja nicht vor, uns zu Liebe einen wichtigen Theil der Rüstung abzulegen. Der Waarenaustausch zwischen unseren Ländern läßt sich ja wohl auch ohne Tunnel erleichtern; so lange die Meistbegünstigungsklausel des frankfurter Friedensvertrages gilt, ist nicht viel zu erreichen. Zweiter Anklagepunkt: Marokko. Haben wir nicht vorbehaltlos verzichtet und alle Warnungen unserer Admirale und Diplomaten in den Wind geschlagen? Am Scherifenhof und in Algesiras nicht Eure Karte gespielt? Mit Raisulis Rüpelspiel nicht bewirkt, daß Ihr, ohne deutsche Störung, dem Sultan Eure Macht demonstriren konntet? Das wird da nicht vergessen; und von draußen wird Keiner Euch künftig noch hindern, den Bissen auf die Gabel zu nehmen. (Wenn Ihr klug seid, wartet Ihr und begnügt Euch mit dem Zuwachs an muslimischem Prestige.) Drittens: Der Kongo. Sieht der ehrwürdige König Leopold aus, als ob er freiwillig Etwas hergebe? Also; und kommt Zeit, kommt auch eine anständige Konsortialbetheiligung der tugendhaften Marianne. Viertens: Neutralitätpflichten.

Die, scheint mir, geniren Euch nicht; weil Ihr auf Euren Hauptwegen eigene Häfen habt und bei uns überall gastliche Aufnahme fändet. Lästig ist diese Pflicht nur für Einen, der weitab von seiner Basis Krieg führen und sich ohne eigene Kohlenstationen und Flottenstützpunkte behelfen muß. Einen, dems so gehen könnte, solltet Ihr kennen; und gemerkt haben, daß die Bestimmung ihm auf den Leib gepaßt war. Was noch? Richtig: Die kleinen Japs. Die, liebe Excellenz, sind die Freunde ihrer Freunde, also Indochina erst recht unschädlich, so lange wir dem Mikado verbündet sind. Denken übrigens nicht an Eure Schüsseln. Eher an die Philippinen und an Amerikas pazifische Küste (deshalb hat Herr Roosevelt den zähen Witte damals ja so eifrig unterstützt: die gelben Bäume sollten nicht in den Himmel wachsen). Die Schulgeschichte ist natürlich nur Vorwand. Kalifornien und Umgegend fürchten Masseneinwanderung gelber Gentlemen. Da zieht sich was Dunkles zusammen. Aber für einen Krieg gegen die Vereinigten Staaten könnte Herr Jakob Schiff doch kein Geld hergeben. Und mit der Waffe des amerikanischen Dollars wären sogar Russen, Chinesen, Koreaner den tapferen Kerlchen nicht ungefährlich. Ueberhaupt Amerika ... Aber so weit sind wir noch nicht. Ist nun noch eine Gegenrechnung erwünscht, die alle Frankreich aus der Entente erwachsenden Vortheile aufzählt? Oder ist der Zweifel des ami et allié schon durch die Klagebeantwortung beseitigt?"

„‚Aoh yes!‘ riefen die Pariser mir, wo sie mich sahen, ein Jahr lang zu, weil sie mich für Englands Dienstmann oder für Schlimmeres hielten. Jetzt, auf der höchsten Leitersprosse (der nächsten zum Galgen), kann ich der huldvollsten Majestät nur erwidern: Aoh yes!"

„Endlich der Alte! Ich fürchtete schon, Ihr Humor habe Gallensteine bekommen. Da Sie wieder lustig sind, können wir ernsthaft reden. Pedanterie habe ich zu Haus. Campbell ist der beste Mensch auf der Welt; nur nicht gerade flinken Geistes. Bei dem Gedanken, mich mit ihm verständigen zu müssen, wird mir so ängstlich wie bei der Vorstellung, ich solle vier steile Treppen hinaufklettern. Nichts für mein Alter und Nettogewicht. Sie haben mich immer bei der ersten Andeutung verstanden. Darum freute ich mich auf dieses Afternoongespräch. Ich habe Amerika erwähnt. Das ist der schwärzeste Punkt. Für uns Alle. Die Leute sind unverschämt reich, werdens von Tag zu Tag mehr und können schließlich Alles haben, was sie sich wünschen. Mühelos, zum Beispiel, eine Flotte, die unserer gewachsen ist; wenn man ihnen nämlich Zeit läßt, sie zu bauen. Nun denken Sie mal an die Zeit, wo der Panama-Kanal (Entschuldigen Sie: ich mußte den Namen aussprechen) fertig sein wird. Eine Flotte ersten Ranges, die bequem auf zwei Weltmeeren operiren kann; und dahinter

das reichste Land dieser Erde. Ohé! Davon träumen auch die Männer von Nippon; und ächzen dann im Schlaf. Sie können einpacken, wenns so weit ist, und ihren Reis vom Mond herabholen. Deshalb möchten sie jetzt ins Feuer, kitzeln alle paar Monate den langen Jonathan unter der Nase und sind kaum auf der Sitzgelegenheit zu halten. Sie zwinkern, Verehrter; sind Sie nicht im Bilde?"

„Mit beiden Augen im Bilde der gelben Hinterfront; die taktisch offenbar höchst wichtig wird und deshalb nicht übersehen werden darf. Nur ist der innerste Zusammenhang der Dinge, der Sitzgelegenheit mit unserer gemeinsamen Sache, mir, mit schuldiger Ehrfurcht bekenne ichs, noch nicht ganz klar".

„Kann auch nicht. Wird aber bald. Zunächst gehts nach der Schnur weiter. Mit Gewalt ist gegen den Yankee nichts zu machen. Japan kann ihn zwar ärgern, aber nicht ernstlich verwunden Die Philippinen wären als leichte Beute zu haben. Aber die Rache würde kalt um so reichlicher genossen. Man würde Moskowiter, Mandschuren, Chinesen anwerben; Weltreiche als Söldlinge miethen. Da gäbe es also eine sehr kurze Freude. Das sieht man in Tokio auch ein und ist, wie die meisten Leute, wenn sie kein Geld haben, vernünftig. Wir? Das angelsächsische Blut spricht (ich selbst, denkt Ihr Bosheit jetzt, bin made in Germany und mehr Koburg als Lancaster; mag sein); und jede unfreundliche Handlung von unserer Seite triebe die United States zu einer entente mit meinem Herrn Neffen. Dessen Hoffnung ja längst ist, uns Denen drüben verfeinden und mit amerikanischer (und panislamischer) Hilfe Bedingungen vorschreiben zu können. In die Mausfalle kriechen wir nicht. Müssen uns drum aber doppelt hüten, dem stolzen Onkel Sam Aergerniß zu geben. Keine sehr behagliche Situation. Aus der nur ein Schleichweg führen könnte. Wenn wir Amerika für den Gedanken begrenzter Rüstung gewinnen könnten, wären wir aus aller Gefahr. Einfach ists nicht. Merken die Leute, daß wir ihre Panamazukunft escomptiren und uns gegen ihre spätere Uebermacht sichern wollen, dann wird die Aussicht vernagelt. Nun, bitte, passen Sie recht auf; mir liegt viel an Ihrem Urtheil. Was im Haag vor sich gehen soll, ist Ihnen bekannt. Der liebe Nika hängt an seiner Idee und wir haben keinen Grund, Spielverderber zu sein. Am Ende kommt gar für uns Etwas dabei heraus. Obligatorisches Völkerschiedsgericht? Schöner Unsinn. Wenns erst so weit ist, daß ein Staat nach dem letzten Mittel greift, wird er sich nicht einer Prozedur unterwerfen, die seinem Gegner Zeit zur Rüstung ließe. Japan hätte sich vor zwei Jahren kaum noch höflich für solche Verschleppung bedankt; Rußland sie vielleicht angenommen, um inzwischen wenigstens das Gröbste in Bereitschaft zu bringen. Ungefähr so wirds jedesmal sein. Nichts für Erwachsene. Ein Bildchen,

das auf dem Kistendeckel klebt; nur auf den Inhalt kommts aber an: auf die Begrenzung der Wehrmachtbudgets. Die Russen (Herr von Martens erzählts überall) haben nicht allzu große Lust, diese Frage auf die Tagesordnung zu setzen; oder thun doch, als fehle ihnen die Lust. Im Grunde sehe ich nicht, was sie dabei riskiren; wird der Vorschlag angenommen, dann haben sie, mit ihrem Geldmangel, den fühlbarsten Vortheil. Wahrscheinlich will der Zar seinen Nachbar, von dem eines Tages doch wieder die Aufnahme einer Anleihe zu hoffen ist, nicht verstimmen; fügt sich ihm offiziell und ist froh, wenn er mit ihm überstimmt wird. Deutschland fürchtet das Projekt wie die Pest (weil es seine Flotte ja ‚mit Volldampf', wie der Herr Admiral zu sagen pflegt, vergrößern will; und hätte Jeden, der mit diesem Ansinnen aufgetaucht wäre, unter Spottrufen heimgeschickt. Da fügte sichs denn noch gut, daß wir die Mission dem stockernsten Narren Stead übertragen konnten, der in jedem Jahr mindestens einmal die Menschheit von allem Leid erlöst und in Deutschland sehr beliebt ist, seit er die Herren von der Presse im vorigen Sommer zu Lachs, Hammel und lebendigen Herzoginnen nach London gebracht hat. Er ist wie der Botschafter einer Großmacht empfangen und nur von den allerwildesten Teutonen verhöhnt worden. Hat aber nichts erreicht. Natürlich. Deutschland will weder abrüsten noch sein Flottenbudget nach einer festen Relation begrenzen ..."

„Weil es glaubt, vor allen anderen Mächten von der Spitze des Planes bedroht zu sein? Ein alter Jäger und Journalist braucht nur ein Bischen Witterung: und ist sofort auf der richtigen Fährte. Hat meine Nase klug gerathen?"

„Pends-toi, Cyrano! Bist ein Stümper dagegen. Die gallische Pfiffigkeit ist noch nicht ausgestorben. Freilich: das enorme Selbstgefühl, das ihnen angedrillt worden ist, läßt sie glauben, die Schutzmaßregel kehre sich nur oder doch mit besonderer Schärfe gegen sie. Wunderliches Volk. Als ob eine von ihnen zu bauende Flotte uns schrecken könnte! Einstweilen sind wir an Zahl und Typus weit voraus; wenn sie sich beeilen, verdoppeln wir unser Tempo und legen zwei Schiffe auf den Stapel, wenn sie eins bestellen. Die holen uns nicht ein und verlieren bei dem Wettlauf höchstens den Athem. Dabei bleibt noch unerwähnt, daß dieser Gegner Frankreich und Englands Flotten vereint finden würde; also noch eine nicht zu verachtende Assekuranz. Nur ein Land kann uns nachkommen oder gar überholen und deshalb gefährlich werden: Amerika. Wird es im Haag für uns zu haben sein? An gründlicher Vorarbeit hats nicht gefehlt. Erstens gehen wir mit gutem Beispiel voran: geben für die Freiwilligen fortan weniger aus, kürzen den Marineetat um fünf Millionen Pfund und beschneiden den Bauplan für Panzer, Hochseetorpedo- und Unterseeboote. Wer machts

nach? Zweitens ist Mr. Bryan, den die Demokraten wieder fürs Weiße Haus kandidiren, auf der Interparlamentarischen Konferenz für die schiedsgerichtliche Untersuchung jedes casus belli eingetreten, hat sich also dem Friedensapostolat geweiht. Nicht zu verachten; als Agitator ein Yankee-Jaurès. Wenn die konkurrirenden Republikaner nicht mitgehen, verschreit man sie als Brandstifter und Bluthunde. (Ganz fremd ist mir die Terminologie der Stimmenfänger nicht, wie Sie sehen.) Drittens sind wir, im Nothfall, bereit, die (nach irgend einem ehrenwerthen Gesetzgeber der Union genannte) Doktrin anzunehmen, die verbietet, Schulden eines amerikanischen Staates mit Waffengewalt einzutreiben. Rothschild und Cassel meinen, man komme auch ohne solchen Apparat aus. Und viertens ... Haben Sie nicht gestaunt, als Sie lasen, Herr Roosevelt habe den Nobelpreis erhalten? Just er, der den Landsleuten stets einen kräftig ausgreifenden Imperialismus empfiehlt und dessen Verdienst um den portsmouther Friedensschluß auch mit geringerem Preis nicht zu schlecht bezahlt wäre? Man muß Alles aufbieten, was man an Freunden besitzt; und in Hakons Land haben wir ansehnlichen Kredit. Ein Präsident, dem vor dem Auge der civilisirten Welt für friedliche Gesinnung eine Prämie verliehen worden ist, kann schwer einem Plan widersprechen, der die Rüstunglast mindern will. Stead, Bryan, Roosevelt und unsere eigene Genügsamkeit: haben wir Trümpfe? Ihre Pazifikatoren und Salonsozialisten werden uns nicht im Stich lassen. Und daß der Vorschlag den Mächten im Haag unterbreitet wird, mußten wir (schweren Herzens, versteht sich) der Interparlamentarischen Konferenz versprechen. Daß wir an Amerika denken, ahnt noch Niemand. Kommts zur Verhandlung, dann stimmen die Vereinigten Staaten dem neuen Artikel, in dem sie einen Schachzug gegen das Deutsche Reich vermuthen, entweder zu oder wir bleiben immerhin in der dankbaren Rolle des humanen Europäers und können Deutschland als Störenfried denunziren. Ich darf doch sagen: wir? Schnelle Antwort wird nicht gewünscht. Ueberlegen Sies; wenns sein muß, mit diskreten Kollegen. Ich höre dann Cambon ... Daß von Rachekrieg nicht die Rede ist, wissen Sie nun."

„Hm ... Populär wird die Sache bei uns nicht leicht werden. Der Franzose ist nicht für schwächliche Nachgiebigkeit, ist als Krieger geboren; und hatte von der Entente Anderes gehofft. Merkwürdig, daß unsere Bündnisse uns immer nur die Police einer Friedensversicherung einbringen, die der Alliirte mit größerer Freude begrüßen muß als wir. Kismet! Fraglich ist aber auch noch, wie Deutschland es aufnehmen würde, wenn gerade wir in diesem Fall mit England gingen. Das könnte recht übel gedeutet werden. Die Beziehungen sind erst seit kurzer Zeit wieder halbwegs korrekt; und wenn nichts Ernsthaftes unternommen werden soll, darfs keinen neuen Konflikt geben."

„Haben Sie, Herr Doktor, nie einem Kranken klares Wasser als eine Morphiumlösung injizirt und dann beobachtet, daß sich fester Schlaf einstellte? Nie bei Charcot oder in der Grotte von Lourdes gesehen, was Suggestion vermag? Nur auf den Glauben kommts an; glauben Sie mir. Ich kenne in Berlin das Personal und die maßgebenden Temperamente so ziemlich. Wie wars mit Marokko? Losschlagen wollte auch mein kleiner Freund Delcassé nicht; in Berlin traute mans ihm aber zu. Und wenn Sie und die noch Radikaleren die Nervenruhe nicht verloren, war damals mehr zu erreichen, als erreicht worden ist. Wer wurde vor und in Algesiras munter geblufft und wich höflich vom Platz? Nach solcher Erfahrung brauchten Sie nicht gar so ängstlich zu sein. Sie sind ja nicht mehr allein, sondern in einem verdammt starken Trust. Frankreich, England, Italien, Spanien, Portugal, Japan; im Norden das wohlwollende Skandinavien und das durch Doppelfäden uns verbundene Russenreich, dem die City zu neuer Kraft helfen wird; der Türke folgt dem Ueberlegenen; Oesterreich hat ein Interesse daran, mit den Patronen Italiens gut zu stehen, und seine Slaven sind geschworene Deutschenfeinde; auf dem Balkan haben wir Sympathie und Verwandtschaft; und der überseeische Besitz des Gegners, der Ihnen so furchtbar erscheint, liegt offen vor uns. Was will er machen? Wenn er sich nicht in Gefahr begäbe und, wo sie nicht zu meiden war, sich zum Aeußersten entschlossen zeigte, brauchte er heute noch nichts Anderes als seinen Gott zu fürchten. Aber die Herrschaften können nicht still bleiben. Gestern eine fast kriegerisch klingende Rede, heute ein unerwarteter Besuch, morgen vielleicht ein Konzert auf der Friedensschalmei. Immer neue Möglichkeiten, neue Improvisationen. Nach einer Parlamentswahl, die der ruhige Betrachter höchstens einen halben Sieg nennen kann, ein Jubelgebraus mit Nachmitternachtreden und der Versicherung, Deutschland werde Alles, was sich ihm entgegenstelle, niederreiten. Nicht angenehm für die Nachbarn, die nie wissen, woran sie sind, wie übermorgen das Wetter sein und nächsten Sonnabend der Markt aussehen wird. Das hat uns ja Alle zusammengeführt; nur der Wunsch, diese Nervenbelastung abzuschütteln. Ihr großer Kaiser hat Aehnliches erlebt; und gegen den endlosen Schrecken, den der Korse ringsum verbreitete, wagte der tapfere Europäer schließlich ein Ende mit Schrecken. Nur handelte dieser Mann mit den drei Atlanten im Schädel nie ohne ... Ihre Majestät? Ich komme. Auf morgen! Und, nicht wahr, Sie vergessen nicht, daß ich zu harmlosem Privatbesuch hier bin?“

Chamberlains Kantbuch.

Chamberlain hat schon in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ Kant als den Mann bezeichnet, in dem die geistigen und die sittlich-religiösen Anlagen der Germanen zu reiner und vollendeter Ausbildung gelangt sind. In seinem neuen Buch versucht er, die geistige Persönlichkeit Kants zu zeichnen und auf diesem interessanten Wege das Verständniß für Kants Erkenntnißkritik und Sittenlehre zu erschließen. Wer daran gewöhnt ist, die geistige Eigenart bedeutender Männer psychologisch und historisch zu untersuchen, wird nach dem Titel des Buches („Immanuel Kant“) eine ausführliche Biographie erwarten. Aus der Abstammung, der Erziehung und Umgebung, aus den Zeit- und Kulturverhältnissen heraus die treibenden Kräfte in Kants Geist bloszulegen: Das, so könnte man annehmen, sei die Aufgabe, die sich Chamberlain gestellt hat. Von Alledem ist aber nichts in dem Buch zu finden. Chamberlain denkt nicht historisch und will nicht historisch denken. Das ist das charakteristische Moment seiner Auffassung von Menschen und Rassen. Er treibt auch nicht Psychologie im gewöhnlichen Sinn. Er verschmäht sowohl die zergliedernde als auch die genetische und biologische Seelenforschung. Er verfährt zwar rein deskriptiv, aber er malt dabei gleichsam al fresco auf metaphysischem Untergrund. Nicht das Werden Kants will er vorführen und auch nicht die seelischen Elemente auffinden, aus denen sich das Ganze des kantischen Denkens zusammensetzt. Ihm handelt es sich vielmehr darum, die bleibenden unvergänglichen Züge dieses großen Geistes in festen (fast möchte ich sagen: greifbaren) Umrissen vorzuführen, die innere Gestalt Kants, die ihm von Anfang an eignet und in allen seinen Werken unverändert zu Tage tritt. In bewußtem Gegensatz zu dem herakliteischen Charakter der modernen Wissenschaft, die alles Vorhandene als Gewordenes und Werdendes erfaßt, sucht Chamberlain nicht das Werden, sondern das beharrende Sein der Dinge zu erfassen, das im Wechsel der Bethätigungen immer das selbe bleibt. Diese an die antiken Gegner Heraklits, an die Eleaten erinnernde Betrachtungart will Chamberlain in seinem Kantbuch zu Ehren bringen.

Das Bleibende aber an einem so reichen Geist herauszuarbeiten und darzustellen, ist nicht leicht. In dem Streben, diese in der Sache und in der Methode liegende Schwierigkeit zu bewältigen, ist Chamberlain auf ein Mittel verfallen, das zweifellos dazu beigetragen hat, sein Buch inhaltreicher und interessanter zu machen. Um Kant verstehen zu lehren, führt er uns fünf andere „Weltanschauer“ vor. Goethe und Leonardo da Vinci, Giordano Bruno, Descartes und Plato sollen dem großen königsberger Weisen als Folien dienen. „Die starken Schlagschatten, welche die Gegensätze werfen, sollen Kants Geistesgestalt, also die Eigenart seiner Gedankenwelt, immer körperlicher vor unseren

Augen erstehen lassen." Die Schlagschatten haben in dem Buch, dessen Kapiteln der Verfasser die Form von Vorträgen gegeben hat, ihre Wirkung nicht verfehlt. Ja, man muß sagen, daß aus den Vorträgen, die sich nicht direkt mit Kant beschäftigen, mehr Licht auf Kants Eigenart fällt als aus dem letzten, Kant selbst gewidmeten Vortrag. Insbesondere weiß Chamberlain aus Goethe und aus Descartes sehr anregende Aufschlüsse über Kants Eigenart zu gewinnen. Goethe hat die Augen immer offen, Kant hält sie fast gewaltsam geschlossen. Goethe saugt gleichsam die ihn umgebende sichtbare Welt mit den Augen ein und dadurch, daß er nie aufhört, zu schauen, strömt ihm immer neue, lebendige Nahrung zu, die ihn ewig jung erhält. „Siehe, das Neue, es findet uns neu", durfte Keiner mit größerem Recht von sich sagen und nur er konnte das tiefsinnige Wort von „jenem Stirb und Werde" prägen, weil er sein ganzes Leben lang nicht aufhörte, zu werden und als Werdender dankbar zu sein. Aber Goethes Schauen ist kein exaktes wissenschaftliches Beobachten, weil es kein Zergliedern ist. Was er sieht oder zu sehen glaubt, ist immer ein werdendes, sich entwickelndes Ganzes. In jedem Gewächs glaubt er den von ihm erschauten Typus der Urpflanze mit Augen zu sehen und ist höchst erstaunt, ja, unangenehm berührt, als ihm Schiller in dem bekannten Gespräch nachweist, die Urpflanze sei keine Erfahrung, sondern eine Idee. Vollständig wollte Goethe diesen Unterschied nie begreifen (oder, richtiger gesagt, nie gelten lassen). Ihm war Sinnliches und Geistiges stets in untrennbarer und lebendiger Einheit verbunden. Anschauen und Denken war ihm Eins. Auf der strengen Scheidung dieser beiden Seelenthätigkeiten beruht aber die ganze Erkenntnißkritik Kants. Auf Kant wirkten die unmittelbaren Sinneseindrücke weit mehr verwirrend als klärend und belebend. Aus unmittelbarer Beobachtung gewinnt er keine Erkenntniß. Dagegen besitzt er die Gabe, sich aus Beschreibungen genaue und anschauliche Bilder von den Dingen zu machen. Ueber Bestandtheile und Dimensionen der Westminster-Brücke weiß der über die Umgebung von Königsberg nie hinausgekommene Philosoph viel genauere Auskunft zu geben als ein Engländer, der viele Jahre in London gelebt hat. Diese Unfähigkeit, zu schauen, verbunden mit der Alles durchdringenden Kraft des Denkens, ist wirklich charakteristisch für Kant und die Vergleichung mit Goethe läßt diese Eigenart besonders deutlich hervortreten.

In Folge dieser nach innen gravitirenden Geistesrichtung vermag Kant mit durchdringender Schärfe nachzuweisen, wie viel Denken bereits in unseren Sinneswahrnehmungen enthalten sei, und dadurch den kopernikanischen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus der Verstand sich als Gesetzgeber der Natur zeigt. Goethe fühlt sich selbst als ein Stück Natur, all sein Dichten und Denken strebt dahin, Natur in sich nachzuerleben, nachzuschaffen und wiederzugebären. Kant sieht in der Natur nur Das, was er in sie hineingedacht

hat. Alle Ordnung, alle Gesetzmäßigkeit stammt aus dem Geist, der aus seinem innersten Wesen heraus die mathematischen Gesetze entwickelt, um mit ihrer Hilfe das Chaos der Empfindung zum Kosmos der Wissenschaft um- und auszugestalten. Als begeisterter Jünger Newtons beschäftigt sich Kant mit der unorganischen Natur, deren mechanische Gesetze er mit solcher Klarheit durchschaut, daß er die Entstehung der Himmelskörper mit Sicherheit konstruiren zu können glaubt. Dagegen macht er vor dem kleinsten organischen Gebilde mit ehrfurchtvoller Andacht Halt, weil keine mathematische Formel in dessen Bau hineinzuleuchten vermag. Goethe hingegen, dem die mathematische Begabung abging, interessirte sich von allem Anfang an hauptsächlich für das Organische. Mit seinem hell leuchtenden Auge erschaut er die jedem Organismus zu Grunde liegende Urgestalt, den Typus, der überall durchscheint, und findet damit das Gebilde, in welchem Erfahrung und Idee in unauflöslicher Einheit mit einander verbunden sind.

So verschieden nun auch die Blickrichtung dieser beiden Weltanschauer ist: in einem Punkt treffen sie doch zusammen. Kant, der sich anfangs an die organische Welt gleichsam nicht herangewagt hatte, sah sich endlich doch genöthigt, auch unsere Betrachtung des Organischen in den Bereich seiner Kritik zu ziehen, und mußte dann zugeben, daß wir organisirte Wesen nicht als bloße Mechanismen begreifen können. Er sah ein, daß wir solche Wesen nur von innen heraus verstehen können und daß zu diesem Verständniß der Gedanke der inneren Zweckmäßigkeit nicht zu entbehren sei. Im zweiten Theil seiner „Kritik der Urtheilskraft" führte Kant diesen Gedanken aus; und dieses Werk fand bei Goethe begeisterte Aufnahme. Goethe sagt uns darüber: „Nun aber kam die ‚Kritik der Urtheilskraft' mir zu Händen und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinandergestellt, Kunst und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselweise. Wenn auch meiner Vorstellungart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hier und da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buch deutlich ausgesprochen." Chamberlain hat diese Uebereinstimmung nicht klar genug hervorgehoben, obwohl er sonst neben der Verschiedenheit auch die Verwandtschaft zwischen Goethe und Kant richtig erkannt hat.

Schlagschatten ganz anderer Art als durch die Vergleichung mit Goethe fallen auf Kant aus der Betrachtung der geistigen Persönlichkeit von Descartes und Giordano Bruno. Descartes hat, wie Kant, nach den Quellen alles Erkennens gefragt, sich aber bei der Selbstgewißheit des eigenen Denkens beruhigt. Diese Selbstgewißheit ist so groß, daß Descartes sogar das Dasein

Gottes logisch beweisen zu können glaubt. Die Fragestellung ist bei Descartes der Kants ähnlich, doch die Antwort ist bei Kant viel tiefer und radikaler. Kant untersucht die Formen und Grenzen unseres Erkenntnißorgans; jedes Hinausgehen über die Erfahrung ist ihm unwissenschaftlicher Dogmatismus. Freilich hat Kant die von ihm gezogenen Grenzen nicht selten selbst überschritten. Descartes ist aber mehr Mathematiker und Naturforscher als Philosoph. Ausgedehnte und denkende Substanz gelten ihm zwar als zwei selbständige, getrennte Wesenheiten und damit bleibt er ein Kind seiner metaphysischen Zeit. Allein in der exakten Wissenschaft stiftet er zwischen Anschauen und Denken so neue und so fruchtbringende Beziehungen, daß hier wieder eine frappante Aehnlichkeit zwischen ihm und Kant zu Tage tritt. Durch seine Erfindung der analytischen Geometrie verwandelt er die anschaulich gegebenen Linien und Flächen in unsichtbare, rein begriffliche Zahlenbeziehungen. Dagegen macht er wieder die nur gedachte Ursache der Lichterscheinungen durch seine Konzeption einer unwägbaren, subtilen Materie, des Lichtäthers, gleichsam anschaulich. Es ist, als habe er den berühmten Satz Kants: „Begriffe ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind" durch diese Geistesthaten im Voraus schon bewiesen.

Plato ist nach Chamberlains Auffassung der Denker, dem Kant am Nächsten steht Man versteht Plato ganz falsch, meint er, „wenn man in ihm den künstlerisch genialen Metaphysiker sieht, der den Sinnen jede Erkenntnißfähigkeit abspricht und das Wesen der Dinge in unveränderlichen, ewigen Urbildern (Ideen) erblickt, zu deren rein geistigem Anschauen sich der Philosoph aufschwingen und hinaufläutern muß". Platos Ideen sind nach Chamberlain gar keine metaphysischen Wesenheiten. Plato versteht vielmehr darunter nur Gesetzmäßigkeiten unseres Denkens, die unserer Vernunft von Urbeginn an mitgegeben sind. Gesetzmäßigkeiten, mit deren Hilfe wir unsere Sinneswahrnehmungen erst zu wirklichen Erkenntnissen gestalten. Platos philosophische That ist also das selbe kritische „Sichumwenden" des Geistes, das zweitausend Jahre später Kant noch einmal vollzogen hat. Der Unterschied ist nur der, daß Plato in Allegorien und Gleichnissen, Kant durch Zergliederung der Begriffe zu uns spricht Die geheimnißvolle „Theilnahme" der Sinnendinge an den Ideen und das berühmte Gleichniß von den Höhlenbewohnern, der Seelenwagen, in dem die Vernunft der Wagenlenker ist: das Alles ist nur eine Art poetischer Einführung in die Erkenntnißkritik. Interessanter als diese (schon von Natorp versuchte) Kantifirung Platons scheint mir die Kantifirung der Biologie, die Chamberlain in einem dem Platovortrag einverleibten Exkurs über das Leben versucht.

In schroffem Gegensatz zu der von Lamarck, Spencer und Darwin begründeten Entwickelunglehre behauptet Chamberlain, daß das Wesen des Lebens durchaus nicht in steter Veränderung und Umwandlung in beständiger Anpassung und Umbildung zu suchen sei. Er zeigt, daß jedes Lebewesen eine fest

umrissene, unserer Anschauung sich als einheitliches Ganze darbietende Gestalt besitzt, die sich mit merkwürdiger Zähigkeit in ihrer Struktur allen Einflüssen gegenüber behauptet. Das Lebewesen besitzt aber auch die Kraft, die selbe Gestalt neu zu erzeugen und fortzupflanzen, so daß der selbe Typus sich durch ungezählte Generationen hindurch fast unverändert erhält. Chamberlain veranschaulicht seine Meinung durch eine sehr wirksame Illustration. Aus Gandrys Paléontologie philosophique reproduzirt er zwei Skelette. Das eine ist der rechte Vorderfuß eines Reptils aus der Primärzeit (die nach den geringsten Schätzungen viele Millionen Jahre hinter uns liegt), das andere der rechte Vorderfuß einer jetzt lebenden Eidechsenart. Hier erkennt nun ein Jeder sofort die vollkommene Gleichheit in Bau und Gliederung. Während also das Unorganische seine Gestalt unter dem Einfluß der Umgebung fortwährend ändert, zeichnet sich das Organische, das Lebendige gerade durch die Beharrlichkeit der Gestalt aus: und darin liegt eben das Wesen des Lebens. Das Leben ist ein Sein, das im Werden begriffen ist und sich in dem Werden doch erhält. Das Sein aber, das Beharrende ist hier das Primäre, das Wichtige, das Wesentliche und darum haben die Forscher unser Wissen um das Leben am Meisten bereichert, die, wie Linné und Cuvier, die verschiedenen Lebensgestalten bestimmt, in Gruppen gebracht und uns so über die verwirrende Fülle von Formen eine ungefähre Uebersicht verschafft haben. Dagegen verkennen, so behauptet Chamberlain, die modernen Biologen, die vom Entwickelungsgedanken ausgehen, das Wesentliche an allem Lebendigen, indem sie nur nach Gesetzen der Veränderung suchen und das Ursprüngliche, das Bleibende, Beharrende, die ursprünglich gegebene Gestalt, als ein Entwickelungprodukt ansehen. Noch energischer tritt Chamberlain der Auffassung entgegen, die Zweckmäßigkeit der Organismen sei etwas Anentwickeltes. In jedem Lebewesen, sagt er, wohnt Zweckmäßigkeit von allem Anfang an. Was wir mit unseren Augen als einheitlich abgegrenzte, fest umrissene Lebensgestalt anschauen, Das müssen wir zugleich mit unserem Verstande als Zweckgedanken erfassen. Gestalt und Zweckgedanke sind zwei Seiten eines Erlebnisses. Hier haben wir eine jener Urthaten des menschlichen Bewußtseins, die aller Forschung zu Grunde liegen, selbst aber nicht weiter erforscht werden können. Die Erkenntniß solcher Urthaten des Bewußtseins: Das ist das Ergebniß der kritischen Philosophie, ist, nach Chamberlain, die Errungenschaft Platons und Kants.

Chamberlain begleitet diese Darlegungen mit heftigen Ausfällen gegen die moderne Biologie, die er als „Antiwissenschaft und Phantasterei“ und als „Englische Krankheit“ bezeichnet. Auf diese Anklagen haben bereits zwei hervorragende österreichische Biologen, der Zoologe Hatschek und der Botaniker Wettstein, geantwortet. Beide haben dem Ankläger Irrthümer in der Feststellung der Thatsachen nachgewiesen; und Wettstein hat mit der ihm eigenen maßvollen Entschiedenheit betont, daß Chamberlain der modernen Biologie Gedanken zuschreibe, die niemals von einem Forscher ausgesprochen wurden. Auf

den Aufsatz Wettsteins (Oesterreichische Rundschau vom achtzehnten Januar 1906) möchte ich die Leser des Kantbuches auch deshalb hinweisen, weil darin die Grundprobleme der Biologie nach ihrer verschiedenen Lösbarkeit treffend charakterisirt werden. Doch muß ich vom philosophischen und vom psychologischen Standpunkt aus sagen, daß mir Chamberlains Hinweis auf das Beharrende in der Gestalt alles Lebendigen ein fruchtbarer und zeitgemäßer Gedanke zu sein scheint. Wir waren zu heraklitisch in der Auffassung der Lebensvorgänge und es ist gut, daran zu erinnern, daß in und während der stetigen Veränderung allem Lebendigen eine starke Beharrungtendenz innewohnt. Besonders anregend wird dieser Gedanke, wenn man ihn auf das Seelenleben anwendet. Wir sind in der Psychologie gewöhnt, immer nur von Vorgängen, von Ereignissen zu sprechen; bei dem steten Fluß alles Seelischen ist es kaum anders möglich. Und doch giebt es auch im Geistigen beharrende Gestalt. Diese in festen Umrissen zu zeichnen und ihre Hauptformen aufzuzählen, gehört zu den höchsten und schwierigsten, bisher noch kaum in Angriff genommenen Aufgaben der Seelenkunde. Wir warten noch immer auf einen Linné und Cuvier der Psychologie. Die neuen französischen Forschungen über Charakterologie und die Lehren der experimentellen Pädagogik über die verschiedenen Begabungtypen bewegen sich in dieser Richtung und versprechen für die Theorie und für die Praxis Erfolg. Chamberlain besitzt, wie sein Kantbuch deutlich zeigt, entschiedene Befähigung für das Erforschen und Darstellen geistiger Gestalten.

Durch den Hinweis auf das Konstante und Stabile im Lebensprozeß hat er also unser Auge auf eine in den letzten Jahrzehnten etwas vernachlässigte Seite der Lebensvorgänge gelenkt. Richtig ist auch seine Behauptung, daß zwischen unserer sinnlichen Auffassung der lebendigen Gestalt und dem Gedanken der Zweckthätigkeit ein Zusammenhang besteht. Wir legen in jede Gestalt, die wir als Einheit auffassen, in die leblose wie in die lebende, ein Etwas, das sie von innen zusammenhält. Auf einer primitiven Kulturstufe ist Das der Dämon oder die Seele. Die wissenschaftliche Forschung hat uns gelehrt, daß alle Lebewesen eine centralisirte Organisation haben, die alle Beziehungen des Organismus zu seiner Umgebung regelt und sich diese Umgebung in irgendeiner Weise assimilirt. Diese centralisirte Organisation, aus der auch alle Zweckthätigkeit hervorgeht, durch Beobachtung und Zergliederung genauer kennen zu lernen, ist die Aufgabe aller Lebensforschung. Zu welchen Resultaten sie dabei gelangen wird, vermag Niemand vorherzusagen. Vielleicht gelingt es doch noch, alle Lebensvorgänge durch Mechanik und Chemie aufzuklären; vielleicht haben die Neovitalisten und mit ihnen Chamberlain Recht, wenn sie glauben, daß hier noch etwas Neues, Unbekanntes liegt, dem Mechanik und Chemie nicht beikommen können. Wenn aber Chamberlain den Zusammenhang zwischen Gestalt und Zweckthätigkeit als eine Urthat des Geistes bezeichnet, die auf noch tiefer liegende Thatsachen zurückzuführen nie möglich sein wird, so versucht er

damit eben Das, was ich die Kantisirung der Biologie nannte. Wenn er glaubt, damit der Biologie eine neue Grundlage gegeben zu haben, so hat ihn die Begeisterung für seinen Helden in die Irre geführt. Nicht bahnbrechend, sondern im Gegentheil bahnsperrend wirken solche Dekretirungen von Urthaten des Geistes. Wir haben gegen solche bahnsperrende Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik und Erkenntnißtheorie, wie sie jetzt von einflußreichen Vertretern der Philosophie ins Werk gesetzt werden, einen schweren Kampf zu bestehen, damit es möglich werde, über Kant hinauszugelangen. Chamberlain aber gehört zu den Männern, die bei Kant weder von Irrthümern noch von Lücken Etwas hören wollen.] Und gerade dieser Glaube an die Endgiltigkeit der kantischen Lösungen hat ihn gehindert, das Verständniß für die kritische That Kants zu erschließen.

Kant hat die analytische Sonde tiefer in unser Erkenntnißorgan eingeführt, als es einem der früheren Denker eingefallen oder gelungen war. Er hat die centralisirte Organisation unseres Bewußtseins in ihrer Tiefe erfaßt und die gestaltende Funktion unseres Denkens klar erkannt. Er hat auf diesem Wege einige Grundfunktionen des Denkens entdeckt und das Verhältniß von Wissen und Glauben geklärt. Aber warum könnten wir mit dem von ihm geschärften Werkzeug nicht noch tiefer graben? Warum, selbst als Zwerge, von den Schultern dieses Riesen nicht noch etwas weiter blicken?

In welcher Richtung tiefer zu graben sei, hat uns die wissenschaftliche Psychologie des neunzehnten Jahrhunderts (eine von Chamberlain nicht beachtete Disziplin) deutlich gezeigt. Wir wissen heute, daß nicht das Denken, sondern das Fühlen und Wollen die ursprünglichen seelischen Erlebnisse sind. Für Descartes war das ganze Seelenleben ein Denken. Kant unterscheidet zwar schon das Fühlen und Wollen vom Denken, aber Verstand und Vernunft galten ihm doch als durchaus selbständige „Vermögen". Die Thatsache der mathematischen Naturwissenschaft in der von Newton erreichten Vollkommenheit genügt ihm vollständig, um ein dem Menschengeist ursprünglich anhaftendes Erkenntnißvermögen als eine selbstverständliche Thatsache anzusehen. Indem er nun die Prinzipien der mathematischen Naturwissenschaft untersucht, glaubt er, Urformen und Urthaten der Vernunft zu finden. Wir aber haben das klassische Alterthum gründlicher kennen gelernt, als er es vermochte; uns haben die ethnographischen Forschungen mit der Sinnesweise primitiver Menschen bekannt gemacht; wir beobachten sorgsam die Kinderseele: und das Alles hat in uns das Bedürfniß gezeitigt, dem Ursprung des Denkens weiter nachzugehen. Wir bleiben nicht bei der mathematischen Naturwissenschaft stehen, wir gehen weiter zurück und fragen, wie Wissenschaft, ja, wie theoretisches Denken der im Grunde triebartigen Seele des Menschen gelingen konnte. Wir machen also Das, was Kant als gegeben voraussetzte, das theoretische Erkennen, selbst zum Problem. Zur Lösung hilft uns wieder die von Chamberlain so verspottete Entwickelung-

lehre. Wir betrachten das theoretische Erkennen und alle Wissenschaft als eine Waffe, die sich der Mensch im Kampf ums Dasein geschaffen hat. Diese Auffassung wird uns durch die Thatsache bestätigt, daß die meisten Wissenschaften sich aus praktischen Bedürfnissen entwickelt haben. Ernst Mach hat diesem Gedanken einen besonders präzisen Ausdruck gegeben: „Die Wissenschaft ist anscheinend als der überflüssigste Seitenzweig aus der biologischen und kulturellen Entwickelung hervorgegangen. Wir können aber heute nicht mehr zweifeln, daß sie sich zum biologisch und kulturell förderlichsten Faktor entwickelt hat.“ („Erkenntniß und Irrthum.“) Diese lapidaren Worte enthalten Ergebnisse und Aufgaben. Wir dürfen als sicher annehmen, daß das theoretische Erkennen ein Entwickelungprodukt und nicht etwas von Anfang an Gegebenes ist; aber damit ist uns zugleich die Aufgabe gestellt, diese Entwickelung nachzuweisen. Man muß die Geschichte des menschlichen Erkennens von diesem Gesichtspunkt aus untersuchen und dabei vor Allem auf die sehr interessanten, aber auch sehr verwickelten Wandlungen achten, die der Begriff der Wahrheit durchgemacht hat und noch durchmacht. Dabei wird man einem neuen Faktor begegnen, den Chamberlain fast noch mehr vernachlässigt als Kant selbst: dem sozialen Faktor in der Entwickelung der menschlichen Erkenntniß. Die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, die Völkerpsychologie und die allgemeine Völkerkunde haben uns im Verein mit den sozialreformatorischen Bestrebungen der Gegenwart den bekannten Ausspruch des Aristoteles, daß der Mensch von Natur aus ein soziales Wesen ist, in seiner vollen Tiefe und in seinem großen Geltungbereich erst recht verstehen gelehrt. Wir wissen jetzt, daß der Mensch als Heerdenthier auftrat und daß aus der Heerde sich allmählich höher organisirte Verbindungen entwickelt haben. Die damit verbundene soziale Differenzirung, die Arbeitstheilung und die daraus sich ergebende Verschiedenheit der Interessen haben die Entstehung selbständig denkender, eigenkräftiger Individualitäten erst möglich gemacht. Die starke Persönlichkeit, die andere mitreißt und die Menschheit vorwärts bringt, ist nicht von Anfang an da; sie ist vielmehr das werthvollste Produkt der sozialen Entwickelung, des Zusammenarbeitens. Wenn heute Sozialismus und Individualismus einander gegenüberstehen und der Individualist das Recht, sich auszuleben, für sich in Anspruch nimmt, so vergißt er, daß er dieses Recht nicht ursprünglich besaß und daß er die Kraft, es zu fordern, nur der gemeinsamen Arbeit früherer Generationen zu danken hat.

Wie sehr auch die Erkenntnißentwickelung an das Zusammenarbeiten gebunden ist, lehrt Jeden, der sehen will, ein Blick auf die Entwickelung der Sprache. Man ist jetzt geneigt, auf die in der Sprache mehrfach enthaltenen Fehlerquellen hinzuweisen, und vergißt dabei nur allzu leicht, daß ohne Sprache Wissenschaft überhaupt nicht entstehen konnte. Den schlagendsten Beweis bietet in dieser Hinsicht die Erziehung der Taub-Blinden. Laura Bridgman, Helen Keller und namentlich die taub und blind geborene Marie Heurtin sind erst

von der Stunde an zu Menschen geworden, wo es gelang, ihnen den Gebrauch der Sprache zu vermitteln und ihnen damit den Zugang zur Kultur zu eröffnen.

Kant steht als Kind des individualistischen und unhistorischen achtzehnten Jahrhunderts diesem Gedankengange im Ganzen fern. Einmal jedoch hat er sich mit der geschichtlichen Entwickelung des Menschen beschäftigt; und in der kleinen Schrift, die er diesem Gegenstand widmet, zeigt sich die intuitive Denkerkraft seines Genies, mit der er Probleme erkennt, deren Sinn uns erst heute aufzugehen beginnt. Ich meine die 1784 erschienene Arbeit: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." Kant weist da schon deutlich auf den Gegensatz von Sozialismus und Individualismus hin, wenn er von der „ungeselligen Geselligkeit" des Menschen spricht, wozu „die Anlage offenbar in der menschlichen Natur liegt." „Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften, weil er in einem solchen Zustand sich mehr als Mensch fühlt. Er hat aber auch einen großen Hang, sich zu vereinzelnen, weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, Alles nach seinem Sinn richten zu wollen, und daher allerwärts Widerstand erwartet." „Dieser Widerstand ist es nun, welcher alle Kräfte des Menschen erweckt, ihn dahin bringt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht, sich einen Rang unter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann. Da geschehen nun die ersten wahren Schritte aus der Rohigkeit zur Kultur, die eigentlich in dem gesellschaftlichen Werth des Menschen besteht." Kant denkt hier viel historischer als sein Prophet Chamberlain. In dem Antagonismus von Gesellschaft und Individuum sieht er ganz richtig eine Quelle der Kultur. Wenn er diesen Antagonismus als eine ursprüngliche Anlage im Menschen und nicht als ein Entwickelungprodukt auffaßt, so ist Das in seiner eigenen Denkweise und in dem wissenschaftlichen Zustand seiner Zeit begründet. Uns aber ziemt es, diesem nützlichen und doch wieder verderblichen Antagonismus bis zu seinen ersten Quellen nachzugehen, ihn in seiner Entwickelung zu verfolgen und uns zu fragen, ob nicht eine schließliche Versöhnung möglich sei. In meiner Studie über Wahrheit und Lüge (in dem Buch „Gedanken und Denker") habe ich auf einem Spezialgebiet das Zusammenwirken sozialer und individualistischer Motive untersucht und gefunden, daß manche sonst räthselhafte Thatsachen durch diese Betrachtung verständlicher werden. Deshalb bin ich überzeugt, daß es möglich ist, auf diesem Boden über Kant hinauszugelangen.

Chamberlain aber glaubt an die Endgiltigkeit aller kantischen Lösungen. Mit Begeisterung schildert er Kants Architektonik der Vernunft und meint, hier sei ein Bau für alle Ewigkeit aufgerichtet, in dem Jeder seine Wohnung aufschlagen sollte. Der Bauplan ist nach Chamberlains Darstellung vollkommen einheitlich und alle Bethätigungweisen der menschlichen Vernunft sind da an der richtigen Stelle untergebracht. Selbst die oft hervorgehobene Diskrepanz

zwischen Kants theoretischer und praktischer Philosophie läßt Chamberlain nicht gelten. Natur und Freiheit sind für ihn zwei verschiedene Welten, die aber im Menschen zu untrennbarer Einheit verwachsen sein sollen. Er will uns glauben machen, daß hier eine der ursprünglichen, also transszendentalen Verknüpfungen vorliege. Freiheit soll undenkbar sein ohne Natur (Das ließe sich noch hören). Aber auch Natur unmöglich ohne Freiheit? Wer das gewaltige Problem der Willensfreiheit einmal im eigenen Denken wirklich erlebt hat, wer mit den darin enthaltenen Antinomien ernstlich gerungen und die ganze Schwere der ihm aufgebürdeten wissenschaftlichen Verantwortlichkeit gefühlt hat, Der kann und wird sich mit einer so einfachen und zugleich so gewaltsamen Lösung nicht zufrieden geben. Die individualistische und unhistorische Betrachtungweise zeigt sich eben hier als durchaus unzureichend; sie bringt nicht die geringste Klarheit in das Wesen der moralischen Verpflichtung. Stellt man sich aber auf den Boden der Historie und Soziologie, dann beginnt man sofort, zu ahnen, „was Freiheit heißt". In den Anfängen der Kultur finden wir (Das ist eins der sichersten Ergebnisse der Völkerkunde) überall strenge Gebundenheit des Einzelnen an den in Religion, Sitte und Recht festgelegten Gesammtwillen des Clan, der Sippe, des Volkes. Erst durch die soziale Differenzirung entsteht Selbständigkeit des Einzelnen in der moralischen Beurtheilung. Die genauere Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des Naturlaufes, die reichere Kenntniß des menschlichen Seelenlebens, insbesondere aber die mit der Arbeitstheilung unausbleiblich sich einstellende Verschiedenheit der Interessen zeitigt das Nachdenken über Menschenglück und Menschenschicksal und läßt sehr verschiedene Meinungen darüber entstehen. Dadurch verlieren die überlieferten Werthschätzungen allmählich ihre Herrschaft über die Gesammtheit. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage". Lebhaft veranlagte Naturen verlangen dann stürmisch neue Rechte für das Individuum und erweitern damit, meist ohne es zu wissen oder zu wollen, auch dessen Pflichten. Dabei bleibt die soziale Gebundenheit in weitem Umfang bestehen, ja, sie ergreift durch die innere komplizirtere Gliederung der Staaten immer weitere Gebiete des Lebens. Die soziale Gebundenheit findet ihren psychischen Ausdruck im Bewußtsein der Menschenpflicht, der Selbständigkeitdrang in dem allmählich erstarkenden Bewußtsein der Menschenwürde. Das Pflichtbewußtsein, das uns durch die mächtigen Institutionen von Kirche und Staat eingeimpft, aufgezwungen und eingedrillt wird, hat die Tendenz, das bestehende Verhältniß von Gesellschaft und Individuum so, wie es jetzt ist, zu erhalten. Die Menschenwürde hingegen ist das vorwärtstreibende Element. Sie ist es, die den Pflichtenkreis des Staates und des Individuums stetig erweitert und damit der Menschheit immer höhere Aufgaben stellt. Freiheit, so können wir jetzt sagen, ist das lebendige Bewußtsein der Menschenwürde. Sie ist kein Urbesitz der Menschheit, sondern ihre mühsam erarbeitete Errungenschaft; eine Errungenschaft aber, die, wie Goethe so treffend gesagt hat, nur

Der verdient, der sie täglich erobern muß. Die „ungesellige Geselligkeit“ wird zum wirklichen Kulturfaktor. Schon vor mehr als zweitausend Jahren hat Sokrates das Zusammenwirken von Menschenpflicht und Menschenwürde in erhabener Einfachheit als das sittliche Ideal bezeichnet. „Wo man sich selbst hingestellt hat oder wo man vom Vorgesetzten hingestellt wurde, dort muß man ausharren, auch in Gefahr.“ Das Zweite gebietet die Pflicht, das Erste die Menschenwürde. Kant hat diesen Gedanken des Sokrates wieder aufgenommen; und in seinem energischen Eintreten für die Menschenwürde, das ihn oft Unmögliches fordern heißt, erblicke ich das Werthvolle seiner Moralphilosophie. Aber erst die soziologische Betrachtungweise lehrt uns die Menschenwürde verstehen und eröffnet die Aussicht auf sittliche Höherentwickelung.

Sittliche Höherentwickelung: Das ist ja auch Chamberlains Ziel und auch er ist ein begeisterter Anwalt der Menschenwürde. Die wichtigste Forderung der Menschenwürde ist aber die strengste Wahrhaftigkeit. Diese vermisse ich leider an den Stellen des Buches, wo von Spinoza die Rede ist. Hier hat Chamberlains Rassentheorie wohl sein Urtheil getrübt. „Ein Mann wie Spinoza“, sagte er, „ist uns vollkommen fremd.“ Die dann folgende Charakteristik ist so voll von Irrthümern und Verschweigungen, daß man nicht begreift, wie ein so begeisterter Verehrer Kants, ein Verfechter der Menschenwürde, so viel Unrichtiges über die Lippen bringt. Chamberlain verschweigt (um nur das Eine zu erwähnen) die Thatsache, daß Spinoza sich sein Brot durch seiner Hände Arbeit verdienen mußte und daß er trotz dem kärglichen Einkommen und seiner schwachen Gesundheit stets heiter und freundlich blieb. Er spricht von zwei Hauptwerken Spinozas, der „Ethik“ und den „Prinzipien der Philosophie des Descartes“, wobei er andeutet, daß Spinoza hier mit den Gedanken des Descartes, dort mit denen Brunos arbeitet, und will so den Eindruck hervorrufen, daß Spinoza uns nichts Eigenes zu sagen habe. Chamberlain, der so tief in die Psychologie der Metaphysik einzudringen vermag, hätte bei einigem guten Willen sicher erkannt, daß bei Spinoza die intellektuelle Liebe zu Gott der Urquell seines ganzen Systems ist und daß die Einheit von Welt und Gott aus der Tiefe des religiösen Gefühles heraus zu verstehen ist. Diese intellektuelle Liebe zu Gott, die sich hingiebt, ohne auf Gegenliebe zu rechnen, hat auf Goethe so mächtig gewirkt. Deshalb möchte Goethe, während Andere Spinoza einen Atheisten schelten, „ihn Theissimum, ja, Christianissimum nennen und preisen“. Das sagt Goethe in dem selben Brief, den Chamberlain zum Beweis dafür anführt, daß Goethe Spinoza nie ernstlich studirt habe.

Ich will bei diesem häßlichen Fleck des sonst so schönen Buches nicht länger verweilen. Wichtiger ist mir, zum Schluß nochmals deutlich zu sagen, daß ich dem Kantbuch Chamberlains mannichfache Anregung und Belehrung verdanke. Er hat über Goethe, Leonardo und Descartes manches Neue und Schöne gesagt; er hat den interessanten Versuch gemacht, Denkertypen aufzu-

stellen; und hat über Schema und Symbol als Denkmittel tiefgründige Betrachtungen angestellt. Er hat ferner die vielleicht zu unbeschränkte Herrschaft des Historismus unserer Tage nicht unwirksam anzufechten versucht. Dagegen ist ihm meiner Ueberzeugung nach nicht gelungen, die kritische That Kants verständlich zu machen, und noch weniger hat er den Beweis zu erbringen vermocht, daß das Eindringen kantischer Denkweise die Kultur der Gegenwart neu beleben könnte. Kants schroffe Scheidungen von Sinnlichkeit und Verstand, von Natur und Freiheit macht Chamberlain noch schroffer und will uns dann doch zwingen, an eine Art mystischer Einheit dieser Gegensätze zu glauben. Seine Behauptung, die Geschichte mache leicht für das Ewige blind, mag richtig sein, doch beweist sein Buch, daß das unhistorische Denken ihn für alle die zahllosen Zwischenformen und Uebergänge blind gemacht hat, aus denen alles Lebendige hervorgeht. Schlimmer jedoch als das unhistorische Denken ist Chamberlains extremer Individualismus. Die Verkennung oder die bewußte Ablehnung des sozialen Faktors im Menschen ist bei ihm viel stärker als bei seinem Helden. Dieser Individualismus führt mit unerbittlicher Konsequenz zur Isolirung und zur Erstarrung. Und die hier versuchte Verewigung kantischer Problemstellungen und Lösungen ist ja wirklich nichts Anderes als eine Dogmatisirung des Kritizismus. Wir aber sagen mit Faust: „Im Erstarren such' ich nicht mein Heil"; und schreiten auf dem Wege psychologischer und soziologischer Forschung weiter. Chamberlain freilich und die Neukantianer werden ob solcher Kühnheit nur überlegen lächeln und sagen: „Wer Kant psychologisirt, versteht ihn nicht, und wer über Kant hinaus will, muß erst den Beweis erbracht haben, daß er bis zu Kant vorgedrungen ist." Ich habe solche Worte schon nach meiner Kantrede (1904) und meinem Buch über den kritischen Idealismus (1905) zu hören bekommen. Sie konnten und können mich in meinem Streben, die Philosophie dem Leben näher zu bringen, nicht beirren. Hier bin ich im Bunde mit der positiven Wissenschaft, die ja in unseren Tagen ein so erfreuliches Bedürfniß nach philosophischer Orientirung bekundet. Sollte aber der deutschen Philosophie das traurige Los nicht erspart bleiben, den Weg von Kant zu Hegel noch einmal gehen zu müssen (und es sieht fast schon so aus), dann wird sich die positive Wissenschaft enttäuscht von solcher Philosophie wegwenden und sich auf dem festen Boden der Erfahrung ihre eigene Philosophie aufbauen, die das Leben kennt und das Leben fördert. Auch dazu sind schon verheißende Anfänge sichtbar. Ernst Mach und Wilhelm Ostwald haben die Wege gewiesen, und wenn wir ihre naturwissenschaftliche Betrachtungweise durch psychologische und soziologische Vertiefung ergänzen, so dürfen wir hoffen, zu einer Kulturphilosophie zu gelangen, die dem sozialen Geschehen neue und kräftige Impulse giebt. Kants Lebenswerk wird an dieser Arbeit noch auf lange hinaus mitwirken; aber wir würden gewiß nicht in seinem Geist handeln, wenn wir für alle Zeiten bei ihm stehen blieben.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Die Magie des Willens.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit in seinen Werken. Zwei Bände mit einer Einleitung. Robert Lutz in Stuttgart.

Kant hat, in seinen Händen das Licht unseres Geistes einhegend und abblendend, mit völlig greifbarer Deutlichkeit gezeigt, in welcher tiefen, ungeheuren Nacht unsere Erkenntniß als winzige Laterne brennt. Welches dunkle Geheimniß lauerte jetzt in jedem, auch dem schlichtesten, plausibelsten Wesen! Das Auge für die Nacht dieser Welt ging langsam und erstaunend auf und las in Sternenschrift und unendlicher Ferne die Runen segnender Gesetze. Das Wissen, zu aufklärerischem Aberwitz entartet, superklug geworden, wurde bescheiden, aber dafür genau, schärfer als je zuvor. Der Glaube, so lange schon unehrlich, begann, das gute Gewissen wieder zu fühlen; und streng davor bewahrt, in himmlischen Wahnsinn auszubrechen, verhielt er sich, so schwer es ihm wurde, in keuscher Einfalt. Kant ließ die Welt als Bild der Isis mit dem Schleier und dem so lüsternen, listigen Spruche zurück: Wer diesen Schleier lüftete, würde die Wahrheit schauen; aber es ist nicht möglich, es ist keinem Sterblichen möglich.

Wähnen wir nicht, Schopenhauer habe den Jüngling zu Sais spielen wollen! Schleier sind durchsichtig; das Verbot, sie zu lüften, ist eine halbe Maßregel. Was Schopenhauer durch die Falten des Schleiers erspähte, war eine Vision, die wahrlich erst ihren Zarathustra finden mußte, um tüchtig entzaubert und gelüftet zu werden: Gott am Kreuz! Der Wille zum Leben, die verwesende Allmacht die verrückte Allwissenheit, die verteufelte Allgüte: eine gräßliche Verzerrung des Vollkommenen. Wie war sie möglich? Der kantische Idealismus schien bereitwillig Aufschluß zu geben.

Kant zeigte mit dämonischer Nüchternheit, daß zwischen uns und das Wesen an sich der Dinge ein gar sonderbarer Apparat, ein trübes Transparent eingeschoben sei; was das Verwunderlichste war: auch zwischen unser echtes Selbst und unseren Blick. Ließ nun unsere Welt auch die sehnlichste Aufmerkung weder einen Gott noch Freiheit noch Unsterblichkeit entdecken, ließ sie uns klein und nichtig, erloschen in ihr allgemach alle die magischen Aureolen unserer märchenseligen Kindheit: war es nicht ein Trost, einzusehen, daß man Dergleichen wenigstens glauben durfte, vielmehr sollte? Das theoretische Wissen und Müssen verwandelte sich hier in ein praktisches Glauben und Sollen. Man sieht, durch Kant leitet sich eine Resignation ein, aber nur eine theoretische, keine radikal praktische. So war Kant ein Vorläufer, seine Weisheit etwas Einstweiliges. Mit einem Worte: Kant hielt es aus! Kant ertrug den Schmerz dieser Entzweiung. dieses Halbdaseins, Halbnichtdaseins. Er war der phlegmatisch-sanguinische Philosoph.

Arthur Schopenhauer, cholerisch-melancholisch, will in der völligen Verzweiflung an jener Weltfratze das Heil finden. Ohne Zweifel; er war unvergleichlich sehnsüchtiger intendirt als Kant und deshalb von Verirrung gefährlicher bedroht. Um Erlösung ohne Rest zur freien, einen, allmächtigen, seligen Göttlichkeit war es ihm zu thun. Die Unnachgiebigkeit seiner Forderung ließ ihn dem Leben das Ultimatum stellen, und als dieses, obzwar mit dem Lächeln der Schönheit, eben so unnachgiebig sich zu weigern schien, rieth er ihm, wie Hamlet Ophelien, zum Kloster, zur gänzlichen Abkehr von der Welt.

Auf der Schwelle zum Leben philosophirt man wie Schopenhauer, am Lebens-

ausgange wie Kant, auf dem Weg zur Höhe wohl gleich Zarathustra. Auf der Höhe selbst wird nicht mehr philosophirt: hier erlebt man das einzige Wunder, das man doch überall, immerfort in Jedwedem so dringlich ahnt: Allgegenwart, Ewigkeit, Verwandlung. Diese Meinung ist nicht etwa schwärmerisch, sondern andere sind unbegreiflich platt. Wahrlich: wenn man nimmermehr hoffen dürfte, jenen Zauber des Lebens aus seinen dumpfen Vermummungen sich einmal entwickeln zu sehen, so wäre uns Schopenhauer ein feurigerer, muthigerer Rathgeber als der überbehutsame Kant. Es ist ein tiefes, dunkles, furchtbares, man dürfte sagen: gottesfürchtiges Stillschweigen in Kant: aus ihm stürzt nun allzu überschäumend der Strom schopenhauerischer Beredsamkeit und verkündet mit lautem Tosen das Geheimniß der Magie des Willens. Nur unser Wille, ruft er, ist wirklich und wahr, er ist allmächtig, er ist wissender als die armsälige Dummheit, die wir Intellekt nennen, er ist Alles in Allem und doch nur einer: „Wollen! großes Wort! Zunge in der Wage des Weltgerichts! Brücke zwischen Himmel und Hölle!" „Meine ganze Philosophie läßt sich zusammenfassen in den einen Ausdruck: Die Welt ist die Selbsterkenntniß des Willens!" „Um das ungeheuer Schwere, Unmögliche zu vollenden, braucht man nur zu wollen; aber wollen muß man." „Ueber uns herrscht kein Naturgesetz, wir sind nichts, wozu wir uns nicht selbst machten: eine äußere Gewalt kann uns so wenig erhalten als vernichten." Kant, auf alle Dinge der Welt weisend, hatte sie nur für die Symptome gleichsam eines unerkennbaren Wesens genommen, an dessen Güte zu glauben ein inneres Soll uns zwang.

Beachten wir: nichts ist so schwer zu entdecken wie das Ureigenste, Eingeborene, denn zu allem Bewußtsein gehört Entfremdung: diese geht hier wider die Natur. Das, was am Meisten identisch ist mit uns, werden wir am Spätesten bemerken. Wir kennen unseren eigenen Willen am Intimsten im Zustande der Wollust, und was er da zu zeugen vermag, ist uns ein offenbares Geheimniß. Denkbar ist, daß eine ungeheure Kraft um uns, ja, in uns sich aufhalten könne, ohne daß wir sie gewahr würden: zum Beispiel Elektrizität. Sollte der Wille so Etwas sein?

Auf diese Frage würde Schopenhauer antworten: er ist es oder die Welt ist ein absoluter Zufall. Herr Paul Mongré hat sich für den Zufall entschieden und sogar eine sehr anständige Tragik dabei zur Schau gestellt. Es ist ein Leidwesen, in dem man sich vielleicht an der Möglichkeit erlustigt, es könne auch zur Allmacht eines Wesens gehören, seiner absolut ohnmächtig zu sein. Daß die alte Sphinx einmal einen artigen Witz verträgt und zuweilen sich krauen und kitzeln läßt, ist recht leutsälig von ihr, aber warum zuckt es dabei so nervös in ihren Pranken?

Im Ernst: in den Entscheidungen der sogenannten Antimetaphysiker verräth sich eine tragikomische, aberwitzige Interesselosigkeit an der Bedeutung ihres eigenen Daseins. Da wird mit schachspielerischem Scharfsinn spekulirt, als ob es sich um ein wildfremdes Wesen handelte. Freilich: die Herren gehen von der stillschweigenden Voraussetzung aus, zum Philosophiren, zum Erfassen und Behandeln des Weltproblems sei nur Eins nöthig: Geist, Geist und abermals Geist! Hiergegen eben erhebt sich beinahe religiös der Protestruf unseres wahrlich des scharfsinnigsten Geistes überaus mächtigen Philosophen: Zum Philosophiren genügt es nicht, Geist zu haben; dazu gehört etwas noch ganz Anderes als allein Geist, etwas Ursprünglicheres, Unentbehrlicheres: Herz! Ohne Herz wird sich niemals in einem Geist der wunderbare Tiefsinn einfinden, der zum Philosophen befähigt. Ja, diese Art herrlicher

Kühnheit, die, wo Geist überdies vorhanden ist, ihn sogleich zum Springbrunnen des bezauberndsten Strahlenfarbenspieles macht, zwingt schon für sich allein zur bewundernden Ehrfurcht; und ohne sie kommt es zu keinem „Heiligen Geist“.

Auf dieses Erforderniß geprüft, bleiben Philosophen, die sonst an bloßen Geistesanlagen ihm überlegen scheinen, vor Allen Kant, weit hinter Schopenhauer zurück. Es ist ja eben das Erstaunliche, daß hier die selbe Feuerkühnheit bis zur Tolldreistigkeit, die wir mitunter in den Männern der Welthändel oder in den Erscheinungen der Heiligkeit gleichsam anbeten, zum ersten Mal, unseres Wissens, philosophirt: es kann keinen wichtigeren Wendepunkt aller menschlichen Kultur geben!

Also diese Kühnheit gehörte dazu, der ganzen Welt gegenüber sich auf das Urgefühl zu berufen: nichts ist wirklich als der eigene Wille, als Das in uns, was in der Wollust am Intimsten und Vernehmlichsten, obgleich nur instinktiv, sich ausspricht als eine dunkle, unerschöpfliche, zeugende Gewalt. Und nun beachten wir wohl: wir selbst, unser Intellekt, senkt sein Lot nur untief in diese Gewalt hinein: unser eigentliches Selbst ist zwar beträchtlich ungescheuter offenbar geworden als durch Kant: aber zugleich doch um so geheimnißschwangerer. Sogar das Kardinalphänomen der Wollust ist im Vergleich mit der echten Realität fast wesenlos.

Beweise? Wer seine Legitimation hier nicht im Innern trägt, soll als ein bescheidener Mann seiner Wege gehen und das Philosophiren Berufeneren überlassen. Stat pro ratione voluntas: heißt es hier recht eigentlich. Philosophiren bedeutet: Aufschluß verlangen über den Grund der Ohnmacht unserer tiefgefühlten Allmacht. Wer dieses tiefe Gefühl nicht hat, hat gar keinen Grund zum Philosophiren und versteht entweder gar nicht seine eigene Intention oder er philosophirt aus Nachahmungtrieb; auch giebt es ausgezeichnete Menschen und Naturforscher, die sich mit dem Philosophenmantel zu dekorativen Zwecken drapiren; ferner sonderbare Schwärmer, die im schönen Gefühlsdusel ihres Allmachtgelüstes dieses bereits erfüllt wähnen, wenn sie wohl am Leibe gesättigt sind und reine, frische Luft athmen: Verhungern und Ersticken wird ihnen dann zur Fabel, zum Aberglauben. Endlich giebt es ausgemachte Sicherheitkommissare, die sich Kantianer nennen, weil an die Stelle ihrer gelämten Urtheilskraft kantische Philosophie getreten ist: sie sind die Anbeter des großen X, nehmen höflich ihren Hut vor der Sphinx ab, wenn sie vorbeigehen, versichern sie überaus ehrerbietig, daß es ihnen nicht beikomme, sie zu stürzen, und gehen eben an ihr vorbei. Das freut die Sphinx; aber warum zuckt es denn so nervös in ihren Pranken?

Hat uns die metaphysische Grundidee Schopenhauers: Die Welt als Vorstellung, Selbsterkenntniß unseres innersten allmächtigen Instinktes und Willens, ja, unserer Wollust, klar eingeleuchtet, so wird von dort aus die ganze Lehre des Philosophen sich sehr bald erhellen. Was jener Wille will, ist auf zahllose Arten eben Wollust, endgiltige Befriedigung, am Intimsten geschlechtlich, wo er dann sofort aufs Neue seine Geburt erregt. Und siehe: die ungeheure Vergeblichkeit dieses Trachtens, besiegelt durch Elend, Altern und Tod, das grenzenlose Uebel, die folternde. Eingezwängtheit eines so kolossalen Wesens in dieser Gummizelle des Lebens, in der der nicht leicht gemachte Tod es immer wieder und so oft mit seiner vom Schmerz erpreßten Einwilligung ereilt: all Das schreit so laut von der Enttäuschung und Marter eines ersichtlich zur Glückseligkeit prädestinirten Wesens, daß man, wo nicht taube Ohren, so doch ein taubes Herz haben müßte, um nicht vor Mitleid mit sich

und Anderen zu vergehen: daß wir es nicht thun, spricht keineswegs für unser Glücklichsein, sondern gehört mit zum ganzen Martyrium des bösen Willens.

Böser Wille! Das war für Schopenhauer das Wort zum Räthsel: entschieden, unser eigenes allmächtiges und im Innersten glückseliges Wesen mußte irgendwie versündigt sein: daher sein ewiges Leiden, Leben, Sterben und Wiedergeborenwerden. Es hatte sich in rasende, blinde Gier verwandelt, war sich selbst entfremdet, nicht alleinsam, allgenügsam: und stellte daher sich in einer solchen Welt dar.

Bei Alledem hatte diese Darstellung (und hieraus erhoffte Schopenhauer schließlich das Heil) etwas Gutes: die allmähliche Selbsterkenntniß dieses Willens zum Leben. Ursprünglich nur ein kleines Licht in der Hand des Willens zur kümmerlichen Erhellung seines finster gewundenen Weges, überstrahlte der Intellekt zuletzt wie eine Sonne das grause Phänomen des ganzen Lebens, in dessen schrecklichem Spiegel der Wille nun mit Entsetzen sein eigenes Gesicht erblickt; von da an wird er für die Rettung empfänglich: er verfolgt nicht mehr mit Gier jene Wege, sondern steht kontemplirend still; er betrachtet sich. Alle Kunst, alle Philosophie führt eine leise Abwendung vom Leben mit sich. Doch dringt die erlangte Belehrung, wer man sei, und daß man nur, auf das Leben resignirend, einige Seligkeit genieße, nicht in die Tiefen des Geblütes; man bleibt dabei kalt. Die Aesthetik des Lebens verlangt viel Kälte. Wärmer, herzlicher ist das Resultat instinktiver Selbsterkennung, wenn es, auf die Praxis übergreifend, sich in lauter Linderung des fremden Elends bethätigt und, indem es sich selbst beharrlich zügelt, sich vom Verletzen der anderen Wesen zurückhält, ja, mit aller möglichen Aufopferung, in seltenen Fällen sogar des Lebens, ihnen zu Hilfe kommt. Guter Wille, vom Leben wenig trinkend, um dem Durst der Anderen zu helfen, zeigt an, er sei mit aller Welt verwandt und einig und verlange zu seiner Zufriedenheit nicht mehr viel vom Leben. Die Erscheinungen der Güte sind aber immer noch Zeugnisse für die Liebe zum Leben, selbst in den Fällen, wo der Gute für einen Anderen stirbt. Zur Güte gehört viel heilige Einfalt, sie hält das Leiden des Lebens für heilbar, milderbar: sie ist an die schreckliche Stelle, wo man Leben und Leiden, trotz allem gleißnerischen Anschein des Glückes, in einem entsetzten Blick sieht, noch nicht gelangt.

Auf dieser Stelle bricht der Entscheidungskampf aus, dessen bloße Vorpostengefechte die ästhetischen und die ethischen Erlebnisse gewesen waren. Und eigentlich siedend wird hier der Entschluß, wenn auch der Tod unserem Leben nicht nur kein Ende, sondern auf eine uns geheime Art auch wieder einen Anfang macht: jetzt erst wird das Leben ganz rettunglos. Der von Natur gütige Mensch wird hier unmerklich zum durchaus entsagenden Heiligen, während im ungeheuer lebensgierigen bösen Menschen, im Welteroberer, dieser Umschwung sich gewaltsam und mystisch vollzieht: Abwendung nicht nur von dem Leben, sondern radikale Weltentsagung, Verzicht auf alles bestehende Glück dieses ewig unbefriedigenden Daseins. Der Wille hebt sich auf, er erlischt schon bei Lebzeiten und wird Etwas, das nichts ist von Allem, was wir kennen. Bewunderswerth ist, wie Schopenhauer den kantischen Idealismus aus dem gierigen Wesen des Lebenswillens abzuleiten weiß und es vor Allem illustrirt am Bilde der Zeit, dann des Raumes und der Materie. Der Wille giert, hungert und verzehrt sich nach Befriedigung und findet nur kurze, illusorische: so rast die Zeit in bestandloser Flucht; so dehnt sich der Raum und sprengt alle Grenzen und wird nicht voll und rund; so wechselt Materie Form um

Form. Nun kommt die Kunst mit ihrem verewigenden Auge: da ist es, als ob die Zeit stiller stünde, der Raum in ein inniges Zusammen im Hier rönne, sich nicht mehr entfernend; und als ob ein Wesen zu allen, alle zu einem würden. Da durchwehen diese gräßliche Welt der Entzweiung, sanft versöhnend, handelnde Liebe und Güte, aus einem Mitleiden strömend, das den Fremdesten zum Eigensten macht. Und will man das herzlichste Symbol der Harmonie, welche hier eine Ahnung lang den Blick in eine selige Welt verzückt, so nehme man dazu die Musik, ohne die, nach dem göttlichen Ausspruch Zarathustras, das Leben ein Irrthum wäre. Soll es dabei sein Bewenden haben? Wie denn? Die Möglichkeit einer seligsten Befriedigung, die Witterung eines feinen, so erlösenden Duftes überfliegt leise, schemenhaft alle diese wilde Dämonie: Dieses soll genug sein? Dieses Genügen verdammt Schopenhauer als ruchlos.

Und nun sein letzter Schluß: wenn so geringe Weltentsagung, wie zum ästhetischen, wie zum moralischen Empfinden nothtut, so sehr uns bereits beseligt, daß endlich unser stürmisches Herz in sich selber still wird und eine friedliche Pause verspürt: so mache man endlich Ernst! Man entsage dem Leben durchaus endgiltig. Nicht etwa nur, wie der Selbstmörder, besonderen Lebensumständen, sondern allen, allen. Ihr könntet einem solchen Selbstmörder bieten, was Ihr wolltet: Kronen, Sterne, Meere, — eisige Seligkeit lächelnd, würde er, wie ein Erwachsener auf Kinderspielzeug, darauf verzichten. Lebensglück macht Solchen melancholischer noch als Unglück, weil es als Attrape der echten Seligkeit viel tiefer enttäuscht.

Mit einem Wort: es giebt in unserem innersten Herzen Etwas, das so unschätzbar werthvoll ist, daß um seinetwillen alle Werthe dieses äußeren Lebens nichtig werden. Hier winkt Jedem, der sich überwindet, eine innerliche Welteroberung, Weltwerdung, Einswerdung: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Den Willen in seine Gewalt zu bekommen, ist so schwer, so selten, so fabelhaft, daß die Skepsis gegen eine derartig hoch über alles noch so Erhabene erhebende und hinaustragende Lehre mit ganz leichter Mühe siegt und zage Wisperstimmen raunender Sagen und Märchen kaum noch belächelt. Wie stark war doch die Menschheit immer im Glauben an das Absurde, im Aberglauben! Daß doch der Glaube, diese wirksamste aller Willenskräfte des Menschen, sich einmal zum Hellen wenden ließe! Wie magisch sind eigentlich alle Naturerscheinungen und all unser Handeln! Und welches Achselzucken und Höhnen der Superklugheit begegnet uns, wenn wir zur Vertiefung dieser alltäglichen Magie unsere zuversichtliche Hoffnung verrathen! Daß mein Wille technisch im Augenblick eine lange Entfernung zusammenzieht, ist plausibel: daß er es „von selbst", also viel unmittelbarer, können sollte, ein Spott.

Wahrlich, die Wahrheit aller Magie unseres Willens, die Arthur Schopenhauer so unerschrocken vor dem Fluch der Lächerlichkeit, welchen meistens die Lächerlichen selber schleudern, herzhaft offenbart, ist der stärkste aller Weine, einer, der wie berauschendes Gift auf alle Schwachen wirkt. Ihn zu genießen und dennoch nüchtern zu bleiben: Das erst machte die Nüchternheit zum Kunststück. Und erst, wenn einmal unser Wille gleichsam ein Erdbeben des Verstandes und dadurch der Naturordnung verursacht haben wird, erst dann wird unser großer Schopenhauer nicht wie beschämt stehen müssen vor Neunmalweisen, denen der Verstand so bedenklich still steht, daß sie begonnen haben, ihn zu kanonisiren.

Dr. S. Friedlaender.

Nordstern.

Die stella polaris hat am hellen Tag die Spekulanten mächtig angezogen. Die Aktien des Steinkohlenbergwerkes, das den Namen des im Pol stehenden Fixsternes trägt, geriethen in hastige Bewegung. An Fixen darf man dabei nicht denken, sondern an eine echte Hochkonjunkturhausse. Wenige Januartage genügten, um Nordsternaktien in die Reihe der höchstbewertheten Montanpapiere zu bringen. Unter den rund 140 Hütten- und Bergwerksaktien, die an der berliner Börse notirt werden, ist kein halbes Dutzend, dessen Kurs höher als 400 Prozent steht. In die winzige Schaar dieser Auserwählten ist die Nordsternaktie, mit einer Rekordnotiz von 403, eingerückt. Wie kam Das? Zuerst hieß es, die bayerische Regirung habe Kaufabsichten. Die werden dieser Regirung jetzt immer zugeschrieben, wenn der Spekulation irgendein Bergwerk interessant zu werden anfängt. Diesmal trat die Nachricht mit solcher Bestimmtheit auf, daß es sich lohnte, bei der für eine solche Transaktion zunächst in Betracht kommenden Stelle, dem bayerischen Verkehrsminister Herrn von Frauendorfer, anzufragen, ob der bayerische Fiskus wirklich nach dem Nordstern trachte. Der oberste Leiter des bayerischen Eisenbahn- und Postwesens gehört zu den wenigen hochmögenden Herren, von denen ein neugieriger Schreiber weggeht, ohne das Gefühl zu haben, mit mehr oder minder höflichen Worten abgespeist worden zu sein. Herr von Frauendorfer ist ein Arbeitminister in des Wortes bester Bedeutung; ein Mann der Thatsachen; und was er sagt, hat Hand und Fuß. Will oder darf er über Etwas nicht sprechen, so sagt ers ohne Umschweife; ist er aber bereit, Auskunft zu geben, so erfährt man klipp und klar, wie die Dinge liegen. Daß Bayern den Nordstern nicht kaufen will, ist inzwischen ja längst erwiesen. Darum brauchte ich also nichts von meiner halbstündigen Unterhaltung mit dem bayerischen Eisenbahnminister zu erwähnen. Aus einem anderen Grunde geschiehts (und zwar gerade in Verbindung mit der Nordsternhausse): weil ich bei dieser Gelegenheit gemerkt habe, wie schwer es heute für einen Staat (mag er Bayern oder Preußen heißen) ist, Kohlenbergwerke anzukaufen. Bayern braucht für seine Eisenbahnen rund eine Million Tonnen Kohle jährlich; es möchte diesen Bedarf gern aus Eigenem decken und deshalb eine ansehnliche Zeche erwerben. Unmöglich; obwohl dem Minister oft genug Offerten ins Haus gebracht werden und er jede einzelne genau prüft. Unmöglich, weil in dem Augenblick, wo der Besitzer erfahren hat, wer auf das Bergwerk reflektire, der Preis um 30 bis 40 Prozent in die Höhe schnellt. Fiskus kann ja zahlen. Und solche Gelegenheit ist selten: also escomptire man die Chance in einem anständigen Aufgeld. Die Harpener Bergbaugesellschaft (heute darf man wohl darüber sprechen, ohne indiskret zu sein) ist dem bayerischen Staate durch einen Vermittler (nomina sunt odiosa) zum Kauf angetragen worden, als die Aktie 210 stand. Das Geschäft sollte perfekt sein, wenn dem Fiskus dieser Preis genehm wäre. Schön; aber nach ein paar Tagen hieß es, für Bayern sei Harpen nur zum Kurs von 250 zu haben. Da zerschlug sich das Geschäft natürlich. Am zweiten Februar standen Harpener 221; und ob sie unter normalen Umständen jemals einen Satz von 250 Prozent erreichen werden, weiß kein Mensch. Die Spekulation, intra muros et extra, macht den Preis, macht es damit aber jeder Regirung, die sich ihrer Verantwortlichkeit gegenüber dem Landtag bewußt ist, unmöglich, irgendein Montanunternehmen zu erwerben. „Der Staat hat doch

nicht die Aufgabe, der Börse Gewinne zu schaffen." Fälle wie Hibernia und Hercynia wiederholen sich nicht so leicht. Man hat gelernt, wie es nicht gemacht werden muß. Deshalb wäre das Bergwerk Nordstern, hätte die bayerische Regirung überhaupt je darauf reflektirt, als Kaufobjekt in dem Augenblick nicht mehr in Frage gekommen, wo die wilde Kurstreiberei an der Börse begonnen hatte.

Ob die Aktionäre traurig darüber sind, daß ihnen, statt eines Staates, der Vogel Phönix als Käufer genaht ist? Aus den Gerüchten hat sich bekanntlich die Thatsache herausgeschält, daß Nordstern dem großen Concern Phönix-Hörde angegliedert werden soll. Die Vereinigung der Bergbau- und Hüttenaktiengesellschaft Phönix mit dem Hörder Bergwerk- und Hüttenverein ist neusten Datums. Als diese Fusion zu Stande kam, wußte man, daß sie nur der Anfang einer neuen großen Interessengemeinschaft sein werde, da weder Phönix noch Hörde, die Beide Hüttenzechen sind, genug Kohle und Koks produziren, um den eigenen Bedarf decken zu können. Entweder mußte also an den Ausbau der eigenen Bergwerke oder an den Erwerb einer leistungfähigen Kohlenzeche gedacht werden. Den eigenen Besitz produktiv zu machen, ist, ganz abgesehen von den Kosten und der Unsicherheit, ob die Kohlenproduktion ausreichen wird, umständlich, zumal, wenn es sich um Brennmaterial handelt, das sofort gebraucht wird und dessen Preis beständig steigt. Bis zur vollen Betriebsfähigkeit der eigenen Zechen wäre man doch auf den Bezug fremder Kohle angewiesen, müßte also das Unkostenkonto weiter schwer belasten. Deshalb war der Erwerb eines schon bestehenden Bergwerkes vorzuziehen; und das Steinkohlenbergwerk Nordstern, mit seiner 3¼ Millionen Tonnen betragenden Produktion an Kohle und Koks, paßt sehr gut in die Gemeinschaft Phönix-Hörde, deren Hauptstärke in der riesigen Betheiligungziffer beim Stahlwerkverband liegt. Sie geht mit insgesammt 1,80 Millionen Tonnen über alle anderen Betheiligungen hinaus. Nach der Vereinigung mit dem Nordstern wird der Einfluß des neuen Concerns auch im Kohlensyndikat beträchtlich sein. Heute ist Phönix-Hörde dort nur mit 450 000 Tonnen betheiligt; später wird der Concern 3¾ Millionen Tonnen haben und damit unter den 79 am Kohlensyndikat betheiligten Werken an die vierte Stelle, gleich hinter Gelsenkirchen, Harpen und Hibernia, rücken. Solche zwei Fronten umfassende Machterweiterung eines Montanunternehmens ward bei uns noch nicht erlebt. Wer nach dem intellektuellen Urheber des Planes fragt, erwartet, den Namen August Thyssen zu hören. Und Thyssen ist wirklich auch diesmal der Meister, den das Werk lobt. Schon bei Phönix-Hörde war er der Regisseur und dachte damals schon an die Abrundung der zwischen diesen beiden Hüttenzechen hergestellten Gemeinschaft. Jetzt ist der Guß vollendet; einen Tag vorher war gemeldet worden, August Thyssen habe seinen Austritt aus dem Kohlensyndikat angezeigt. Zwei Sensationen, deren ursächlicher Zusammenhang kaum zweifelhaft sein konnte. Thyssen ist Vorsitzender des Aufsichtrathes von Nordstern und hat in dieser Stellung bisher die Interessen einer Reinen Zeche vertreten. Durch die Vereinigung mit der Hüttenzeche Phönix bekommt Nordstern, nach der bekannten Entscheidung des Reichsgerichtes, ohne Weiteres die Eigenschaft einer Hüttenzeche; seine Produktion dient in erster Linie also zur Deckung des Bedarfes der eigenen Hütten und kommt erst dann für die Betheiligung beim Kohlensyndikat in Betracht. Einzelne Reine Zechen, darunter auch Nordstern, führen Prozesse gegen das Kohlensyndikat wegen der angeblich nicht vorauszusehenden Bevorzugung der Hüttenzechen; und es hieß, die beiden Gruppen wollten sich auf der Basis einigen, daß

die Hüttenzechen ihr Betheiligungsquantum an das Kohlensyndikat voll zu liefern und für die fehlenden Quoten die jeweilige Umlage zu zahlen haben. August Thyssen aber widersetzte sich diesem Ausgleich und schied dann aus dem Vorstande des Kohlensyndikates. Wäre Nordstern Reine Zeche geblieben, so hätte Thyssen kaum mit solcher Energie gegen den Vergleich protestirt; da aber die Fusion des Phönix und die Umwandlung des Nordstern in eine Hüttenzeche schon geplant war, hatte Thyssen ein Interesse daran, die Beseitigung des Hüttenprivilegs, ohne das die Vereinigung Phönix-Nordstern keinen Zweck hätte, nicht zuzulassen. Ob die übrigen Zechen sich nun wirklich einigen oder ob die Gegensätze fortdauern werden: Das ist insofern ohne Bedeutung, als das Bergwerk Nordstern nicht gezwungen werden kann, seine Quote an das Kohlensyndikat auch in Zukunft voll abzuliefern. Das Urtheil des Reichsgerichtes hat nach dieser Richtung bindendes Recht geschaffen. Eben so wenig aber können die unter Thyssens Einfluß stehenden Zechen, also zunächst Gelsenkirchen, Deutscher Kaiser, Mülheimer Bergwerkverein, die ungefähr den sechsten Theil der Gesammtbetheiligung beim Kohlensyndikat haben, gezwungen werden, vor Ablauf des Syndikatvertrages aus dem Verbande zu scheiden. Vorläufig ist Thyssens Rücktritt eine persönliche Angelegenheit; die weitere Wirkung dieses Ereignisses wird abzuwarten sein. Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß der gesammte Thyssen-Concern in absehbarer Zeit einmal als Konkurrent des Kohlensyndikates auftritt. Die vorausgesehene Aera der großen, trustartigen Interessengemeinschaften hat begonnen. Auf Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde ist nun Phönix-Hörde-Nordstern gefolgt.

Weil Thyssens Plan, sich für Rheinland-Westfalen ein Elektrizitätmonopol zu schaffen, nicht durchzuführen war, glaubten Manche, mit der Macht Augusts des Starken gehe es zu Ende. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätwerk war ja zu einer unangenehmen Konzession genöthigt; da aber 25 Millionen Mark als Pflaster gefordert wurden, darf man nicht von einem Fiasko sprechen. Die Verhandlungen wurden (und werden wohl noch) zwischen den Herren August Thyssen und Hugo Stinnes auf der einen, Dr. Rathenau (Berliner Handelsgesellschaft) auf der anderen Seite geführt; wo so starke Köpfe zusammenkommen, pflegts weder Sieger noch Besiegte zu geben. Auch familiäre Unannehmlichkeiten haben Thyssens Thatkraft nicht geschwächt Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist mit ihm noch als mit einem Riesen zu rechnen. Freilich giebt es Leute, ernsthafte sogar, die meinen, Thyssen (dessen Name jetzt ja auch mit der Rheinischen Metallwaarenfabrik in Verbindung gebracht wurde) und Stinnes bauten ihr Zwing-Uri zu hoch, nicht alle Theile auf festen Grund und würden eines nicht allzu fernen Tages der Welt das Schauspiel eines bösen Zusammenbruches bieten. Die Mehrheit aber will von solcher Schwarzseherei nichts wissen und vertraut fast blind noch den Gewaltigen, auf deren Wink die Leiter der größten Banken zu jeder Tageszeit herbeieilen und denen man nicht einmal grollt, wenn sie das Stelldichein für die Bäckerjungenstunde eines Wintermorgens bestimmen.

Die künstliche Kurssteigerung der Nordsternaktie muß die Phönixgesellschaft natürlich mit in den Kauf nehmen. Hier wird also das Agio „realisirt", das den bayerischen Staat gezwungen hätte, von einem etwa beabsichtigten Kauf des Nordstern abzusehen. Daß wenige Tage vor der offiziellen Bekanntmachung der Fusion der Kurs in die Höhe getrieben wurde, mußte den Verdacht erwecken, Eingeweihte hätten ihre Kenntniß zum Schaden der ahnungslosen Aktionäre ausgenutzt. Das Aktienkapital des Phönix soll um 28 Millionen Mark (auf 100 Millionen) erhöht

werden; außerdem ist die Ausgabe einer Obligationenanleihe von 20 Millionen, zu $4\frac{1}{2}$ Prozent verzinslich, geplant. Für 1200 Mark Nordsternaktien sollen 1200 Mark Phönix-Aktien und 200 Prozent bar bezahlt werden. 1200 Mark Phönix kosten, bei einem Kurs von 218 Prozent, 2616 Mark. Dazu kommt die halbe Dividende für das am dreißigsten Juni ablaufende Geschäftsjahr mit 8 Prozent = 96 Mark und 200 Prozent bar = 2400 Mark, zusammen 5112 Mark. Davon ab: 4 Prozent Stückzinsen; bleiben 5064 Mark. Dieser Betrag wird für 1200 Mark Nordsternaktien gezahlt; er entspricht einem Kurs von 422 Prozent; die Phönix-Aktionäre müssen in Folge der Kurstreiberei also rund 40 Prozent mehr bezahlen, als noch vor vier Wochen nöthig gewesen wären. Die Preissteigerung kommt zu noch deutlicherem Ausdruck, wenn man den Kursabschlag berücksichtigt, den die Nordsternaktie, nach der Abtrennung des Dividendenscheines, erlitten hätte. Für 1906 soll eine Dividende von 22 Prozent gezahlt werden. Wenn der Kurs auch unter normalen Verhältnissen bis 400 gestiegen wäre, hätte man am Tage nach der Couponabtrennung die Notiz um 18 Prozent gekürzt. Diese 18 Prozent müssen vom Preis der Nordsternaktie abgezogen werden, da die Dividende des letzten Jahres nicht den Käufern zufällt, sondern den Verkäufern bleibt. Die Phönixgesellschaft muß sich also den Erwerb von Nordstern einen schönen Batzen Geld kosten lassen; trotzdem wird sie kein schlechtes Geschäft dabei machen, denn Nordstern hat einen so großen Besitz an noch unverritzten Kohlenfeldern, daß dieses Bergwerk leicht den eine Million Tonnen betragenden Bedarf von Phönix-Hörde decken kann, ohne seine Betheiligung beim Kohlensyndikat auch nur um eine Tonne zu kürzen. Nordstern ist mit 5 Prozent an der Rheinisch-Westfälischen Bergwerkgesellschaft betheiligt, auf die der rheinisch-westfälische Besitz der Internationalen Bohrgesellschaft an unaufgeschlossenen Kohlenfeldern übergegangen ist; ferner gehören ihm im linksrheinischen Gebiet zwölf Kohlenfelder bei Orsoy, mit deren Aufschließung demnächst begonnen werden soll und die, was die Hauptsache ist, syndikatfrei sind. Für die Ausbeutung des Steinkohlenbergwerkes Nordstern sind die Aussichten also sehr gut. Der Phönix muß künftig freilich ein um 28 Millionen Mark höheres Aktienkapital verzinsen und 850 000 Mark mehr für die Verzinsung der neuen Obligationen aufbringen. Die Belastung mit festverzinslichem Kapital ist an sich nicht zu empfehlen. Die Zahlung einer ziemlich hohen Dividende, an die der Phönix seine Aktionäre gewöhnt hat, wird natürlich immer schwerer, je größer der Betrag des Aktienkapitals ist. 20 Millionen Mark mehr würden bei einer Dividende von 16 Prozent einen Betrag von 3,20 Millionen erfordern; da kommt die Gesellschaft mit $4\frac{1}{2}$ prozentigen Schuldverschreibungen besser weg. Das Bergwerk Nordstern hat im letzten Jahrzehnt eine Durchschnittsdividende von 15 Prozent gezahlt und wird, bei einer weiteren Aufschließung der Kohlenfelder, gewiß die Möglichkeit erhöhter Rentabilität bieten; die Kohlenpreise steigen ja lustig weiter und noch ist kein Rückgang in Sicht. Die Gesellschaft kann also auf wachsenden Ertrag des Absatzes und auf verringerte Kosten für den eigenen Kohlenbedarf hoffen. Der neue Concern wird der an Kapital zweitstärkste in der deutschen Montanindustrie sein, die dann zwei Riesen von mehr als 100 Millionen Mark aufzuweisen hat. Und die rund 170 Millionen von Gelsenkirchen und die 120 Millionen von Phönix-Nordstern hat die Intelligenz eines Mannes zusammengebracht. Wer will da noch behaupten, wir hätten von Amerika nichts gelernt?

Ladon.

Briefe.

Nach den Kolonialdebatten bekam ich den folgenden Brief:

„Herr Dr. Kersting soll den Tod seines schwarzen Kochs verursacht haben. Beweismittel: Die Schwarzen sangen so. Dazu möchte ich eine ethnographische Anmerkung beitragen, die Sie vielleicht für erwähnenswerth halten. Die Naturvölker verstehen unter ‚Todesursache' Anderes als wir. Der Begriff des natürlichen Todes ist ihnen fremd. Am Tod eines Menschen muß bei ihnen immer Einer schuld sein. Der Begriff einer unpersönlichen Ursache ist Naturvölkern unzugänglich. Ein Vorgang wie der Tod muß bei ihnen nothwendig einen Thäter als Ursache haben, entweder einen Geist (einen Verstorbenen) oder einen Lebenden. Am Leichtesten kommen Zauberer (und dafür halten die Schwarzen den Arzt, zumal wenn er Schädel präparirt) in den Verdacht der Todesursache. Der Arzt ist in Afrika also zum ‚Mörder' prädestinirt. Das erste Opfer des südwestafrikanischen Aufstandes war der Thierarzt Kämpny; er sollte Viehsterben verursacht haben. Wir in Europa sagen: Wie, Müller ist tot? Woran ist er gestorben? Der Schwarze sagt: Was, Mbonga tot? Wer hat ihn getötet? Und will dann einen Namen hören und keine Krankheit. Es giebt noch andere Unterschiede zwischen unserer und der naturwüchsigen Art des Urtheilens. Das Kausalitätbedürfniß theilen wir zwar mit dem Neger; aber die Gewissenhaftigkeit und Vorsicht in seiner Befriedigung ist beim Schwarzen geringer. Er kann nicht warten und lange suchen wie ein Europäer, dessen Hirn ein Produkt Jahrhunderte langer Zucht ist, der strengen Zucht von Generationen. Der Naturmensch will lieber schnell ein falsches Urtheil annehmen als lange auf ein richtiges warten. Den Unterschied zwischen Thatbestand und Urtheil kennt er nicht. Interpretation und Text fallen zusammen. Trotz dieser zuchtlosen, nach Emotion gierigen und sich gern schnell entlastenden Psyche wird eines Schwarzen Aussage der eines gebildeten Weißen gleichgestellt. Noch schlimmer (an dem Fall Kersting wird die Methode der Kolonialgegner zum Greifen deutlich): man sieht den Schwarzen mit den Augen des Weißen, den Weißen aber mit den Augen des Schwarzen an. Damit läßt sich dann freilich Alles machen. Es ist unvermeidlich, daß der Weiße durch diese famose doppelte Spiegelung in der schwarzen Psyche und der mitteleuropäischen Moral als ein Schwein und ein Unhold erscheint. Als Belege für meine ethnographische Anmerkung mögen folgende Stellen dienen. Aus Oskar Peschels ‚Völkerkunde' (siebente Auflage) herausgegeben von Ferdinand Freiherrn von Richthofen: ‚Bei allen rohen Völkern der Gegenwart oder der Vergangenheit werden Krankheiten und Todesfälle nur einer Verhexung zugeschrieben, gegen welche der Schamane seine Geheimmittel aufbieten muß. Wird eine Erkrankung der Fernwirkung eines Zauberers zugeschrieben, so muß auch der Tod, selbst wenn er bei Altersschwäche eintreten sollte, nur durch Wirkung böser Künste herbeigeführt worden sein. Daher entdecken wir zu unserer Betroffenheit überall, in allen Erdräumen, wo der Schamanismus sein Unwesen treibt, die Herrschaft des Wahns, daß der Mensch bis in ungemessene Zeiträume die Dauer seines leiblichen Daseins verlängern könnte, wenn es ihm nicht durch die Tücke eines Zauberers verkürzt werde. Dieser Wahn beherrscht nicht nur Menschenstämme, die, wie die Australier, freilich mit Unrecht, sehr tief gestellt werden, sondern selbst die hochstehenden Abiponen versicherten den Jesuiten Dobrizhoffer, daß die Todesfälle aufhören müßten, wenn die Hexenmeister auf ihre traurigen Künste verzichten wollten.' Aus Friedrich Ratzels ‚Völkerkunde' (zweite Auflage): ‚Einer der allergewöhlichsten Anlässe zu Menschenopfern ist die Bezauberung eines Kranken. Mit oder ohne Gottesurtheil hat der solcher Zauberei Beschuldigte sein vermeintli-

ches Verbrechen zu büßen. Am unteren Kongo wird ihm ein Aufguß der bitteren Nkassarinde bereitet, der ein sehr heftiges Herzgift enthält. Als einer der Söhne des Häuptlings William Bimbia am Kamerunfluß nach langem Siechthum gestorben war, wurde irgend ein unschuldiger Mann der Zauberei angeklagt, die diesen Tod zur Folge gehabt habe. Der Unglückliche wurde an einem Baume aufgehenkt. Es ist geschichtliche Thatsache, daß, als der Gaikahäuptling Tyali starb, des Häuptlings Sandili Mutter Tutu von den Hexendoktoren als Verursacherin dieses Todes ausgeschnüffelt wurde und bereits bestimmt war, den Tod unter allen solchen armen Opfern vorbehaltenen Qualen zu erleiden, als sie die Missionare und Grenzbeamten eben noch retten konnten. Ihr eigener, erst zwanzig Jahre alter Sohn hatte bereitwillig zugestimmt, sie zu Tode martern zu lassen. Bei den Bongo giebt es Hexen, denen angeblich die Tod oder Unfall verursachenden Menschen bekannt sind, die deren Thun und Treiben verrathen und das entstandene Uebel beschwören. Heuglin machte die Bekanntschaft einer solchen Frau, die sehr gute Taschenspielerkunststücke zum Besten gab.' Sehr verehrter Herr Harden, da ich Ihnen gänzlich unbekannt bin, muß ich noch hinzufügen, daß ich Beziehungen zu Kolonialbeamten und persönliche Interessen an Kolonialsachen nicht habe und an der Politik nur ein ästhetisches Interesse habe; ich meine ein Interesse, das in meinem Blut liegt, nicht in äußeren Verhältnissen."

II. Aus dem Brief eines in Mexiko lebenden Deutschen:

„Um Weihnachten vorigen Jahres konnte sich die Hauptstadt Mexiko nach längerer Pause wieder des Besuches unserer lieben Blauen Jungen erfreuen, die mit dem Schulschiff ‚Stein' in Veracruz eingelaufen waren. Etwa zwölf Offiziere, sechzig Kadetten und zweihundertfünfzig Schiffsjungen. So herzlich solche Besuche früher aufgenommen worden (ich erinnere an den Besuch der ‚Vineta', der deutschen Kolonie wie den Besuchern gleich unvergeßlich), so seltsam war der Empfang diesmal. Die Vorbereitungen begannen damit, daß die beiden hohen Vertreter des Deutschen Reiches, der Gesandte und der Berufskonsul, gerade abreisten, als die Besatzung hier eintraf. Sie blieben über Weihnachten und Neujahr fort, genau so lange, wie die Landsleute vom ‚Stein' hier verweilten. Die deutsche Kolonie, vertreten durch die beiden Vereinigungen (eine wäre für Deutsche zu wenig), das Deutsche Haus und den Deutschen Verein, ignorirten die Ankunft einfach. Das ist zu verstehen, weil auf Anfrage an kompetenter Stelle, beim Deutschen Gesandten, der Bescheid wurde, ein offizieller Besuch der Besatzung des deutschen Schiffes stehe nicht in Aussicht. Doch offiziell oder nicht: die Kadetten kamen in verschiedenen Trupps von je fünfundzwanzig Mann, von Offizieren begleitet, in Uniform herauf und wurden an der Bahn empfangen von ... zwei Landsleuten, denen sich am anderen Tag noch einzelne andere gesellten. Das Dekorum war dadurch wenigstens einigermaßen gewahrt. So wurde hier die Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes von den Vertretern des Deutschen Reiches empfangen. Was die Offiziere und Kadetten über diesen Weihnachtempfang gedacht haben, will ich nicht aus der Schule plaudern. Vielleicht bietet sich mir bald Gelegenheit, die ruhmvolle Thätigkeit deutscher Vertreter (nicht nur hier, auch in central- und südamerikanischen Staaten) näher zu beleuchten. Und vielleicht kommt dann manchem Philister drüben die Erkenntniß, die viele Deutsche im Ausland, und nicht die schlechtesten, schon gewonnen haben: daß auch diese Verhältnisse sich gründlich ändern müssen, wenn das Ansehen des Deutschen Reiches im Auslande nicht zu Schanden werden soll."

III. Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Am zwölften Januar habe ich in der ‚Zukunft' objektiv über Professor Wolfs Zuckerschrift berichtet und einige subjektive Bemerkungen daran geknüpft. Daß sie den

Rübenbauern und Zuckerfabrikanten keine Freude bereiten würden, wußte ich natürlich. Dagegen konnte ich, weil ich weder Fachmann bin noch mich als solchen aufspiele, kaum erwarten, daß mein laienhaftes Geplauder in Fachzeitschriften kritisirt werden würde. Das ist jedoch, zu meiner Freude, geschehen. Wenn ich über einen Gegenstand, den ich nicht genau kenne, gewagte Ansichten äußere, so hege ich dabei immer den Wunsch, Sachkundige möchten die Gelegenheit wahrnehmen, mich und das Publikum zu belehren. Im Centralblatt der Zuckerindustrie weist Dr. Bruckner nach, daß die von Eduard Hahn angegebenen Zahlen, auf die ich mich gestützt habe, falsch sind und daß der deutsche Rübenzucker die Konkurrenz mit dem kubanischen Rohrzucker glänzend bestehen würde, wenn dieser nicht von den Vereinigten Staaten durch Zollbegünstigungen künstlich gestützt würde. Er hat mich, der die Richtigkeit seiner Zahlen voraussetzt, beinahe überzeugt und ich möchte ihn bitten, auch hier einen Artikel zu veröffentlichen, der, ohne von meiner unmaßgeblichen Persönlichkeit (die er übrigens sehr freundlich behandelt) Notiz zu nehmen, nur das positiv Belehrende enthält. Zu meiner Vertheidigung nur ein Wort über einen Punkt von untergeordneter Bedeutung. Er klagt mich der Gedankenlosigkeit an, weil ich die Arbeit in unseren Zuckerfabriken für unangenehmer halte als die auf den Rohrplantagen. Er vergißt, daß die Arbeiter auf diesen Plantagen an die Hitze gewöhnte Neger sind und daß ich Schilderungen aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts vor Augen hatte, wo die Zuckerfabrikation noch nicht mit der heutigen Intensität betrieben wurde. Mein Artikel hat mir noch den folgenden sehr belehrenden Brief eingebracht: „Herr Eduard Hahn irrt, wenn er 12 Prozent Zucker in der Rübe als viel bezeichnet. Selten haben Rüben weniger als 15 bis 16 Prozent; in günstigen Jahren mit sonnigem Herbst wird der Durchschnittsgehalt aller deutschen Rüben wohl über 17 Prozent Zucker sein. Oft werden 20 Prozent erreicht. Aber auch der indirekte Nutzen des Rübenbaues ist viel höher, als Sie glauben. Die Getreideproduktion wird wesentlich erhöht durch die für die Rübe absolut nothwendige gute Bodenbearbeitung und Hochkultur. Dann sind die Rückstände der Zuckerfabrikation geradezu die Basis für die Winterfütterung aller Gegenden mit schwerem Boden, also ohne Brennerei (Schlempe). Ohne Rübenblätter, die fast zwei Monate (Oktober und November) alles Rindvieh nähren, müßte die Viehhaltung erheblich eingeschränkt oder eine große Fläche weiterem Futteranbau eingeräumt werden.'"

IV. Aus dem preußischen Osten schreibt eine Dame:

„Den Aufsatz über das ‚Budget einer armen Frau' habe ich mit aufmerksamstem Interesse gelesen. Da ich durch Jahre lange Mithilfe als Vorstandsmitglied bei der Armenabtheilung des Vaterländischen Frauenvereins und durch die Thätigkeit als städtische Armen- und Waisenpflegerin häufig mit dem geschilderten Frauentypus in Berührung gekommen bin, gestatte ich mir, einige Vergleiche, die sich mir bei der Lecture aufdrängten, Ihnen mitzutheilen; sie scheinen mir charakteristisch für den großen Unterschied, der in der ganzen Lebensführung, besonders bei den niederen Klassen, zwischen Ost und West unseres Vaterlandes besteht, zugleich auch bezeichnend für Das, was hier und dort als absolut nothwendig erachtet wird. Was Herrn Dr. Zeitlin bei der Frau B. als äußerste Grenze der Ernährung- und Lebensmöglichkeit erscheint, würde von östlichen Almosenempfängerinnen vermuthlich als ganz behäbige Existenz betrachtet werden; der Küchenzettel der Frau B. würde ihren lebhaften Neid erregen. Da habe ich hier noch ganz andere wirthschaftliche Talente und Lebenskünstlerinnen kennen gelernt. Jahre lang besuchte ich ein altes Mütterchen zwischen Achtzig und Neunzig, das als feste Einnahme nur eine Altersrente von neun Mark monatlich bezog. Sie besorgte ihren Haushalt, der aller-

dings nur aus einem winzigen Stübchen mit Vorraum bestand, ganz allein und hielt Alles mit peinlichster Sauberkeit in Stand. Mit Hilfe einiger von den Gemeindeschwestern ihr gebrachten Brot- und Feuerungmarken, einer kleinen Lebensmittelunterstützung vom Frauenverein und (manchmal) eines Mittagessens von der mitleidigen Hauswirthin kam sie stets aus, wurde satt, lebte bis ins einundneunzigste Jahr und starb, ohne vorher eigentlich krank zu sein. Trotz dieser kümmerlichen Lebensweise war das alte Weiblein stets heiter und zufrieden und wußte immer noch irgend einen schwachen Lichtschimmer in ihrem Dasein zu entdecken, für den sie dankbar war. Dies wirkte ganz seltsam auf den Besucher; beim Fortgehen hielt er sich eher für den Beschenkten als für den Schenkenden. Dieser Fall ist allerdings ein Unikum in meiner Praxis; doch kenne ich viele alte Frauen, die nach einem Leben voll Mühe und Arbeit ganz allein stehen und kein anderes Einkommen haben als das aus der städtischen Armenunterstützung, die selten mehr beträgt, hier wenigstens, als sechs Mark im Monat und für Miethe noch sechsundeinehalbe Mark im Vierteljahr. Eine kleine Vermehrung der Einnahmen wird meist durch Vereins- und Privatwohlthätigkeit erzielt, aber die Höhe des Budgets der Frau B. dürfte wohl hier im Osten nie erreicht werden (selbst wenn man die etwas größere Kaufkraft des Geldes in Anschlag bringt). Die Berechnungen der Wissenschaft über das zur Ernährung des Menschen ‚absolut Nothwendige‘ scheinen mir daher durch Thatsachen einigermaßen widerlegt. Denn man findet gerade bei dieser aufgezwungenen Mäßigkeit eine äußerst zähe Lebenskraft und lange anhaltende Rüstigkeit, wie sie in den Kreisen des Wohllebens viel seltener vorkommt; und doch haben fast all diese Leute ein Leben voll härtester Arbeit hinter sich. Eine Arbeiterwitwen-Versicherung bleibt trotzdem ein ‚Ziel, aufs Innigste zu wünschen‘.“

V. Ein Anarchist, der über die Taktik der Sozialdemokraten klagt:

„Hochgeehrter Herr Harden, vielleicht stellen Sie mir den Raum zur Verfügung, um eine öffentlich gegen mich gerichtete Verleumdung zurückweisen und ihren symptomatischen Werth zur Kennzeichnung politischer Charaktervergessenheit kennzeichnen zu können. Ich weiß, daß Ihr Blick frei genug ist, um auch den Anarchismus als eine diskutable Tendenz anzuerkennen, und hoffe um so eher, in Ihrem Blatt Zuflucht zu finden, als die liberale Presse, wie der Versuch gezeigt hat, die gegen einen Anarchisten verübte Niederträchtigkeit der böswilligen Verleumdung nicht für so schimpflich hält, um dagegen protestiren zu sollen.

Lassen Sie mich kurz berichten. Ich bin seit reichlich sechs Jahren als Anarchist agitatorisch thätig. Mein Kampf richtet sich also prinzipiell gegen den Staat und seine Ausdrucksformen (Kapitalismus, Militarismus, Justiz). Die einzig mögliche Grundlage zu anarchischer Freiheit (Das heißt: zur Durchsetzung der Persönlichkeit gegenüber der Gesellschaft) erblicke ich in der Wirthschaftform des Sozialismus. Hervorragend interessirt an der grundsätzlichen Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse scheinen mir Alle, deren Schaffen im Hinblick auf die gesellschaftliche und kulturelle Nutzleistung nicht richtig bewerthet wird, also besonders Künstler und Arbeiter. Die natürliche Taktik zur Durchkämpfung meiner revolutionären Ideen sehe ich im konsequenten Klassenkampf, also in der bedingunglosen, in jeder Maßnahme betonten Gegnerschaft der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Daher glaube ich, daß jede von den genannten Gruppen geübte Betheiligung an der Verwaltung der giltigen Herrschaftorgane im Widerspruch zur Methode des Klassenkampfes steht, daß sie nothgedrungen zu Konzessionen führt, daß sie reformirend (Das heißt: festigend) auf die bekämpften Zustände einwirkt. Ein wichtiges Verwaltungorgan des herrschenden Staates ist das Parlament; deshalb dünkt mich die Be-

theiligung am parlamentarischen Leben unvereinbar mit dem sozialistischen System des Klassenkampfes, dessen Machtmittel allein in der Möglichkeit liegt, den Feind wirthschaftlich zu schwächen. Das geschieht am Wirksamsten durch den Strike: durch die direkte Erzwingung wirthschaftlicher Förderung des Arbeiters.

Diese Ansicht, die hier nur im gröbsten Umriß angedeutet ist, vertrete ich mit Vorliebe der Sozialdemokratie gegenüber, deren Geschichte ein stetig vermehrtes Konzessioniren und Paktiren ist. Der geeignetste Moment aber, meine Meinung öffentlich auszusprechen, scheint mir die Zeit zu sein, wo die Sozialdemokratie zu bevorstehenden Parlamentswahlen Stimmen ködert. In solchen Zeiten pflege ich in Versammlungen unter den Arbeitern für den konzessionlosen Klassenkampf Stimmung zu machen. So auch diesmal. Am Abend vor der Hauptwahl zum Reichstag sprach ich in der Diskussion gegen ein Referat des Ritters Georg von Vollmar, bisherigen Reichstags- und gegenwärtigen bayerischen Landtagsabgeordneten. Ich kritisirte ausführlich das antirevolutionäre Verhalten der Sozialdemokratie, begründete meine Kritik mit dem Hinweis darauf, daß die seit nahezu vierzig Jahren ausgeübte Praxis des Wählens nach dem stets als Ideal gepriesenen deutschen Reichstagswahlrecht zur Förderung des Sozialismus bisher nichts erreicht habe; daß die drei Millionen Wähler mit ihren 80 Abgeordneten keine neuen Steuern, Zölle, Militär- und Marineausgaben verhindert hätten, daß die Tendenz, ziffernmäßig in die Breite zu wachsen, zu beschämenden Bündnissen mit Liberalen oder Ultramontanen führe; daß diese Bündnisse antisozialistische Verpflichtungen gegen die nichtsozialistischen Wähler sozialdemokratischer Abgeordneten mit sich brächten; kritisirte das Vereinsmeierthum der centralisirten Gewerkschaften, denen jeder große Strike verloren geht (Krimmitschau 1902, Bergarbeiter 1897 und 1905, berliner Metallarbeiter 1906 und so weiter); warnte davor, in fauler Zufriedenheit bürgerlich zu verkommen, und ermahnte zum Zusammenschluß in starken Kampforganisationen und zum Aufsparen der im Wahlkampf nutzlos verschwendeten unerhörten Energien an Geld, Zeit und Arbeit zu wirksamen wirthschaftlichen Kämpfen. Man mag anderer Meinung sein als ich. Daß meine Ansicht unehrlich sei, wird kein einsichtiges Hirn finden. Für die Lauterkeit meiner Agitation bürgt meine langjährige öffentliche Thätigkeit, bürgen die Gefahren, denen ich mich oft und immer wieder ausgesetzt habe, bürgt mein Name, dessen ich mich vor keinem anständigen Menschen zu schämen habe.

Die „Münchener Post“ nun, das bayerische Hauptorgan der sozialdemokratischen Partei, fügte dem an sich schon irreführenden Bericht über meine Rede folgende Bemerkung hinzu: ‚Herr Erich Mühsam ist Mitarbeiter des kaffernblocktreuen Simplizissimus. Seine Mahnung an die Arbeiter, sich der Wahl zu enthalten, hat also einen sonderbaren Beigeschmack. Man kennt ja die Mittelchen der Hottentotenkartellisten.‘ Mit anderen Worten heißt Das: Der Simplizissimus steht im Solde des nationalen Blocks und ich bin von ihm gedungen, um der Sozialdemokratie zu Gunsten der Liberalen Stimmen abzujagen. Um mich von dem Schmutz, mit dem man mich hier bewarf, reinzuwaschen, ging ich vor der Stichwahl wieder in eine Versammlung, in der Vollmar referirte, und meldete mich dann zum Wort. Vor der Diskussion nahm nun der Vorsitzende der Versammlung das Wort, führte aus, ich sei ein Mensch, der nur Unfrieden stiften wolle, meine Ansichten seien von unsauberen Quellen gespeist und er frage die Versammlung, ob sie mich reden lassen wolle. Rufe: ‚Nein! Nein! Schweinehund! Raus!‘ Dann wurde ich thätlich angegriffen und mit genauer Noth vor der Lynchjustiz gerettet, indem ich aufs Podium gezogen und von dort gewaltsam die Stufen zum Ausgang hinuntergestoßen wurde. Hinter

der Thür konnte ich dann noch einen Theil des Fortganges der Versammlung hören. Zwei Herren protestirten energisch gegen das an mir begangene Attentat; ihnen entgegnete Herr von Vollmar selbst, der die gegen mich verübte Gewalt bedauerlich, aber sehr begreiflich fand und dann sehr unverblümt behauptete, daß ich von den Liberalen bestochen sei. Die ‚Münchner Post' berichtete über den Vorfall lakonisch: ‚Die Versammlung lehnte es ab, den Lockspitzel der Simplizissimus-Partei anzuhören.'

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, mich gegen die widrige Verleumdung anders zu wahren als mit der Feststellung: Die Taktik, Gründe unbequemer Gegner damit abzufertigen, daß man diese Gegner persönlich beschmutzt, ist so alt wie die Sozialdemokratie. Schon Marx verdächtigte Bakunin als Polizeispitzel, Liebknecht machte aus dieser Praxis eine systematische Methode und noch Keinem von uns Allen, die wir uns um die Propagirung des Anarchismus mühen, sind von sozialdemokratischen Führern solche Beschimpfungen erspart geblieben. Diese Leute aber bestreiten, daß der parlamentarische Stimmschacher zur Verrohung der ethischen Qualitäten führt. Da mir schien, daß die Liberalen ein eben so großes Interesse daran hätten, mich von ihren Rockschößen abzuschütteln, wie ich, mich davon loszumachen, sandte ich zweimal eine Erklärung an die ‚Münchner Neusten Nachrichten', in der ich unter Berufung auf ihr Reinlichkeitgefühl um einen Protest der Liberalen gegen die uns gemeinsam zugefügte Lumperei bat. Die Erklärung erschien nicht. Um so mehr habe ich jetzt das Bedürfniß, meine und aller Anarchisten gänzliche Unabhängigkeit von den Liberalen zu betonen, die selbst das Bedürfniß, sich von der Anschuldigung zu reinigen, sie kauften zu ihren Wahlzwecken anarchistische Agitatoren, nicht zu fühlen scheinen. Mit aufrichtigem Dank Ihr sehr ergebener

München. Erich Mühsam."

VI. Ein Anwalt schickt mir zwei Beschlüsse des selben Landgerichtes. Hier der erste:

Auf Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft wird der Kaufmann ..., zur Zeit hier in Untersuchunghaft, wegen der Anschuldigung, im Inlande im Herbst 1905 in der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen, den Entschluß, das Vermögen der Kaufleute X und Y dadurch zu schädigen, daß er durch Vorspiegelung falscher Thatsachen einen Irrthum erregte, durch Handlungen bethätigt zu haben, welche den Anfang der Ausführung dieses beabsichtigten, nicht zur Vollendung gekommenen Vergehens enthielten (Vergehen gegen §§ 263, 43, 74 Strafgesetzbuchs) außer Verfolgung gesetzt, weil nach dem Gutachten des Sachverständigen ... die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß der Beschuldigte bei Begehung der ihm zur Last gelegten Strafthaten sich in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befunden hat, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. (§ 51 St G.B.) Die Kosten des Verfahrens werden der Staatskasse auferlegt. Der gegen den Beschuldigten erlassene Haftbefehl wird aufgehoben.

......, zweiten Januar 1906.

Königliches Landgericht, Strafkammer II.

(gez.) X. Meyer. Y. Meyer. Z. Meyer.

Und hier der zweite vom selben Tag:

Dem durch heutigen Beschluß wegen der Anschuldigung des Vergehens gegen §§ 263, 43, 74 Strafgesetzbuches außer Verfolgung gesetzten Kaufmann ... steht wegen der von ihm seit dem siebenzehnten Juli 1906 erlittenen Untersuchunghaft ein Anspruch auf Entschädigung aus der Staatskasse nicht zu, weil das Verfahren weder seine Unschuld ergeben noch dargethan hat, daß gegen ihn ein begründeter Verdacht nicht vorliegt (§ 1

des Gesetzes vom vierzehnten Juli 1904). Trotz der wenigstens zeitweise bei dem Beschuldigten vorhandenen krankhaften Störung seiner Geistesthätigkeit besteht vielmehr der begründete Verdacht, daß er bei Begehung der ihm zur Last gelegten Straithaten in freier Willensbestimmung gehandelt hat.

. . . . . ., zweiten Januar 1906.

Königliches Landgericht, Strafkammer I.

(gez.) X. Meyer. Y. Meyer. Z. Meyer.

VII. Aus Süddeutschland schickt ein anderer Anwalt mir eine wunderliche Entscheidung:

In der Sammlung „Die Rechtsprechung der Oberlandesgerichte" (vierzehnter Band, Heft vom achtzehnten Januar 1907) steht eine lesenswerthe Entscheidung des Oberlandesgerichtes Stuttgart. Es handelt sich um den Paragraphen 833 des Bürgerlichen Gesetzbuches „Wird durch ein Thier ein Mensch getötet oder der Körper oder die Gesundheit eines Menschen verletzt oder eine Sache beschädigt, so ist Derjenige, welcher das Thier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entstehenden Schaden zu ersetzen". Das stuttgarter Oberlandesgericht stellt zunächst den Thatbestand fest." Die Frau des Klägers war in dessen Stall mit Melken beschäftigt, als plötzlich die dem Kläger gehörige und von ihm gehaltene Katze, verfolgt vom Hunde des Beklagten, sich in den Stall flüchtete und unter den Kühen durchlief; hierdurch wurden sie (wer?) unruhig und scheu; die Kuh, die gemolken wurde, schlug aus und verletzte die Frau des Klägers." Ist der Besitzer des Hundes nun für den angerichteten Schaden verantwortlich zu machen? „Das Thun seines Hundes ist als ein willkürliches zu betrachten. Selbst wenn die (notorisch die Regel bildende) heftige Abneigung des Hundes gegen das Katzengeschlecht auch bei dem Hunde des Beklagten vorhanden war, so fehlt es doch an jedem Anhaltspunkt dafür, daß der Hund durch das Erscheinen der Katze in einen Zustand des Zwanges versetzt worden sei, in dem er gar nichts Anderes habe thun können, als mit lautem Gebell auf die Katze loszustürmen. Wenn man mit Recht im Anwendungsgebiete des Paragraphen 833 dem Thier einen Willen in gewissem Sinn zuerkennt, so ist als Bethätigung dieses Willens jedes Thun des Thieres zu betrachten, bei dem es, wenn auch unter dem Einfluß eines noch so heftigen Affektes stehend, dennoch die Wahl hatte, so oder anders zu handeln. In diesem Sinn hatte der Hund des Beklagten die Wahl, zu bellen und die Katze zu verfolgen oder nicht, und es war sein Angriff auf die Katze ein selbständiges, willkürliches Thun." Mit Recht ist also dem Thier ein Wille „in gewissem Sinn" zuerkannt; der Hund hat, in dieser Zeit allgemeiner Wahlen, die Wahl, die Katze zu verfolgen oder laufen zu lassen; und er soll, als Wähler, den heftigsten Affekt niederkämpfen und die Energie des Willens bethätigen, so und nicht anders zu handeln. Das wird von Amtes wegen verkündet und als Dokument deutscher Rechtsprechung gedruckt. Warum haben die Schwaben den Streich nicht vollendet, den Hund als Zeugen vernommen und gefragt, was ihn veranlaßt habe, just so gesetzwidrig und nicht anders zu wählen?

VIII. „Sie haben sich darüber gewundert, daß Fürst Bülow in seinem mißlungenen Silvesterbrief Robespierre einen ‚wildgewordenen Spießbürger' genannt hat. Wissen Sie denn nicht, woher er diesen Ausdruck entlehnte?" Ich glaube, es zu wissen. (Auch, daß er das Schlagwort von der „Forderung des Tages" aus der Vossischen Zeitung oder aus Bierbaums Goethe-Kalender für 1907, nicht aus den „Maximen und Reflexionen" noch gar aus den „Wanderjahren" hatte). In Heines „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (der unser Citator auch einiges Aphoristische über Kant zu danken hat) stehen die Sätze: „Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Robespierre, der große

Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungwuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regiziden Epilepsie; aber sobald vom Höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen und zog seinen blauen Sonntagsrock an mit den Spiegelknöpfen und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinen breiten Brustlatz ... Wenn Immanuel Kant, dieser große Zerstörer im Reich der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, so hat er doch mit Diesem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer auffordern. Zunächst finden wir in Beiden die selbst unerbittliche, schneidende, poesielose Ehrlichkeit. Dann finden wir in Beiden das selbe Talent des Mißtrauens; nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menschen anwendet und republikanische Tugend betitelt. Im höchsten Grade jedoch zeigt sich in Beiden der Typus des Spießbürgerthums. Die Natur hatte sie bestimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schicksal wollte, daß sie andere Dinge abwägen, und legte dem Einen einen König und dem Anderen einen Gott auf die Wagschale. Und sie gaben das richtige Gewicht!" Auch an Taines Urtheil über Robespierre könnte man denken. „Seine sichtbarste Leidenschaft ist die Literateneitelkeit. Kein Parteiführer, kein Sektenhaupt, kein Staatsmann war je ein so unersättlicher ‚Redeschwinger', wie ers sogar in den entscheidenden Stunden seines Lebens ist. Er bleibt unter allen Umständen ein Phrasendrescher; und seine Phrasen sind schlecht, hochtrabend flach, mühsam abgezirkelt. Seine studirte Beredsamkeit hat nie einen echten Ton. Er arbeitet mit den Rezepten einer überlebten Kunst, führt uns auf Gemeinplätze der Griechen und Römer, bietet uns klassische Metaphern wie ‚Staatsschiff' und ‚Fackel der Zwietracht', Wortverbindungen und Sätze, wie sie kaum einem Gymnasiasten nachzusehen wären, schmettert eine große Bravourarie heraus oder spielt auf der Flöte eine zarte Melodie". Fürst Bülow würde sich wohl hüten, an diese Sätze zu erinnern; vor den Hörern entstünde vielleicht ein Gedächtnißbild, das einem Lebenden eher gliche als dem toten Jakobiner. Gewundert, Herr Briefschreiber, hat mich der wildgewordene Spießbürger übrigens nicht. Mir scheint nur, daß nicht jedes Hirnchen Urtheile wagen darf, die Dichtern und Denkern vom Rang Heines und Taines erlaubt sind. Lehrts nicht schon ein altes, unhöfliches lateinisches Reimwort?

IX. „In diesen trübsäligen Karneval sende ich Ihnen eine lustige, doch buchstäblich wahre Geschichte. In einem überfüllten Wagen der Großen Berliner Straßenbahn gerathen zwei Damen in Streit. Vielleicht, weil die Korpulenz der Einen mehr Raum in Anspruch nimmt, als die Andere gewähren zu müssen glaubt. Jede will das letzte Wort haben; und sie streiten noch, als sie, an der selben Haltestelle, den Wagen verlassen. Also spricht da der Schaffner zu den Fahrgästen: ‚Solche Zänkereien kriegen doch nur jüdische Damen fertig!' Die Hadernden hörens noch; verbünden sich sofort gegen diese Regung schnöden Antisemitismus; und verfassen gemeinsam eine Beschwerde, die an die zuständige Direktion der Straßenbahn abgeht. Nach einer Weile kommt der Bescheid. Die Sache sei gründlich untersucht, der Thatbestand als der Angabe entsprechend gefunden und von der strengsten Disziplinarmaßregel, der Entlassung, nur Abstand genommen worden, weil der Schaffner in bald zehnjähriger Dienstzeit bisher unbescholten geblieben sei. Deshalb sei er mit einem ernsten Verweis davongekommen. Die Direktion glaube, schließlich noch erwähnen zu dürfen, daß dieser Schaffner in dem großen Heer der Straßenbahnbeamten der einzige Israelit sei. Also geschehen im Jahre des Heils 1906 in Berlin."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Februar 1907.

Frankreichs Kirchenkrisis.

Um die vorletzte Jahrhundertwende wurden die Revolution von der Restauration, die Aufklärung und der Klassizismus von der Romantik abgelöst. Die Kongreßpotentaten setzen den Papst in seinen Kirchenstaat wieder ein; und als ein anderer und noch mächtigerer Hort der Autorität überschattet der Zar, das Haupt der Heiligen Alliance, das zum Theil beruhigt aufathmende, zum Theil knirschende und sich bäumende Europa. Den Deutschen predigt Adam Müller die Rückkehr zum feudalen Ständestaat und zur Naturalwirthschaft, in Frankreich erkühnt sich der Graf de Maistre, die bürgerliche Ordnung auf Petrus, den Felsenmann, zu gründen. Und während unsere Dichter, denen Historiker, Germanisten, Sprach- und Alterthumsforscher reichlichen Stoff liefern, im Wunderlande der Feen, Ritter und Heiligen die Blaue Blume suchen, flieht Chateaubriand aus dem häßlichen Gewirr der Politik und Civilisation zunächst zu den Naturkindern in die wonnevolle Stille des Urwaldes, um dann sich und seine Leser mit den Schönheiten des Christenthumes früherer Jahrhunderte zu berauschen. Auch fehlte es nicht an Versuchen, die erträumten Herrlichkeiten der Vergangenheit mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu verknüpfen. Görres, der große Erneuerer der Mystik, vertrat die Volksrechte gegenüber den Monarchen, das — christlich und mittelalterlich gedachte — deutsche Volksthum gegenüber der nivellirenden Bureaukratie. La Mennais unternahm den später von Pius dem Neunten ausdrücklich verurtheilten Versuch, das unfehlbare Papstthum De Maistres mit dem Liberalismus und der modernen Demokratie zu versöhnen. Seinen Jüngern wie einem zahlreichen Kreis gelehrter deutscher Katholiken stand es fest, daß Katholizismus gleichbedeutend sei mit wahrer Wissenschaft und höchster Geistes- und Herzenskultur. Doch der Mann der Wissenschaft ist Kritiker und Relativist. Er hat auf eine Frage über die

großen Probleme des Daseins selten eine Antwort, die nicht mit mancherlei Wenn, Aber und Vielleicht verklausulirt wäre. Die Menge aber will auf jede Frage eine unverklausulirte, unzweideutige, bestimmte Antwort, wie sie im Katechismus steht: Ja oder Nein? Ein Drittes nimmt sie nicht an. Diesem Bedürfniß genügt die Orthodoxie, die in der katholischen Kirche namentlich von den Jesuiten vertreten wird; darum haben sie die Frucht der Aussaat geerntet, die von den Erneuerern des Katholizismus gestreut worden war. Wie in Deutschland die Döllinger und Hefele von den Ultramontanen, die in Mainz ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, überwältigt wurden, so brachte in Frankreich Louis Veuillot die Montalembert und Dupanloup zum Schweigen.

So weit ist also die Entwickelung in den beiden führenden Ländern des europäischen Kontinentes parallel verlaufen; von da ab jedoch machten sich immer stärker die Wirkungen der verschiedenen Volksart geltend. Der Deutsche ist religiös, metaphysisch angelegt. Er hat das Bedürfniß, den tiefsten Gründen des Daseins nachzuspüren, „zu den Müttern" hinabzusteigen und sich in ein festes Verhältniß zu ihnen zu setzen; ergreift darum die Religion, die ihm das Unendliche in schönen Symbolen nahe bringt, mit großer Innigkeit und hält sie mit deutscher Treue fest. Fast mehr noch als Stütze der Sittlichkeit und als Interpretin des Sittengesetzes ist sie ihm werthvoll, da er im Sittlichen den eigentlichen Kern der Menschennatur sieht. Nun lebt der deutsche Katholik mit Protestanten zusammen, hat gegen sie seinen Glauben zu vertheidigen und übt sich darin von der Schulbank an, was nicht wenig dazu beiträgt, diesen Glauben zu vertiefen, zu befestigen und ihn dem Herzen theuer zu machen; was man unangefochten besitzt, schätzt man nicht. Zu solcher Vertheidigung aber liefert ihm der Staat die Mittel durch den allgemeinen Schulzwang, durch die für Katholische und Protestanten gleiche Gymnasialbildung und durch die auch den Priesteramtskandidaten aufgenöthigte Hochschulbildung; wie segensreich ward die tübinger katholische Theologenfakultät von ihrer evangelischen Schwester befruchtet! Alle von den Freigeistern geschmiedeten Waffen gegen den Glauben versteht der tüchtig geschulte deutsche Katholik sich anzueignen und in Waffen gegen den Unglauben umzuschmieden. Ja, die Katholiken sind mit solcher Ausrüstung dem preußischen Staat zuvorgekommen. Als Preußen das Münsterland bekam, fand es dort eine Volksschule, die besser war als seine eigene; der fromme Overberg, der Beichtvater der Fürstin Galizin, hatte es organisirt. In Bayern und Schwaben aber wirkte ein Freundeskreis tüchtiger geistlicher Pädagogen, der sich um den Bischof Sailer und den Jugendschriftsteller Christoph Schmid gesammelt hatte. Und diese Männer wurzelten nicht nur in der katholischen Kirche und zugleich in der deutschen Wissenschaft im Allgemeinen, sondern speziell in der Aufklärung. Sie bekämpften eifrig den Aberglauben und waren nicht blos Jugend-, sondern im weitesten und besten Sinn des Wortes

Volkserzieher: Lehrer und Berather ihrer Gemeinden in allen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten, frei von Schwärmerei und Ueberspanntheit. Das gilt von der katholischen Pfarrgeistlichkeit Deutschlands ganz allgemein. Der Pfarrer ist meist ein in allen Geschäften erfahrener Mann und oft ein Musterlandwirth. Die Pfarrwidmut und die ihm (in Schlesien von Friedrich dem Großen) übertragene Verwaltung des Kirchenvermögens haben ihn dazu erzogen. Und wie er bei seiner Vorbereitung an der allgemeinen Volksbildung theilgenommen hat, bleibt er mit dem Volk in lebendiger Berührung und nimmt auch an dessen Vergnügungen Theil, ohne seiner Amtswürde Etwas zu vergeben (ich spreche vom Durchschnitt; natürlich giebt es, wie in jedem anderen Stand, Ausnahmen, die sich vergessen oder nicht zu halten wissen). In der neuen Aera der Sozialpolitik haben die katholischen Geistlichen, wie ihre evangelischen Amtsbrüder auch, sich als Organisatoren und Leiter gemeinnütziger Vereine und Genossenschaften namentlich auf dem Land ausgezeichnet bewährt. So erfreuen sich, dank dem deutschen Volkscharakter und dem Protestantismus, Preußen und Württemberg eines Klerus, wie ihn die Welt vielleicht noch nie gesehen hat, und einer soliden, tief wurzelnden Volksreligion. In den überwiegend katholischen Staaten Bayern und Baden steht Beides weniger hoch.

Vom Franzosen will ich nicht mit Stendhal sagen, daß er nur Geist, keine Seele habe; aber seine Seele ist anders geartet als die deutsche. Dem Franzosen fehlt der metaphysische Trieb. Er ist ein dem Irdischen zugewandter Nützlichkeitmensch von klarem, scharfen Verstand, unterscheidet sich jedoch vom Engländer durch lebhafte Phantasie, feinen Formensinn und leichte Erregbarkeit. Diese macht ihn sehr begeisterungfähig und unter Umständen zum Fanatiker, und wenn er einmal die Religion, der er sonst kühl und gleichgiltig gegenübersteht, ergreift, dann ergreift er sie als Fanatiker; seinem Formensinn sagen natürlich die Symbolik ihres Kultus und ihre Mythen und Wundergeschichten am Meisten zu. Packt ihn die Religion, so wird er auch gleich Mönch und religiöser Schwärmer. Und da diese beiden Elemente der Religion gerade die den Frauen und Kindern nah liegenden sind, darf man sich nicht darüber wundern, daß in Frankreich die Weiber unter der Führung von Mönchen diese modern katholische ultramontane Religion ausgebildet haben, die aus Madonnenerscheinungen, „Wunderbuden", Papstvergötterung, neuen Andachten wie denen zu dem Herzen Jesu und Mariae, Skapulieren, geweihten Medaillen und Rosenkränzen besteht. Nun giebt es aber nichts, was einem verständigen Mann widerwärtiger wäre als ein solches Gemisch von Aberglauben, Phantastereien und zum Theil recht albernen Kindereien; ist doch die Masse der französischen Bigotten sogar auf den Leo Taxil-Schwindel hineingefallen. Darum hat die französische Männerwelt der Kirche in dem Maß den Rücken gekehrt, wie die liberal gesinnten Intellektuellen, die einen vernünftigen Katholizismus für möglich

hielten, von den Ultramontanen aus der Kirche gedrängt wurden und in dieser der überwuchernde Aberglaube das Monopol erlangte. In Deutschland duldet der katholische Mann die geschmacklosen Weiberzuthaten aus Furcht vor Störung der Einheit der Kirche, läßt sie sich aber nicht zur Substanz der Religion auswachsen. Und die Abwendung der Männerwelt von der Kirche wurde durch den Umstand erleichtert, daß die französischen Geistlichen in Knaben- und Priesterseminaren erzogen werden, die von jedem Luftzug der neuen Zeit hermetisch abgesperrt sind, und daß sie dann auch im Amt mit dem Volksleben wenig Fühlung haben. Sie sind fromm, sie sind wohlthätig, so weit es ihre dürftigen Mittel erlauben, viele von ihnen zeichnen sich durch einen „heiligmäßigen" Wandel aus; aber mit den Dingen dieser Welt wissen sie nicht Bescheid. Schon in jungen Jahren ist mir durch drei zufällige Eindrücke, die drei Grundzüge des französischen Katholizismus offenbarten, dessen Wesen klar geworden. Ich las eine Anweisung für Geistliche, wie sie sich im Leben und im Umgange zu verhalten hätten. Absolute Korrektheit wurde ihnen darin vorgeschrieben, keine noch so geringfügige Äußerlichkeit übergangen: in welchen Fällen sie seidene, in welchen sie Glaceehandschuhe zu tragen hätten, und Dergleichen. Das Ideal also: der feine Abbé, der bei keiner Marquise anstößt. Dann hatte ich als Neopresbyter Heiligenbildchen zu vertheilen. Sie wurden von zwei Orten bezogen: aus Paris und aus Einsiedeln. Die einsiedler Bildchen waren Nachbildungen gediegener und ernster deutscher und italienischer Meisterwerke; die pariser zeigten kokett frisirte, süß lächelnde Figürchen in theatralischen Posen. Endlich las ich, was Alban Stolz, ein sehr frommer, aber mit scharfem Blick und gesundem Urtheil begabter Mann, in Frankreich gefunden hatte; seine wichtigste Wahrnehmung lehrte: der französische Pfarrer ist weltfremd und hat keinen Einfluß aufs Volk.

Wenn es der Kirche oder Solchen, die sich für die Elite der Christenheit halten, schlecht geht, dann werden die Bigotten und die Fanatiker Apokalyptiker und Chiliasten. Das heißt: sie glauben, es werde in allernächster Zukunft, wenn auch nicht gerade der Menschensohn in Person, so doch ein von ihm gesandter Held erscheinen, werde die Feinde Gottes mit der Schärfe des Schwertes schlagen, die Gott und den Seinen zugefügte Schmach grausam rächen und das Gottesreich in vorher nie gesehener Pracht und Herrlichkeit wieder aufrichten. Weil die Franzosen Katholiken, die Deutschen der Mehrzahl nach Protestanten sind, und weil deren Sieg zugleich den letzten Rest des Kirchenstaates weggefegt hatte, identifizirten die französischen Bigotten die Sache Gottes und der Kirche mit der des französischen Staates, flehten zu dem Allerheiligsten Herzen: Sauvez Rome et la France, wurden die eifrigsten Schürer der höchst unchristlichen Revanchegier und verschmolzen beinahe mit den Nationalisten. Und da sie das Lilienbanner im Stich gelassen hatte, liefen sie dem Rappen des Abenteurers Boulanger nach, dem am zwölften Juli 1888 in der Deputirtenkammer der Minister-

präsident Floquet zurief: „Wir haben Sie, der Sie sich in Sakristeien und in den Vorzimmern von Prinzen herumgetrieben haben, niemals als einen der Unseren anzuerkennen vermocht." Dann rasten sie gegen Dreyfus. Der Mann mochte schuldig oder unschuldig sein: was ging Das die Kirche an? Uebrigens hatten der Gallikanismus und der bourbonische wie der napoleonische Caesaropapismus die Franzosen zur Identifizirung von Franzosenthum und Kirche erzogen.

Der kluge und um Algier und Tunis hochverdiente Kardinal Lavigerie erkannte, daß diese Verquickung der Religion mit der legitimistischen Politik und dem Nationalismus die Kirche ins Verderben stürzen müsse. Die republikanische Staatsverfassung, sagte er im November 1890 in einem Rundschreiben an seine Geistlichen, vertrage sich vortrefflich mit der Kirche; Ecuador sei das einzige wirklich katholische Staatswesen; und der einzige Staat, der die Freiheit der katholischen Kirche nicht im Mindesten antaste, sei die große Republik Nordamerikas. Das einzige Mittel, der für die Kirche gefährlichen Lage in Frankreich ein Ende zu machen, bestehe darin, daß die Katholiken entschlossen an der politischen Arbeit theilnähmen, und zwar nicht als Gegner der Republik. Lavigerie gewann den Papst für seine Ansicht (stellte sich natürlich, als entstamme sein Gedanke der Weisheit des Oberhauptes der Kirche) und leitete so das Ralliement ein. Leo erklärte wiederholt, es sei Pflicht, die bestehende Regirung anzuerkennen, und erwiderte am zwanzigsten Februar 1892 auf den Einwurf, die Republik sei antichristlich, man müsse zwischen der Regirung und der Mehrheit der gesetzgebenden Körperschaften unterscheiden. Der Graf de Mun zog auf einer Versammlung südfranzösischer Katholiken in Toulouse am dreiundzwanzigsten April 1893 aus der durch die päpstliche Direktive geschaffenen neuen Lage die Folgerung, man müsse jetzt ins Volk gehen, demokratisch werden, Sozialpolitik treiben, die Rechte der Arbeit gegen das Kapital und die Juden vertreten. Im Jahr 1886 hatte Drumont in seinem Buch La France juive zu beweisen unternommen, daß die französische Nation von den Juden der Hohen Finanz regirt werde.

Man kann nicht sagen, daß die „Kirchenfeinde" stürmisch und unklug vorgegangen seien; sie sind, vorsichtig jeden neuen Boden prüfend, auf den sie traten, von Etape zu Etape fortgeschritten. Bei Eröffnung der Kammern, am sechzehnten Januar 1886, erklärte das Ministerium Freycinet, die beständige Einmischung des Klerus in die Politik erfülle alle Verständigen mit ernster Sorge und lege den Gedanken an die Trennung von Staat und Kirche nah. Aber diese Aufgabe zu lösen, sei die Politik für sich allein zu ungeschickt; durch freie Diskussion und „Ausstrahlung von Ideen" in die Gemüther des Volkes müsse die Lösung in einem den Forderungen des Zeitgeistes entsprechenden Sinne vorbereitet werden. Im Lauf der Tagung wurde von Michelin der Antrag auf die Trennung der Kirche vom Staat gestellt; ein Ausschuß beantragte, daß die Kammer den Antrag in Erwägung ziehen möge, und der Be-

richterstatter Rivet empfahl ihn am einundzwanzigsten März. Am neunten Dezember 1891 richtete im Senat Dide eine Anfrage an die Regirung wegen der Widersetzlichkeit der Bischöfe. Der Kultusminister Fallières erwiderte, die durch das Verhalten einiger Bischöfe verursachte Aufregung lege sich bereits; die Regirung der Republik sei stark genug, die Anschläge der feindlichen Parteien zu vereiteln; die Geistlichkeit sei nicht mehr so mächtig wie unter Mac Mahon. Zwei Tage darauf wurde der selbe Gegenstand in der Deputirtenkammer verhandelt. Hubbard forderte Maßregeln, durch welche die Trennung von Staat und Kirche vorbereitet werde. Fallières und Freycinet sprachen gegen die Trennung und stellten ein Vereinsgesetz in Aussicht, das kein Ausnahmegesetz gegen die Geistlichkeit, aber geeignet sein werde, die geistlichen Kongregationen in Schranken zu halten. Auf eine Aufforderung, dieses Vereinsgesetz nun endlich vorzulegen, erwiderte am sechzehnten Februar 1895 der Ministerpräsident Ribot, der Augenblick für ein solches sei noch nicht gekommen.

Die exaltirten Bigotten haben für Anlässe gesorgt, die den Staat zu durchgreifenden Maßregeln geradezu nöthigten. Im Juli 1898 hielt der Dominikanermönch Didon, Vorsteher einer Erziehunganstalt, bei der Preisvertheilung in Gegenwart des Generalissimus Jamont eine Rede, in der er die Anmaßung des Civilismus verurtheilte, der sich herausnehme, der Militärgewalt gebieten zu wollen, und die Zeit für gekommen erklärte, wo Anwendung der Gewalt strenge Pflicht sei; „Weh Jenen, die das Schwert rosten lassen!" Das heißt also: die Generale sollen „die ganze Bande" zum Teufel jagen, entweder das Königthum oder den Caesarismus wiederherstellen und den Revanchekrieg führen. Und zwei Jahre darauf wurde es offenbar, daß die unter einem religiösen Vorwand oder vielleicht auch ursprünglich zu einem religiösen Zweck gegründete Assumptionisten-Kongregation mit ihrer Zeitung La Croix und bedeutenden Geldmitteln dem von Didon enthüllten Zwecke diente. Ihre Niederlassung wurde aufgehoben; und damit war die Zeit für das längst erwartete Vereinsgesetz reif geworden, das zugleich dazu bestimmt war, die mit den Maßregeln Ferrys 1880 begonnene Laizisirung der Schulen zu vollenden.

Dagegen glaubte man den Augenblick für die letzten Schritte noch nicht gekommen. Am sechsundzwanzigsten Januar 1903 beantragte bei Berathung des Kultusetats in der Deputirtenkammer Allard die Streichung dieses Budgets und die Kündigung des Konkordates. Der Ministerpräsident Combes antwortete, die Kammer würde durch einen solchen Beschluß die Republik in große Verlegenheiten stürzen. Das Konkordat müsse man beibehalten, weil nach Ansicht der Regirung die religiöse Idee noch nicht zu entbehren sei. Jedenfalls sei die Trennung des Staates von der Kirche ein sehr schwieriges Unternehmen und augenblicklich noch nicht durchführbar. Einen gleichlautenden Antrag im Senat wies Combes am einundzwanzigsten März mit der Bemerkung zurück: Das

Konkordat könne nicht gekündigt werden, so lange nicht die Kirche die Kündigung unvermeidlich mache. Doch sei der Tag hierfür vielleicht nicht mehr weit entfernt, da Mitglieder der Hierarchie sich seit einiger Zeit zur Aufgabe zu machen schienen, das Konkordat zu verletzen, das sie verpflichte, sich jeder Einmischung in die Politik zu enthalten. Zum Beweis für seine Behauptung führte er eine Anzahl Stellen aus bischöflichen Kundgebungen an.

Den gewünschten Anlaß bot die Kurie in ihrer Verblendung ein Jahr danach. Der arme Pius! Ein echter Seelsorgegeistlicher im Sinn Jesu und der Apostel, der für seine Person nichts weniger erstrebt als Erdenpracht und Königskronen, wird er durch die lächerliche Verquickung der geschichtlich gewordenen Herrschaftansprüche des Römischen Stuhles mit dem scholastischen Dogma gezwungen, um des elenden Kirchenstaates willen den armen französischen Pfarrern ihren schmalen Bissen Brot zu nehmen! Um dieses Kirchenstaates willen, der ein beständiges Aergerniß war und dessen natürlichen Fall darum alle kundigen und einsichtigen Katholiken, im Herzen wenigstens, als die Erlösung der Kirche von einem unerträglichen Uebel begrüßt haben. Der Papst beschwerte sich in einem Rundschreiben vom achtundzwanzigsten April 1904 über den Besuch des Präsidenten Loubet beim König von Italien als über eine dem Heiligen Stuhl zugefügte schwere Beleidigung, und da Jaurès in der Lage war, eine entsprechende Note zu veröffentlichen, die Loubet empfangen hatte, so wurde dieser Eingriff in die Souverainetät des französischen Staates zunächst mit der Abberufung des beim Vatikan beglaubigten Gesandten beantwortet, die von der Deputirtenkammer am siebenundzwanzigsten Mai, als Verheißung einer Radikalkur, gebilligt wurde. Bald darauf machte sich der Papst einer Verletzung des Konkordates schuldig, indem er die Bischöfe Geay von Laval und Le Nordez von Dijon, die sich an dem Widerstand gegen die Ausführung des Vereinsgesetzes nicht betheiligt hatten, zur Verantwortung nach Rom rief. Der Minister des Aeußeren, Delcassé, beauftragte den französischen Geschäftsträger De Courcel, dem Kardinal-Staatssekretär anzukündigen, daß die Regirung der Republik beschlossen habe, „den offiziellen Beziehungen ein Ende zu machen, die durch den Willen des Heiligen Stuhles gegenstandlos geworden" seien. Am vierten September hielt der Ministerpräsident Combes in Auxerre eine Rede, in der er sagte: „Wir haben im Beginn unseres Ministeriums vergebens angekündigt, daß wir uns aufrichtig auf den Boden des Konkordates stellen würden; wir hielten es damals für unpolitisch, das Konkordat fallen zu lassen, ohne einen letzten Versuch damit gemacht zu haben. Aber statt daß nun die Verletzungen des Konkordates aufgehört hätten, vermehrten sie sich über alles Maß . . . Die Kirche selbst hat das Konkordat ostentativ zerrissen; ich habe durchaus nicht die Absicht, es nun wieder zusammenzuflicken." Das Entscheidende war für die Regirung wohl die durch die Durch-

führung des Vereinsgesetzes erlangte Gewißheit, daß die beabsichtigte Trennung auf keine unübersteiglichen Hindernisse stoßen werde. Da die Volksmassen der Vertreibung der Mönche und Nonnen keinen ernstlichen Widerstand geleistet hatten, so war damit die Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegen einen wesentlichen Bestandtheil des bisherigen französischen Kirchenthumes bewiesen. Schon am neunten August 1903 konnte Combes auf einem Lehrertag in Marseille über den befriedigenden Verlauf der Ausführung des Vereinsgesetzes berichten und die Befürchtung zerstreuen, es werde sehr schwierig, wo nicht unmöglich sein, die Ordensschulen nach kurzer Frist durch weltliche zu ersetzen. Am dritten Juli 1905 wurde das Trennungsgesetz von der Deputirtenkammer mit 341 gegen 233, am sechsten Dezember vom Senat mit 181 gegen 102 Stimmen angenommen und am zwölften Dezember publizirt. Für eine so grundstürzende Aenderung waren doch die unterliegenden Minoritäten noch bedenklich groß. Der planmäßige, stetige und immer mit der erforderlichen Sicherung von Etape zu Etape fortschreitende Gang des antiklerikalen Feldzuges bei rasch wechselnden Ministerien und Kammermehrheiten macht es wahrscheinlich, daß ein außerhalb der offiziellen Kreise waltender und wenig veränderlicher Generalstab die Campagne geleitet hat, und Leo XIII. dürfte nicht daneben geschossen haben, wenn er die Loge als den Feind bezeichnete; ist sie doch in den romanischen Ländern etwas ganz Anderes als unsere harmlose deutsche Freimaurerei.

So weit wäre also Alles gut gegangen. Aber wie lange wird diese Laune Mariannens Bestand haben? So fragen die Bedenklichen. Der eben skizzirte Gang der Ereignisse scheint jedoch zu beweisen, daß es sich diesmal um etwas mehr als eine Laune handelt. Gewiß: die treibende Kraft der antiklerikalen Gesetzgebung ist der fanatische, unduldsame Haß der Jakobiner gegen die Religion gewesen, den die Masse der Franzosen sicherlich nicht theilt. Auch ist auf französische Kammermehrheiten und die daraus hervorgehenden Regirungen kein Verlaß. Die parlamentarischen Verfassungen der romanischen Staaten sind nur doktrinär zusammengeschusterte schlechte Kopien des urwüchsigen und echten englischen Parlamentarismus. Die eigentlichen Regirungen sind hinter den Coulissen agirende Koterien, die Minister deren Agenten, die Deputirten Marionetten, die von wenigen Drahtziehern in Bewegung gesetzt werden, und namentlich seit sich die 565 Souveraine Frankreichs eine so hohe Besoldung dekretirt haben, daß ein Kammermandat für beschäftigunglose Advokaten und hungrige Literaten eine glänzende Versorgung ist, werden diese Mandate mehr und mehr in die Hände von Menschen übergehen, die von Regirung- und Verwaltungsgeschäften keine Ahnung haben und denen das Wohl des Landes ganz gleichgiltig ist, deren Abstimmungen daher lediglich von Zufällen abhängen, so weit sie nicht das persönliche Interesse diktirt. Die jedesmal gewünschte Mehrheit aufzubringen, ist für die Drahtzieher nicht schwer.

denn die Franzosen sind das civilisirteste, diszipliniteste, gehorsamste, geduldigste und an bureaukratische Bevormundung gewöhnteste Volk Europas, das weiter nichts verlangt als den Schein der Freiheit, der im allgemeinen Wahlrecht besteht, und einige Schonung des Geldbeutels.

Gerade darin liegt nun die Schwierigkeit für die nächsten Jahre. Die Hohe Finanz, also die wirklich regirende Koterie, hat den Kampf der Jakobiner gegen die Kirche zugelassen und sogar unterstützt, weil dadurch die Aufmerksamkeit des Volkes, namentlich des begehrlichen Proletariates, von ihren Profiten abgelenkt wurde. Jetzt fordert aber dieses Proletariat durch seine sozialistischen Deputirten die Bezahlung für den Beistand, den es den Jakobinern geleistet hat, zunächst in Gestalt von Versicherungsgesetzen, die für die Unternehmer und die von einer leichtsinnigen Defizitwirthschaft stark erschütterten Staatsfinanzen eine gewaltige Last bedeuten; schon drückt die Aussicht darauf den Kurs der Rente. Das muß über kurz oder lang die leitende Hochfinanz, den Bürger und den Bauer zu Bundesgenossen machen in einer Opposition gegen die Radikalen und die Sozialisten; und diese neue Opposition wird, um in den gesetzgebenden Körperschaften die Mehrheit zu erlangen, Sukkurs von ihren bisherigen Gegnern, den Nationalisten und Klerikalen, nicht verschmähen. Doch wird, glaube ich, diese Wendung an dem Hauptergebniß des antiklerikalen Feldzuges nichts ändern. Dieses Hauptergebniß besteht in der Aufdeckung der Thatsache, daß die Franzosen der überwiegenden Mehrheit nur noch dem Namen nach Katholiken sind. So geduldig und fügsam die Franzosen sein mögen wenn ihnen die katholische Religion ans Herz gewachsen wäre, würden sie bei der letzten Deputirtenwahl am sechsten Mai aller offiziellen Wahlmache zum Trotz in Masse oppositionell gewählt haben. Daß die Klerikalen gerade den Kirchenstreit als Wahlparole ausgegeben hatten, hat ihre entschiedene Niederlage nur um so sichtbarer gemacht. Die Lanterne jubelte: „Frankreich hat gezeigt, daß es für die katholische Religion, wie übrigens auch für alle anderen Religionen, nur Haß und Ekel empfindet.“ Das ist zwar barer Unsinn, urtheilt ein pariser Korrespondent der Grenzboten, Franz Wugk, „wie eben jetzt ein Blick in die Kirchen beweist, wo bei der Erstkommunion der Kinder Hunderttausende von gut französischen Herzen in Rührung und Andacht schlagen, aber Das ändert nichts daran, daß drei Viertel der Franzosen ohne Bedenken bereit sind, auch außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, wenn mit der Gemeindemitgliedschaft irgendwelche Unannehmlichkeiten oder Opfer verbunden sind.“

Die deutschen Katholiken haben in ihren Zeitungen den französischen Glaubensgenossen die Fehler und Dummheiten, die Diese zu begehen pflegen, oft vorgehalten: die Verquickung der Religion mit der Monarchie und dem Legitimismus, die Unterstützung der Nationalisten und der Antidreyfusards, die Wundersucht, die Erhebung des Nebensächlichen im Kultus zur Hauptsache,

ja, zum Wesen der Religion, die dévotions parasitaires, die neuen geschmacklosen und kindischen Gebetsmoden wie die Andachten zum Heiligen Antonius mit dem sich daran hängenden Wunderkram und seiner Ausbeutung zu Geschäftszwecken. Wenn aber Centrumsjournalisten von Zeit zu Zeit bemerkten: „Ganz so wie in unserem Kulturkampf", und Hoffnungen für den Ausgang daran knüpften, so war Das eine Illusion. Nicht ganz so, sondern ganz anders verläuft der französische Kulturkampf. In Frankreich werden weder Geistliche abgesetzt noch den Gemeinden Geistliche aufgenöthigt, die sie nicht haben wollen, noch Geistliche wegen Verrichtung ihrer Amtspflichten eingesperrt, noch werden ihnen Vorschriften über ihre Ausbildung gemacht; ins innere Heiligthum der Religion und in die Gewissen greift der Staat nicht ein und schafft keine Märtyrer durch solches Eingreifen. Der wesentliche Unterschied aber ist dieser: in Preußen war es die protestantische Mehrheit, die durch die Maigesetze die katholische Minderheit vergewaltigte und dadurch zum geschlossenen Widerstand nöthigte; nicht nur der Religion und Kirche wegen, an der übrigens die überwiegende Masse der deutschen Katholiken mit aufrichtiger und inniger Liebe hängt, sondern auch um ihrer bürgerlichen Existenz willen. Den Katholiken wird die Parität werweigert; sie werden als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt. So oft ein Katholik zu einem höheren Justiz- oder Verwaltungamt befördert wird, stellen die evangelischen Christen aller Schattirungen, von denen des „Reichsboten" bis zu denen des „Berliner Tageblattes", Erörterungen über dieses Unglück an und beweisen dadurch, daß ihrer Ansicht nach so Etwas ungehörig sei, daß also die Katholiken grundsätzlich, ihrer Religion wegen, von allen höheren Staatsämtern ausgeschlossen bleiben sollten. Gelangt einmal ein katholischer Mann zu einem solchen, so wittert man alsbald Jesuitenränke und Nebenregirung des Centrums. Diesem haben ja nun allerdings die Katholiken die Beförderung einiger Glaubensgenossen in höhere Stellungen zu verdanken, aber nicht auf dem Wege illoyaler Protektion, sondern nur deshalb, weil es unmöglich ist, allen Mitgliedern einer großen Partei, deren Hilfe die Regirung fünfundzwanzig Jahre lang nicht entbehren konnte, grundsätzlich die Beförderung zu versagen. Narren wären die deutschen Katholiken, wenn sie vor gründlicher Sinnesänderung ihrer protestantischen Mitbürger die zur Wahrung ihrer Rechte geschaffene politische Organisation preisgeben wollten. Wenn morgen der Centrumsthurm zertrümmert wird, dann wird es nach wiederum fünfundzwanzig Jahren keinen katholischen Reichsgerichtsrath, Regirungrath, Landrath mehr geben; katholische Präsidenten sind auch heute noch Seltenheiten. In Frankreich sind es Katholiken, welche die antiklerikalen Gesetze beschlossen und damit den Beweis geliefert haben, daß, wie gesagt, die französischen Katholiken in ihrer großen Mehrheit nur dem Namen nach Katholiken sind. Der Katholizismus des französischen Volkes war ein Schein, erzeugt durch den Umstand, daß die Bour-

bonen und die Bonapartes der Geistlichen als Stützen ihrer Throne zu bedürfen glaubten, sie als Wahlmacher und geistliche Polizei benutzten und als ihre Organe natürlich schützten. Das sich selbst überlassene Volk wendet der Kirche den Rücken, steht ihr gleichgiltig gegenüber oder benutzt sie noch, um den Familienfesten eine höhere Weihe zu geben, oder weil die Männer glauben, ihren Weibern und Kindern könne ein Bischen Religion nicht schaden.

Was nun die einzelnen Gesetze betrifft, so ist das Vereinsgesetz durchaus zu billigen. Es macht das Ordensleben in Frankreich nicht unmöglich, schränkt es aber ein, zum Wohl des Volkes (denn eine Ueberzahl schwärmerischer Mönche und Nonnen übt einen nachtheiligen Einfluß auf den Volkscharakter aus) und zum Wohl der Kirche (denn wo immer das Klosterleben ungehindert wuchert, wird es eine Versorgung und zieht Unberufene an, die durch ihr Schmarotzerdasein, ihren Wandel und ihre Geschäftspraktiken diese kirchliche Institution in Mißkredit bringen). Eben so löblich ist die damit verbundene Laizisirung der Schulen, denn seit es weltliche Lehrer giebt, sind sie aus vielen, hier nicht näher zu erörternden Gründen den geistlichen im Allgemeinen vorzuziehen. Am Trennungsgesetz ist zunächst zu loben, daß es die richtige Methode befolgt, das Verhältniß des Staates zur Kirche souverain, ohne Verhandlungen mit dem Papst, zu regeln. Der Katholik mag glauben, daß über kirchliche Angelegenheiten nur der Papst zu entscheiden habe; der moderne Staat hat seine Bürger als mündige Männer zu behandeln, die selbst wissen, was sie auch in religiösen Dingen zu glauben, zu thun und zu lassen haben. Vor Gewissenszwang muß sich allerdings der Staat hüten; das französische Gesetz übt ihn nicht durch seine Grundbestimmung, die den Gläubigen freistellt, zur Pflege der Religion Kultusvereine zu gründen. Diese Kultusvereine können sich in den katholischen Organismus eingliedern, denn es ist ihnen nach Artikel 20 erlaubt, sich zu Verbänden mit centraler Verwaltung oder Oberleitung zusammenzuschließen. Die Abschaffung des Kultusbudgets ist in der Ordnung; wenn die sich selbst regirende Mehrheit des Volkes die Religion nicht mehr für eine Staatsnothwendigkeit, sondern für eine Privatangelegenheit hält, hat sie auch nicht mehr dafür zu bezahlen; die Einzelnen, die ihrer bedürfen, haben für die Kosten aufzukommen, wie es in Amerika längst Brauch ist. Die Einziehung von kirchlichen Gebäuden und Utensilien für den Staat läßt sich nicht gut vermeiden, wenn der Papst, prinzipientreu freilich, aber thöricht, die Gründung von Kultusvereinen verbietet; doch haftet der Maßregel ein gehässiger Charakter an, besonders, weil die Konfiskation von goldenem Altargeräth und anderen Kostbarkeiten nicht durch eine Nothlage entschuldigt wird, wie die des preußischen Staates, der die Säkularisirung von 1810 einigermaßen abhelfen sollte. Bei der Durchführung dieser und anderer Maßregeln hat sich ja freilich vielfach unnöthige Jakobinerroheit bemerkbar

gemacht; es hätte, zum Beispiel, die Autorität des Staates nicht erschüttert, wenn man den neunzigjährigen kranken Erzbischof Richard in seinem Haus gelassen hätte. Daß das Gebot, die Gottesdienste als Vereinsversammlungen anzuzeigen, eine lächerliche Polizeichicane ist, sieht jetzt die Regirung selbst ein.

Die große Wandlung Frankreichs hat eine dreifache weltgeschichtliche Bedeutung. Sie zeigt den Regirungen den richtigen Weg, katholische Kirchenangelegenheiten zu behandeln. Sie ist eine der auffälligsten Etapen auf dem Wege der Entkirchlichung des bürgerlichen Lebens. Dieses mußte beim Entstehen der germanisch-romanischen Kulturwelt durchaus kirchlich sein, weil die Kirche alleinige Inhaberin nicht nur alles Schriftthumes und Buchwissens, sondern auch der Künste und aller höheren Verwaltung- und Staatskunst war. In dem Maße, wie ihr Erziehungwerk Früchte trug, wie gebildete Laien heranwuchsen und die Kulturarbeit sich verzweigte, löste sich ein Kulturzweig nach dem anderen von der geistlichen Wurzel los und gedieh zur Selbständigkeit. Hier nun, in Frankreich, reißt sich mit einem Ruck das gesammte politische Leben und das gesammte Bildungwesen von der Kirche los. Endlich aber sieht sich die römische Kirche auf eine Probe gestellt, wie sie noch keine zu bestehen gehabt hat. Sie hat jetzt zu zeigen, in welchem Umfang und Grad sie noch Gewalt über die Gemüther eines ganzen ihr dem Namen nach angehörenden Volkes besitzt, das durch starke äußerliche Bande zwölf Jahrhunderte lang an sie gekettet war, nachdem diese Bande zerrissen, ihr selbst die weltlichen Stützen entzogen sind; die Massen wiederum, die der Kirche Valet sagen, haben zu zeigen, wie sie ohne Religion auszukommen vermögen. Denn daß sie kalvinisch oder lutherisch werden, ist nicht wahrscheinlich. Das evangelische Christenthum übt in keiner seiner Formen Anziehungskraft auf die Romanen aus (die Hugenotten waren wohl meistens Menschen germanischer Rasse); die Denkenden unter den Antiklerikalen stehen dem modernen Monismus näher als dem positiven Christenthum. Die von Bourrier organisirte Bewegung der évadés ist ohne Bedeutung für die Laienwelt. Dagegen hoffe ich, daß Männer wie Loisy, die, als Kenner der kritischen Arbeit unserer deutschen Theologen, vom göttlichen Kern des Christenthumes die menschlichen Zufälligkeiten seiner geschichtlichen Entwickelung zu unterscheiden vermögen, ein vernünftiges katholisches Christenthum vorbereiten, dessen Gemeinden allerdings nur eine Minderheit der Franzosen umfassen werden.

Neisse. Karl Jentsch.

L'attitude la plus logique du penseur devant la religion est de faire comme si elle était vraie. Il faut agir comme si Dieu et l'âme existaient. La religion rentre ainsi dans le cas de ces nombreuses hypothèses telles que l'éther, les fluides

électriques, lumineux, caloriques, nerveux, l'atome lui-même, que nous savons bien n'être que des symboles, des moyens commodes pour expliquer les phénomènes, et que nous maintenons tout de même. Les anciennes idées religieuses étaient fondées sur le concept étroit d'un monde créé il y a quelque milliers d'années, dont la terre et l'homme étaient le centre. Une petite terre, contenant un nombre bien compté d'habitants, un petit ciel la surmontant comme une coupole, une cour céleste à quelques lieues en l'air, tout occupée des enfantillages des hommes, des îles des Bienheureux, situées vers l'Ouest, où les morts se rendent en barque, ou bien un paradis de papier que la moindre réflexion scientifique crèvera, voilà le monde qu'un Dieu à grande barbe blanche enserre facilement dans les plis de sa robe. Quand Nemrod tirait ses flèches contre le ciel, elles lui revenaient ensanglantées; nous avons beau tirer, les flèches ne reviennent plus. L'élargissement de l'idée du monde et la démolition scientifique de l'ancienne hypothèse anthropocentrique, au seizième siècle, sont le moment capital de l'esprit humain. Aristarque de Samos avait eu à cet égard les premières lueurs et passa pour un impie. La rage de l'Église contre les fondateures de l'ordre nouveau, Copernic, Giordano Bruno, Galilée, fut de même assez conséquente. Le petit monde sur lequel l'Église avait régné, avec ses dogmes restreints à la terre, était brisé sans retour. Les vues plus modernes sur les âges de la nature et les révolutions du globe, en ouvrant à l'homme la perspective de l'infini du temps en arrière, ont eu le même résultat d'une façon encore plus démonstrative. On ne reconstituera pas les anciens rêves. Si la loi du monde était un fanatisme étroit, si l'erreur était la condition de la moralité humaine, il n'y aurait aucune raison pour s'intéresser à un globe voué à l'ignorance. L'humanité qu'appellent de leurs voeux nos réactionnaires serait si insignifiante, que j'aimerais autant la voir périr par anarchie et manque de moralité que par sottise. Le retour de l'humanité à ses vieilles erreurs, censées indispensables à sa moralité, serait pire que son entière démoralisation. (Ernest Renan, 1888.)

L'Église demande à enseigner l'humanité, c'est-à-dire à la dominer: c'est ce qu'elle appelle procurer son salut. Si l'Église parvenait à ses fins, alors recommencerait contre cette puissance toute morale et d'autant plus redoutable la lutte éternelle de la liberté contre l'autorité. Dans cette lutte la liberté ne sera jamais vaincue, car il est de son essence comme de sa destinée de toujours combattre, de tomber parfois pour se relever aussitôt, de vaincre pour recommencer, avec des alternatives de succès et de revers, jusqu'à la fin des temps. Mais il n'y a pas à se dissimuler que, pour soutenir un duel semblable, la liberté doit être bien armée: or, elle ne peut l'être que par la science, et c'est à la science que ceux-là qui viendront après nous demanderont de plus en plus les moyens de défendre le progrès et de faire triompher la justice. Suivant une parole que l'Église connaît bien: Veritas liberabit nos. (Eugène Spuller: L'évolution politique et sociale de l'Église, 1892.)

Alexander in Babylon.

In dem außerordentlichen Buch von Mereschkowsky „Tolstoi und Dostojewskij“ fand ich die folgende Stelle: „Die Erkenntniß Tolstois war sehr scharf, jedenfalls sehr hoch entwickelt, aber nicht Alles umfassend, Alles durchdringend. Sie leuchtet hell, aber nicht aus sich selbst heraus, wie die Sonne die durchsichtige Luft durchdringt, sondern von außen, wie ein Leuchtthurm die dunkle Oberfläche des Meeres bescheint; mögen die Strahlen dieser Leuchtthurm-Erkenntniß noch so hell und weittragend sein: das erkenntnißlose, elementare Leben ist in ihm doch so bodenlos tief, daß immer eine Dunkelheit, die keine Strahlen durchdringen können, zurückbleibt.“ Und vorher las ich: „Wenn eine übermäßige Furcht vor der Grabesnacht eintritt, eine allzu deutliche und ernüchternde Erkenntniß der Verweslichkeit und Eitelkeit alles Irdischen, so ist es das erste Zeichen, daß die göttlichen Quellen einer gewissen Kultur bereits versiecht oder vergiftet sind, daß die Lebenskraft im Absterben begriffen ist.“

Diese Sätze scheinen mir eine Paraphrase der Tragik Alexanders, die Wassermann in seinem Roman darstellte. Der Sohn Philipps, „dessen Leben sich zwischen Wollust und Kriege theilt“, und Olympias, der orphischen Priesterin von Samothrake, ist von so bodenlos elementarer, fleischlicher Natur, daß er ohne Rettung dem kreatürlichen Todesgrauen verfallen muß. Sein Leben wird Selbstflucht, sein Sterben sternlos sein. Von diesem Leben, das in einem einzigen Welteroberungzug besteht, heißt es einmal: „Jeder Tag ist angefüllt bis zum Rand mit That. Die Zeit rollt vor ihm her wie eine rasche Kugel, der er im rasenden Lauf folgen muß. Zum Nachdenken ist keine Frist. Es ist eine unheimliche, athemlose Flucht aus sich selbst. Und Spiel ist es, Spiel mit Dingen und Menschen, Spiel mit dem Zufall.“

Aus solchem Taumel heraus hatte sich Alexander durch die wunderbare Freundschaft mit Hephaistion gehoben. In der Gestalt des Griechen, der in den Schulen von Athen die Lehre der Philosophen in sich aufgenommen, ist Etwas wie Harmonie verkörpert. „Eine Tiefe der Erkenntniß, die der Tiefe des elementaren Lebens“ entspricht, das Ineinanderwirken der widerspruchsvollen Elemente des Bewußten und Unbewußten, das glückliche, freie Sein, Reinheit, Adel und Maß des Wesens. Er hatte der wilden Natur Alexanders den Glauben an seine göttliche Auserwähltheit, den Traum seiner göttlichen Abkunft entgegengesetzt und die zerstörerischen Leidenschaften seines Wesens damit wie in einem Ring zusammengehalten, so daß sie in einer einzigen Richtung das Unerhörte wirkten. Der Traum voll „Unsterblichkeitwollust“ gewann Alexander die Weltherrschaft.

Aber der Grundzustand des elementaren Menschen, die „Selbstflucht“ und Zuchtlosigkeit ist stärker als der von außen geschenkte Halt eines gött-

lichen Traumes. Der naive Mensch, der sich an den Augenblick wegwirft, wird schuldig. Bei dem Welteroberer wird diese „Schuld" von weiter tragender Geberde sein als bei dem Durchschnittsmenschen und man könnte sie auch akademisch den „Verrath Griechenlands an Asien" nennen. Hephaistion geht an dieser Schuld zu Grunde. In einer Wallung kleinlichen Mißtrauens hat ihm Alexander das tötliche Diadem, das Asiens Herrschaft und Asiens Verderben bringt, auf die Stirn gedrückt. Als Hephästion dann in der Entlassung der Makedonen und in der tyrannischen Antwort Alexanders auf seine Fürbitte den Verrath ihrer Freundschaft erkennt, verläßt er den Palast und geht in die schwüle Nacht, durch seine tiefe Niedergeschlagenheit sozusagen physiologisch vorbereitet, den Miasmen der Fieberstadt zu unterliegen.

Mit seinem Tod setzt die furchtbare Katastrophe für Alexander ein. Es ist mehr als der Schmerz um den Verlust des geliebtesten Menschen. Alexander sieht zum ersten Mal, „was es mit dem Tod und was es mit dem Leben sei." Die „Grabesnacht" thut sich vor ihm auf, sein Unsterblichkeitstraum zerfällt, das grenzenlose Grauen der Kreatur von dem Nichts erschüttert ihn und läßt ihn nicht mehr los. „Es war, als ob die festen Stützen eines Weges unter ihm geborsten wären; alle Begriffe waren entkleidet. Nacht war nicht mehr Nacht wie sonst, sondern Verhängniß, Zwiespalt, Ende, Furcht; Schlaf nicht mehr Schlaf, sondern Dürftigkeit, Erliegen, Schwäche, Ausgeliefertsein." „Die riesige Wolke, in der er so götterhaft geschritten und die ihm den Anblick der unabsehbaren Kette von Ursachen und Wirkungen entzogen, war von ihm abgeglitten. Wie alle anderen Sterblichen schwer beladen, mußte er weiterziehen."

Wenn der Todesgedanke wie die Einsamkeit „dem Weisen süß" ist, so kann die Selbstbesinnung dem naiven Sinnenmenschen zerstörerisch werden; und das Innehalten und Stillstehen wird nicht zur Erhöhung und Sammlung, sondern zum Bruch der Existenz führen. Dies geschieht Alexander. Der zur Kluft vertiefte Riß seiner Natur wird durch die Beziehung zu Arrhidäus gestaltet. Der Thatenmensch verwandelt sich in seinen Antipoden, den Phantasten; der impulsive Held wird voll krankhaft gereizter Ueberbewußtheit. Alexander erkennt sich selbst in Arrhidäus, nur „in einer grauenhaften und widerlichen Verzerrung". Einmal sieht er unter den vielen Gesichtern eins, das ihm sein eigenes zu sein scheint, „seine eigene Stirn, nur daß sie von der lebendigen Kraft der That verlassen war; sein eigenes Auge, nur müde von Träumereien, seinen Mund, aber auseinandergezogen und unentschieden durch Trägheit des Gefühles".

Dies Erschaudern vor anderen Möglichkeiten als denen, „die ihm in seiner Lebenstrunkenheit so selbstverständlich erschienen waren", „dies Nachhallen längst vergessen geglaubter Töne", ist die Metaphysik dieser Psychologie. Der grandiosen Form des königlichen Helden gegenüber ist die Träumer- und Literatengestalt des Arrhidäus grotesk gezeichnet. Dieser Schatten und Affe Alexanders, seine

Parodie, der zu spät Geborene und im Dunklen Wandelnde ist eben so lächerlich und rührend wie Alexander bewundernswerth und erschreckend. Wenn Dieser seinen Weg in der göttlich unproblematischen Gradheit der Urkraft schreitet, so ist Haltung und Weglinie des Arrhidäus die eines Trunkenen und zugleich doch schon Ernüchterten. Er ist verlogen und wahr, verdüstert und übermäßig lustig, feig und tollkühn, haltlos und gläubig, wunderbar im Träumen, albern im Handeln, unselig und ein Beglückter. Er hat das antipodische Verhältniß zum Leben und zur Form des Lebens wie Alexander. Vor der Schlacht, in strahlender Sonne, auf leichtem Roß die Reihen seiner Soldaten entlang reitend, auf der Stirn undurchdringlich und ehern das Zeichen des Unbesiegbaren: Dies ist der Höhepunkt von Alexanders Existenz, der Augenblick seiner höchsten Schönheit, Das, was er an sich preßt, „ohne es zu wissen". Nicht im gelebten Augenblick, im „Sein", kann Arrhidäus den Gipfel seiner Möglichkeiten gewinnen, sondern im betrachteten „Sein", im „Schauen", in der tiefsten Einsamkeit und Selbstbesinnung, in der widerwillig sich losringenden, unerbittlichen Erkenntniß seiner hingegebenen Seele, in der er ahnt, „welch ein Mensch mit Alexander hingegangen sei". Ein „echter Künstler", hat er in diesem Augenblick höchster „Selbstlosigkeit" den Grad seiner Schönheit erreicht.

Wie Alexander mit Hephaistion seine Einheit und Ungebrochenheit verliert, so bedeutet das Erscheinen des Arrhidäus, sein jemaliges Zusammentreffen mit Alexander immer zugleich eine entscheidende Phase von seinem tieferen Hineingleiten in Verfall und innere Spaltung. Arrhidäus kommt am selben Morgen, der das furchtbare Bild von Hephaistions tötlicher Umarmung mit der fieberkranken Asiatin beleuchtet, mit seiner Schaar vom Tigris herüber. Je mehr Alexander sich gespensterhaft in ihm erkennt, der die Umkehr seines Wesens darstellt, desto mehr wird ihm Hephaistion entrückt. Der Höhepunkt dieser Identifizirung ist das Zwiegespräch der Beiden im Thurm, das wie ein unheimliches Selbstgespräch Alexanders wirkt. So fern steht er hier dem „Spiegel seiner verlorenen Kraft", daß ihm selbst die Leiche Hephaistions unerreichbar entrückt ist. Symbolisch die Verbrennung des Charippos.

Die überwache Bewußtheit des naiven Menschen ist das Anzeichen seiner Zerstörung. Nur der Tod selbst, seine Nähe und Ahnung kann Alexander zerbrechen. Wenn der Weise stirbt, dann ist das bewußte Leben, die „Erkenntniß" in ihm stark genug, sein kreatürliches Blut sozusagen in überirdischen Stoff zu verklären. Der individuelle Wille entsagt sich selbst in der ehrfürchtigen Hingabe an eine höhere, überpersönliche Kraft. Der naive Mensch des erkenntnißlosen, animalischen Lebens stirbt in dem qualvollen Krampf der Kreatur. So ist Alexanders Sterben, dem als äußerster Kontrast die freiwillige Selbstverbrennung des Indiers Kondanyo gegenüber gestellt ist. Wenn Dieser, müde des „unvollkommenen Lebens", mit weitgeöffnetem Blick in das Land hin-

übergeht, das ihm licht wie die Sonne scheint, so verhüllt Alexander sein Haupt, wagt nicht, dem Tod ins Auge zu sehen. Es ist eine furchtbare Jagd ins Dunkle; seine Qual potenzirt sich im Verhältniß seiner Größe zu der anderer Sterblichen. Er wird nicht einfach hingerafft, sondern gemordet, wie ein wildes Thier umstellt, überfallen, zerrissen und zertreten

Diese Todesszene ist für das Verhältniß Wassermanns zur „Geschichte" höchst charakteristisch. Die pragmatische Thatsache ist ihm völlig dienstbar geworden. Aber nicht um der spielerisch-artistischen Sucht dekorativer Wirkung willen. Auch nicht in dem ehrfürchtigen Ernst, historisch konturirte Gestalten und Schicksale in ihrer mythischen Wahrheit zu fassen oder sie in der furchtbar klaren Beleuchtung der Einmaligkeit naturalistisch darzustellen.

Ich möchte die Gestaltungform Wassermanns in diesem Roman im Gegensatz zur symbolischen eine visionäre nennen. Im symbolischen Schaffen ist die Gestalt in ihrem Centrum erfaßt, sie steht mitten im Weltraum, in einer Grenzenlosigkeit der Beziehungen: es ist wie ein Traum Gottes. Das visionäre Werk strahlt nicht in den Weltraum aus, sondern in das Herz des Dichters. Seine Wahrheit ist nicht undurchdringlich und unabsehbar, sondern von dem Ring der dichterischen Phantasie begrenzt. Es ist nicht wie ein Traum Gottes, sondern wie der Traum eines Künstlers. Wenn die Realität des symbolischen Werkes durchleuchtet ist, ohne dadurch vermindert, verwischt oder verhauchend zu sein, so ist die Körperlichkeit des visionären Kunstwerkes zugleich überdeutlich und schattenhaft. Dieses Ueberdeutliche und Schattenhafte scheint mir das Charakteristikon des Darstellungstils im „Alexander". Eine starke Herausarbeitung der körperlichen Plastik sowohl im Bau der Figuren als im Bau der Umwelt. Etwas einförmig marmorn Stilisirtes ist in die Gestaltung der Menschen hineingekommen, auf deren innere Zeichnung in früheren Werken in einer gewissen impressionistischen Helldunkelmanier das Hauptgewicht gelegt wurde. Umgekehrt war in früheren Werken die Umwelt nur aus den Umrissen gestaltet, die der Schatten der Hauptgestalt warf. Im „Alexander" steht diese Umwelt in einer Deutlichkeit da, daß man eher sagen kann: Die Gestalten sind wie aus den Umrissen modellirt, den der Schatten des Weltbildes wirft. Nicht mehr wie früher sind die dürftigen Mittel der Einstellung von Horizonten: die Analyse im Gespräch, der Dialog über soziale, ethische, religiöse und künstlerische Probleme, die betastende, aber nicht überschauende Beschreibung von Situationen und gesellschaftlichen Zuständen. Freude an breiter epischer Anlage hat diese Welt gestaltet. Ein Schwelgen in dem Glanz und der Ueppigkeit des Materials, das eine handwerksfreudige Gewissenhaftigkeit in einer Fülle von Details zusammentrug. Ein bildnerischer Rausch an einer Welt gluthfarbig von einander sich abhebender Gestalten, der aber keineswegs zur Selbstherrlichkeit des Details, zur ausmalenden Situation geführt hat.

Diese Welt ist in strengem Kunstverstand dem Gesetz epischer Bewegung unterworfen, wie Landschaft und Architektur nur als ein Dienendes, niemals um ihrer selbst willen, sondern als Boden und Hintergrund bewegter Figuren aufgefaßt sind. Man könnte also von einer Darstellung sprechen, die, dem Naturalismus Turgeniews und Dostojewskijs gegenüber, der in Wassermanns ersten Romanen bewußtes und unbewußtes Vorbild war, auf Plastik und epischer Bewegung, auf klarer, deutlicher Sichtbarkeit begründet und deren wesentlicher Einsatz ein Streben nach Stilreinheit ist. Aber wie der griechische Held des Romanes dem romantischen Doppelgänger-Erlebniß erliegt, so ist die Klarheit und Einfachheit des Stilideals gebrochen. An irgend einem Punkt bedeuten Fabel, Gestalten und Umwelt nichts mehr an sich selbst, ihre Körperlichkeit verzerrt sich, die Welt ist wie von einem Dunstkreis umringt, der aus den Gestalten Schemen macht, sich ablösende, taumelnde Bilder eines Fiebertraumes. Hephaistion und Arrhidäus zerfallen zu Schatten von Alexander. Die Historie ist aufgelöst in Halluzination.

An jedem Schaffensprodukt ist das jeweilige Verhältniß der geistigen und elementaren Natur des Künstlers tief entscheidend für seine Form; denn dieses Verhältniß ergiebt die Grund-Schaffensstimmung, aus der sich der Kern und die Schale des Werkes ansetzt.

Als Wassermann die Agathon-Gestalt schuf, hatte sein fast knabenhafter Blick noch nicht sehen gelernt, vergrößerte und übertrieb die eine Wahrnehmung, übersah und vernachlässigte die andere. Die „Welt“ in den „Juden von Zirndorf“ und in der „Geschichte der jungen Renate Fuchs“ ist noch durchaus formlos, chaotisch, künstlerisch unzureichend gestaltet. Vergleicht man aber den Tod Agathons mit dem Tod Alexanders, so muß man sagen, daß die Lebensstimmung, aus der sich Agathons Tod löste, eine harmonischere war als jene, die den Boden für die Sterbeszene im „Alexander“ bereitete. Agathons Tod ist keine Flucht und kein offenes, selbstgewähltes Martyrium. Es ist ein Dahingehen, „voll vom Geschick und von der Bestimmung“. Er ist die Natur, die sich ihrer selbst bewußt geworden, deren dunkle Stimme edle, unbeirrte Gesinnung, deren Dumpfheit Ziel und Richtung gewonnen hat. Darum kann er zum Erlöser Renates werden, die die dunkle, unbewußte Natur ist. In der Liebesnacht, die ihm den Tod bringen muß, schenkt er ihr die „Wiedergeburt“ und erfüllt seinen eigenen Lebensglauben „von der freudigen Schuldlosigkeit einer neuen Sinnlichkeit, eines neuen, erlösten Geschlechtes“. Die harmonische Kraft der ersten Jünglingsjahre, wo die seelische Erkenntniß von so hohem Flug ist, um die bodenlose Dunkelheit der animalischen Natur zu durchleuchten, konnte ein so wunderbar musikhaftes Sterben schaffen, wie es der Tod Agathons ist.

Die erwachende „Bewußtheit“, menschlich wie künstlerisch, treibt sich

gern auf die Spitze und wird Uebermaß. Der „Moloch" ist ein Produkt solcher Art; ich möchte ihn als das Werk nennen, in dem Wassermann den Journalismus endgiltig überwunden und die Zucht eines Stiles gefunden hat. Der unkontrolirt hinströmende Schaffensdrang früherer Werke ist gekühlt. Komposition und Fabel sind von einem abwägenden Verstandeselement beherrscht. Eine tiefere animalische Elementarität ist zu Gunsten einer reineren und leichteren Geistigkeit verloren gegangen, deren Auswüchse im Kontrast zur früheren Verschwommenheit und Ungleichmäßigkeit die jugendlichen Schnörkel selbstgefälliger Bewußtheit aufweisen. Die Darstellung von Arnold Ansorges Tod entspricht dieser seelischen Epoche. Wenn Arnold in tiefem Verstand seine Schuld abwägt und ermißt, daß nur eine einzige Handlung, der selbstgewählte Tod, die Schmach des Schmutzes von ihm abwaschen kann, so handelt er aus innerstem, ästhetischem Motiv, wie Agathon aus dem religiösübersinnlichen Heilandsgefühl.

Im „Moloch" war das Verhältniß der unbewußten und der bewußten Natur kein rein aufgelöstes. Das Elementare war zurückgedrängt, nicht verklärt worden und es war zu erwarten, daß es noch einmal, sich an dem Zaum rächend, hervorbrechen würde. Als Wassermann die Fabel von dem großen Thatenmenschen wählte, der nachtwandlerisch in einem stolzen „Prunktraum" durch das Leben jagt, bis er in Todesgedanken aus seiner Selbstflucht zur Selbstbesinnung erwacht und zum grüblerischen Träumer zerbricht, als er den Roman schrieb, der eigentlich zwei Helden hat, einen ungebändigt elementaren und sein Gegenspiel, den überreizt bewußten, da war nicht die Harmonie, sondern die Dissonanz des Bewußten und des Unbewußten sein Innenzustand, sozusagen die Zweitheilung seines Wesens. Niemals war Wassermann religionloser, heidnischer als in diesem Buch, das doch so viel geistige Selbständigkeit, künstlerische Reife und Selbstzucht zeigt. Schuf dieser gereifte Kunstverstand eine episch bewegte Gestaltenwelt, so war es, als wenn das Blut selbst, der Saft orientalischer Rasse, in elementarer Wildheit sich an diesem Gebild berauschte und es ins Fieberhafte, Unreale, Halluzinatorische auftriebe. Das Kunstwerk, das man dem symbolischen gegenüber als das visionäre bezeichnen kann, entstand.

Wenn Flauberts „Salammbô" einem grandiosen steinernen Gebäude vergleichbar ist, das aus einem einzigen Marmorblock gehauen scheint, einer in zäher Intensität festgehaltenen und durchgeführten inneren Anschauung, so möchte ich die Gebrochenheit, das Unkompatible im Stil des „Alexander" einer Mischung von Blut und feuerflüssiger Bronze vergleichen. Ein einziges Element im Buch weist auf eine zukünftige, ausgleichende Entwickelung: die Sprachkunst. Nirgends versagt die Musik, der Rhythmus dieser rein gebauten Perioden, die der in einen heißen südlichen Himmel aufstrebenden kunstvollen Architektonik zu vergleichen sind.

Wien. Julie Wassermann.

Ein Brief.

Vor acht Tagen hat Ladon hier gesagt, die Vereinigung des Steinkohlenbergwerkes Nordstern mit dem Hüttenzechenconcern Phönix-Hörde sei von dem größten Industriellen des Rheinlandes, Herrn August Thyssen, erdacht und ausgeführt worden. „Thyssen ist Vorsitzender des Aufsichtrathes vom Nordstern und hat in dieser Stellung bisher die Interessen einer kleinen Zeche vertreten. Durch die Vereinigung mit der Hüttenzeche Phönix bekommt Nordstern, nach der bekannten Entscheidung des Reichsgerichtes, ohne Weiteres die Eigenschaft einer Hüttenzeche; seine Produktion dient in erster Linie also zur Deckung des Bedarfes der eigenen Hütten und kommt erst dann für die Betheiligung beim Kohlensyndikat in Betracht. Einzelne kleine Zechen, darunter auch Nordstern, führen Prozesse gegen das Kohlensyndikat wegen der angeblich nicht vorauszusehenden Bevorzugung der Hüttenzechen; und es hieß, die beiden Gruppen wollten sich auf der Basis einigen, daß die Hüttenzechen ihr Betheiligungsquantum an das Kohlensyndikat voll zu liefern und für die fehlenden Quoten die jeweilige Umlage zu zahlen haben. August Thyssen aber widersetzte sich diesem Ausgleich und schied dann aus dem Vorstande des Kohlensyndikates ... Die unter Thyssens Einfluß stehenden Zechen, also zunächst Gelsenkirchen, Deutscher Kaiser, Mülheimer Bergwerkverein, die ungefähr den sechsten Theil der Gesammtbetheiligung beim Kohlensyndikat haben, können nicht gezwungen werden, vor Ablauf des Syndikatvertrages aus dem Verbande zu scheiden. Vorläufig ist Thyssens Rücktritt eine persönliche Angelegenheit; die weitere Wirkung dieses Ereignisses wird abzuwarten sein. Man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß der gesammte Thyssen-Concern in absehbarer Zeit einmal als Konkurrent des Kohlensyndikates auftritt." Gegen diese Sätze wendet sich der folgende Brief:

Schloß Landsberg bei Kettwig,
am zehnten Februar 1907.

Hochgeehrter Herr Harden!

Der Artikel, den die „Zukunft" über Nordstern bringt, ist nicht zutreffend, so weit meine Person dabei in Frage kommt. Ich war seit drei Wochen im Augustinerkloster in Cöln, wo ich mich einer Operation unterwerfen mußte. Unmittelbar nach der Operation besuchte mich Herr Kommerzienrath Hagen aus Cöln und theilte mir mit, daß der Phönix auf Nordstern reflektire und Verhandlungen mit den Hauptbetheiligten schweben. Die Bedingungen, die mir Herr Kommerzienrath Hagen mittheilte, fand ich für Nordstern durchaus annehmbar. An den Verhandlungen konnte ich mich selbstverständlich nicht betheiligen. Die Meinungverschiedenheiten der Gewerkschaft Deutscher Kaiser mit dem Kohlensyndikat stammen aus der Vergangenheit und haben mit Nordstern nichts zu thun. In Bezug auf die Umlage bestehen zwischen der Gewerkschaft Deutscher Kaiser und dem Kohlensyndikat keine Differenzen. Aus dieser Mittheilung werden Sie ersehen, daß ich in der Nordstern-Angelegenheit keine leitende Stelle gehabt habe und an den Verhandlungen nicht betheiligt sein konnte. Im beiderseitigen Interesse ist mir die Berichtigung der Angaben erwünscht. Mit vorzüglicher Hochachtung

August Thyssen.

Henrik Ibsen.*)

Seit wir das letzte Mal versammelt waren, ist das berühmteste Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften und Norwegens berühmtester Sohn gestorben. Henrik Ibsen war, wie wir Alle wissen, kein Gelehrter; er war, wie er selbst gesagt hat, Dichter und nur Dichter. Wenn sich trotzdem die Gesellschaft der Wissenschaften die Ehre gab, Ibsen zum Mitgliede der Gesellschaft zu ernennen, so geschah es wohl nicht nur, um sich mit seinem berühmten Namen zu schmücken, auch wohl nicht, weil man ganz im Allgemeinen das Verwandte und Gemeinsame in den Bestrebungen der Dichtung und der Wissenschaft erkannte; es geschah wohl, weil man besonders in Ibsens Dichtung Uebereinstimmung mit dem Geist der modernen Wissenschaft fand. Hierin hatte man meines Erachtens Recht. Will man mit einem Wort das Merkmal zu bestimmen suchen, das aller modernen Wissenschaft gemeinsam ist und wodurch sie sich von der Forschung älterer Zeiten unterscheidet, so müssen wir gewiß bei dem Wort „Voraussetzunglosigkeit“ stehen bleiben. Hier treffen sich alle Zweige physischer, chemischer, biologischer und humaner Forschung.

Kein Forscher der Gegenwart wird sich dazu bekennen, daß er arbeitet, um zu einem gegebenen Resultat zu kommen. Von dem Gelehrten, der aus Rücksicht auf eine religiöse, politische, soziale oder patriotische Ueberzeugung wissentlich und absichtlich eine Thatsache wegeskamotirt oder verdreht, sagen wir nicht mehr, er sei ein Vorkämpfer des Glaubens oder ein guter Patriot; wir sagen von ihm einfach, er mache sich der Pfuscherei schuldig.

Wird Dies so ganz im Allgemeinen ausgesprochen, dann wird es sicherlich bei keinem denkenden Menschen auf Widerspruch stoßen. Schwieriger kann sich die Sache in einzelnen Fällen stellen. So haben wir vor nicht langer Zeit erlebt, daß in unserem Vaterlande der Träger des größten wissenschaftlichen Namens in seiner Gesinnung verdächtigt wurde, weil er in seiner Forschung zu Resultaten gekommen war, die gewissen chauvinistischen Wünschen widersprachen. Solches Raisonnement ist aber der Erbfeind aller Forschung und wurzelt in einem Gedankengang aus verschollenen Zeiten, da die Wissenschaft im Solde der Theologie oder anderer eben so anspruchvollen Herrschaften frondete. Die moderne Wissenschaft ist als solche ohne Religion und ohne Vaterland, an keine anderen Rücksichten irgendwelcher Art gebunden außer an die, die unerbittliche Wahrheitliebe auferlegt.

*) Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiana.

In diesem Grundverhältniß besteht, so weit ich sehen kann, nicht nur Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen der Wissenschaft und Henrik Ibsen: hier besteht vollkommene Uebereinstimmung.

Sehen wir einen Augenblick ab von Ibsens Dichtung als Kunstwerk und suchen wir nach Dem, was er bei all seinem Wirken auf dem Herzen hatte, dann bleiben wir wieder bei dem selben, nicht gerade wohlklingenden, aber bezeichnenden Wort „Voraussetzunglosigkeit" stehen. Dieses ist das Ideal, auf das er bei all seiner Arbeit zustrebt: selbst zum freien, vorurtheillosen, selbständigen Urtheil vorzudringen und uns dahin zu führen. Er hat Dem in den verschiedenen Zeiten seiner Entwickelung viele verschiedene Namen gegeben; es handelt sich aber doch immer um das Selbe. Wenn er sein Volk groß denken lehren, wenn er die Gespenster aus den Dachkammern unserer Seelen hinauslüften, wenn er die im Schiffsraum mitgeführte Leiche über Bord werfen, in rührendem Optimismus alle Menschen zu Adelsmenschen machen will, dann meint er immer das Selbe. Denn groß denken heißt in Ibsens Mund: selbst denken; die Gespenster, die er bekämpft, sind die vererbten Vorurtheile, die unser selbständiges Sehen blenden; und ein Plebejer ist im Munde Stockmanns ein Mann, der die Gedanken Anderer, ein Adelsmensch aber im Munde Rosmers ein Mann, der seine eigenen Gedanken denkt.

Durch immer tiefer und tiefer gestellte Fragen hat Ibsen in jedem neuen Werk neue Kammern in unseren Seelen aufgebrochen, hat er uns nackt und bloß gefragt, bloß von Voraussetzungen, hat er uns jeder Illusion und jedes Selbstbetruges entkleidet, hat er uns mit Dem konfrontirt, was ist, und uns, jeden Einzelnen von uns gezwungen, vom Kern eines Mannes aus Stellung zu nehmen zu sich selbst, zu seiner Umgebung, zu den Problemen des Lebens, ohne sich auf die Krücken irgendwelcher Autorität zu stützen. Er hat uns aus dem Heim hinausgeführt, aus der Kirche, aus dem Staat, von all den Mächten weg, die für uns denken und fühlen wollen; und kehren wir wieder zurück, so auf alle Fälle als freie Menschen, die Lust bekommen haben, Alles zwischen Himmel und Erde in Frage zu stellen.

Der tiefsinnige französische Moralist Larochefoucauld sagt in einer seiner Sentenzen: Les persones faibles ne peuvent être sincères. Das heißt, ins Positive übertragen: nur starke Menschen können aufrichtig sein. Ibsen war eine der allerstärksten Persönlichkeiten seiner Zeit und ist deshalb auch eine der aufrichtigsten; er verheimlicht nichts, er sagt erbarmunglos Alles, was er sieht, ohne Rücksicht darauf, was er oder Andere zu sehen wünschen könnten: er gehorcht Gott mehr als den Menschen, und hat er auch mit Schmerzen viele kleine Pietätgefühle für uns vernichtet, so hat er zum Entgelt das große Pietätgefühl in uns gegründet: die tiefe und demüthige Ehrfurcht vor der Wahrheit.

Man hat Ibsens Dichtung oft wegen ihrer Objektivität gepriesen; die Ibsens wie die Shakespeares und Goethes. Und hierin hat man sicher Recht; dann muß man sich aber auch darüber klar werden, was man unter Objektivität versteht. Eigentlich bedeutet das Wort wohl nur, daß das Kunstwerk ausgetragen, daß es fertig ist; daß es ganz von der Dichterseele losgelöst ist und sein eigenes, unabhäng'ges Leben führt. Insoweit ist alle vollkommene Dichtung objektiv und alle subjektive Dichtung mangelhaft; und insoweit sind Ibsens beste Arbeiten völlig objektiv. Das ist aber nur eine rein ästhetische Bestimmung; geht man vom Aesthetischen ins Psychologische, dann wird das Verhältniß plötzlich entgegengesetzt und Ibsen wird der subjektivste Dichter unserer Zeit. Das Selbe gilt, wie wir wissen, für Goethe und, wie wir sicher annehmen dürfen, für Shakespeare. Goethe sagte, seine Dichtung sei seine Selbstbiographie, und Ibsen hat (mit anderen Worten) genau das Selbe gesagt: „Alles, was ich dichterisch hervorgebracht habe, hat seinen Ursprung in einer Stimmung und einer Lebenssituation gehabt; ich habe niemals Etwas gedichtet, weil ich, wie man so sagt, ‚ein gutes Sujet gefunden hatte'."

Natürlich hat Ibsen, wie alle anderen Dichter, von außen her Stoff geholt und Impulse empfangen, aus Büchern und noch weit mehr aus dem Leben ringsum. Tiefer als der Blick der Allermeisten ist jedoch sein Blick nach innen gekehrt; seine eigene Seele ist sein eigentlichstes Forschungobjekt. „Du kannst mir glauben", schreibt er an Björnson, „daß ich in meinen stillen Stunden ganz hübsch in meinen eigenen Eingeweiden herumwühle und sondire und anatomire, und zwar an den Stellen, wo es am Wehsten thut." Indem er die Sonde immer tiefer und schmerzender in sein eigenes Innere einführte, wurde er in den Stand gesetzt, seine vielen merkwürdigen Entdeckungen aus den Tiefen des Seelenlebens hinaufzufördern; er ist streng gegen sich selbst gewesen, unerbittlich in seiner Selbstbeobachtung; selbst von denen seiner Gestalten, die er unserem Gelächter und unserer Verachtung ausgeliefert hat, erzählt er, daß er in ihnen durch Selbstanatomie viele Züge seines eigenen Wesens zu Tage förderte. Es ist also keine Redensart, sondern der nüchternste Ausdruck für eine ernste Thatsache, wenn er sagt, „Dichten heißt: Gerichtstag halten über sein eigenes Ich".

Das ist jedoch nur die eine Seite der Dichtung; die andere, die künstlerische, ist die, diesen Gerichtstag so zu halten, daß auch wir dazu gebracht werden, Gerichtstag über uns selbst zu halten. Oder wie Ibsen es in einer seiner Reden ausdrückt: Dichten ist sehen, „aber, wohlverstanden, so sehen, daß der Empfänger das Gesehene sich so aneignet, wie der Dichter es gesehen hat".

Dies zu erreichen, war Ibsens Lebensziel; in nie befriedigtem Drang nach Vollkommenheit stieg er durch mehr als ein halbes Jahrhundert höher und höher im Können; und schließlich stand er in seiner Kunst da als Meister

und Lehrer der ganzen Welt. „Die Begabung ist kein Privileg, sie ist eine Pflicht", sagt er; und ich kenne in der ganzen Geschichte Keinen, der sein Genie mit größerem Ernst verwaltet hätte als Henrik Ibsen. Sein Dichten war ihm Alles; er lebte wie ein Künstlerasket, für den alle Lebenswerthe der Kunst untergeordnet waren, ja, nicht existirten; er tauchte in den Seelen seiner Gestalten unter, lebte in ihnen und wuchs mit ihnen, beobachtete und belauerte sie vom Morgen bis zum Abend; ihre Welt war seine Welt, ihre Kümmernisse und Freuden waren seine Kümmernisse und Freuden. „Ich mache in der Regel drei Fassungen meiner Dramen", erzählte er, „die weit von einander abweichen; in der Charakteristik, nicht im Gang der Handlung. Wenn ich an die erste Beobachtung eines Stoffes gehe, ist es, als wenn ich meine Personen von einer Eisenbahnfahrt her kennte: die erste Bekanntschaft ist gemacht, man hat sich über Dies und Das unterhalten. Bei der zweiten Niederschrift sehe ich schon Alles viel deutlicher vor mir und ich kenne die Menschen ungefähr, wie man sich nach einem vierwöchigen Badeaufenthalt kennt: ich habe die Grundzüge von ihrem Charakter und ihre kleinen Eigenheiten erfaßt, doch ist ein Irrthum in wesentlichen Dingen noch nicht ausgeschlossen. Endlich stehe ich in der dritten Fassung an der Grenze meiner Erkenntniß: ich kenne meine Menschen aus nahem und langem Verkehr, sie sind meine vertrauten Freunde, die mir nicht länger irgendwelche Enttäuschungen bereiten werden; so, wie ich sie nun sehe, werde ich sie immer sehen."

Die Beschreibung, die Ibsen hier vom Werden seiner Werke giebt, scheint mir merkwürdig zutreffend auch für den Weg, den sie bis zu unserem Bewußtsein zurücklegen, für ihr Wiederauferstehen in unserer Seele. So werden wir Schritt vor Schritt tiefer in seine Welt hineingeführt, nicht nur Akt vor Akt bis zum Schluß des Dramas, sondern noch mehr bei jeder neuen Lecture, jeder neuen Aneignung seiner Schöpfung.

Arne Garborg hat aus Anlaß von Jonas Lies „Hellseher" gesagt: „Die Feuerprobe bestehen nur wenige Bücher: man liest sie in der Jugend und wird von ihnen ergriffen; dann liest man sie zwanzig Jahre später und wird eben so stark ergriffen, findet sie gleich neu." Es giebt aber eine Probe, die noch seltener bestanden wird: man liest ein Buch und wird von ihm ergriffen, man liest es einige Jahre später wieder und es ist, als lese man ein anderes Buch; eine neue Welt thut sich uns auf, von der wir bei der ersten Lecture nur undeutlich die Umrisse erblickten. Ein ums andere Mal ist es mir so mit Ibsens Büchern gegangen; die in der Zwischenzeit vermehrte Lebenserfahrung gab mir die Mittel zur tieferen Aneignung. So wirkt nur das Leben selbst und die höhere Potenz des Lebens, die die große Kunst ist.

Der andauernde intime Verkehr des Dichters mit seinen Personen macht sie so lebend, daß wir sie niemals los werden, wenn wir einmal ihre Bekannt-

schaft gemacht haben. Sie halten uns fest, dringen in unsere Seelen ein, werden unsere eigenen Erlebnisse; wir werden gezwungen, uns mit ihnen zu vergleichen und uns an ihnen zu messen; wie wir bei ihrem Entstehen selbst anatomische Geräthe in der Hand des Dichters waren, so werden sie auch für uns Mittel zu vertiefter Selbstprüfung. Wer von uns hat nicht Augenblicke gehabt, wo er wie Peer Gynt dasaß und seines Lebens „Zwiebel" zerpflückte, Schicht vor Schicht abschälend, bang nach dem Kern spähend, der nicht kam, nie kam; und vielleicht waren gerade solche Augenblicke die kernbildenden in unserem Leben. Wer von uns hat sich nicht wie der selbe Peer gezwungen gesehen, dem Klagegesang der „Knäuel" zu lauschen, den wehmüthigen Anklagen ungesungener Lieder, unbestellter Thaten und unvergossener Thränen? Und wer hat nicht wie er einen kritischen Augenblick in seinem Leben gehabt, wo er, nachdem er Jahre in oberflächlichem Egoismus vergeudet hat, in der Stunde der Abrechnung angstvoll vor dem Unersetzbaren steht: „O Ernst, hier war mein Kaiserthum!" Mancher von uns hat vielleicht auch, und gerade in Stunden, wo wir mit uns selbst zufrieden und daran waren, über uns selbst gerührt zu werden, zu seiner Ueberraschung plötzlich im Klang seiner eigenen Stimme Etwas von Hjalmars falschen Tönen gehört, hat innegehalten und den Weg zum Natürlichen zurückgefunden? Und so könnte ich fortfahren.

Indem er unser Gehör für den Klang des Unechten und des Echten schärfte, hat Ibsen unsere Bescheidenheit vertieft, unsere Demuth fruchtbar gemacht, uns in der gesunden Verachtung und der wahren Ehrerbietung gestärkt.

Ein solches Riesenwerk wird nicht umsonst gebaut. Henrik Ibsen war kaum Das, was wir gewöhnlich unter einem glücklichen Mann verstehen.

Gewiß fielen Lichtstreifen auf seinen Weg; er liebte das Geld, wie wir aus seinen Briefen ersehen: und auf seine alten Tage wurde ihm diese Liebe befriedigt; er war, scheint es, auch ein eitler Mann: und er wurde mit Ehrungen überschüttet; er war natürlich ein ehrgeiziger Mann: und er erlebte, daß sein Name weiter hinaus in die Welt drang als der irgend eines anderen Norwegers, seit Norwegen besteht. Er hat gewiß auch tiefere und persönlichere Freuden gehabt als diese; die selige Hingebung in Augenblicken des Empfangens, wenn der schöpferische Strom wie ein Kreuzzugsjubel durch seine Seele ging, und ganz in der Tiefe die Sekunden, da seine Selbstkritik ihn sich ganz auf der Höhe seiner eigenen strengen Anforderungen fühlen ließ. („Brand ist ich selbst in meinen besten Augenblicken", schreibt er einmal.)

Aber trotzdem: Glück, im gewöhnlichen bürgerlichen Sinn, Ruhe, sorglose Harmonie, Zufriedenheit, Gleichgewicht: Das war sein Los sicher nicht. Dazu war sein Idealismus zu brennend und sein Wirklichkeitsinn zu unerbittlich. Und dazu war zu viel von einem Flagellanten in seiner Seele. So lange er die Vollkraft seines Geistes hatte, fuhr er fort, seine schmerzenden

Fragen zu stellen; und die grausamste von ihnen allen stellte er wohl in seinem letzten Drama. Denn hier richtete sich der Zweifel gegen Das, was Ibsen mehr werth war als sein Leben, gegen sein eigenes Werk, sein Dichterschaffen. So wagte er zu fragen, der gegen sich selbst Unbarmherzige: Nun habe ich ein langes Menschenleben hinter mir, das ein einziges Opfer für Das war, was ich für meinen Lebensberuf hielt; ich habe allen Freuden des Lebens den Rücken gekehrt und bin von diesem Einen aufgebraucht worden: meine Kunst zur Vollkommenheit zu üben; ich ward umjubelt und berühmt; welches Glück ist nun aber darin? Vielleicht war das Ganze ein unglücklicher Irrthum. Die Wirklichkeit ist gewiß mehr werth als alle Bilder, wie herrlich sie auch sein können. War das Ganze das Opfer werth?

Alle Leser Ibsens stehen mit ihm in einem heimlichen Bund; denn unter uns ist Keiner, den er nicht einmal oder öfter im Leben sozusagen auf frischer That ertappt, den er nicht gezwungen hat, sich selbst ins Auge zu sehen und zu erröthen. Dieses im Herzen, das rein persönliche Erleben, über das wir vor Anderen nicht sprechen mögen, sollen wir Ibsens gedenken, der in all seiner Dichtung sich Mann zu Mann und unter vier Augen an uns gewandt hat.

Christiania. Professor Gerhart Gran.

Verbrannte Schiffe.

Er wandte die Steven
Seiner Schiffe gen Süd,
Nach freundlichern Häfen,
Der Nordgötter müd.

Des Schneelands Signale
Versanken im Meer;
Im Südsonnenstrahle
Schwieg sein Begehr.

Er verbrannte seine Schiffe; —
Da spannte sich blau
Zum nordischen Riffe
Einer Rauchbrücke Bau.

Nach den Hütten Verschneiter
Aus der Südhaine Pracht
Reitet ein Reiter
Nacht nun um Nacht.

Henrik Ibsen

Der Herr Vertheidiger.

In der „Fledermaus“ erklärt der bedauernswerthe Herr von Eisenstein, der, als Advokat vermummt, die Bekenntnisse seiner Frau mitanhören muß, wenn er im Zorn aus der Rolle gefallen ist, jedesmal mit krampfhafter Selbstüberwindung:

„Verzeihn Sie, wenn ich hitzig bin,
Der Gegenstand riß so mich hin;
Ich soll ja nicht beleidigen,
Ich soll ja blos vertheidigen!“

Er scheint zwischen Beleidigen und Vertheidigen also einen grundsätzlichen Unterschied anzunehmen. Damit zeigt er sich nun freilich als einen rechten Neuling in der Anwaltspraxis, zum Mindesten in der des modernen Berufsvertheidigers. Ein solcher Demosthenes läßt es zwar nicht gerade zu eigentlichen Beleidigungen kommen (er weiß sich eben auf feinere und unbedenklichere Art „mausig“ zu machen als so eine arme Fledermaus), aber im Uebrigen ist seine Parole: „Die beste Parade ist der Hieb“ und seine erste Aufgabe, den Angeklagten regelrecht „herauszuhauen“, auch wenn er sich selbst dabei gelegentlich etwas verhauen sollte. Denn es genügt heutzutage nicht mehr, den Beschuldigten leiblich weiß zu brennen oder gar seine Schuld nur zweifelhaft zu machen. Das wäre ein kümmerlicher Pyrrhussieg für den berühmten Berufsvertheidiger. Nein: die Geschworenen müssen sich beständig entrüstet fragen, wie es möglich war, einen solchen Mann überhaupt unter Anklage zu stellen, und am Schluß der Verhandlung muß Jeder, der ihn zu belasten, anzuklagen oder für verdächtig zu erklären gewagt hat, als ein vollendeter Schurke oder Esel dastehen. Auch damit ists noch nicht genug. Es muß so weit kommen, daß der Angeklagte selbst, wenn er in der Glorie des Märtyrers den Gerichtssaal verläßt, sich beinahe für unschuldig hält. Daß ein solches erhabenes Ziel auch vom gewandtesten Vertheidiger nur durch energisches aggressives Vorgehen erreicht werden kann, liegt auf der Hand. Deshalb steht er denn auch von Anfang an in Kampfespositur. Nicht nur sein Plaidoyer, sondern jede Frage oder Zwischenbemerkung, jeder Antrag, jeder Protest gegen eine Anordnung des Vorsitzenden oder des Gerichtes (und er protestirt unaufhörlich), wird zu einem schmetternden „J'accuse!“ gegen die Belastungzeugen, die Anklagebehörde, die Richter, das geltende Strafverfahren, die gesellschaftlichen Zustände, die öffentliche Moral und noch Anderes mehr, was seinem Klienten ungünstig sein könnte; kurz, der eigentliche Ankläger ist er; ist eigentlich auch der Richter, denn er spricht den Anderen das Urtheil. Mag im Uebrigen der Prozeß ausgehen, wie er will: er sorgt schon dafür, daß Keiner ohne empfindliche Schlappe, an der er noch lange zu tragen hat, daraus hervorgeht.

Mit begreiflicher Unruhe sieht man daher, sobald sich ein sensationeller Prozeß anspinnt, der Anmeldung des auswärtigen Universalvertheidigers entgegen und hofft vielleicht im Stillen noch, diesmal ohne ihn davonzukommen. Aber er riecht, wie Mörikes Feuerreiter, die brenzligen Sachen schon von fern; und müßte er auch „über hundert Meilen zum Schwurgerichtssaal eilen“: ehe man sichs versieht, ist er da und suchet, wen er verschlinge. Als erste Opfer fallen in der Regel die Belastungzeugen. Durch ein Kreuzfeuer von Fragen werden sie verwirrt und in

Widersprüche verwickelt, die intimsten Vorgänge ihres Privatlebens werden unvermuthet in den Gerichtssaal geworfen und von gierigen Reportern alsbald aufgeschnappt und die Gespenster der Meineidsanzeige, des bösen Leumundes, der Lächerlichkeit und zahlloser Mißhelligkeiten werden vor ihnen heraufbeschworen. Ach, wie beneiden sie, während sie dem Vertheidiger ins dräuende Auge sehen müssen, den Mann hinter ihm auf der Anklagebank, dem der Gefürchtete, während er sie herunterreißt, beständig das glänzendste Zeugniß ausstellt! Wie gern möchten sie mit ihm tauschen! Aber Das geht nun leider nicht ohne Weiteres; und so bleibt ihnen nichts übrig, als möglichst unbestimmt und ausweichend zu antworten und Alles, was sich noch fassen läßt, wieder zurückzunehmen, um den Gegner nicht noch mehr zu erzürnen. Endlich sind sie abgethan und kauern sich unter den mißbilligenden Blicken der Geschworenen und des Publikums auf den Zeugenbänken zusammen. Die zeigen so bald Keinen wieder an, und wenn Einer ihnen das Haus über dem Kopf anzündet, sagen sie, der Blitz habe eingeschlagen.

Sind die Zeugen glücklich zur Strecke gebracht, so beginnt erst der schwierigere Theil der Aufgabe, nämlich die Reibungen mit der Staatsanwaltschaft und dem Gericht. Den Geschworenen muß durch sie das Gefühl beigebracht werden, daß diese Behörden in unbilliger Weise gegen den Angeklagten voreingenommen sind, und sie müssen nach und nach so davon überzeugt werden, daß sie schließlich auf die Rede des Anklägers überhaupt nichts mehr geben und selbst die Rechtsbelehrung des Vorsitzenden mit Mißtrauen aufnehmen. Das wird nun am Besten durch gelegentlich eingestreute Kritiken und unablässige Beantragung möglichst unausführbarer Entlastungbeweise mit entrüstetem Protest gegen deren (natürlich vorausgesehene) Ablehnung erreicht. Auch empfiehlt es sich, den Vorsitzenden durch diese und ähnliche Akte nervös zu machen, bis er endlich einmal seine ruhige Objektivität verliert und eine Angriffsstelle bietet. Hierbei sind die Grenzen der eigentlichen „Ungebühr“ besser nicht zu überschreiten, doch kann bis hart an sie herangegangen werden. Den Staatsanwalt aus seiner Reserve herauszulocken, ist bei der impulsiven Natur dieser Beamten meist gar nicht so schwer und sehr dankbar.

Aber der eigentliche Sündenbock, den man sogar in absentia mit vorzüglichem Erfolge überall vorschieben, ja, sozusagen zugleich als Sturmbock benutzen kann, ist doch erst neuerdings entdeckt: der Untersuchungrichter. Den muß es ja zum Glück in jeder Schwurgerichtssache geben, und was er thut, muß er aktenkundig machen; man kann ihm also auf Schritt und Tritt „nachgrasen“. Nun gehört ja ein Inquirent begrifflich wohl nicht zu den Leuten, denen man von vorn herein freudige Sympathie entgegenbringt; er kann auch in dem Wirrwarr der ersten Ermittelungen und bei deren erforderlicher Schleunigkeit leicht einmal fehlgreifen, hier zu scharf und dort zu lax auftreten oder sich in eine vorgefaßte Meinung verrennen. Daß all Dies für die Hauptverhandlung meist ganz gleichgiltig ist, da in dieser nur gilt, was in ihr selbst ermittelt wird, und der Zweck der Voruntersuchung mit der Feststellung des hinreichenden Verdachtes für die Eröffnung des Hauptverfahrens erschöpft ist, wissen die Geschworenen nicht; und wenn man es ihnen sagt, glauben sie es nicht. Deshalb sagt es ihnen der Herr Vertheidiger auch gar nicht erst, sondern führt ihnen nur die angeblichen Verfehlungen des Untersuchungrichters auf Schritt und Tritt vor Augen oder er läßts durch das Opfer, den Angeklagten selbst, thun und unterstreicht nur dessen Bemerkungen recht

dick. Der Angeklagte muß überhaupt so gut eingedrillt sein, daß alle seine Antworten nach Instruktion erfolgen und daß der Vorsitzende, mag er ihn fragen, wie er will, aus ihm nur immer wieder die Stimme des Vertheidigers heraushört, etwa wie aus dem Besessenen in Israel die Stimmen der zehntausend Teufel, bevor sie in die Säue fuhren. Auf diese Weise kann sich dann etwa folgende Verhandlung gestalten:

Vorsitzender: Angeklagter, Sie sollen zahlreiche Betrügereien verübt, Wechsel gefälscht und Meineide geleistet haben.

Angeklagter (höhnisch auflachend): Nach der Meinung des Untersuchungrichters, ja!

Vorsitzender: Sie haben ihm aber doch die meisten dieser Strafthaten unumwunden zugestanden.

Angeklagter: Weil er mir die Geständnisse erpreßt hat! (Bewegung unter den Geschworenen.)

Vertheidiger: Mein Herr Mandant behält sich, wenn er freigesprochen ist, Strafanzeige wegen Erpressung vor.

Staatsanwalt: Wenn, wenn . . .

Vertheidiger: Ja, „wenn“! Man wird Sie dazu nicht um Ihre Erlaubniß fragen, Herr Staatsanwalt!

Angeklagter (zu den Geschworenen): Wissen Sie, meine Herren, wie Geständnisse erpreßt werden? Man hat mich meiner Freiheit beraubt (Unruhe), man hat jedes Wort, das ich aussagte, protokolirt (Murren), ja, man hat meine Briefschaften durchstöbert und Alles, was ich im Gefängniß schrieb oder an Briefschaften empfing, von Anfang bis zu Ende durchgelesen! (Wachsende Unruhe.)

Vertheidiger (feierlich): Das Briefgeheimniß ist allen Völkern heilig meine Herren Geschworenen!

Vorsitzender: Das Alles entspricht lediglich den gesetzlichen Vorschriften Angeklagter.

Vertheidiger (düster): Auch die Folter war einst Gesetz. (Ein Geschworener bricht in Thränen aus.)

Angeklagter: Man hat sich nicht gescheut, Dinge, die man durch solche Manöver erfahren hatte, gegen mich zu verwerthen! (Pfui-Rufe im Zuschauerraum) Man hat mich und Andere, selbst Leute, die mir nicht wohlwollten, indiskret nach meinem Vorleben gefragt und meinen Ruf dadurch auf immer zu Grunde gerichtet! Und nun schleppt man mich hierher und will mir gar eine entehrende Strafe auferlegen!

Vertheidiger: Ich frage Sie, meine Herren: Sind wir denn hier in Rußland? (Anhaltendes Zischen.)

Vorsitzender: Aber Angeklagter, das ganze erdrückende Beweismaterial gegen Sie . . . .

Angeklagter: Ist eine Erfindung des Untersuchungrichters! Dieser Mensch . . . .

Vorsitzender: Sie dürfen den Herrn Untersuchungrichter hier nicht als „Menschen“ bezeichnen.

Angeklagter: Nein, den Namen verdient er allerdings nicht. (Zustimmende Heiterkeit.)

Vertheidiger: Ich behalte mir meine Privatabrechnung mit dem Herrn Untersuchungrichter vor. Ich werde ...

Vorsitzender: Ja, mir scheint aber, daß es sich hier nicht um den Untersuchungrichter, sondern um die Thäterschaft des Angeklagten handelt.

Angeklagter: Erlauben Sie: Das läßt sich gar nicht trennen, denn meine Strafthaten existiren nur in den Protokolen des Untersuchungrichters. (Rufe: „Sehr wahr!“ „Stimmt!“ „Aha!“)

Vertheidiger: Mein Herr Klient hat ganz Recht; und ich überlasse es Ihrem Urtheil, meine Herren Geschworenen, wer hier von Rechtes wegen auf der Anklagebank sitzen müßte. (Allgemeine Zustimmung.)

Vorsitzender (auffahrend): Herr Rechtsanwalt, diese Bemerkung ...

Ein Geschworener: Ich bitte um Rechtsbelehrung, Herr Präsident, ob wir mit der Verneinung der Schuldfragen zugleich die Absetzung des Untersuchungrichters beschließen können?

Vorsitzender (in Verzweiflung): Meinetwegen!

Das wäre dann doch einmal eine glatte Abwickelung der Sache. Ja, die deutsche Rechtspflege kann sich glücklich schätzen, daß wir endlich auch nach französischem Muster den großen Universal- und Reise-Vertheidiger bekommen haben. Denn von dort stammt er; sein Ideal ist jener Maître Labori, der einmal zur Genugthuung aller Braven dem Dulder Dreyfus seine Dienste weiht, dann aber auch mit gleicher Verve für die Unschuld der „Großen Therese“ eintritt. Freilich sind wir in Deutschland doch im Ganzen noch recht rückständig. Wir haben noch recht viele Vertheidiger alten Schlages, die sich berufen glauben, im Verein mit den Gerichts- und Anklagebehörden die Wahrheit ans Licht zu bringen, statt diese Behörden möglichst lahm zu legen und ihnen ihr schweres Amt noch mehr zu erschweren. Sie halten sich für einen wichtigen Faktor der Strafjustiz, ja, sie streiten sogar darüber, ob ein Anwalt, der von der Schuld des Angeklagten mehr oder weniger überzeugt ist, noch auf Freisprechung plaidiren dürfe. Für solche Kindereien hat der moderne Berufsvertheidiger natürlich nur ein mitleidiges Achselzucken. Als ob Unschuld und Freisprechung überhaupt Etwas mit einander zu thun hätten! Und als ob Alles, was ohne ihn ermittelt ist, überhaupt irgend welchen Ueberzeugungwerth hätte! Was sich so „bisheriges Verfahren“ nennt, ist eben nur ein „Verfahren“ der gesammte Sache und wird erst wieder eingerenkt, wenn er in Aktion tritt und das ganze Konglomerat von Fehlern aufdeckt. Wie schade, daß man ihn nicht gleich selber zum Richter oder Staatsanwalt machen kann! Aber dazu ist leider keine Aussicht: denn er steht sich besser so. Darum wird man ihn auch weiterhin als tragisches Verhängniß für die Schwurgerichtsanklagen in die Sitzungsäle treten und Furcht und Mitleid erwecken sehen, Furcht vor sich, Mitleid für den Angeklagten; ob aber für irgend Jemanden eine Läuterung daraus entstehen wird?

Die Leute, denen all Dies zu scharf und bitter erscheinen sollte, kann ich wieder nur auf die Worte des Herrn von Eisenstein verweisen: „Verzeihn Sie, wenn ich hitzig bin; der Gegenstand riß so mich hin!“ Denn hier steht mehr für unsere Strafrechtspflege auf dem Spiel als einige bedenkliche Schwurgerichtsurtheile; und diese Vertheidigung ist der Rechtsordnung fast gefährlicher als das Verbrechen.

Otto Reinhold.

Selbstanzeigen.

Thomas Carlyle: Goethe. Carlyles Goetheportrait, nachgezeichnet von Samuel Saenger. Oesterheld & Co., Berlin 1907.

Es ist fast unbegreiflich, daß bisher nicht versucht wurde, die tiefste Analyse von Goethes Art und Kunst, die die Beschäftigung mit dem Phänomen Goethe bis auf den heutigen Tag gezeitigt hat, dem deutschen Publikum in angemessener Form zugänglich zu machen. Goethe war das größte Erlebniß in Carlyles Leben; vom ersten Tag seiner Bekanntschaft mit dem deutschen Olympier datirt der Schotte seine Wiedergeburt; in Goethes Werken entdeckte er die weihevolle Liturgie zu einer Religion der Zukunft. Und in immer neuen Aufsätzen suchte er mit dieser Religion sich auch ihren Propheten klar zu machen. Viele Literaturhistoriker und Goethebiographen haben aus dieser Quelle geschöpft; aber was sie zu Stande brachten, gleicht so wenig dem Original, wie sie selbst, trotz ihren vielfachen Vorzügen, dem genialen Schotten gleichen. Darum war es der Mühe werth, aus Carlyles zahlreichen Aufsätzen und Charakteristiken und aus seinem Briefwechsel mit Goethe das Unvergängliche, von der Schlacke ihrer Zeitlichkeit befreit, zusammenzustellen und vor dem Leser das Portrait Goethes aufzurichten, wie er es, einheitlich in seiner Auffassung, vom ersten Tage seiner Vertiefung in Goethe im Verlauf seiner epochemachenden Beziehungen zum Dichter gezeichnet hat. Das Buch versucht also, Carlyles Goethe-Portrait, dem Geist des Originals getreu, nachzuzeichnen. Der Leser findet in der Einleitung („Wie Carlyle zu Goethe kam") Aufklärung über den Standpunkt, nach dem der Versuch unternommen wurde. Seine Billigung oder Mißbilligung dieses Standpunktes wird davon abhängen, ob er sich eher berufen fühlt, die Rechte der gelehrten Forschung oder die des Lebens zu vertreten. Seit lange mit Carlyles Gedanken vertraut, glaubte ich mich berechtigt, alle Striche an diesem Portrait rücksichtlos wegzulöschen, die uns Nachgeborenen den Charakter des Portraitirten nicht deutlicher machen, also künstlerisch mindestens überflüssig sind. Wenn der Leser meinen Standpunkt billigt, den Standpunkt des Lebens- und Kulturbedürfnisses, wird er mein Verfahren, wenigstens grundsätzlich, billigen. Er wird jedenfalls gutheißen, daß unternommen wurde, das Gold carlylischer Gedanken über Goethe von ihren Schlacken zu befreien, weil er fühlt, daß jede Goethebiographie, auch die beste, einen solchen Zusatz verträgt. Einmal auf dem Wege der grundsätzlichen Zustimmung, wird er vielleicht auch Einzelheiten des Verfahrens billigen: kleine, stillschweigend vorgenommene Verbesserungen; Auslassungen ganzer Absätze, Sätze, Satztheile; kleine (ganz kleine) Zusätze, die glatte Uebergänge herbeiführen und das Gefühl der Einheitlichkeit steigern sollen; erläuternde Einschiebungen eines charakteristischen Satzes aus einem sonst nicht verwertheten Aufsatz, um den Grundgedanken Carlyles deutlicher zu machen. Wichtiger ist die Uebersetzung. Wenn man von ihr wird sagen können, daß es keine ist, werde ich mich beglückt fühlen. Die beiden letzten Abschnitte des Buches behandeln Carly'es literarisch-ästhetische Kritik und die englische Goethekritik nach Goethe und dienen dazu, es kritisch und historisch abzurunden. Sie werden gewiß manchem Leser, vielleicht auch diesem oder jenem Gelehrten, willkommen sein. Aber es sind Beigaben; er kann sie bequem überschlagen und sich an die Hauptsache halten, bis des Weisen von Chelsea Geist in ihm lebt. Denn was er von Goe-

thes „Helena“ sagt, gilt auch von seinen Goethe-Analysen: in ihrem klassischen Ernst und ihrer gothischen Pracht sind sie mystische Visionen von herrlicher Leuchtkraft.

Samuel Saenger.

✱

Bülows Bluff. Leipzig, Friedrich Rothbart.

Die Schrift giebt eine Kritik der neusten Bülow-Evolution, skizzirt den Nachweis, daß äußere und innere Lage die Auflösung des Reichstages als inopportun erscheinen lassen, und charakterisirt den Coup des Kanzlers als den Versuch, durch Anwendung des divide et impera der Konsolidirung eines antiabsolutistischen Volks- und Parlamentswillens vorzubeugen. Eduard Goldbeck.

✱

Hillgers Wegweiser für die Reichstagswahl 1907. Hermann Hillger, Berlin.

Mein kleines Buch soll unparteiische Aufklärung und Erziehung zu politischem Denken vermitteln; von der Thätigkeit des Reichstages, seiner Zusammensetzung, von den Parteien und ihrer Geschichte, der Bedeutung und dem Inhalt des Wahlrechtes will es ein Bild geben. Dem Leser meines Wegweisers soll die Möglichkeit geboten werden, Alles selbst zu prüfen und sich unabhängig von jeder Beeinflussung zu machen. Er soll sich seine politische Ueberzeugung selbst erarbeiten, damit er innerlich gefestigter dasteht, als es leider heutzutage noch vielfach in dem an politischen Charakteren so armen Deutschland der Fall ist. Zum ersten Mal wird man auch die Wahlaufrufe aller, selbst der kleinsten Parteien vereint finden; das von den großen Verbänden offiziell und von der Regirung offiziös Mitgetheilte ist hinzugefügt. Ein Wahlkampf ist bei allem Unschönen, das er mit sich bringt, doch dadurch, daß er die Geister aufrüttelt, ein wichtiger Faktor in dem großen Erziehungprozeß des deutschen Volkes. Dies Büchlein soll indirekt daran mitwirken, daß der Deutsche geistig und leiblich, moralisch und materiell immer tüchtiger werde; deshalb hoffe ich, daß es auch nach der Haupt- und Stichwahl nützlich und lesenswerth bleibt.

Hermann Hillger.

✱

Maria von Mouchanoff-Kalergis in Briefen an ihre Tochter. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 Mark.

„Glauben Sie an die päpstliche Unfehlbarkeit?“ fragte die Fürstin Bismarck einst Maria von Mouchanoff. Sie empfing die Antwort: „Ich glaube an drei Unfehlbarkeiten: in der Kirche an den Papst, in der Politik an Bismarck, in der Kunst an Wagner.“ Dies Glaubensbekenntniß illustriren die Briefe der genialen Frau an ihre Tochter Gräfin Coudenhove. Frau von Mouchanoff, in erster Ehe Frau von Kalergis, hat, als ungewöhnlich schöne und geistreiche Frau, eine vielbeneidete Rolle in der großen Welt gespielt. Sie war halb Deutsche, halb Polin, eines deutschen Vaters und einer polnischen Mutter Kind, in Rußland im Hause ihres Onkels, des Reichskanzlers Nesselrode, erzogen, einem Griechen zu ungleichartiger, bald getrennter Ehe vermählt, dann mit einem Russen verheirathet. In ihrer Jugend lebte sie am Liebsten in Paris; später zog sie Deutschland vor, dem ihr Herz sich als ihrem geistigen Vaterland immer mehr zuneigte. Kaiser und Königinnen, an ihrer Spitze der dritte Napoleon, Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin, nannten sich ihre Freunde; Kaiserin Augusta machte sie zur Vertrauten auch bei ihrer Opposition

gegen Bismarck. Staatsmänner und gekrönte Häupter schätzten in Maria Mouchanoff einen scharfen politischen Verstand aus Nesselrodes Schule. Dichter und Maler wie Heine, Théophile Gautier, Kaulbach, Lenbach priesen und verewigten ihre majestätische Schönheit. Musiker von der Bedeutung Chopins, ihres Lehrers, Liszts, Wagners, Bülows, Tausigs bewunderten ihre pianistische Meisterschaft, ihr feines Musikgefühl. So auf der Höhe der Gesellschaft stehend, gab Maria Mouchanoff von den höfischen, den politischen, den musikalischen Ereignissen, die sie in den fünfziger bis zu den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit durchlebte, getreue Kunde. Aus den oft Selbstbekenntnissen gleichenden Briefen dieser Kosmopolitin gestaltet sich das Bild eines Lebens und einer Zeit. La Mara.

System der politischen Oekonomie. Erster Theil: Allgemeine Volkswirthschaftlehre. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Im Jahr 1879 lernte ich bei dem Versuch, mich als Landwirth zu verselbständigen, daß und wie die meisten Bauern in dem Moment der Besitzerwerbung sich ruiniren. Sie unterzeichneten mit ihrer Besitzerwerbsurkunde auch schon die Urkunde ihrer Subhastation, weil sie ihren Grundbesitz, unter Erschöpfung all ihrer Kreditreserven, sich viel zu theuer aneigneten. Kamen nach den fetten dann die mageren Jahre, so waren diese zu schwachen Existenzen verloren. Als jedoch die Periode ungünstiger Getreidepreise sich auf unabsehbare Dauer einzurichten schien, trat neben das Problem des landwirthschaftlichen Grunderwerbes als zweites das der Preisbildung landwirthschaftlicher Produkte. Dessen Lösung erforderte genauere Kenntniß der wichtigsten Getreide produzirenden Länder; nur diese Kenntniß konnte eine Vorstellung von Dem geben, was wir „internationale landwirthschaftliche Konkurrenz" nennen. Dieser Auffassung gegenüber konnten die landwirthschaftlichen Zölle nicht als Heilmittel, sondern nur als momentaner Nothbehelf gelten. Im Herbst 1887 wurde ich dem Reichskanzler Fürsten Bismarck empfohlen als Einer, der in der Agrarpolitik vielfach eigene Ansichten habe. Bismarcks Antwort soll gelautet haben: „Der Kerl gefällt mir. Ich halte auch nicht viel von meinen Zöllen, habe aber bisher noch Keinen gefunden, der etwas Besseres vorzuschlagen hatte." Bald darauf waren die Vorbereitungen zu einer mehrjährigen großen Studienreise getroffen; ich bekam Empfehlungbriefe vom Reichskanzler mit. Die Rückkehr fiel in den Beginn der Aera Caprivi. Die Verarbeitung der gesammelten Materialien ergab Resultate, die sich mit der herrschenden Nationalökonomie nicht vertrugen. Die Agrarfrage konnte an dem Organismus des Volkskörpers nur auf Grund einer neuen Gesammtauffassung der Volkswirthschaft beantwortet werden. Fürst Bismarck hatte Vorschläge verlangt, deren Ausführung dem Bauernstand helfen könnne; mein Reisebericht hatte schließlich die Form eines neuen Systemes angenommen. Und da die feinsten theoretischen Unterscheidungen durch den heutigen Wirrwarr von politischen Meinungen und Interessenforderungen nicht mehr hindurchhelfen, blieb nur übrig, aus dem Werden und Vergehen der wichtigsten Völker die heute uns noch fehlenden Grundsätze der politischen Oekonomie abzuleiten, eine „Lehre vom gesunden und vom kranken Volkskörper" zu suchen. So sind die ersten beiden Bände meines „Systemes der politischen Oekonomie" entstanden.

Professor Dr. Gustav Ruhland.

Krebserreger.*)

An Versuchen, die Erreger der bösartigen Geschwülste zu finden, hat es nicht gefehlt. Die Forscher haben sich meist bemüht, in den Tumorgeweben intra- oder extracellulär gelegene Gebilde nachzuweisen, die eine mehr oder weniger weitgehende Aehnlichkeit mit bekannten Mikroorganismen aufwiesen. Auf eine genauere Aufzählung der einzelnen Befunde dürfen wir hier wohl um so mehr verzichten, als es in keinem Fall gelungen ist, den parasitären Charakter dieser Gebilde sicherzustellen. Die Möglichkeit, daß es sich um bloße Zelleinschlüsse und Degenerationprodukte in den Tumorgeweben handle, konnte nie ausgeschlossen werden. Uebrigens spricht gegen die ätiologische Bedeutung dieser oft überaus merkwürdig geformten Elemente ihr inkonstantes Vorkommen. Gerade in ganz kleinen Karzinomen finden wir solche Einschlüsse nicht. Sie treten im Allgemeinen um so häufiger auf, je denegerirter die Tumorzellen sind.

Methodisch vollkommener sind jene Experimente, bei denen man Mikroorganismen aus Tumoren in Reinkulturen gewonnen hat und durch deren Injektion maligne Geschwülste zu erzeugen trachtete. Schon Scheuerlen züchtete aus verschiedenen Karzinomen einen sporenbildenden Bazillus, der sich später als harmlosen Saprophyt der Haut erwies, und stützte seine vielfach getheilte Meinung, daß es sich hier um den Krebserreger handle, durch Thierversuche, bei denen er weiche, geschwulstartige Wucherungen erzeugte. Die karzinomatöse Natur der Geschwülste wurde freilich weder histologisch noch klinisch nachgewiesen. Seitdem wurden wiederholt Bakterien und Kokken in Geschwülsten gefunden, so auch die gewöhnlichen Entzündung erregenden Formen, die natürlich von vorn herein nicht als spezifische Parasiten angesehen wurden. Kubasow glaubte dagegen, in einem Magenkarzinom einen besonderen Bazillus entdeckt zu haben, da er mit diesem bei Meerschweinchen Knoten auf dem Peritoneum und Pericard erzeugen konnte. Auch hier ist die maligne Natur der Impfprodukte nicht festgestellt.

In neuerer Zeit hat Doyen durch die Mittheilung Aufsehen erregt, daß man fast regelmäßig aus malignen Geschwülsten einen Kokkus isoliren könne, den er als Micrococcus neoformans bezeichnete. Er will durch ihn auch echte bösartige Wucherungen erzeugt haben. Eine offizielle Kommission, die seine Behauptungen prüfte, konnte sich aber nicht davon überzeugen, daß die experimentell erzeugten Tumoren echte Neubildungen darstellen. Immerhin sind einige Ergebnisse, über die sein Schüler Gobert berichtete, bemerkenswerth. Auffallend sind vor Allem sehr ausgedehnte Chondrome der Lunge, die wiederholt bei Ratten nach der intraperitonealen Injektion des Kokkus Doyens beobachtet wurden.

---

*) Die Herren Professor von Dungern und Dr. Werner geben (in der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig) ein Werk über „Das Wesen der bösartigen Geschwülste" heraus, das mir (freilich nur einem Laien) recht instruktiv scheint. Ich bin gebeten worden, ein Stück daraus zu veröffentlichen, bevor das Buch in den Handel kommt, und habe ein paar Fragmentchen aus dem Abschnitt gewählt, der objektiv den Stand heutiger Kenntniß von den Ursachen des Karzinoms darstellt. Etwas schwere Kost; doch der Krebs ist leider ein so verbreitetes Uebel geworden, daß es an Interesse für diesen Gegenstand nicht fehlen wird. Und das Buch ist nicht nur für Aerzte, sondern auch für Laien bestimmt.

Sanfelice erhielt nach der Injektion von Hefepilzen, die zum Theil auch aus Geschwülsten kultivirt worden waren, bei Thiern geschwulstartige Bildungen, die er für maligne Tumoren hielt, die aber von Anderen als entzündliche Wucherungen, die sich um die massenhaft vermehrten Pilze gebildet hatten, erkannt wurden. Einwandsfreie Tumoren hat in der neusten Zeit Otto Schmidt als Produkte seiner Impfversuche gezeigt. Er züchtete aus menschlichen Karzinomen Mucor racemosus, den er lange Zeit auf geeigneten Nährböden weiter kultivirte. Nach der Injektion dieses Mukors erhielt er bei weißen Mäusen und Ratten in mehreren Fällen an der Injektionstelle nach einigen Monaten verschiedenartige echte Neubildungen von ausgesprochen malignem Charakter, die auch von hervorragenden Pathologischen Anatomen als solche anerkannt wurden und auffallend gut zu transplantiren waren. Bemerkenswerth ist, daß auch bei männlichen Mäusen, bei denen spontane Tumoren außerordentlich selten sind, positive Resultate erzielt wurden. Baisch hat in der heidelberger Chirurgischen Klinik die Versuche Schmidts nachgeprüft und bekam unter siebenzig Inokulationen einmal einen echten malignen Tumor. Da in Schmidts Versuchen eine Transplantation von malignen Zellen ausgeschlossen war, so darf wohl als sichergestellt gelten, daß es möglich ist, durch Injektion von kulturell gewonnenen Mikroorganismen bösartige Neubildungen zu erzeugen. Da in den bösartigen Geschwülsten vielfach kein Mukor nachzuweisen ist, hält Schmidt den Mukor nicht für den eigentlichen Erreger der malignen Tumoren; er betrachtet ihn nur als den Träger des eigentlichen Parasiten. Jene Gebilde, die er für Parasiten erklärt, können freilich nicht als solche anerkannt werden. Es handelt sich, wie auch Schuberg äußerte, um Fettkügelchen.

Zu Gunsten der Annahme eines infektiösen Agens lassen sich auch einige Versuche anführen, bei denen menschliches Geschwulstmaterial in Thiere eingeführt worden ist. Die Möglichkeit, daß die Tumorzellen in einem Individuum einer ganz anderen Thierart dauernd wachsen können, liegt ja nach Allem, was wir wissen, nicht vor. Wenn also in diesem Fall eine Geschwulst entsteht, so kann es sich nicht um eine einfache Transplantation der Tumorzellen handeln, wie sie bei der Uebertragung auf Thiere gleicher Art so häufig gelungen ist. Im Allgemeinen geben die Injektionen von menschlichen Geschwulsttheilen keine Veranlassung zur Entstehung echter Geschwülste. Zwar wurden von vielen Beobachtern geschwulstartige Wucherungen erzielt; diese erwiesen sich jedoch bei genauerer Betrachtung als Granulationgeschwülste des Bindegewebes, wie sie durch alle möglichen Fremdkörper hervorgerufen werden. Eine besondere Form solcher Granulome erhielt neuerdings Lewin nach der Injektion eines Stückchens eines menschlichen Ovarialkarzinomes in die Bauchhöhle eines Hundes. Die entzündlichen Wucherungen, die bei diesem Hund nach drei Wochen entstanden waren, gaben nach der Uebertragung in die Bauchhöhle eines anderen Hundes zu neuen, gleichartigen Geschwülsten Veranlassung. Die Ueberpflanzung glückte mit dem selben Resultate noch in weiteren vier Generationen. Mikroorganismen konnten in dem wuchernden Gewebe nicht nachgewiesen werden. Ob hier eine infektiöse Erkrankung oder die Entstehung einer echten Geschwulst vorliegt, ist noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden, da nicht festgestellt wurde, ob die wuchernden Zellen jedesmal von dem neuen Wirth geliefert wurden oder von dem Ausgangstumor abstammten.

In einzelnen Fällen kamen nach der Inokulation menschlichen Geschwulst-

gewebes bei Thieren sichere maligne Tumoren zur Beobachtung. So fand Dagonet bei einer weißen Ratte im Netz, in der Leber und der Milz karzinomatöse Knoten, fünfzehn Monate nachdem er Stückchen eines menschlichen Hornkrebses des Penis in die Bauchhöhle gebracht hatte. Die histologische Diagnose, die von namhaften Pathologen bestätigt wurde, ergab Plattenepithelkrebs ohne Verhornung. Auch Werner sah bei einem alten Hunde, dem er ein menschliches Oberkieferkarzinom intrafaszial implantirt hatte, echte maligne epitheliale Neubildungen, die zu ausgedehnten Metastasen im ganzen Peritoneum führten. Da an einer der vier gewählten Implantationstellen ein Tumor der betreffenden Art vorhanden war und ein sonstiger Ausgangspunkt nicht gefunden werden konnte, so liegt es nah, anzunehmen, daß hier thatsächlich durch die Inokulation ein echter maligner Tumor entstanden ist. Eine vollkommen sichere Beweiskraft kommt so vereinzelten Befunden jedoch deshalb nicht zu, weil es geradezu unmöglich ist, ein zufälliges Zusammentreffen mit einem unabhängig davon im Versuchsthier entstandenen Tumor auszuschließen. Immerhin sind die Befunde doch bemerkenswerth. Die Möglichkeit, daß ein parasitäres Lebewesen die Ursache der Wucherungen sei, besteht auch dann noch, wenn die im Versuchsthier entstandenen Geschwülste, wie in den genannten Fällen, nicht mit denen des Ausgangstumors qualitativ genau übereinstimmten. Es wäre aber auch denkbar, daß schon der durch die Implantation des fremden Geschwulstmaterials entstandene Reiz die Tumorbildung auslöst.

Diese Vielseitigkeit der Erklärung gilt auch für die interessante Erscheinung, die Ehrlich, Apolant und Löb bei der fortgesetzten Transplantation von Mäusekarzinomen beobachteten. Sie fanden, daß nach der Transplantation von rein epithelialen Geschwülsten (echten Karzinomen) Spindelzellensarkome entstanden, wobei die epithelialen Elemente immer mehr schwanden und die bindegewebigen Formen immer mehr in den Vordergrund traten. Solche Beobachtungen deuten auch darauf hin, daß man keinegswegs immer bei dem Vorhandensein einer Mischgeschwulst, also einer mehrere Gewebsarten enthaltenden Neubildung, gleich an eine Entwickelungstörung, bei der Gewebe mehrerer Keimblätter betheiligt sind, als Ausgangspunkt der Wucherung zu denken hat. Die oft erwähnten Uebergänge zwischen malignen Tumoren und Embryonen verlieren dadurch an Beweiskraft, da aus der gemeinsamen Wucherung mehrerer Gewebsarten nicht mehr mit Sicherheit auf die komplizirte Zusammensetzung des Ausgangsmaterials geschlossen werden kann.

Für das Vorhandensein einer infektiösen Ursache des Karzinoms hat man auch vielfach das gehäufte Vorkommen von Erkrankungen bei Thieren an bestimmten Orten angeführt. Morau war der Erste, der auf diese interessante Erscheinung aufmerksam machte. Er brachte in einen Käfig, in dem sich nur gesunde Mäuse befanden, eine große Anzahl Wanzen, die aus einem Käfig mit karzinomkranken Mäusen entnommen waren, und beobachtete dann einige Monate später, daß fast alle Mäuse Karzinome bekamen. Die Uebertragung erfolgte so regelmäßig, daß er später die Wanzen direkt zur Inokulation benutzte. Borrel hat über mehrere Fälle von Krebsendemien bei Mäusen berichtet. Er erhielt von einer bestimmten Züchterei im Verlauf eines Monats drei Fälle des bekannten Mäusekarzinomes. Als er dann selbst die Züchterei besuchte, erfuhr er, daß in dem selben Käfig seit zwei Jahren nicht weniger als zwanzig Geschwülste aufgetreten waren. Während dieser Zeit waren in der Züchterei etwa zweihundert Mäuse geboren worden. Wenn

man bedenkt, daß diese Karzinome nur bei alten, zur Zucht verwendeten Weibchen auftreten und die meisten Jungen verkauft werden, so ergiebt sich ein ganz enormer Prozentsatz. Bei sieben Mäusen, die dieser Anstalt entnommen und im Institut Pasteur aufgezogen wurden, entstanden keine Karzinome; auch die Nachkommenschaft blieb vollkommen frei. Borrel erwähnt ferner, daß Girard bei einer Züchterei eine große Zahl von Mäusekrebsfällen beobachtet hat. Borrel selbst hat außerdem in einem Käfig während eines Jahres fünf bis sechs Fälle von Kankroid der Unterkiefergegend auftreten sehen, während später diese Geschwulstform nicht mehr von ihm beobachtet wurde. In den anderen Züchtereien in Paris, die so viele Hunderte von Mäusen verkaufen, trat dagegen nie ein einziges Karzinom auf. Haaland giebt auch an, daß vier Fälle von Karzinom während eines Jahres in einem Käfig vorkamen, der eine Krebsmaus und gesunde Mäuse enthielt, obgleich die gesunden aus einer Züchterei stammten, die als karzinomfrei galt. Eine direkte Uebertragung durch Verfütterung von Karzinomgewebe oder der Exkremente von Karzinommäusen gelang Borrel nicht. Eben so wenig wurde das Karzinom durch Bißverletzungen von Maus zu Maus übertragen. In neuster Zeit konnte er in einzelnen Primärtumoren Würmer nachweisen und glaubt, daß diese Würmer für die Entstehung der Geschwülste durch Uebertragung von spezifischen Erregern von Bedeutung sind. Es ist aber auch möglich, daß die Würmer selbst den Wucherungreiz darstellen.

Hanau hat bei Ratten ein gehäuftes Auftreten eines Hornkrebses wahrgenommen. Er giebt an, daß drei Ratten mit Kankroid der Haut der Sexualorgane oder deren Umgebung im züricher anatomischen Institut gefunden wurden. Alle Ratten dieses Institutes stammten von vier Thieren ab. Die genannten drei Fälle von Kankroid waren die einzigen Karzinomerkrankungen, die bei mehr als hundert Ratten im Verlauf von sechs Jahren gefunden wurden. Löb beobachtete dagegen ein eben so lokalisirtes Kankroid niemals, obgleich er viele Hunderte von Ratten untersuchte und auch vereinzelte andere Karzinomformen entdeckte. Es kann demnach kein Zufall sein, daß in dem züricher Institut gerade diese Art des Karzinomes so verhältnißmäßig häufig aufgetreten ist. Eine ähnliche Beobachtung hat man auch bei Rindern gemacht. Der gewöhnliche Sitz des Krebses ist bei diesen Thieren in Nordamerika der innere Augenwinkel. Löb und Jobson fanden nun eine Trift, auf der diese eigenartige Form des Karzinomes endemisch vorkam. Unter zweitausend Thieren kam jährlich ein Fall vor; manchmal warens auch zwei Fälle. Das ist fünfzigmal mehr, als der allgemeinen Statistik entspricht. Die umliegenden Züchtereien waren ganz frei.

... Oertliche Anhäufungen von bösartigen Tumoren treten in den Statistiken vielfach hervor. Das gilt sowohl für ganze Länder wie auch für einzelne Gemeinden, Straßen und Häuser. Viele Autoren, besonders Behla, Kolb und Sticker, haben auf solche Erscheinungen hingewiesen. Obgleich es keineswegs leicht ist, eine einwandfreie Statistik darüber aufzustellen, und obgleich große Fehlerquellen zu berücksichtigen sind, kann man doch nicht annehmen, daß die zum Theil sehr sorgsam durchgeführten Erhebungen durchwegs zu Irrthümern geführt haben sollten. Ueber die Ursachen der Anhäufungen läßt sich aber noch nichts Bestimmtes aussagen; drei Möglichkeiten wurden hervorgehoben: die direkte Ansteckung, der Einfluß der Bodenbeschaffenheit, endlich die Heredität. Für eine direkte Ansteckung wurde vor Allem der Cancer à deux angeführt. Man glaubte, daß Ehegatten oder andere

Personen, die, ohne blutsverwandt zu sein, in engem Kontakt wohnen, verhältnißmäßig häufig nach einander an Karzinomen erkranken. Weinberg und Gaspar haben Dem gegenüber darauf hingewiesen, daß bei der Häufigkeit des Krebses ein Vorkommen des Karzinoms bei mehreren Angehörigen des selben Haushaltes kein allzu seltenes Ereigniß zu sein braucht, ohne daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen den einzelnen Erkrankungen vorliegen muß. Nur wenn nachgewiesen würde, daß Leute, die mit Karzinomkranken in enger Berührung zusammengelebt haben, ohne mit ihnen blutsverwandt zu sein, häufiger erkranken, als dem Durchschnitt der betreffenden Lebensstufe entspricht, wäre ein kausaler Zusammenhang anzunehmen. Sie fanden nun bei ihren durchaus kritischen statistischen Untersuchungen über die bösartigen Neubildungen in Stuttgart fast keine nennenswerthe Differenz zwischen den gefundenen und den auf Grund der Wahrscheinlichkeitrechnung zu erwartenden Zahlen. Aber selbst wenn der Nachweis erbracht werden sollte, daß irgendwo die mit Karzinomkranken Zusammenlebenden häufiger erkranken als andere Leute, so wäre doch nicht ohne Weiteres eine direkte, durch den Karzinomkranken vermittelte Infektion anzunehmen. Erst müßte festgestellt werden, daß das endemische Vorkommen unabhängig von einer am Ort haftenden Schädlichkeit war.

Man glaubte auch, gewisse Beziehungen zu den Wasserverhältnissen zu bemerken. Die Schlußfolgerungen, die zu dieser Annahme führten, stehen jedoch auf äußerst schwankendem Boden. Meist werden die Ergebnisse der Forschungen auf ganz engen Gebieten in unberechtigter Weise verallgemeinert, wobei vergessen wird, daß an anderen Stellen ähnliche Bedingungen vorhanden sind, ohne daß der Krebs besonders häufig auftritt. Kolb hat ausgedehntere statistische Studien gemacht, die sich über einen sehr großen Länderkomplex erstrecken, und sie auch kritisch durchgeführt. Er stellte die Krebssterblichkeit für Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen, Sigmaringen, die Schweiz, Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Böhmen fest. Die Zahlen, aus denen sich die Statistik aufbaut, wurden nicht aus dem Verhältniß der Krebstodesfälle zu sämmtlichen Todesfällen entnommen, sondern, wie es allein richtig ist, aus dem Verhältniß der Krebstodesfälle zu den Lebenden. Auch die Altersverhältnisse der Bevölkerung wurden thunlichst berücksichtigt. Das wichtigste Ergebniß seiner Arbeit ist nun, daß die höchste Krebssterblichkeit in einer zusammenhängenden Länderstrecke gefunden wird, die im Norden von der Donau, der Rauhen Alb und dem Jura, im Süden von den Alpen begrenzt wird. Im Einzelnen sind jedoch große Unregelmäßigkeiten zu verzeichnen. Kolb erblickt die Ursache für die erhöhte Krebssterblichkeit in der Art des Bodens. Dabei soll nicht der geologische Bau des Bodens an sich wirken, sondern seine physikalische und chemische Beschaffenheit. In letzter Linie soll die Feuchtigkeit maßgebend sein, da sich besonders an moorigen und sumpfigen Stellen häufiger Erkrankungen finden. Irgendwelche Beziehungen zu bestimmten Rassen wurden nicht gefunden. So interessant und werthvoll solche Beiträge zur Kenntniß der Karzinomausbreitung sein mögen: irgend einen sicheren Schluß auf die Entstehung- oder Verbreitungweise des Krebses vermag man daraus nicht zu ziehen; dazu sind die Beobachtungen doch nicht eindeutig genug. Einen ausschlaggebenden Einfluß können die Wasserverhältnisse wohl nicht besitzen, denn sonst müßte man enorme Unterschiede in der Häufigkeit des Krebses finden, wenn man trockene und wasserreiche Länder mit einander vergleicht. Derartige Differenzen sind aber bisher noch nicht bekannt geworden.

Ueber die Erblichkeit wurden vielfach sehr merkwürdige Einzelbeobachtungen veröffentlicht. Es giebt Familien, in denen durch mehrere Generationen hindurch ein Theil der Mitglieder an malignen Tumoren stirbt, wobei mitunter auch der Sitz der Erkrankung übereinstimmend gefunden wird. In der allgemeinen Statistik tritt die besondere Anhäufung von malignen Tumoren in einzelnen Familien jedoch nicht sehr hervor, sobald man berücksichtigt, wie viele Erkrankungen schon nach dem durchschnittlichen Prozentsatz im Verhältniß zu der Zahl und dem Alter der Familienglieder zu erwarten gewesen wären. Weinberg und Gaspar stellten in Stuttgart fest, daß von den Eltern verheiratheter Karzinomkranken 6,6, von den Schwiegereltern 5,9 Prozent an bösartigen Tumoren gestorben waren. Der Unterschied war also nur gering.

Die Anhaltspunkte, die wir aus den experimentellen und den statistischen Forschungen für die Aetiologie der malignen Tumoren gewonnen haben, reichen demnach nicht aus, um einen bestimmten Faktor (hereditäre Belastung oder Infektion) als Ursache des bösartigen Wachsthums bezeichnen zu können.

Eine wichtige Aufgabe der Krebsforschung ist, festzustellen, welche äußeren Momente das Auftreten bösartiger Geschwülste verursachen oder wenigstens begünstigen. Eine erfolgreiche Prophylaxe ist nur auf der Grundlage ätiologischer Erkenntniß zu erhoffen. Die Therapie ist nicht im selben Maß von der Erforschung der Ursachen abhängig. Was auch immer die bösartige Wucherung auslösen mag: die völlige Vernichtung der malignen Gewebe reicht unter allen Umständen aus, um das furchtbare Leiden zu beseitigen. Die therapeutischen Bestrebungen der nächsten Zeit können sich daher, unabhängig von den Ergebnissen der ätiologischen Forschung, darauf konzentriren, die Tumorzelle selbst zu bekämpfen.

Professor Dr. von Dungern und Dr. Werner.

Der Fiskus als Bergherr.

Kohle und Kali, die wichtigsten Mineralien für Industrie und Landwirthschaft, waren vierzig Jahre lang zu freiem Eigenthum zu erwerben. Jeder konnte schürfen und, wenn er fundig geworden war, Muthung einlegen; und der Staat durfte ihm den Besitz des Bergwerkes nicht weigern. Bis ums Jahr 1850 war der preußische Fiskus der Alleinherrscher über die in seinem Gebiet gefundenen Mineralschätze. Dann merkte man, daß nur das Privatkapital die ganze Fülle der unterirdischen Reichthümer zu Tag fördern könne; und das Berggesetz vom Jahr 1865 erschloß die Pforten zu Plutos Reich. Dieses Gesetz galt bis 1905. Unter seiner Herrschaft ist der Bergbau wider alles Hoffen erstarkt. Hier feierte die Spekulation ihre Feste. Jedes Jahr brachte neue Aktien; die Kurse stiegen oft zu schwindelnder Höhe; Millionen wurden gewonnen und verloren: und der Bergbau gedieh von Jahr zu Jahr mehr. Die Kirdorf, Thyssen, Stinnes, Funcke, Spaeter, Roedling und Schmidtmann haben gezeigt, was die Kraft einzelner Männer vermag. Vierzig Jahr lang stand der Bergbau dem Privatunternehmer offen. Dann kam die Lex Gamp. Und nun sagt der preußische Fiskus: „Halt! Was jetzt noch da ist, bleibt mir“.

Schon die Lex Gamp hatte die Bergfreiheit eingeschränkt. Für zwei Jahre wurde eine Muthungsperre für Kohle und Kali verfügt. Sie läuft im Juli 1907 ab; und die Regirung muß sich entschließen, das Provisorum durch ein endgiltiges Gesetz abzulösen. Das soll, nach der Erklärung in der preußischen Thronrede, geschehen: der Staat will sich die Verfügung über den noch vorhandenen Besitz an Kohle und Kali vorbehalten. Keine Expropriirung also, doch das Ende der Freiheit. Der Staat ist nicht mehr verpflichtet, Bergwerkbesitz zu verleihen. An die Verstaatlichung des Kohlen- und Kalibergbaues ist nicht zu denken. Jahre würden vergehen, ehe die schwerfällige Maschinerie des Fiskus das Bergeigenthum des Staates so vergrößert hätte, daß die fiskalischen Gruben sich neben den privaten zeigen könnten; und die sehr großen Summen, die dazu nöthig wären, würde der Landtag nicht gern bewilligen. An Hibernia und Hercynia denkt er noch heute mit Grausen. 100 Millionen Mark auf einem Brett; und der Krempel wäre billiger zu haben gewesen, wenns die Unterhändler des Fiskus schlauer angefangen und der Spekulation nicht Gelegenheit gegeben hätten, die Kurse der Aktien und Kuxe vor dem Geschäftsabschluß in die Höhe zu treiben. Die vom Landtag zu befriedigenden Ansprüche wachsen rasch genug.

Wer sich den Etat der Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung genau ansieht, merkt bald, daß auch unter dem neuen Berggesetz das Privatkapital voran bleiben wird. Obwohl durch den Hinzutritt der Gewerkschaft Vienenburg (Hercynia) und durch die 3 Prozent höher zu erwartende Dividende der Hibernia ein Mehrbetrag von ungefähr 2¼ Millionen Mark entsteht, schließt der Etat mit einem Minderüberschuß von anderthalb Millionen. Ursache: erhebliche Mehrausgaben für Neu- und Erweiterungbauten und eine Steigerung der Ausgabefonds für Löhne, Materialien, Bauunterhaltungskosten, Landerwerb; man will für den weiteren Ausbau der neuen Anlagen und für zwei in Westdeutschland geplante neue Doppelschächte die erforderlichen Mittel bereit haben. Wachsen die Ausgaben rasch weiter, dann käme der preußische Finanzminister in die unangenehme Lage, seine oft gerühmte Zurückhaltung aufgeben und den Geldmarkt in Anspruch nehmen zu müssen. Leicht wird es dem Fiskus nicht werden, auf eigene Rechnung Bergbau zu treiben. Wenn befriedigende Resultate erzielt werden sollen, muß die Sache sehr klug angefangen werden. Für aufgefundene Kohlen- und Kalilager müßte die Regirung dem Fiskus zunächst das Bergeigenthum verleihen, der es dann auf Zeit an Private übertragen könnte. Die Unternehmer müßten natürlich Gegenleistungen bieten, die in der Zahlung einer bestimmten Gebühr oder in einer Betheiligung am Reingewinn zu bestehen hätten. Die Bergwerksrechte sollen auf den Bergbautreibenden in der Form des in Hannover schon bestehenden Erbbauvertrages übertragen werden, der die Möglichkeit einer hypothekarischen Belastung und einer wiederholten Uebertragung des Bergwerkes an den selben Besitzer, nach Ablauf der Konzession, offen läßt. Das Recht des Staates, das Bergwerk später selbst zu übernehmen, ist für den Privatbesitzer freilich nicht angenehm. Hat Jemand ein Unternehmen zwanzig Jahre oder noch länger betrieben und durch sein Geld ertragsfähig gemacht, so wirkt die Möglichkeit, daß die Konzession nicht verlängert wird, wie die Gefahr der Expropriirung. Der Staat hat allerdings mit dem Bergwerk nicht nur dessen Rentabilitätchancen, sondern auch das in dem Besitz liegenden Risiko (Erschöpfung der Lager) auf sich genommen; aber im Allgemeinen wird der Fiskus wohl so vorsichtig in der Wahl der selbst zu betreibenden Schächte sein, daß der ausgeschaltete Privatunternehmer sich in den

meisten Fällen benachtheiligt fühlen wird. Welche Konsequenzen die rechtzeitige Erkenntniß dieser Gefahr haben kann, sieht man an der Agitation gegen eine von der bayerischen Regirung geplante Maßregel (Anschlußmuthung), die das selbe Ziel hat wie das neue preußische Berggesetz. Da hört man, es habe keinen Zweck, daß Einzelunternehmer sich mit Bohrungen auf Kohle und Kali befassen, wenn dem Staate das Recht zustehe, den privaten Besitz nach Belieben ausschalten zu können. Pour le roi de Prusse mag Niemand sein Geld in Bergwerkunternehmungen stecken, von denen er nicht weiß, ob sie nicht eines schönen Tages die Begehrlichkeit des Fiskus erregen werden. Solche Bedenken könnten das Privatkapital vom Bergbau abschrecken; und diesen Effekt wünscht der Staat sicher nicht. Daß es ohne das Geld des Bürgers nicht geht, wissen die Regirenden; deshalb wehren sie sich gegen den Verdacht, ein Staatsmonopol sei beabsichtigt, rühmen die Leistung der Privatunternehmer und sagen, ihr Vorgehen sei nur von dem Wunsch bestimmt, die noch nicht gehobenen Bodenschätze für die Nationalwirthschaft nutzbar zu machen. Der Staatsbetrieb sei zwar neben dem Privatbetrieb als Regulator in Bezug auf Produktion, Preisfeststellung und Arbeitverhältniß von höchstem Werth, aber nicht elastisch genug, um allein die wechselnde Bedürfnisse der Konsumenten befriedigen zu können. Die bittere Pille soll also versüßt werden; dann schluckt der Patient sie leichter.

Bei der Uebertragung des Bergwerkbesitzes kann der Staat einzelne Unternehmer bevorzugen; er wird die finanziell stärksten aussuchen und wohl auch auf Fügsamkeit Werth legen. Der preußische Fiskus will seinen Einfluß im Kohlen- und im Kalisyndikat vergrößern. Das wird ihm künftig leichter werden: wer eine Bergbaukonzession haben will, kann verpflichtet werden, in den Syndikaten mit der Regirung zu gehen. Diese Methode wird im Kohlenbergbau allerdings nur wenig nützen; die 80 Werke, die jetzt dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat, mit einer Förderung von 90 Millionen Tonnen, angehören, haben eine so starke Mehrheit, daß der Fiskus seine Einflußsphäre beträchtlich erweitern müßte, wenn er hier zu Wort kommen wollte. Im Etat für 1907 ist die Förderung von Kohle und Koks aus den staatlichen Gruben in Oberschlesien, Westfalen und im saarbrücker Revier mit etwa 15½ Millionen Tonnen veranschlagt. Das ist die Hälfte des Bedarfes der preußischen Staatsbahnen. Um für den eigenen Gebrauch ausreichende Vorsorge zu treffen, müßte also der Fiskus an eine erhebliche Erweiterung seines Grubenbesitzes denken; von der Befriedigung fremden Bedarfes kann nicht die Rede sein. Und bis der Fiskus im Kohlensyndikat gehört werden müßte, könnte das Syndikat durch die neuen Interessengemeinschaften und Concerns, wie Gelsenkirchen-Schalke-Rothe-Erde und Phönix, so geschwächt sein, daß da nicht mehr viel zu erreichen wäre. Die Parole heißt heute nicht mehr: „Fürs Kohlensyndikat!" sondern: „Hie Hüttenzechen, hie Zechenhütten!"; und die neuen starken Concerns stehen unter der Leitung steifnackiger Männer, die vor dem Fiskus nicht zurückweichen werden. Eine Sonderstellung nimmt die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz ein, die sich die Bergfreiheit so klug nutzbar gemacht hat, daß ihr die Muthungsperre der Lex Gamp nichts anhaben konnte. Sie hat durch die Schnelligkeit ihres Bohrverfahrens zu verhindern gewußt, daß Jemand in ihrer Interessensphäre Bohrungen vornehme, und ist auch dadurch der preußischen Bergbehörde mehr als einmal unbequem geworden. Das größte Kunststück aber war (im August 1905) der Verkauf von 150 Feldern, die noch gar nicht abgebohrt, sondern bergfrei waren und niemals in den Besitz der erkelenzer

Gesellschaft gelangt wären, wenn die Lex Gamp in der von der Regirung zunächst vorgeschlagenen Fassung Annahme gefunden hätte. Da Das nicht geschah, konnte die Internationale Bohrgesellschaft Felder, die ihr, bei Licht besehen, eigentlich gar nicht gehörten, mit verkaufen; und der Fiskus, der sich an der damals gegründeten Rheinisch-Westfälischen Bergwerkgesellschaft m. b. H. betheiligte, mußte für die Kohlenfelder, die er umsonst haben konnte und zu haben hoffte, schweres Geld bezahlen. Trotzdem wird die Erkelenzerin unter dem neuen Bergregime wahrscheinlich vom Staat bevorzugt werden; auch wenn der Fiskus selbst den Abbau der Bergwerke besorgen will, wird er so klug sein, die Bohrarbeiten der Gesellschaft in Erkelenz zu übertragen, deren Methode bis heute unübertroffen ist. Uebrigens ist, wie ich früher schon erwähnt habe, die Internationale Bohrgesellschaft nicht an den Bezirk der schwarzweißen Grenzpfähle gebunden. Sie hat in Bayern so gut vorgearbeitet, daß sie in Preußen mit der größten Gemüthsruhe die Entwickelung abwarten kann.

Im Kalireich ist die Stellung des Fiskus viel stärker als im Kohlenbergbau. Hohensalza, Schönebeck, Staßfurt, Dürrenberg, Artern, Erfurt, Bleicherode, Bienenburg (Hercynia), Neusalzwerk und Stetten sind vom preußischen Staat betriebene Salzwerke; Staßfurt und Bleicherode allein hatten 1906 einen Absatz von 305 Millionen Kilogramm zu verzeichnen. Im Kalisyndikat steht der Fiskus auf der Seite der älteren Werke, die von der jüngeren Gruppe zwar an Stimmenzahl übertroffen werden, bei denen der Einfluß des Staates aber schwer ins Gewicht fällt. Als der Fiskus sich dem Kalisyndikat anschloß, stellte er die Bedingung, daß die deutsche Landwirthschaft nicht mit zu hohen Preisen belastet werde und daß die im Syndikat vereinigten Kaliwerke den Hauptnutzen im Ausland zu suchen haben. Im Interesse der Landwirthschaft wünscht die Regirung, gerade in diesem Syndikat ihre Macht nach allen Seiten zu sichern. Außer den Bohrgesellschaften haben wir im Syndikat 35, draußen eben so viele Werke. Die Gründungen sind einander hastig gefolgt und die spekulativen Uebertreibungen haben Kursverluste bewirkt, deren Gesammtbetrag im Jahr 1906 mit 40 bis 50 Millionen Mark nicht zu hoch geschätzt sein dürfte. Im Gegensatz zur Provinz Sachsen mit ihrem gut fundirten Kalibesitz war die Provinz Hannover, die von der zweijährigen Muthungsperre nicht betroffen wurde, der Schauplatz eines wilden Treibens. Der Kaliabsatz steigt zwar; da aber ein gewisses Abhängigkeitverhältniß vom Stickstoffabsatz besteht und da dessen wichtigste Quelle, der Chilisalpeter, in ungefähr vierzig Jahren erschöpft sein wird, kann die rasche Zunahme der Kaliwerke immerhin Besorgniß erregen. Die alten Werke fürchten für ihre Rentabilität und wollen sich ihre Betheiligungquote durch die neu hinzukommenden Unternehmen nicht schmälern lassen. Ihnen ist die Reform des Berggesetzes also willkommen. Der Fiskus kann das Entstehen neuer, das Syndikat gefährdender Unternehmen hindern und einer ungesunden Ueberspekulation vorbeugen. Auf diesem Gebiet sollte er nur nach genauster Prüfung aller Verhältnisse Konzessionen gewähren. Gründe der Sicherheit und der Hygiene fordern das Zweischachtsystem; um damit arbeiten zu können, muß eine Gesellschaft aber sehr potent sein. Wenn die schwächeren Elemente aus der Kaliindustrie verdrängt werden, hat das neue Berggesetz (das man überhaupt, da es manche nützliche Neuerung bringt, nicht in Bausch und Bogen verdammen soll) unserer Wirthschaft einen guten Dienst geleistet. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Februar 1907.

Introitus.

Invocavit.

Der Lärm der fetten Wochen war verhallt, die Faselnacht im Punschgewölk durchzecht; das jejunium quadragesimale hatte begonnen. Die Zeit der Reinigung von lüsternen Fleisches Sünde. Die Zeit stiller Buße. Auf dem Protestantenkalender fand das Auge den Namen des Formosus, des Balkanmissionars, dessen Schicksalswandlung noch zum Verweilen ladet. Als Bischof von Portus hat er, vor tausend Jahren, die Bulgaren dem Christenthum zu gewinnen versucht, ist, weil er gegen Karl den Kahlen die Partei des von Normannen und Slaven bedrängten Königs Ludwig ergriffen hatte, der Würde entkleidet und vom Bannstrahl getroffen, nach dem Tode Ludwigs des Deutschen wieder mit einem Bisthum belehnt und sieben Jahre danach zum Papst gewählt worden. Trotzdem er im Bann gewesen war. Nur ein Lustrum lang saß er auf Petri Stuhl; krönte in dieser kurzen Zeit aber zwei Kaiser: den von Rom aus einst als Hochverräther geächteten Guido von Spoleto und später, als zwischen Guidos Sohn Lambert und Berengar von Friaul der Streit um die Macht entbrannt war, Karlmanns Sohn Arnulf. Der Glückswechsel, den er erlebt hatte, wiederholte sich nach seinem Tode noch einmal. Stephan der Sechste bestritt ihm das Recht auf den Titel und die Ehren des Papstes, bannte ihn nochmals, ließ seinen Leichnam aus der Gruft reißen, aus der Prunkhülle schälen, durch die Straßen Roms schleifen und, nach einem schmählichen Totengericht, in den Tiber werfen. Stephan hat diese That unchristlicher Rachsucht nicht lange überlebt; und als er unter drosselnden Fäusten geendet hatte, wurde der (von Frommen heimlich aus dem Fluß gerettete) Leib des Formosus auf

das Geheiß Theodors des Zweiten mit gebührendem Pomp in Peters Kirche beigesetzt. Warum steht just dieses Mannes Name an der Pforte der Fastenzeit? Soll die Erinnerung uns an die Wandelbarkeit alles Irdischen mahnen, vor Ueberhebung warnen, aus Fleischesfülle den Geist zu läuternder Buße rufen? Sein Tag fällt in den Monat der Februa, des römischen Sühnfestes; genau auf den dies februatus. Da schritten in der Stadt des Romulus die Priester in feierlichem Zug nach dem Palatin, opferten in der dem Faunus Luperkus geweihten Grotte vor seinem mit einem Ziegenfell behängten Bild starke Böcke, berührten mit dem blutigen Messer die Stirn zweier Jünglinge aus edlem Geschlecht, ließen die rothe Spur mit einem in Ziegenmilch getränkten Wollknäuel vom Antlitz der Lachenden wischen und setzten sich dann zum Schmaus. Nach dem Mahl entkleideten sie sich, hingen das Fell der geopferten Böcke um die Lenden, gürteten sich mit den aus diesem Fell geschnittenen Riemen und liefen, des Gottes voll, so durch die Straßen der Urbs. Die Ehefrau, die ein Schlag solches Riemens auf die flache Hand traf, durfte auf Befruchtung hoffen. Die luperci, wähnte man, trugen Segen durch die Stadt. Nach der Winterslust verlobte der Geist sich wieder dem Dis pater, dem strengen Gott; sühnte, was Uebermuth gesündigt hatte, und erbat für Mensch und Thier, für Felder und Heerden fruchtbaren Frühling. Noch als Julius Caesar wie ein Kolossus die enge Welt beschritten hatte, ließ er an dem geheiligten Brauch nicht rütteln und bat den Antonius (der an diesem Tag ihm vor dem jauchzenden Volk zweimal die Krone anbot), beim Luperkalienwettlauf Kalpurnien zu berühren, auf daß der Fluch der Unfruchtbarkeit von ihr weiche. Schon war die Sitte gewandelt und nicht allzu lange mehr herrschten die alten Götter: doch der Glaube an die Pflicht zur Reinigung, zu Bützergebet und neuem Gelöbniß blieb und wirkt heute noch in der Christengemeinde. In Trauer und Herzensangst ruft sie, wenn die Winterdvergnüglichkeit endlich verrauscht ist, mit Davids frommen Worten himmelan: „Wie lange, Herr, willst Du mein so gar vergessen? Wie lange birgst Du Dein Antlitz vor mir? Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele und mich ängsten in meinem Herzen täglich? Wie lange soll mein Feind sich über mich erheben? Schau herab, Herr, mein Gott, und erhöre mich! Erleuchte mein Auge, daß nicht Todesschlaf es umfange, der Feind sich nicht rühme, meiner mächtig geworden zu sein, noch die Widersacher sich freuen, daß ich darniederliege. Ich hoffe auf Deine Gnade; mein Herz jubelt in der Gewißheit, daß Du so gern hilfst. Ich will dem Herrn singen, der so wohl an mir thut." Und neben diesem Dreizehnten Psalm empfiehlt die Christenlehre für die Bußzeit den Anfang des sechsten Kapitels aus Pauli anderer Epistel an

die Korinther: „Wir ermahnen Euch ernstlich, daß Ihr nicht unbereitet die Gnade Gottes empfanget. Denn er spricht: ‚Ich habe Dich in der angenehmen Zeit erhöret und am Tage des Heils Dir geholfen.‘ Sehet: jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils gekommen. Lasset uns Keinem ein Aergerniß geben, sondern in allen Dingen uns als Gottes getreue Diener zeigen. Als geduldige Diener in Trübsal und Noth, in Aengsten und Schlägen, in Aufruhr und Gefängniß, in Wachen und Fasten; in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch die Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken.“ Keusch, dankbar, langmüthig, liebevoll zu sein, befiehlt der Apostel; in aller Trauer doch fröhlich zu bleiben, in tiefster Armuth doch zu bedenken, wie Viele solcher Besitz noch reich machen kann. Der Glaube, daß nach Festwonnen dem Menschen Einkehr ins Innerste ziemt, hat die alten Götter überlebt.

Reminiszere.

Im neuen Deutschland wills nicht still werden. Trotzdem die Fastenzeit im Kalender steht, der Wettlauf beendet ist und die Hellanodiken ihr Urtheil gesprochen haben. Fast einstimmig (die von Amtes wegen bestallten oder von Aemtern abhängenden) das günstigste Urtheil. Die uns Führer sein sollen, sind ans Ziel ihrer Wünsche gelangt. So kündet die Oeffentliche Meinung. Muß man sich ihrem Spruch beugen? „Die Oeffentliche Meinung“, schrieb Hegel nach dem deutschen Befreiungskrieg, der den „Weltgeist zu Pferde“ aus dem Sattel gehoben hatte, „verdient, eben so geachtet wie verachtet zu werden. Dieses nach ihrem konkreten Bewußtsein und ihrer Aeußerung, Jenes nach ihrer wesentlichen Grundlage, die, mehr oder weniger getrübt, in jenes Konkrete nur scheint. Da sie in ihr nicht den Maßstab der Unterscheidung noch die Fähigkeit hat, die substantielle Seite zum bestimmten Wissen in sich heraufzuheben, so ist die Unabhängigkeit von ihr die erste formelle Bedingung zu etwas Vernünftigem, in der Wirklichkeit wie in der Wissenschaft. Das Vernünftige, das Große kann sicher sein, daß sie es sich in der Folge gefallen lassen, es anerkennen und zu einem ihrer Vorurtheile machen wird“. Dieser Dogmatiker warnt hier also vor blindem Glauben. Ist auch heute aber zu Mißtrauen Grund? Seit dem sechsten Februartag lesen wir (und lasens schon vorher), ein großer, dem Reich nützlicher Sieg sei erstritten worden, in froher Kraft rege sich, sorgenlos, schon wieder die Volksgemeinschaft und bald müsse sich Alles nun, Alles zum Guten wenden. Vielleicht bringt auch die Thronrede den Widerhall solchen Glaubens; vielleicht. Vor zwanzig Jahren blieb man in und nach der Wahlschlacht nüchtern. Als das Septennat gesichert, die „Paarung kon-

servativen Geistes mit liberalem" im Februarkartell gelungen war und die Sozialdemokratie neunzigtausend Stimmen verloren hatte, wurde der Reichstag nicht vom alten Kaiser, auch nicht vom Kanzler eröffnet. Herr von Boetticher verlas die Thronrede, die ohne Emphase die wichtigsten Vorlagen aufzählte und am Schluß erst, nach der Erwähnung der internationalen Politik, die Sätze brachte: „Wenn der Reichstag ohne Zaudern und ohne Spaltung den Willen der Nation zum einmüthigen Ausdruck bringt, gegen jeden Angriff auf unsere Grenzen heute und jeder Zeit die ganze Fülle unserer nationalen Kraft in voller Rüstung aufzubieten, so wird der Reichstag schon durch seine Beschlüsse allein und noch vor deren Ausführung die Bürgschaften des Friedens wesentlich verstärken und die Zweifel beseitigen, welche sich an die bisherigen parlamentarischen Verhandlungen behufs Stärkung unserer Wehrkraft geknüpft haben. Seine Majestät der Kaiser hat zum gegenwärtigen Reichstag das Vertrauen, daß seine Beschlüsse der internationalen Politik der Verbündeten Regirungen eine sichere Unterlage gewähren werden, und schöpft aus diesem Vertrauen die Zuversicht, daß die Bemühungen Seiner Majestät, den Frieden und die Sicherheit Deutschlands zu wahren, von Gott gesegnet sein werden." Kein Triumphgesang; kein Wort über die Niederlage des Gegners. Und doch hatten die Kartellparteien zweihundertzwanzig Sitze erobert, die Freisinnigen die Hälfte, die Sozialdemokraten noch mehr Mandate verloren und nur dreißig Stimmen widersprachen im März noch dem Septennat. Aus der seltsamen Sedanstimmung dieses geräuschvollen Hornungs sehnt der Deutsche sich wieder in stille Tage zurück.

Wie sieht das Wahlergebniß aus? Die konservativen Parteien haben siebenzehn, die liberalen achtzehn Sitze gewonnen, die Sozialdemokraten sechsunddreißig verloren. Die Relation ist äußerlich unverändert; ist im Grunde aber, da die Sozialdemokratie für die politischen Forderungen des Liberalismus eintrat, den Liberalen jetzt wesentlich ungünstiger als vor der Auflösung. Das Centrum hat sechs, die Polenfraktion vier Sitze gewonnen. Graf Hompesch wird künftig im Namen von hundertdreiunddreißig Abgeordneten sprechen (wenn man nicht etwa den Stiftspropst Ludwig von Jazdzewski zum Erzbischof von Posen kürt und dadurch die zornigen Polen zu versöhnen sucht). Trotzdem sie von der Wilhelmstraße aus mit Gunst und Geld reichlich unterstützt wurden, haben die vier liberalen Fraktionen nur hundertfünf Sitze, nicht so viele wie das Centrum für sich allein, zu erobern vermocht. Sich auch nicht zu einem Block vereint. Von den sechsundfünfzig Nationalliberalen fühlen mindestens fünfzig sich den Konservativen heute noch näher verwandt als den Freisinnigen, die im Wahlkampf die wunderlichste Front zeigten. Sie haben die Wehr-

stärkung stets geweigert, die Kolonialpolitik, von Bambergers Tagen bis in die Müllers von Sagan, verdammt, waren am Deimlingtag und bei allen Afrikanerskandalen im Corps der Rüger vornan, wären im Lenz, wenn der Kanzler sich damals schon, bei ernsterem Anlaß, zur Auflösung entschlossen hätte, zu heftigster Opposition gezwungen gewesen: und mußten das Centrum nun als einen tückischen Feind des Reiches verschreien, weil es gehandelt hatte wie sie selbst oft in Stunden wirklicher Reichsgefährdung. Kein Wunder, daß sie nicht bessere Geschäfte machen konnten. Der Reichstag ist nicht liberaler, sondern konservativer als der vorige und bietet den Verbündeten Regirungen die Möglichkeit zweier Majoritäten (deren eine freilich erst auf ihre Haltbarkeit zu erproben sein wird). Aus eigener Kraft haben Alle, die den Liberalismus auf der Firmatafel führen, kaum dreißig Mandate erstritten; wer damit zufrieden ist, darf sich mit Fug zu den bescheidenen Gemüthern zählen. Sieg? „Es handelt sich um unsere ganze kolonialpolitische Stellung, um mehr als Das: um unsere Stellung in der Welt. Glauben Sie, meine Herren, daß so was keine Rückwirkung auf das Ausland hat? Wir werden unsere Pflicht thun, im Vertrauen auf das deutsche Volk." So sprach der Kanzler am dreizehnten Dezember 1906. Und am neunzehnten Januar 1907: „Ueberall herrscht die Ueberzeugung, daß jeder Sieg der Opposition vom dreizehnten Dezember die Entfaltung der nationalen Kräfte des deutschen Volkes, deutschen Unternehmungsinn und deutschen Geist hemmen und hindern werde". Diese Sätze liest er selbst jetzt wohl nicht mehr gern. Denn der Nachbar, dem sie im Gedächtniß haften, kann sich, wenn er das Wahlergebniß geprüft hat, getrosten Muthes sagen: „Das deutsche Volk hat, wie die Ziffern zeigen, mit starker Stimmenmehrheit für die Opposition vom dreizehnten Dezember entschieden, das Vertrauen des Kanzlers getäuscht und das Reich da im Stich gelassen, wo sichs um seine Weltstellung handelte". Dieser Nachbar würde, zu unserem Heil, irren; könnte sich aber auf den Fürsten Bülow berufen. (Bismarck war 1887 viel vorsichtiger; „außerordentlich schwierig", sagte er am Tag vor der Auflösung, werde es sein, die Mehrheit der Wähler auf den Standpunkt der Regirung zu bringen.) Da sechs Millionen Deutsche sich für die am dreizehnten Dezember zu einer Negation Verbündeten erklärt haben, dürfen wir uns der Stimmziffern nicht laut rühmen. Das Ziel war: Kräftigung des Liberalismus (für den in der Wilhelmstraße und deren Umgegend längst ein starkes Konsortium still, aber emsig arbeitete) und Schwächung des Centrums. Daß der Liberalismus heute nicht besser dran ist als in good old colonial times, ward schon erwiesen. Und das Centrum hat, seit es einen Deutschen Reichstag giebt, nie so viele Stimmen und Sitze bekom-

men wie diesmal. Hundertzehn Mandate; dreiundneunzig davon ohne fremde Hilfe, allein gegen die vereinten Heerhaufen der Regirung, mächtiger Verbände und aller anderen Parteien. Nur das Centrum hat, nach solcher Kraftprobe, das Recht, sich in Triumphatorengepräng vor dem evangelischen Volke zu brüsten.

Doch das Centrum, heißts, empfindet die Verluste der Sozialdemokratie wie eigene; muß sie so empfinden. Die Schwarzen waren den Rothen ja verbündet; wollten, in schnöder Gemeinschaft mit ihnen, jeder tapferen nationalen Politik den Weg sperren; was die Rothen traf, trifft mit ungeminderter Wucht drum auch die Schwarzen. So hören wir. Ists wahr? Am zweiten Februar habe ich hier einen Wahlaufruf der Sozialdemokratie des Münsterlandes abgedruckt und gefragt, ob nach dieser Lecture noch Einer glaube, daß die beiden Parteien in der selben Angriffsfront gefochten haben. Der Aufruf war die derbe Antwort auf ein vom Wahlkomitee der Centrumspartei verbreitetes Flugblatt, dessen Inhalt Du, geduldiger Leser, nun auch kennen lernen sollst.

An die Wähler des Wahlkreises Münster-Coesfeld! Der Sozialdemokrat im Lichte der Thatsachen!! Es ist sozialdemokratischer Parteigrundsatz: „Dem Feinde gegenüber gilt nicht die Pflicht der Wahrhaftigkeit." (Sozialdemokratische Zeitschrift „Neue Zeit"; hamburger Parteiversammlung.) Daraus ist von vorn herein zu ermessen, was von den Behauptungen der sozialdemokratischen Wahlflugblätter zu halten ist. Darin wird gelogen, daß sich die Balken biegen, um die Wahlstimmen Derjenigen einzufangen, die niemals alle werden. Nur einige Stichproben: 1. Der Sozialdemokrat bezeichnet das Centrum wiederum als „Brotwucherpartei" (Getreidezölle) und behauptet, er habe im Jahre 1903 richtig prophezeit. Im Wahlkampf 1903 prophezeite er unter großem Gezeter: durch den Zolltarif und die Getreidezölle würde die Industrie zerstört, die Brotpreise ins Ungeheure gesteigert, das Volk dem Hungertode preisgegeben werden. Und heute? Alle Welt sieht es, daß trotz dem Zolltarif und den Getreidezöllen die Industrie in stetem Aufschwung blüht, das Brot um keinen Pfennig theurer geworden, das Volk beileibe nicht dem Hungertode verfallen ist. Dennoch, angesichts dieser offenkundigen Thatsachen, stellt der selbe blamirte Sozilaldemokrat sich breitspurig hin und ruft dreist: „Ja, der Sozialdemokrat hatte Recht; er hat die Wahrheit gesagt." O, dieser famose Parteigrundsatz! 2. Fleischtheuerung. Der Sozialdemokrat schreibt: „Die katholischen Arbeiter schreien: Uns hungert nach Fleisch; und ihre ‚christlichen' Vertreter im Reichstag erwidern: Hungert weiter, denn Hungern ist gesund." Blanke Lüge. Wer hat einen solchen Ausspruch gethan? Niemand! Auch Gerstenberger nicht. Die Fleischtheuerung, die in allen Kreisen bedauert wird, begann im Frühjahr 1905. Sie hat ihre Ursache nicht im Zolltarif, der erst im März 1906 in Kraft trat. Ein brauchbares Rezept gegen die Fleischtheuerung hat auch der Sozialdemokrat nicht Durch leeres Geschrei wird das Fleisch nicht billiger. Aber eine Anfrage sei gestattet: Ist es wahr, daß (nach Angaben des „Vorwärts") die sozialdemokratische Parteileitung jeden ihrer organisirten Genossen jährlich um mindestens fünfzig Mark Parteigeld schröpft? Vor wie nach, trotz aller Fleischtheuerung? Und damit der bethörten „hungernden" Arbeiterfamilie das letzte Fleischstück vom Tische raubt? Das ist doch unerhörter Brot- und Fleischwucher der tollsten Art! Wer sättigt sich von den Millionen, die so dem „hungernden Arbeiter" abgepreßt werden? Die gutbesoldeten, fleischsatten

Parteibeamten? Oder wandern diese Millionen nach Rußland oder nach Frankreich? Wenigstens zum Theil? Parteigeheimniß!!! Der einfache Mann darf die Wahrheit nicht erfahren!!! 3. „Bereitwilligst apportirte das Centrum der Regirung im letzten Jahr eine Steuervorlage, wodurch das Volk (in erster Linie immer der Arbeiter) mit 170 Millionen Mark belastet wurde.“ So der Sozialdemokrat. Schrecklich! Und die Thatsachen? a) Diese neue Reichssteuer ist aufzubringen von den Aufsichtsräthen, Automobilfahrern, Großindustriellen, Cigarettenrauchern, Reisenden Erster, Zweiter und Dritter Klasse und den Aktionären!!! Also nicht von den Arbeitern! Die Belastung der Arbeiter hat hauptsächlich das Centrum vorhindert! b) Diese 170 Millionen wurden aber (unser Sozialdemokrat wird erschrecken) auch von der sozialdemokratischen Partei bewilligt! Einstimmig bewilligt!!! Da soll doch...!! Hat unser Sozialdemokrat Dies etwa nicht gewußt? Oder handelt er wieder nach dem famosen Parteigrundsatz? Beides ist möglich, Letzteres wahrscheinlich! Genug der Lügen!

Nun eine kleine Gegenrechnung.

1. Was leistete die sozialdemokratische Partei im Reichstag an praktischer Arbeit für den Arbeiterstand? Der Sozialdemokrat schweigt darüber! Die Antwort ist zu beschämend für ihn!

Die Sozialdemokratie stimmte:

1880 nicht für das erste Wuchergesetz,
1881 gegen die Einführung der Börsensteuer,
1885 gegen die weitere Ausgestaltung der Börsensteuer,
1894 gegen die erste Erhöhung der Börsensteuer,
1900 gegen die neue Erweiterung der Börsensteuer,
1883 gegen die Krankenversicherung,
1884 gegen die Unfallversicherung,
1885 gegen die Invaliditäts- und Altersversicherung,
1890 gegen die Einführung der Gewerbegerichte,
1891 gegen das Arbeiterschutzgesetz,
1896 gegen das Börsengesetz,
1896 gegen das Gesetz betr. den unlauteren Wettbewerb,
1900 gegen die Erhöhung des Zolles auf ausländischen Champagner,
1901 gegen die Sektsteuer,
1902 gegen die Zölle auf alle Luxusartikel (zum Beispiel: Kaviar, Austern, Schnepfen, Auerwild, Bärenschinken, künstliche Riechstoffe u. s. w. Die Sozialdemokraten beantragten Zollfreiheit!!)
1903 gegen die Verbesserung des Krankenkassengesetzes,
1904 gegen die Automobilsteuer,
1905 gegen die Errichtung der Kaufmannsgerichte.

Das sind Leistungen der sozialdemokratischen „Arbeiterpartei“!! Das sind nicht Arbeiterfreunde, sondern Arbeiterfeinde! Das sind nicht Volksvertreter, sondern Volksverräther! Sogar Genosse von Vollmar bezeichnet diese alberne „Alles- oder Nichts-Politik“ treffend als „die Politik der Kinder“. Alle Vortheile unserer sozialen Gesetzgebung, die auch der Sozialdemokrat wahrlich nicht missen möchte, verdankt das deutsche Volk nicht der Sozialdemokratie, sondern dem Centrum! 2. Was leistet die Sozialdemokratie für den Handwerkerstand? Darauf antwortet Genosse Ledebour (in einer berliner Versammlung): „Die Sozialdemokratie wird sich niemals dazu hergeben, die Interessen des

Mittelstandes, Das heißt: der Handwerker, kleinen Gewerbetreibenden, Ladenbesitzer u. s. w., zu vertreten. Die Sozialdemokratie ist nicht dazu da, die in ihrer Existenz bedrohten Gewerbetreibenden zu schützen und zu stützen. Auf irgend welche Hilfe gegen die Pressionen des Großkapitals, der Großindustrie, der Großbazare, der Konsumvereine u. s. w. hat der Mittelstand von der Sozialdemokratie nicht zu hoffen, sondern es wird gerade das Bestreben der Sozialdemokratie sein, solche Bazare, Großindustrien u. s. w. im Kampfe gegen den Mittelstand zu unterstützen." Das heißt mit brutalster Deutlichkeit: Die Sozialdemokratie will und erstrebt planmäßig die Vernichtung des Handwerkes und des Mittelstandes!!! Das ist sozialdemokratische „Volksfürsorge"!!! 3. Was erstrebt die Sozialdemokratie für den Bauernstand? Enteignung und Vernichtung!!! 4. Wie stellt sich die Sozialdemokratie zur Religion? Das ist offenes Geheimniß. In Frankreich sind die Sozialisten die wüthendsten „Kulturkämpfer" und Kirchenräuber!! Vernichtung der christlichen Religion, Vernichtung der katholischen Kirche insbesondere: Das ist das Ziel der Sozialdemokratie auch in Deutschland!!! Das billige Sprüchlein „Religion ist Privatsache" ist nur Heuchelei zur Täuschung der Dummen! Reichstagswähler! Arbeiter! Kaufleute! Beamte! Handwerker! Landwirthe! Am fünfundzwanzigsten Januar ist die große Abrechnung auch mit den Sozialdemokraten! Kein Wähler darf pflichtvergessen zu Hause bleiben! Jeder hat die Pflicht, mit seinem Stimmzettel einzutreten gegen den lügenden Sozialdemokraten! Gegen die Partei der Volksverelendung! Gegen die Zerstörer des Handwerker- und Mittelstandes! Gegen die Partei der Gottlosigkeit! Gegen die Partei des Umsturzes und der Revolution! Für das Centrum, den allezeit besten Hort aller Volksrechte, des wahren wirthschaftlichen und religiösen Volkswohles, der echten Königtreue und Vaterlandliebe, für Wahrheit, Recht und Freiheit! Gebet in erdrückender Anzahl Eure Wahlstimme ab für den Centrumskandidaten Dr. Georg Freiherrn von Hertling. Der Vorstand und Arbeitausschuß des Centrumswahlkomitees der Stadt Münster.

Glaubt danach, ich wiederhole die Frage, wirklich noch Einer, daß die beiden Parteien in einer Front gefochten haben? Nicht in einer Position fanden sie sich zusammen (die Sozialdemokratie wäre für den Centrumsantrag, der einen Nachtragskredit von zwanzig Millionen bewilligte, nicht zu haben gewesen); nur in einer Negation. Und auch, daß sie einander da trafen, war wider alle gewohnte Norm. Um dem Lande das Wahlergebniß plausibel (in des Wortes wahrstem Sinn: des Beifalls würdig) zu machen, thut man jetzt, als habe Schwarz und Roth gemeinsam die Regirung bekämpft. Wann seit zwölf Jahren? Wie oft haben in der letzten Legislaturperiode Centrum und Sozialdemokratie auf der selben Seite gestimmt? Rechnet nach: und Ihr werdet finden, daß es bei wichtigem Anlaß kaum je noch geschehen ist. Wehrkraftsteigerung in Landheer und Flotte, Sozialpolitik, Zolltarif, Civilrechts- und Finanzreform: beinahe Alles, worauf es den Regirenden ernstlich ankam, ist mit der Hilfe des Centrums durchgeführt worden. In jeder Sozialistendebatte standen die schwarzen Männer vornan; immer, seit Herr Bebel im Februar 1893 Herrn Bachem einen Blechschmied genannt hat. Groll hatte längst schon die Gruppen getrennt, die, als Trias Windthorst-Richter-Grillenberger, dem ersten Kanzler lästig geworden waren. (Stich-

wahlbündnisse beweisen dagegen nichts; selbst die Nationalsten würden sich gern einem schwarzen oder rothen Teufel verschreiben, um beim Pferdehandel ihr Geschäftchen zu machen.) Muß durchaus denn die Wahrheit verborgen, noch jetzt der Irrwahn genährt werden, das Centrum habe danach getrachtet, mit der Sozialdemokratie eine den Regirenden feindliche Mehrheit zu bilden, und sei, weil der Alliirte verwundet ward, nun zum Tode betrübt? Kein halbwegs gescheiter Schwarzer denkt so. Das Centrum hat nicht weniger Grund als eine andere bourgeoise Partei, die Niederlage der Sozialdemokratie zu bejubeln; hat vielleicht stärkeren Grund als andere Parteien; denn es fühlte sich mehr als irgendeine bedroht. Weshalb that es, trotz der Intimität mit den obersten Reichsämtern, manchmal denn gar so radikal und ließ vor dem versammelten Kriegsvolk wilde Männlein Stunden lang Disteln, auch wohl anderes Feldgewächs köpfen? Weil es fürchtete, die katholischen Gewerkschaften könnten unzufrieden werden, könnten, in reizbarer Schwäche, gegen das rothe Gift nicht immun bleiben. Weil es die Gefahr der sozialdemokratischen Konkurrenz überschätzte. Sonst hätte es sich die Grimasse des Volkstribunen erspart. Jetzt ist die Freude ungetrübt. Mehr Mandate als jemals vorher; also Machtzuwachs. Die Möglichkeit, die Regirenden stolz zu fragen: Seht Ihr endlich nun ein, daß unsere Stellung uneinnehmbar, die Hürde unserer Lämmlein auch von der Genossenschaar nicht zu erstürmen ist? Und die Gewißheit, daß in absehbarer Zeit nicht, wie in Frankreich, aus dem Pfaffenhaß der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie ein harter bloc entstehen kann. Viel auf einen Hieb. Aber keine Aussicht auf eine zur Abwehr unbequemer Zumuthung fähige Majorität? Wo sichs um einen großen Gegenstand handelt, wird das Centrum, rechts oder links, Verbündete finden. Die porta triumphalis thut sich den neuen Römern auf.

Oculi.

Ein Triumph des Centrums und keine sichtbare Stärkung des Liberalismus. Das ist der Ertrag eines Wahlkampfes, der nach amerikanischem Muster vorbereitet und für den mehr Geld verwendet wurde als je noch für einen im Deutschen Reich. Hat der große Aufwand den erhofften Nutzen gebracht? Für die Personalversicherung hat er alles Erdenkliche geleistet. Der Kanzler, der im November ein verhöhnter, fast aufgegebener Mann war und nur vom Centrum ungeschmälertes Lob einheimste, erhielt zwei Wochen lang Glückwünsche und Dankadressen. Von der Neigung zu persönlichem Regiment, von den Fehlern höfischer und zünftiger Diplomatie, von der Vereinsamung des Deutschen Reiches ist nicht mehr die Rede. Niemand fragt, wessen Schuld die entente der West-

mächte geschaffen, auf der unseligen Konferenz den Rückzug bewirkt hat. „Kaiser Wilhelm der Zweite und die Byzantiner" (vom Grafen Ernst zu Reventlow), „Unser Kaiser und sein Volk" („von einem Schwarzseher"): diese und ähnliche Bücher, die im Spätherbst gerade von ernsten Patrioten eifrig gelesen wurden, scheinen heute schon wieder vergessen. Wer die Zeitungen, auch konservative, aus den Monaten Oktober und November aufblättert, muß glauben, seitdem sei in Deutschland Alles anders geworden; ganz anders, als es bis dahin war. Ein Meisterstück persönlicher Politik. Der Manager hat sich wieder bewährt.

Auch der Staatsmann? Im vorigen Reichstag gabs eine Mehrheit, von der alles nach der Meinung der Regirenden dem Reich Nothwendige zu haben war. Im Herbst auch das für die Kolonien Unentbehrliche, wenn es mit ruhiger Entschlossenheit gefordert wurde. Die neue Mehrheit soll aus Konservativen, Agrariern, Antisemiten, Nationalliberalen, Freisinnigen bestehen. Auf dem Papier stimmts; in der Praxis des Reichsgeschäftes nur, so lange nichts Beträchtliches unternommen wird. Eine wirthschaftliche Vorlage, die Herrn von Oldenburg behagt, kann Herrn Kaempf nicht gefallen. Ein sozialpolitisches Gesetz, dem die Kröcher und Normann zustimmen, muß Herr Schrader verwerfen. Die drei freisinnigen Fraktionen müßten vom Dinstag auf den Donnerstag ihre Grundsätze völlig ändern, um mit den verhaßten Junkern, mit den Herren Stoecker, Roesicke, Hahn friedlich zusammenarbeiten zu können. Dieser Mehrheit soll die Ordnung des Handelsverhältnisses zu den amerikanischen Staaten gelingen? Die Abgrenzung des den Berufsvereinen zuzuweisenden Rechtes? Die Reform des Strafprozesses oder gar des Strafgesetzes? Die Einigung über das Privilegium der Reichsbank? Wenn nicht ein Wunder geschieht, versagt sie schon bei der Novelle zum Börsengesetz. Im Stillen wird ja auch auf das Centrum gerechnet. Das verheißt, sachliche Politik treiben zu wollen, wird ohne Rachsucht also den ihm genehmen Vorlagen ins Leben helfen. Möglich. So unklug wird aber der Kluge wohl nicht sein, daß er sich als Puffer gebrauchen läßt. Wenn das Centrum nicht alle Taktikerkunst verlernt hat, wird es die Erörterungen des Vergangenen meiden und in Ruhe zunächst die Leistung der neuen Mehrheit abwarten; lächelnd vielleicht nur zeigen, mit welchen Ueberzeugungopfern sie erkauft ward. In frostiger Einsamkeit wird es nicht lange bleiben. Für eine ihm widrige Kulturpolitik wären die neunzig Männer der konservativen Partei und der Wirthschaftlichen Vereinigung nicht zu haben. Und stimmt es, als wäre gar nichts geschehen, einfach nach des Herzens Neigung, überbietet es die Freisinnigen, die sich nicht ohne Vorbehalt hingeben können, dann ists, mit seinen hundertzehn Mandaten, bald wieder dans le mouvement und als Großmacht um-

worden. (Auf die Frage, ob er fortan nun gegen die Schwarzen regiren wolle, wird ein halbwegs geschickter Kanzler antworten: „Nur an das Reich werde ich denken, nicht an irgendeine Partei; keiner feindsälig, keiner dienstbar mich zeigen. Ich werde fordern, was mir nöthig und nützlich scheint, und kann keiner Partei zutrauen, daß Sentiment oder Ressentiment, daß Neigung zu oder Abneigung von einer Person ihr Urtheil über das dem Reichsgeschäft Zuträgliche färben wird." So naiv, daß er sich vom Linken umgarnen und den Männern der Mitte unversöhnlich verfeinden ließe, ist der gefeierte Fürst sicher nicht.) Das Centrum kann schnell eine neue Schicksalswandlung erleben wie Formosus einst in Portus und Rom. Freilich nur, wenn es unkluge Methoden aufgiebt. Herr Roeren ist, mit seinem schlechten Augenmaß, seinem unzähmbaren Hierarchengefühl, kein Führer. Herr Erzberger kann einer werden, ist aber zu jung, zu unerfahren, um heute schon einer zu sein. Ein Mann von nicht gewönlichem Spürsinn und Rednertalent; der durch Lob und noch mehr durch allzu hitzigen Tadel aber verwöhnt worden ist und sein Persönchen nachgerade als den Nabel der deutschen Welt sieht. Seine Haltung im Prozeß Pöplau war eines ernsten Menschen unwürdig; und skandalös sein (leider zu spät enthüllter) Versuch, durch kaum noch verschämte Drohung die Reichskanzlei und die Kolonialabtheilung zu ungehöriger Retizenz oder gar zum Eingriff in ein Disziplinarverfahren zu nöthigen. Daß diese Herren, die Männer der petits papiers und der Hintertreppe, nicht das Oberkommando an sich reißen, muß die Regirung eben so sehnlich wünschen wie die alte Centrumsgarde. Die Gefahr ist nach der Auflösung größer als vorher; und würde noch wachsen, wenn die Centrumspartei von den Machtinhabern weiter schlecht behandelt würde. Weiter: denn schlecht (selbst Nationalliberale gebens unter vier Augen zu) ist sie behandelt worden. Sie hat den Kaiser geschont und den Kanzler geschirmt, hat ihnen Jahre lang das Leben leicht gemacht und wurde plötzlich dann, ungewarnt, den hellen Haufen der Evangelischen als Feind und Gefechtsziel gezeigt. Daß von ihr (wie schon im Dezember hier behauptet wurde) auch der Nachtragskredit für Südwestafrika zu haben war, hat der Präsident Christoph von Tiedemann, ein Führer der Deutschen Reichspartei, jetzt bestätigt. Herr Spahn, erzählte er neulich im „Tag", kam in der Sitzung vom dreizehnten Dezember zu ihm und sprach, „bis morgen werde es gelingen, einen Antrag zu formuliren, dem Alle zustimmen können, und dann werde morgen auch in der Budgetkommission die Eisenbahn (Kubub-Keetmanshoop) angenommen werden." Kopf und Schwanz, sagte ich vor zwei Monaten, wollte man retten, für Titel und Unterschrift der Nachtragskreditforderung stimmen und so eine Dritte Lesung ermöglichen,

bis zu deren Beginn man sich verständigen konnte. „Niemand wußte, daß an das letzte Mittel gedacht werde. Jeder glaubte den Kompromiß gesichert. Die superi wollten nicht. Wollten den Bruch. Wider die Abrede kams noch an dem selben Tag, wo der Antrag auf namentliche Abstimmung gestellt war, zu den Hammelsprüngen." Wenn die Herren von Tiedemann und von Normann in dem Abgeordneten Bassermann den zum Spiel bereiten dritten Mann fanden, war am Bundesrathstisch der Grand mit Schwarz und Roth nicht zu machen. Ahnten sies oben? Der Chef der Reichskanzlei war schon auf dem Wege zu Spahn. Die Nationalliberalen haben ihn abgefangen und die Einigung gehindert. Das war ihr gutes Recht; und sie werdens im neuen Reichstag wieder versuchen. Sie können nur wünschen, daß Herr Erzberger vornan bleibt und seine Partei in schroffe Opposition drängt. Die Erfüllung dieses Wunsches wäre den Konservativen recht unbequem. (Der Anblick eines von offiziell Verbündeten gegen einander geführten Minenkrieges kann uns manche trübe Stunde erheitern.) Wie aber werden die Geschäftsführer handeln?

Die Wahlbilanz ist nicht klar. Die starke Steigerung der für Liberale abgegebenen Stimmen... Hier stock' ich schon. Beweist diese Steigerung wirklich ein Erstarken des Libe alismus? Haben nicht Abertausende, die sich, nach ihrer Ueberzeugung, nie zu einem liberalen Programm bekennen würden, diesmal, weils gegen Schwarz und Roth ging, schon bei der Hauptwahl für Liberale gestimmt? Sind die in den Großstädten, den Handelsemporien, zum Kampfe wider einen Genossen benutzten Wahlzettel dem Liberalismus gutzuschreiben? Keine Partei verdankt ihre Sitze diesmal nur der eigenen Kraft. Das Centrum wäre nicht wesentlich schwächer geworden, wenn es sich stolz entschlossen hätte, allein zu bleiben. Daß es sich diesen Trumpf entgehen ließ und für die Stichwahl mit den Sozialdemokraten ein Angstbündniß schloß, war ein taktischer Fehler. Ein begreiflicher. Verlor es auch nur fünf Mandate, dann jubilirte der Feind: „Unser Sieg ist über alles Erwarten herrlich!" Auch lockte die Gelegenheit, wieder, wie 1887 und 1893, zu zeigen, daß die deutsche Katholikenpartei nicht dem Befehl der Kirchenfürsten gehorche, nicht, wie so oft behauptet ward, blind von Rom aus sich leiten lasse. Begreiflich; doch unklug. „Dreiundneunzig Sitze haben wir von allen Seiten Befehdeten ganz allein erstritten. Das genügt uns als Zeugniß ungebrochener Macht. Wir denken jetzt nicht daran, daß der Kanzler, der ohne uns, mit all seinen Künsten, längst in eine Sackgasse gerathen wäre, uns die Treue gebrochen hat; auch nicht an die Feindschaft der Nachbarn. Denken, trotz herber Erfahrung, nur an das deutschen Christen gemeinsame Gut und kämpfen, ungebeten, doch willig, mit

Euch gegen den rothen Antichrist. Der soll mit unserer Hilfe kein noch so schmales Plätzchen erobern. Lieber verzichten wir auf ein Halbdutzend Mandate. Dank fordern wir nicht; denn wir handeln, wie wir müssen, und folgen nicht der Profitsucht, sondern des Gewissens mahnendem Ruf." Einer Partei, die nach ihrem Hauptwahlsieg so sprach, hätte die Gnadenpforte sich weit aufgetan. Die Tugendsamen, die das schwarz-rothe Regionalbündniß gar so fürchterlich finden, darf man fragen, ob sie von solcher Todsünde immer frei waren und 1907 schon vergessen haben, wer 1906 für die badische Landtagswahl mit der Genossenschaar den Pakt schloß. Aber ein Fehler wars. Er wäre vermieden (und der Sozialdemokratie der Nothhelfer genommen) worden, wenn der Kanzler nach dem ersten Wahlgang die Solidarität aller bürgerlichen Interessen verkündet und die Freunde von gestern flink auf eine haltbare Brücke gewinkt hätte. Nur Kurzsichtige konntens ihm verargen. Die „Forderung des Tages" war ja nicht einzukassiren. Und der Staatsmann, der um sein täglich Brot bittet, darf nicht vergessen, auch an den nächsten Tag noch vorauszudenken. Mußte beim Nahen der Februa also erwägen, daß ein schlecht behandeltes Centrum schnell demokratisirt und der Reichsruhe, hinter der Mainlinie sogar der Reichseinheit dann gefährlicher würde als der dichteste Schwarm wild fuchtelnder Genossen.

Nach gethaner Arbeit wäscht man die Hände. Gut und Ehre der deutschen Nation war auch im vorigen Reichstag zu wahren. Die Auflösung also nicht nöthig. Das Wahlergebniß hat Alle überrascht und Viele erfreut. Wer die Niederlage der Sozialdemokratie als eine Schlappe des Centrums anrechnet, verschleiert die Bilanz. Diese Niederlage mag die Erzberger ärgern, muß das Centrum, das kein Block, sondern ein Mosaikgebild ist, aber freuen. Die lästige Konkurrenz einer unüberwindlich scheinenden Proletarierpartei ist es fürs Erste los und braucht sich deshalb nicht mehr radikal zu geberden. So gute Geschäfte konnte es fürs Wahljahr 1908, als gouvernementale Partei, nicht erhoffen. Der wäre die Mitwirkung an schlimmer Mißwirthschaft nicht leicht verziehen worden. Jetzt heißts freilich, behutsam sein. Die Konservativen werden sich bemühen, das Centrum zu sänftigen; die Liberalen, es wild zu machen. Die Verbündeten Regirungen haben zu prüfen, ob sie, ohne sich abermals in Furculae Caudinae pferchen zu lassen, es versöhnen, zu stetiger Mitarbeit gewinnen oder zu heftigem Widerstand herausfordern und dadurch der Demagogie unterwerfen wollen. Was sie wünschten (Stärkung der Liberalen, Schwächung der Klerikalen) haben sie nicht erreicht; durch die Koalition gegen und den Sieg über die Sozialdemokratie aber erreicht, was sie gar nicht zu wünschten wagten. Der Kanzler mag sich einen Columbus dünken, der auf weißer Karawele den Weg

nach Indien suchte und Amerika fand. Minder emphatisch sprach ein pfiffiger Bankier: „Sie wollten Setzeier machen und haben Rührei bekommen".

Am dritten Sonntag der Quadragesima soll der Fromme, nach der Epistel, in der Paulus die Epheser vor den Finsterlingen und deren Werk warnt und als Kinder des Lichtes zu wandeln ermahnt, das elfte Kapitel im Evangelium Lucae lesen. Von der Austreibung des Satans, der Zeichenforderung, der Gast- und Strafpredigt Christi. „Gieb unser täglich Brot uns immerdar"; nicht heute nur. „Ein in sich uneiniges Reich wird wüst und ein Haus fällt über das andere." „Weh den Schriftgelehrten, die den Schlüssel zur Erkenntniß haben, selbst nicht hineinkommen und Denen, die hinein wollen, wehren!" „Wer nicht mit mir sammelt, Der zerstreuet." Aus der strengen Rügerede des Menschensohnes, der nur Uebermächtigen unmild begegnet, spricht der majestic common-sense, ohne den kein Schöpfergeist ist. Zu diesem Born sollten auch Regirende in Demuth sich bücken. Nicht immer kränzt sie das Glück; selbst im Hochsommer des Lebens nicht immer, wenn sie einmal gestrauchelt sind. Am dritten Sonntag der Quadragesima kniet der unthätig Fromme vor dem Gott des Psalters im Staub und wimmert: „Meine Augen blicken hoffend zu dem Herrn empor, denn er zieht meinen Fuß gewiß aus dem Netz."

Antiphonie.

Aus dem Centralbureau des Deutschen Flottenvereines sind, nicht auf sauberem Weg natürlich, allerlei Briefe ans Licht gekommen, die beweisen, daß die Vereinsleiter mit heimlichem zwar, doch hastigem Eifer an der Wahlagitation mitgewirkt haben. Auch mit beträchtlichen Geldsummen, die aus den auf den Wink beamteter Excellenzen gesammelten und in der Reichskanzlei aufbewahrten Fonds bezogen waren; aus dem Patria-Fonds oder einem anderen. Herr Generalmajor Keim, der 1893 Caprivis Wahlmacher war und jetzt die Präsidialgeschäfte des Flottenvereines führt, hat recht seltsame Briefe geschrieben. An den Lizentiaten Ludwig Weber, den Begründer und Leiter Evangelischer Arbeitervereine („nach Rücksprache mit dem Fürsten Bülow und Herrn von Loebell"): „Ich brauche Ihnen wohl nicht weiter auseinanderzusetzen, daß der Kampf gegen das Centrum auch einen solchen gegen den Ultramontanismus, den Todfeind unserer evangelischen Konfession, bedeutet." (Am vierten Januar 1907; vier Tage also nach dem Silvesterbrief des Kanzlers, der jede Neigung zu neuem Kulturkampf leugnete, und zwei Wochen vor der langwierigen Tafelrede, in der Fürst Bülow sagte: „Die Verbündeten Regirungen wollen keinen Kampf gegen unsere katholischen Landsleute und die ka-

tholische Religion, sondern religiösen Frieden, religiöse Duldung und volle religiöse Gleichberechtigung".) In der selben Zeit an den Professor von Savigny, einen Katholiken, der die Haltung des Centrums nicht billigt: „Ich hoffe, daß durch Ihre lichtvolle Darstellung weiten Kreisen unserer katholischen Mitbürger endlich die Augen geöffnet werden über die Gefahren, welche dem Katholizismus als solchem drohen, wenn sein berufener Vertreter auch weiterhin das Centrum in seiner jetzigen Gestalt bleiben sollte." Der Generalmajor fühlt sich nur als den whipper-in der zur Jagd auf Schwarzwild vereinten Parteien. Er schafft, wieder im Einverständniß mit dem Reichskanzler, „eine Centralstelle für die Herausgabe von Flugblättern und so weiter"; läßt durch diese Centralstelle eine in der Koloniabtheilung angefertigte Brochure, unter dem Titel „Die Lügen des Herrn Erzberger", in einer Riesenauflage verbreiten und erklärt sich bereit, ihr „noch hier und da einen Schlager aufzusetzen." Giebt einem vom Major Lauff den deutschen Müttern gewidmeten Weihnachtgedicht einen anderen Titel und schreibt an den Dichter des „wundervollen" Sanges: „Ich habe auch dem Fürsten Bülow, der sich ebenfalls ungeheuer sympathisch über Ihr Gedicht ausgesprochen hat, ein abgeändertes Exemplar zugestellt und er findet den Gedanken ausgezeichnet. Vorläufig habe ich eine Million davon drucken lassen". An den freisinnigen Gymnasialprofessor Eickhoff, der in zwei Wahlkreisen aufgestellt war: „Von hier aus ist sofort Alles geschehen, um Ihre Wahlen zu fördern. Ich war gestern im Palais und habe den Fürsten Bülow darauf aufmerksam gemacht, daß die Regirung die Güte haben muß, dem Steuer einige Grade nach links zu geben und vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Konservativen und der Bund der Landwirthe nicht Sonderpolitik treiben. Wir haben auch von Ihnen gesprochen und hält auch Fürst Bülow Sie für den geeigneten Mann, die freisinnige Partei in dem nationalen Fahrwasser dauernd zu erhalten." Zwölf Tage später: „Nach verschiedenen Rücksprachen mit Wilhelmstraße 77, wo man sich für Ihre Wahl warm interessirt, ist, um die Sache praktisch zu gestalten, die amtliche Unterstützung im Wahlkreis Lennep-Remscheid in jeder Weise sichergestellt. Was den Wahlkreis Langensalza betrifft, so bedaure ich und eben so Wilhelmstraße 77 aufrichtig (diese Mittheilung aber ganz vertraulich), daß dort ein nationaler Gegenkandidat gegen Sie aufgestellt ist". Der Gegenkandidat war Freiherr Octavio von Zedlitz und Neukirch. (Die Freisinnige Volkspartei, die einst gegen Puttkamers Wahlerlaß wüthete, müßte eigentlich nun beantragen, die Wahl ihres Mitliedes Richard Eickhoff, weil sie mit „amtlicher Unterstützung" erreicht worden ist, für ungiltig zu erklären. Was die Reichskanzlei diesem Manne des Volkes an „Förderung" gewährte, wiegt

am Ende doch schwerer als ein Blättchen, auf dem ein Landrath mit seinem nicht allzu weit wirkenden Namen für einen zuverlässigen Junker eintritt. Eugen Richter hätte das räudige Schaf nicht in der Heerde geduldet; schon um später nicht als Kläger über Wahlbeeinflussung ausgelacht zu werden.)

Weiter im Brieftext. Die Reichskanzlei empfiehlt und schickt dem Flottenverein Wahlredner und Agitatoren. Generalmajor Keim wünscht, daß von der Wilhelmstraße aus auf die Vossische Zeitung („deren Redakteur Bachmann ja sonst ein Freund des Reichskanzlers ist"), das Berliner Tageblatt und andere Zeitungen eingewirkt werde. Kaiserliche Postbeamte sollen die Flugschriften vertheilen. Auf das Titelblatt der von einem protestantischen Kolonialbeamten verfaßten Brochure wird geschrieben, ihr Autor sei „ein Katholik." Der Reichskanzler hat dem Präsidium des Flottenvereins für die Wahlagitation dreißigtausend Mark zur Verfügung gestellt. Man muß dem General nachrühmen, daß er sich dadurch nicht etwa zu zärtlicher Rücksicht kirren läßt. Ob der Silvesterbrief nützlich war, scheint ihm zweifelhaft. Nach der Hauptwahl findet er die Regirung „pflaumenweich". Mit einem oberschlesischen Landrichter stimmt er in dem Wunsch überein, den rechten Flügel der Sozialdemokratie (den der beuthener Staatsmann im Traum wachsen sieht) auf Kosten des Centrums zu stärken. „Nach meiner Ansicht ist das Centrum gefährlicher als die Sozialdemokratie." Daß ein preußischer General vor einem Fremden so zu reden wagt, ist immerhin ein Beweis von persönlichem Muth. In Hoyerswerda soll ein Amtsrichter Herrn Bassermann „klarmachen, daß die Nationalliberale Partei sich in der Flottenfrage sehr wenig national benommen hat und hierbei hinter dem Centrum hergelaufen ist, da Herr von Tirpitz, aus Angst vor dem Centrum, nicht den Muth hatte, eine vernünftige Flottenvorlage einzubringen. Das Selbe gilt auch von Bülow." Kanzler und Marinesekretär, die doch nur als Handlanger eines erhabenen Willens gelten, sind schlapp, die Nationalliberalen „recht wenig national"; und dem Führer einer großen Partei soll ein Amtsrichter gründlich den Text lesen. Drei Tage danach heißts: „Ich traue zwar Herrn Bassermann nicht ganz, aber die Nationalliberalen schulden unserer Unterstützung bei den Wahlen so unendlich viel, daß es geradezu haarsträubend wäre, wenn sie diesmal wieder flau würden." Auch das Oberkommando der Schutztruppen liefert dem Flottenverein Wahlredner. Dem Centrum anhangende Mitglieder sind dem Verein nicht mehr erwünscht. „Wer jetzt nicht den Muth hat, gegen das Centrum Front zu machen, hat für den Flottenverein keinen Werth." Und: „Im Rheinland hat der Flottenverein es fertiggebracht, daß in acht Wahlkreisen Front gegen das Centrum gemacht wird." (Der Verein? Nicht katholische Granden?) Die Briefe sind im Bayrischen Courier veröffentlicht worden.

Der Flottenvereinsbeamte, der sie heimlich abgeschrieben und ins feindliche Lager befördert hat, soll erst ermittelt worden sein, als er sich in die sicheren Mauern eines belgischen Klosters geflüchtet hatte. Ob der Leiter des münchener Centrumsorganes irgendwie mitschuldig ist, wird die Gerichtsinstanz prüfen. Nach den Fällen Wistuba-Roeren und Pöplau-Erzberger duftet die Sache nicht gerade lieblich. Lautes Geschimpf verräth aber nur den Aerger der Ertappten. Solcher Briefschmuggel weckt immer die Wuth der Gruppen, denen er nicht nützt oder gar schadet. Iliacos intra muros peccatur et extra. In der Läuterungzeit wenigstens sollte Heuchelei verpönt sein. Kämen Briefe, die einen gefährlichen Gegner der Landwirthe kompromittiren könnten, nicht rechts irgendwo ans Licht? Links nicht ein Zettelsäckchen, das gegen einen Agrarier oder Orthodoxen zu brauchen wäre? Gilt im Wahlkampf nicht das rauhe Gewaltrecht des Krieges? Wollt Ihr tugendsam Entrüsteten drauf schwören, daß Ihr einen fleckigen Fetzen verschmäht hättet, wenn er einem kandidirenden Centrumshaupt oder Rottenführer Unbehagen bereiten konnte? In Kriegsnoth hat Lessing Klotzens Privatbriefe aus dem Dunkel geholt. Wichtiger als die Sittlichkeit des Enthüllers ist das Enthüllte. Ein recht häßlicher Handel. An dem guten Patriotenwillen des Generalmajors ist nicht zu zweifeln. Eher schon an der Unbefangenheit seines Urtheils. Als er ein Bischen laut für beschleunigte Marinemehrung agitirt hatte, nannte ein Centrumsmann ihn einen neuen Boulanger (und mußte das kränkende Wort zurücknehmen). Als das zornige, allzu zornige Telegramm des Kaisers die Generale Keim und Menges aus dem Präsidium des Flottenvereines (den Herr Groeber damals als gemeingefährlich verschrie) drängte, jubelte die Centrumspresse; und war verstimmt, als Fürst Salm-Horstmar durch bessere Information den Zorn des Kaisers gesänftigt hatte und die beiden Generale im Vorstand blieben. Der im Mai 1906 vom Prinzen Heinrich unterstützte, von Keim erfolgreich bekämpfte Antrag, der, nach Algesiras, von neuer Flottenpropaganda abrieth, ging von bayerischen Katholiken aus. Das Centrum war immer für Tirpitz, den Keim flau und ängstlich fand und dessen sanftem Wink der Flottenverein sich nicht fügen wollte. Schon vor der Reichstagsauflösung hatte ein Katholikenblatt mit Enthüllungen gedroht. Inde illae irae. Ganz objektiv war Herr Keim wohl nicht, als er die Sozialdemokratie dem Centrum vorzog und ein Bündniß wünschte, das der von ihm gehaßten Partei als ein Verbrechen angerechnet wird. Sache des Flottenvereins. Der mag entscheiden, ob der Generalmajor, der eine konservativ-klerikale Mehrheit hindern und mit dem Beistand des eickhöfischen Freisinns der Regirung „Muth zu einer vernünftigen Flottenvorlage“ machen wollte, ihm genützt hat;

und ob vorsichtige Klugheit nicht abrathen mußte, Briefe so heiklen Inhaltes der Diskretion von Schreibern zu überlassen. (Daß auch dieser emsige Einpeitscher die regirenden Herren so hart beurtheilte, gehört zum Bild eines Wahlkampfes, in dem die auf steiler Höhe Thronenden Tag vor Tag über Jahre lang ertragene Schmach und Knechtschaft jammerten und ihre Wunden entblößten.)

Der Verräther ist ein Wicht; dem Verrath danken wir traurige, doch nützliche Wahrheit. Welchen Lärm hätten wir erlebt, wenn solche Wahlgeheimnisse in der Zeit des ersten Kanzlers enthüllt worden wären! Schon die Artikel der offiziösen Presse wurden damals unstatthafte Beeinflussungversuche genannt. „Den Einwirkungen von Beamten," sagte Bismarck am dritten März 1881 im Reichstag, „bin ich stets entgegengetreten; nicht immer mit Erfolg. Ich theile die Meinung, daß es der Würde der Beamten nicht entspricht, sich in die Wahlkämpfe zu mischen, namentlich in öffentlichen Reden. Ich habe mich nie in dergleichen Sachen gemischt; ich habe nie Andeutungen gegeben, die Wahl zu beeinflussen. Ich kann nicht sagen, daß ich die Neigung dazu nicht hätte; aber ich unterlasse es aus Vorsicht: und Vorsicht ist eben die Mutter der Weisheit." Lang ist her. Jetzt ist sub auspiciis hoher Beamten in Industriegesellschaften und Banken Geld zusammengebettelt worden, das in der Wilhelmstraße aufbewahrt und nach dem Ermessen der dort Herrschenden unter die Wahlagitatoren vertheilt wurde. Jetzt haben Beamte der Kolonialabtheilung Brochuren geschrieben, die der Flottenverein dann unter neutraler Flagge ins Land schickte. Wurde Zuverlässigen die „unbequeme Konkurrenz vom Hals geschafft" und „amtliche Unterstützung" gewährt. Nie sah das Deutsche Reich solche Wahl. Nie wurde mit so behendem Eifer auf die Presse gewirkt. (Der Leiter des Preßbureaus im Auswärtigen Amt ist zwar nicht, wie seine Freunde hofften, zum Abtheilungchef ernannt, aber in den Rang der Räthe Erster Klasse erhoben worden.) Soll mans verschweigen, weil diesmal nur ein verhaßter Feind drunter litt? Die liberale Aera naht uns mit seltsamen Zeichen.

Die Sache hat eine noch ernstere Seite. Wenn im Ausland über den Flottenverein, seine geräuschvolle Betriebsamkeit, sein Drängen nach imperialistischer Expansion geklagt wurde, kam aus der Wilhelmstraße prompt stets die Antwort: „Ein unpolitischer Verein, der das Gute will, uns aber viel Aerger bereitet und mit dem wir nichts gemein haben. Hört Ihr nicht, wie er uns angreift, uns lässige Staatsdiener schilt? Haltet Euch an unsere Thaten, statt auf rasch verhallende Worte unserer Marinepercys zu horchen." Allmählich fand die Versicherung Glauben; ein überraschend hoher Flottenkredit wurde ja nicht gefordert. Besonders schlaue Fremdlinge sagten sich: „Das ist ein abgekartetes

Spiel; damit das Nöthigste ihr bewilligt werde, läßt die Regirung den Verein Unerreichbares verlangen." Jetzt liest mans anders. „Wofür hat der Verein agitirt? Für eine starke Flotte. Weshalb hat die Regirung seinen Caucus mit Geld und Amtsgewalt unterstützt? Weil auch sie eine starke Flotte will. Das also war das Ziel des Wahlkampfes; bisher vermochten wirs nicht zu erkennen. Wir sollten eingelullt werden. Drum tröstete man uns mit der Behauptung, der Verein mache bande à part und werde von oben durchaus nicht mit freundlichem Blick angesehen. Nun sind wir wach; und wollens fortan bleiben. Das Programm, das Ihr uns so lange für das Traumgebild eines Hotspur gabt, kündet die Wünsche der in Deutschland Regirenden. Sonst wäre dieses innige Bündniß, dieser Subsidientraktat nicht möglich geworden. Und der Kaiser selbst hat die Wahlarbeit des Vereins ‚großartig' genannt; hofft von ihr seinem Herzenswunsch also Erfüllung." Hundertmal habens wir in diesem Sühnmonat gelesen. Im Flottenverein sitzen gescheite Männer. Merken sie nicht, daß ihrer Propaganda die Stnnde ungünstiger ist als je vorher eine? Wissen sie nicht, daß in England eine mächtige Gruppe mahnt, nicht zu warten, bis Deutschland zum Kampf um die Seeherrschaft gerüstet ist und zunächst wenigstens seine Kolonien schützen kann? Daß diese Mahnung in Frankreichs Abgeordnetenhaus ein Echo gefunden hat? Wollen sie nicht still bleiben, bis wir vor der haager Mausfalle sicher sind und dann versuchen können, mit heiler Haut und unangetasteter Ehre aus dem ostasiatischen Gewitterwinkel wegzukommen? Ruhe ist jetzt Bürgerpflicht. Die einmal versäumte Gelegenheit läßt sich nicht zurückzwingen. Nach einer Auseinandersetzung mit dem Nachbar konnte die Armee verringert, die Flotte in schnellem Tempo vermehrt werden. Nach den ups and downs des Marokkojahres brauchen wir das Landheer zu Vertheidigung und Nothwehr. (Wer Frankreich zu gewinnen trachtet, muß sich noch bescheiden; selbst wenn er sich nicht über seinen Liebreiz täuscht, kann er den Wettbewerber nicht schlagen, der Indochina gegen Japans Ausdehnungsucht garantirt.) Heute können wir die Zahl unserer Kriegsschiffe erhöhen, das Verhältniß unseres Besitzstandes zum englischen aber nicht ändern. Eine große Flottenvorlage würde das Reich wohl noch keiner Kriegsgefahr, aber diplomatischen Rekognoszirungen aussetzen, deren Möglichkeit jeder vorausblickende Politiker jetzt meiden muß. Herr von Tirpitz ist nicht muthlos, sondern nüchtern.

Laetare.

Nach der Hauptwahl hatte Fürst Bülow in der ersten Morgenstunde am Straßengitter zu einer (vom Polizeipräsidenten nicht sehr hoch geschätzten) Menge

gesprochen. Nach der Hauptwahl sprachen Kaiser und Kanzler. Vom Fenster aus. Zu der Schaar, die vorher von Scherls Scheinwerfer erleuchtet worden war. Der Kanzler hatte ein Citat bereit. Der Kaiser sogar zwei. Er wiederholte (ohne den Autor zu nennen) Bismarcks unschönes Wort von dem in den Sattel zu setzenden Deutschland, citirte ein paar rasch und lose zusammengebündelte Verse, die Kleist seinen blinden Draufgänger Hans Kottwitz gegen Strategentheorie herauspoltern läßt (und deren Anwendbarkeit auf die Lehren der letzten Reichstagswahl nicht leicht zu erkennen ist), und gab der Zuversicht Ausdruck, daß Deutschland Alles, was sich ihm in den Weg stelle, niederreiten werde. Am Fenster des Schlosses; im grauen Pelzmantel, den Adlerhelm auf dem Haupt; in der Stunde nachmitternächtigen Spukes. Das ward noch nicht gesehen; auch nicht in der Heroenzeit deutscher Geschichte, die vielleicht doch wichtigere Ereignisse beschert hat. Ein neuer Markstein. Am anderen Morgen hatten die Politiker zweier Welten Gesprächsstoff. L'Allemagne en selle. Tausend Leitartikel. L'empereur a raison de se glorifier. Son tort est de paraître provoquer vaguement tout l'univers. Son rival de Londres joue un jeu plus serré et il se laisse moins tenter par le charme de l'éloquence. So ungefähr war der Grundton. Wer die kaiserliche Terminologie noch nicht kennt, konnte glauben, ein neidischer Nebenbuhler des Reiches solle niedergeritten werden. Wir hatten verstanden, daß Wilhelm wieder der Sozialdemokratie Vernichtung androhte; der Partei, für die sich soeben ein Drittel aller deutschen Wähler erklärt hatte. Und Mancher meinte, da er die Schilderung dieser Nachtszene in seiner Zeitung fand, noch habe, trotz dem Hymnengetös, in Deutschland das Wesentliche, der Wandlung Bedürftigste sich nicht geändert.

Vierzehn Tage danach lasen wir die Thronrede des Kaisers. Die klang anders als die fürstlich einfachen Worte, die nach der Septennatswahl den Reichstag empfingen. Klang wie eine im Siegerrausch himmelan geschmetterte Fanfare. Schon der erste Satz bringt eine eben so ungestüme wie undeutsche Partizipialkonstruktion. „Aufgerufen zur Entscheidung über einen Zwiespalt zwischen den Verbündeten Regirungen und der Mehrheit des vorigen Reichstages, hat das deutsche Volk bekundet, daß es Ehr' und Gut der Nation ohne kleinlichen Parteigeist treu und fest gehütet wissen will." Das gilt für Schwarz und Roth. Dem Centrum wird ausführliche Rüge erspart. Die Sozialdemokratie hört noch härtere Worte. Mußte es sein? Der Kaiser „will alle verfassungmäßigen Rechte und Befugnisse gewissenhaft achten." Dieses Bekenntniß zu einer nur durch Eidbruch zu beseitigenden Pflicht wäre nicht nöthig gewesen. Mußte der Kanzler seinem Herrn aber nicht sagen, daß zu den von der Ver-

fassung gewährten Rechten auch das gehört, als vom Volk Abgeordneter Vorlagen der Regirung abzulehnen, und daß auch die dümmste Ablehnung nicht mit Scheltworten aus dem Munde des Kaisers gestraft werden dürfte? Taugt, Durchlaucht, die Fiktion, die dem Vertrauensmann aller Deutschen hoch über dem Kampfplatz der Parteien den Platz weist, wirklich nur noch in die Rumpelkammer? Wir möchten nach modernen Grundsätzen regirt werden und freuen uns dennoch, wenn der Nebenmann einen tüchtigen Puff bekommt. Dem gönnen wirs; und fragen niemals, ob es morgen nicht uns treffen wird... Der sachliche Inhalt der Thronrede ist winzig, verdient immerhin aber Lob. Die Leistung der Landsleute, die in Südwestafrika den zähen Feind niedergerungen haben, wird gerühmt. In den Kolonien sollen endlich Eisenbahnen gebaut werden. Die „soziale Verpflichtung gegenüber den arbeitenden Klassen" wird anerkannt; und „die Verbündeten Regirungen sind entschlossen, das soziale Werk in dem erhabenen Geist Kaiser Wilhelm's des Großen fortzusetzen." (Nützlicher als solche Pathetik, die dem alten Kaiser mehr giebt, als ihm gebührt, viel mehr, als der Bescheidene heischte, wäre die Bezeichnung des Zieles gewesen, das die soziale Arbeit zunächst nun erreichen soll.) Das Versprechen, „den Bestrafungen wegen Majestätbeleidigung auch im Gesetz engere Grenzen zu ziehen", wird wiederholt. Die Beziehungen zu den Verbündeten sind „die alten herzlichen" (also werthlos), die zu den anderen Mächten „gut und korrekt" (also kühl).

... Ein großer, dem Reich nützlicher Sieg ist erstritten, in froher Kraft regt sich wieder die Volksgemeinschaft und bald muß sich Alles nun, Alles zum Guten wenden. Seit dem sechsten Februartag lesen wirs. Zweifelnd zuerst. Was war denn geschehen? Eine Massenhypnose gelungen. Der Sozialdemokratie, die seit dem dresdener Schimpfkonzil die Salonkundschaft verloren hat, fast die Hälfte der Mandate abgejagt worden. Das ward schon einmal, vor zwanzig Jahren, erreicht; und muß stets gelingen, wenn Bauern und Händler den selben Namen auf den Stimmzettel schreiben. Das ist kein Sieg, den die Himmel rühmen. In der mageren Zeit, die uns schon heraufzieht, wird der Gewerkverein der deutschen Wirthschaft gefährlicher, als die politische Partei ihr je war. Und der Schwarzalb lastet mit vermehrter Wucht auf dem Land. Sollten wir im Monat der Februa jauchzen: Freue Dich, Unfruchtbare, und preise den Leib, der nie gebiert? Nun ist der Zweifel geflohen. Den Kaiser, den Kanzler umjubelt die Menge wie zwei Helden im Siegerkranz. In Hochzeiterstimmung geht der Reichstag an seine Arbeit. Wer spricht von Buße und Reinigung noch? Das Brotwunder von Tiberias kann sich morgen erneuen.

Ein altes Blaubuch.

Die Berliner Handelskammer hat einen Bericht über die Heimarbeit veröffentlicht. Aus seinen Blättern steigt es wie Vergangenheithauch. Ein altes Blaubuch fällt mir ein. Neunzig Jahre zählt es. Grau geworden, vergilbt und verstaubt ist das Blaubuch von 1816. Aber sein Inhalt ist nicht veraltet. Ist die Einleitung zu einem Stück Zeitgeschichte, das noch keinen Abschluß fand: das Vorspiel des ersten Arbeiterschutzgesetzes.

Wie ein Märchen klingt es. Und doch ist es wahr. Und doch ist es kaum ein Jahrhundert her, daß man uneingeschränkte Fabrikarbeit nicht zehnjähriger Kinder als gesund und fördernd, als unentbehrlich für die Arbeiterfamilie, unentbehrlich für die Volkswirthschaft erklärte. Das war nur möglich unter der Herrschaft eines Triebes, der stärker ist als alle Einsicht und alle menschliche Sympathie. Der Erwerbstrieb umnebelte die Köpfe, feierte Orgien bei dem dröhnenden Radwerk der neuen Maschinen. Kinder von fünf und sechs Jahren wurden zu Haufen in die Textilfabriken geschleppt, dort festgehalten, Tag und Nacht. Von ihrer Noth erzählt das alte Blaubuch, erzählen Parlamentsberichte und städtische Urkunden jener Zeit.

Nicht alle Fabrikanten waren blind. Einer aus ihren Reihen, ein Mensch, ein Vater über die eigene Familie hinaus, ein Kaufmann über den Ruf des Tages hinaus, steht auf gegen den rohen Mißbrauch. Robert Owen, einer der größten „der königlichen Unternehmer", heischt vom Staate Schutz der gemarterten Kinder. Reformen, die sein Gesetzentwurf fordert, hat er in den eigenen Fabriken durchgeführt. Hat glänzende geschäftliche Erfolge dabei erzielt. Dann bereist er ganz England. Dem Baumwoll-Lord, dessen berühmte Betriebe Jedem offen stehen, kann man den Einblick nicht weigern. Mit umfassenden Beweisen tritt Owen vor das Parlament. Er nimmt den Kampf auf gegen die Parole der Zeit: Schrankenlose Gewerbefreiheit. Sein Entwurf wird einer Kommission übergeben. Sie verhört siebenundvierzig Gutachter. Ihre Aussagen (darunter die Owens) sind in dem Blaubuch von 1816 veröffentlicht. In diesem Blaubuch liest man, das Verbot der Fabrikarbeit zehnjähriger Kinder, der Nachtarbeit Jugendlicher werde die aufblühende englische Textilindustrie in das Ausland treiben, Englands Herrschaft auf dem Weltmarkt untergraben. Liest man, daß zwölfstündige Arbeit in glühend heißen, ungelüfteten Räumen (damals gab es keine gesundheitlichen Fabrikvorschriften) kleine Kinder nicht schädige. Vielmehr vor Verwahrlosung schütze, zum Fleiß erziehe, die Geschicklichkeit ausbilde. Auch stehe es den Kindern frei, wegzubleiben. Sei es Elternrecht, die Kräfte ihrer Sprößlinge zu verwerthen. Eine Beschränkung der Kinderarbeit beeinträchtige die Freiheit, die Arbeiterfamilie, den nationalen Wohlstand.

Trotzdem hat man keinen Grund, die Gutachter von 1816 als beson-

ders kenntnißlose oder hartherzige Menschen zu betrachten. Sie vertraten im Sinn ihrer Zeit Stand und Geschäft, wie sie heute im Sinn unserer Zeit vertreten werden. Man schüttle auch nicht den Kopf über englische Härte. Aehnliches geschah auch auf deutschem Boden, als auch bei uns die technische Entwickelung einsetzte. Gerade als ein erstes, noch naives, aber nicht vereinzeltes Dokument in der Geschichte des Arbeiterschutzes ist dies Blaubuch so lehrreich. Variationen des selben Themas haben seitdem jedes Glied der langen Kette gesetzlicher Eingriffe umklungen. Freilich: man ist heute weniger brutal, weniger naiv brutal als früher. Der Blick ist weiter, das gewerbliche Urtheil gereifter als in den Jahren ersten Staunens über mechanische Riesenkräfte. Unter dem Einfluß sozialer Ideen erscheint der Eigentrieb blasser, kränklicher, schämt sich seiner selbst, trägt ein modisches Diplomatengewand.

Wieder, wie um 1816, stehen wir vor einem Markstein des Arbeiterschutzes. Damals begann man, der Vogelfreiheit der Fabrikarbeit Schranken zu ziehen. Heute gilt es, der zerstreuten Arbeit beizukommen, auch die Heimarbeit unter Staatsaufsicht zu bringen. Ueber ihre Schäden ward genug gesagt. Heilmittel sind empfohlen. Gesetzentwürfe liegen vor. Und die Berliner Handelskammer bläst die Rückzugsfanfare. Einst wird ihr Bericht anmuthen wie heute das alte Blaubuch. Auch die Handelskammer verwirft im zwanzigsten Jahrhundert die Kinderarbeit. Aber: der Staat soll nicht eingreifen, „wenn und so weit Personen in Frage kommen, die selber die Verantwortung für ihr wirthschaftliches Thun tragen." Wer sind diese Personen? Männer, hinter denen Schaaren unterbietender Wettbewerber, Noth und Arbeitlosigkeit lauern? Frauen, die nach der Hausarbeit Erwerb suchen müssen, von der Hand in den Mund leben, nie zum Selbstbewußtsein erwachten? Greise, Kranke, Invaliden? Freie Kontrahenten! Heute wie vor einem Menschenalter!

In dem Blaubuch von 1816 verfechten die Unternehmer vermeintliche Rechte, den Augenblicksnutzen gegen einen Kollegen, einen gewiegten Geschäftsmann. Owen ward Schwärmer genannt. Der Bericht der Handelskammer spricht von einer Verkennung gewerblicher zu Gunsten sozialer Gesichtspunkte. Alle amtliche und wissenschaftliche Prüfung: quantité négligeable. Verallgemeinerungen „individueller Erfahrungen, die im engen Zirkel gemacht worden sind." Damit thut man die gewissenhafte, Jahrzehnte umfassende Forschung der Gelehrten, staatliche Erhebungen, die Berichte der Fabrikinspektoren ab. An ihre Stelle setzt man, als handle es sich um Neuland, eine ziemlich dürftige Unternehmerenquete, wobei ein Theil der Auskünfte von den Zwischenmeistern stammt. Den Sachverständigen der dritten Gruppe, den Heimarbeitern, sei hiermit Gelegenheit gegeben, sich zur Sache zu äußern. Aber Das haben sie ja längst gethan. Die ganze große Heimarbeit-Literatur läßt die Arbeiterstimmen wiederklingen. Ob sie nun selbst und unmittelbar reden oder durch den

Mund Derer, die ihre Verhältnisse prüften und wiederprüften. Auch die Heimarbeit-Ausstellung war eine Arbeiteraussage. Eine begrenzte; gewiß. Was aber setzt die Handelskammer ihr entgegen? An entscheidenden Thatsachen nichts. Und sie beweist nur das starke Unternehmerinteresse an einem letzten Unterschlupf der Willkür. Nur einige Hauptpunkte seien hier gestreift, Leitmotive unterstrichen.

Die Handelskammer bringt (Das ist verdienstvoll) Zahlen über den annähernden Umfang der berliner Heimarbeit. Für die wichtigsten Erwerbzweige: Bekleidung, Papier, Lederwaaren, Tabak zählt sie ungefähr 110 bis 120 000 eigentliche Heimarbeiter. Nach der Ansicht des Berichtes legt solche große Zahl Rücksichten auf, fordert Schonung für eine triebkräftige Gewerbsform. Mir scheint, sie legt auch Pflichten auf, fordert Schonung für diese Arbeitermassen.

Man vermißt in der Denkschrift zusammenhängende Tabellen über Arbeitzeit und Löhne. Schlüsse sind gezogen. Sie stützen sich zum Theil auf nicht unanfechtbare Berechnungen und Angaben, zum Theil auf sehr begrenztes Material. Deutlich zeigt Das die Erörterung der Arbeitzeit. Sie wird im Durchschnitt auf 8 Stunden täglich für Ehefrauen, auf 11 bis 12 Stunden für ledige Frauen und für Männer geschätzt. Im Wesentlichen nach Angaben von 68 Arbeiterinnen einer Konfektionfirma. Zwei davon arbeiten 13 Stunden; für 27 (davon beginnt eine um $6^1/_2$ Uhr morgens und schließt um $10^1/_2$ bis 11 Uhr abends) ist die Arbeitsdauer „unbestimmt". In der Weißwaarenbranche finden sich unter 38 Angaben Fälle von 13, 14 und ein Fall von 17 Arbeitstunden bei Wochenlöhnen von 13, 14, 20 und 30 Mark.

Man vergleiche mit den Lohnangaben der Handelskammer die Werke von Gertrud Dyhrenfurth und Wilbrandt, die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über „Die Hausindustrie der Frauen in Berlin." Die Löhne sollen in den letzten Jahren gestiegen sein. Die Lebensmittelpreise sind auch gestiegen. Besonders ungünstige Lohnlagen thut der Bericht damit ab, daß es sich um Nebenverdienst handelt. Die bis zum Ueberdruß erörterte Gefährlichkeit unterbietenden Nebenerwerbs für den Arbeitmarkt bleibt unbeachtet; man plaidirt vielmehr für die Freiheit der Heimarbeit zu Gunsten der Ehefrauen und anderer ans Haus oder an Standesrücksichten gebundenen Personen. In den Berichten der Fabrik- und Wohnunginspektoren kann man das Nähere über solchen Haussegen nachlesen. Im Großen und Ganzen stehen, malgré elle, die Untersuchungen der Handelskammer mit den Bildern der Heimarbeit-Ausstellung nicht in Widerspruch. Die Arbeitzeit erscheint im Durchschnitt kürzer, der Lohn höher. Aber die Gesetzlosigkeit und ihre Folgen luzen aus allen Zeilen.

Der Bericht kämpft gegen Windmühlen, wo er sich gegen ein allgemeines Heimarbeitverbot wendet. Nicht einmal die Sozialdemokraten fordern es, halten es für möglich. Nicht allgemein sei die Heimarbeit eine rückständige Betriebsform. Wo sie es nicht ist, wird das Gesetz ihre Lebenskraft nicht unterbinden.

Vielmehr sie stärken. Parasitische Krankheiterreger beseitigen. Auch über die Schwierigkeiten der Regelung täuscht sich Niemand. Seit Jahrzehnten wägt man in Fachkreisen alle Bedenken, alle Für und Wider. Doch die meisten Vorschläge zur Abhilfe weist die Handelskammer zurück. Selbst die in England jetzt mit Eifer durchgeführte Registrirpflicht läßt sie nur bedingt gelten.

Auch die Regelung der Fabrikarbeit hielt man einst für unmöglich. Und wie das Blaubuch von 1816, spricht auch der Bericht von 1906 über die Verdrängung vom Weltmarkt, bekämpft er den gesetzlichen Eingriff mit Rücksicht auf den Arbeiter, seine Rechte und Bedürfnisse. Daß rückständige Arbeiter sich dagegen sperren werden, ist gewiß. (Rückständigkeit ist kein Unternehmerprivileg.) Sperren sich doch gerade die heimarbeitenden Eltern gegen den Kinderschutz.

Der weiße neue Bericht und das alte Blaubuch: ein verwandter Text, eine verwandte Melodie. Nur anders instrumentirt. Ob deutsche Unternehmer sich finden, die für den Heimarbeitschutz eintreten, wie einst Owen für den Fabrikschutz? Ob die Gesetzgeber die Lehren der Vergangenheit nützen werden?

Helene Simon.

Mit der französischen Revolution des Jahres 1848 ist die Morgendämmerung einer neuen Weltperiode angebrochen, die durch das von ihr proklamirte allgemeine gleiche Wahlrecht Jedem ohne alle Rücksicht auf irgendwelche Besitzverhältnisse einen gleichmäßigen Antheil an der Herrschaft über den Staat, an der Bestimmung des Staatswillens und des Staatszweckes sichert und somit die weder an die Bedingung des Grundbesitzes noch des Kapitalbesitzes gebundene freie Arbeit als das herrschende Prinzip der Gesellschaft einsetzt... Die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur, mit dem Elend, der Unwissenheit, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller Art, in der wir uns im Naturzustand, am Anfang der Geschichte, befinden. Die fortschreitende Besiegung dieser Machtlosigkeit: Das ist die Entwickelung der Freiheit, welche die Geschichte darstellt. In diesem Kampfe würden wir niemals einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weiter machen, wenn wir ihn als Einzelne, Jeder für sich, Jeder allein, geführt hätten oder führen wollten... Der Zweck des Staates kann nur sein: durch die Vereinigung die Einzelnen in den Stand zu setzen, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als Einzelne niemals erreichen könnten... Dies ist die große Kontinuität und Einheit aller menschlichen Entwickelung, daß nichts Neues in sie hineinschneit, daß in ihr nur immer zur bewußten Erkenntniß gebracht und nun mit Willensfreiheit verwirklicht wird, was seit je schon an sich die unbewußt wirkende organische Natur der Dinge gewesen ist... Ohne Leidenschaft wird in der Geschichte kein Stein vom anderen gerückt. Ohne Leidenschaft ist keine einzige jener gewaltigen Befreiungen ausgeführt worden, deren Aufeinanderfolge die Weltgeschichte bildet. Das Aufhören aller politischen Leidenschaften im Volksherzen seit 1849, die Versumpfung und Mattigkeit, die seitdem eingerissen sind, sie sind ein Hauptgrund unseres tiefen Verfalles. Die Leidenschaft ist ein Zeichen, daß im Volk das politische Leben von Neuem erwacht. (Lassalle: Ansprache an die Arbeiter Berlins.)

Artur Rimbaud.*)

„Absurde! Ridicule! Dégoutant!“: mit solchen Worten wehrte der damals dreiundzwanzigjährige Artur Rimbaud ab, wenn man von seinen Versen mit Bewunderung sprach und schüchtern versuchte, ihn der Literatur wieder zurückzugewinnen. Das war nicht der posirte Degout eines Literaten, der Jugendwerke heftig verleugnet, um alles Interesse auf sein künftiges Schaffen zu konzentriren: es war der harte, unbarmherzige Schlußstrich einer abgeschlossenen Rechnung. Der Dreiundzwanzigjährige hatte damals die Kunst längst hinter sich geworfen. Aus Afrika kam er gerade und war schon in der ganzen Welt gewesen, hatte als Vagabund in Deutschland, England, Belgien gestrottert, auf den pariser Boulevards mit Schlüsseln hausirt, in Holland den Bauern bei der Mahd geholfen, hatte niedrigste Handlangerarbeit verrichtet, kannte schon die harte Streu der Gefängnisse, die Schauer des Urwaldes. Für die holländischen Kolonien als Soldat verdungen, war er in Sumatra ausgebrochen, hatte in malayischen Dörfern, ein gehetzter Flüchtling, sich durchgehungert oder, im Dickicht verborgen, mit Affen und wilden Thieren sein Leben gefristet. Egypten kannte er, Cypern, Sansibar, Aden: überall hatte er gelebt, der Dreiundzwanzigjährige, und Europa schien ihm eng, ein Zuchthaus, ein schmutziger Tümpel. Dann ging er in Länder, die den Namen erst von ihm empfingen, lernte die Sprache der Somalineger und erbeutete jungfräuliche Erde, half den Krieg König Menileks vorbereiten, hat aber Adua nicht mehr erlebt. Siebenunddreißig Jahre alt starb er in Marseille, der weißen Stadt, dem funkelnden Thor des Orients, ein Krüppel mit geballten Fäusten.

Und war mit siebenzehn Jahren schon berühmt gewesen, ein gefeierter Dichter. „Shakespeare enfant“, wie Victor Hugo, der Meister aller Phrasen, ihn taufte. Hatte mit fünfzehn Jahren Gedichte geschrieben, wie „Sensation“, das schönste deutsche Gedicht der französischen Sprache, mit sechzehn und siebenzehn Jahren, „absolument écœuré par toute poésie existante“, in den wilden, von aller Aesthetik losgeketteten Versen der „Effarés“ und anderer konvulsivischen Gedichte ein irrlichterndes Land neuer Möglichkeiten eröffnet. Und schließlich, mehr Knabe noch als Jüngling, das unvergängliche „Bateau ivre“, diesen titanischen Traum, Revolte der Farben und phantastische Symphonie fiebernder Worte, geschaffen, das mir und Manchen als das bedeutendste Gedicht der französischen Literatur erscheinen will. Nebenbei hatte er einmal, mehr ulkend als ernsthaft, ein Sonett über den Farbwerth der Vokale hingeworfen, das heute noch Artistenevangelium in Frankreich verblieb. All diese Kunst aber schuf er achtlos, unwillig fast. Seine Verse wurden von Freunden gesammelt,

*) Im Inselverlag erscheinen nächstens Rimbauds Gedichte (übersetzt von K. L. Ammer). Ein Fragment aus der Einleitung, die der junge Lyriker Stefan Zweig, der Dichter der „Frühen Kränze“, dem Buch gegeben hat, wird hier veröffentlicht.

von Freunden gedruckt. Ein einziges Heft, „Une saison d'enfer", gab er selbst in Brüssel heraus, ließ die Exemplare aber schon am nächsten Tage vernichten; drei, vier Abzüge blieben davon, kleine, schmierige Heftchen auf Käsepapier, durch Zufall erhalten. Die Poesie war ihm nichts. Nur irgend ein Befreiungversuch, ein Ventil für die drängende überschüssige Vitalität. Nur ein Versuch unter anderen. Und der erste Versuch. Dann kam die Erotik. Auch sie warf er weg: „La débauche est dégoutante." Der Wissenschaft war er verloren: „La science est trop lente." Seine Energie konnte nur in Blitzen sich entladen und ließ sich nicht zu gleichmäßiger Wärme dämpfen. Und dann ist er träg, bei aller Energie. „Quelle siècle à mains!" stöhnt er einmal auf. Der vorsichtige logische Spiralenstieg zu den klaren Erkenntnissen empor widert ihn an: er ist Arbeit. Magisch, mit dem Sprungfeuer der Intuition wollte er den Geheimnissen ins Antlitz leuchten. Statt des Enthusiasmus, den Goethe als erste Bedingung künstlerischen Erkennens rühmt, befeuerte ihn Paroxysmus, der gierige Krampf statt der ringenden Umkettung. Wie ein Fluch bricht die Kraft aus ihm heraus. Wegschleudern will er das Ueberschüssige: zuerst in Gedichte, in Frauen, in Thätigkeit. Es geht nicht. Da sucht er die quellende Gewalt gewissermaßen zu überrasen; wie ein Kranker, dem Schmerz die Eingeweide versengt, rennt und klettert, taumelt und tanzt, Unsinniges beginnt, so stürzt Rimbaud die Länder entlang. Nicht eigentlich planvoll, sondern immer wie aus einem Gefängniß heraus, nur hinaus ins Freie, ins Ferne: der Vierzehnjährige war schon so nach Paris entflohen wie der Zwanzig- und Dreißigjährige in die Zonen des Aequators. Konquistador ist er: der Starke, der mit leeren Händen und heißem Herzen auszieht, irgendwohin. Nicht um des Erfolges willen reizen ihn die Thaten, sondern um des Thuns, um der Betäubung willen. „L'action n'est pas la vie, mais une façon de gâcher quelque force, un énervement." Bethätigung braucht er, nicht Spielerei wie die Kunst. Aber kein Kortez rüstet Galeeren, kein Wallenstein sammelt ein Heer, keine Republik hat Platz für junge Generale. Nicht 1793 lebt er, sondern in der Neige eines verarmenden Jahrhunderts. Da wüthet die Kraft anarchisch gegen sich selbst. Einmal träumt er noch den Gedanken der Macht, den Rausch Balzacs: reich sein, unermeßlich reich, die Welt sich kaufen, die man nicht erobern kann. Wie eine Flamme bricht die frühe Prophezeiung aus seinem Buch: „Je reviendrai avec des membres de fer, la peau sombre; sur mon masque, on me jugera d'une race forte. J'aurai de l'or; les femmes soignent ces féroces infirmes retour des pays chauds; je serai mêlé aux affaires politiques: sauvé!" Aber Manches mißglückt; er erbeutet immer nur Summen, nie ein Vermögen. Die Langweile einsamen Lebens, der Trotz der versäumten Kraft saugen ihn langsam auf, die eigene Stärke erwürgt ihn. Der Drang nach Thaten quillt

in seinem Körper auf, Fieber verzehrt seine Seele. Sterbend will er nach Frankreich flüchten, aber an der Grenze schlägt ihn der Tod nieder. Und ohne die Treue und Mühe seiner Freunde wüßte Niemand, daß dieser afrikanische Kaufmann, der, an beiden Beinen amputirt, im marseiller Spital starb, ein Dichter (und einer der größten in Frankreich) war.

Liest man die Einzelheiten seines Lebens in Berichten und Briefen, hört man all diese barbarischen Namen nie gesehener Städte, so dämmert mählich die Vorstellung solchen Schicksals in eine neblige Ferne, in eine Traumhaftigkeit hinein. Es klingt ganz wie außer unserer Zeit. Und doch wäre Rimbaud erst ein Mann mittleren Alters. Ich sah in Paris seinen Lehrer aus Charleville, Monsieur Izambart, den Einzigen, der Rimbaud von seiner dichterischen Zeit her kannte, den Einzigen, dessen Erinnerung den Dichter Rimbaud aufzeigt. Der schilderte ihn: frühreif, jähzornig, brutal, durchaus männlich, einen Kerl mit großen, derben Fäusten, ein Wenig Muskelmensch, in der Schule schon von erstaunlicher, aber sprunghafter Energie. Dazu stimmt das Bild Fantin-Latours, wo er hingeflegelt sitzt, einem Arbeiter ähnlicher als einem Dichter, auffallend nur durch die hohe Stirn, über die Adern blau wie Schlangen hinrollten, wenn er in Zorn gerieth. Brutal sieht er aus: und war es auch wohl. Denkt man an das Ende der tragischen Episode Verlaine, als er in Stuttgart am Neckarufer die verzweifelte Diskussion über Religiosität mit einem Stockhieb abschloß, der Verlaine blutig und ohnmächtig hinstürzen ließ, denkt man an dieses merkwürdige Verhältniß überhaupt, in dem er, der Willensmensch, der Mann, „l'époux infernal", und Verlaine der Träumer, die Frau im Sinn der Unterjochten war, so spürt man Funken des Feuers sprühen, das ihn erfüllte. Proletarische Kraft strammt seine Glieder und hat sie allen Entbehrungen trotzig entgegengestellt. Die Decadence, die Verfeinerung, die krankhafte Ueberreizung, die halluzinative Vision („les vices de son sang gaulois") war eine rein seelische und hat nie in sein äußeres Leben hineingereicht, das sich ja allmählich mehr und mehr von aller zeitlichen Kultur loskettet; Kosmopolit wie alle Nomaden, ein soziales Phänomen wie die Zigeuner, zugvogelhaft über die Länder hinstreifend, ohne irgendwo Fuß zu fassen, stürzt er, ein einsames Meteor, in die Kultur wie Kaspar Hauser, der vergessen hat, woher er kam, der Keinem mehr angehört und Keinem mehr angehören will. Artur Rimbaud wäre schon merkwürdig allein durch die Thatsache seines Lebens, durch die brüske Verachtung aller Kultur, durch die Ueberwindung alles Europäerthumes, durch ein rein instinktives Leben inmitten der Moralsphären, durch seinen unbändigen Individualismus. Er ist ein Heros innerer Freiheit in unseren Tagen. Ein Desperado des Instinktes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Dichter in ihm hat Zweierlei so groß gemacht: eine Bedingung,

und eine Begabung. Ein Negatives vorerst, ein Manko: der Mangel an inneren Belastungen. Er war in keiner Weise gehemmt. Nichts band ihm die Hände, nichts war ihm heilig. Stolz sagte er: „J'ai de mes ancêtres gaulois l'idolâtrie et l'amour du sacrilège, tous les vices, colère, luxure, magnifique la luxure; surtout mensonge et paresse." Nichts hielt ihn. Familiensinn schien ihm Thorheit, Fessel und Strang: seine Briefe sind wie an einen Bankier geschrieben, Geld, Geld ist ihr steter Kehrreim. Patriotismus, Kulturstolz hatte er weggeworfen wie eine faule Frucht: unter dummen Negern lebte er lieber als mit Europäern. Nie zwang ihn Religion in die Knie, Christus ist ihm nichts als der „éternel voleur des energies". Freundschaft hat ihn nie gekettet, wurde ihm nie mehr als flüchtige Vagantenbrüderschaft. Moral: eine Lächerlichkeit, „une faiblesse du cervelle". Kunst: irgend eine Sorte von Arbeit. Nichts Festes, Solides giebt ihm das Rückgrat einer Weltanschauung, tänzerisch schwebt er über den Abgründen des Wissens. Selbst der frühe Dichter in ihm ist frei. Frei von Aesthetik, von Kunstverstand, frei von konventioneller Belastung. Brutal faßt er die Poesie an und nicht durch zärtliche Liebe zwingt er ihre Hingabe, sondern durch harten Griff. Rücksichtlos sind seine Gedichte und für schwache Nerven nicht geeignet; manche stinken von Armuth, von schmutzigen Kleidern, schwitzigen Schuhen, vom Dunst der Latrinen; ein genialer Knäuel realistischer Wirklichkeit und zügelloser Phantasie. Vorbildlos sind sie: er fängt Verse zu schreiben an, als sei er der Erste, als sei die durch Tausende vorgebaute Aesthetik zerfallen wie ein Kartenthurm. In dieser blinden Freiheit des Instinktes wächst seine Dichtung eigenartig auf, uneuropäisch, unkonventionell, urwüchsig und groß; germanisch und barbarisch bricht sie in die gallische Hochkultur ein, wie in Völkerwanderungzeiten die wandernden Kraftvölker des Nordens in Rom oder Byzanz.

Diese innere Freiheit ist die Bedingung für seine Größe. Dazu trit nun eine einzigartige Befähigung, die halluzinative Kraft seiner Anschauung. Oder besser: seiner Einfühlung. Denn er umfaßt die Außendinge nicht nur gewissermaßen dimensional, sondern läßt sie in sich mit all ihren Qualitäten eindringen, er sieht sie nicht nur, er hört sie, schmeckt sie, riecht sie, befühlt sie und durchdringt sie. Sein Auffassungvermögen schluckt die Dinge ein wie ein gurgelnder Strom, gierig, fast gefräßig: und er verzehrt sie auch im künstlerischen Sinn, er saugt ihre Essenz aus, genießt ihre schwindendsten Nuancen, sie dringen bis in sein Blut. Und so tief, so vehement saugt er alle Sinneseindrücke ein, daß ihre geordneten Stränge zerreißen, die Qualitäten sich verlieren: Duft, Ton, Farbe, Stoß, all Das rinnt in einander, berührt sich in jener untersten Schicht, wo kein Wissen mehr ist, sondern dumpfes Empfinden einer Betastung von außen, gereizter Instinkt. In dieser Tiefe und Vehemenz des Einfühlungvermögens sind die dann auch dichterisch entäußerten Zusammen-

klänge der verschiedenen Sinneseindrücke begründet, die schon Baudelaire in seinem berühmten Sonett „La nature est un temple“ dunkel vorgeahnt hat.

Nur natürlich ist, daß eine solche innere Zügellosigkeit, eine so brennende Vehemenz des Kolorits, eine so schäumende Fülle des Ausdrucks bald das Gefäß, die traditionelle französische Versform zersprengen mußte. Nur der Vierzehnjährige schreibt noch den wohlerzogenen Alexandriner. Bald aber fließen die Zeilen über im Enjambement, die Reime springen herb ab, gährende Empfindungen blähen die schwankenden Zeilen auf: und bald haut er die zerschmetterte Form hin. Zuerst nur revolutionär, in der Verwendung von Assonanzen, Freiheit der Reime, wird er bald anarchisch und wirft alle Form über den Haufen, schreibt die wild hinströmenden Prosagedichte der „Illuminations“ ihrer eigenen wilden Melodik nach. Eine Prosa, die an Kunstwerth das Höchste der Poesie ist, groß wie die Zeilenkatarakte des Walt Whitman, wie die dionysischen Ekstasen Nietzsches. Innerlich von der Kultur befreit, kommt er den stammelnden Urlauten wieder nah, religiös in einem tieferen Sinn, rhapsodisch und predigerhaft: kaum giebt es eine merkwürdigere Stilähnlichkeit des Zufalles als die beiden, fast gleichzeitigen Bücher der einsam Gewordenen, von der Welt Befreiten, als „Une saison d'enfer“ und „Zarathustra“. Rimbauds Wortkraft wird allmählich phänomenal, die Worte schwellen an unter seiner Hand: der graue Gallert der Begriffe saugt sich vampyrhaft mit Blut an und schillert nun, von Farben bis zum Bersten geschwellt, in nie gesehenem Licht. Die verbrauchtesten Worte werden neu, knistern elektrisch und sprühen plötzlich wilde Funken. Unerwartet schnellen sie auf, überraschen und zwingen wieder, noch ehe man sie logisch faßt. Und sind dabei nicht edle Worte, sondern manchmal aus dem Argot der Straße geklaubt, der Wissenschaft weggerissen, oft erst neu gestanzt. Stolz kann er sagen „J'écrivais les silences, les nuits, je notais l'inexprimable. Denn Unerhörtes hat er im Umkreis der drei Jahre vollendet, in einem Alter, da Andere noch in dumpfer Thorheit sich mit dem nachschleppenden Netz der süßen Jugendeseleien balgen. Mit fünfzehn Jahren hat er „Sentiment“ geschrieben, das schlicht schönste Gedicht der französischen Sprache. Mit sechzehn „Les chercheuses des poux“, dieses diabolisch schöne, im Innersten perverse Gedicht, das man wollüstig schauernd empfindet wie eine kühle Hand, die den Rücken herabstreift. Immer mehr werden die Zeilen blutgeädert, die Rhythmen unbändiger, die Phantasien unerhörter; und mehr und mehr beginnen sie sich schon über den Rand des Lebens hinauszuneigen, nur noch Spiegelflächen unbekannter Welten entgegen. Die Halluziation trägt ihn jäh über die Möglichkeiten. Rimbaud hat (um bei einem Bild seines Lebens zu bleiben) als Künstler mit fünfzehn Jahren Frankreich, mit sechzehn Europa verlassen. Und steuert nun der zügellosen Pracht des Orients entgegen, den gaukelnden Nächten anderer Sternenkreise, der schwülen Wollust tropischer

Sphären. Und wie die rothe Fahne der Anarchie weht über der französischen Lyrik sein ewiges Gedicht „Le bateau ivre“ die große Revolte der Farben, der Sieg der entfesselten Sinne. Das ist ein fluthender Katarakt ineinandergischtender Bilder, ein kochender Abgrund, in den diese Erkenntnisse aus apokalyptischen Himmeln gestürzt zu sein scheinen. Eine Vision, deren Sinn man erst nachträglich aufspürt; zuerst taumelt man hin unter den Keulenschlägen der Bilder. Nur auf den Zeichnungen des William Blake finden sich noch ähnliche fiebrige Visionen. Diese Länder, die von singenden Fischen durchzogen sind, das blutende Sternengewölbe, die Riesenschlangen, von der Brut der Wanzen zerfressen, die Blumen mit den Pantheraugen, die silbernen Sonnen, dieser Traum „im Gedichte des Meeres“: welche unbegreiflichen Opiate, welches brennende Fieber hat all Das gezeugt? Und doch ist er irgendwie innig mit dem Leben verkettet, in verborgensten Wurzeln; schreckhaft, wie ein lodernder Gipfel über der niedersengenden Lavafluth, bricht jäh der Aufschrei hervor: „Je regrette l'Europe aux anciens parapets“. Der tiefste Kern dieses Traumes ist schon die Vorahnung des später erfüllten Schicksal. Hier lebt sich seine letzte Sehnsucht aus: ein „voyant“ zu sein, Magier, der mit Arkanen die Träume der Zukunft findet. Er wußte sie. Sein künftiges Leben stand in diesem Gedicht, stand schon in anderen wie durch mattfarbige Scheiben leuchtend. Zwanzig Jahre vor der Erfüllung. Es ist ein unerhörter Triumph innerer Bestimmung, sublimste Möglichkeit, das erst Wachsende im Kunstwerk schon erfüllt zu zeigen. Und ist auch eins seiner letzten Gedichte. Sein Athem ging so heiß, daß das Wachs unter seinen Händen schmolz, statt sich der Form anzupassen. Die Literatur, die Kunst waren zu schwach, um das Unaussprechliche ganz sagen zu lassen. Und so warf er sie weg. Mit achtzehn Jahren.

Wien. Stefan Zweig.

Sicheres Leben.

Da ich so liege auf belaubtem Hügel,
spür ich mein Leben so, wie dort die Sonne
ganz leise rückt, wie Schatten leise rückt.
Nichts wird geschehn. O wie beruhigt bin ich,
Berge wie Hunde schlafend und doch wachsam,
der ewige Fluß, Brücke und Hausgebälk,
dem bin ich hingegeben und es wird mir,
als säh' ich auf dem Bug der schlanken Straße
ganz weit, ganz klein Tobias und den Engel
mit schönem Schritt in diese Landschaft treten.

Wien. Max Mell.

Fastenzeit.

Gute Börsenwitze, an denen früher nie Mangel war, sind rar geworden. Die Herren, die täglich in die Burgstraße wallen, sind schon lange nicht mehr zu Späßen gestimmt. In Hitzigs Hallen siehts trist aus. Die großen und die kleinen Macher zeigen gelangweilte Gesichter. Nicht erst seit vorgestern. Ist der Niedergang der Börse wirklich kein leerer Wahn? Haben die Banken schon alle Macht an sich gerissen? Jedenfalls werden sie von den Börsenleuten nicht geliebt. Der kleine Spekulant fühlt sich als Null. Nur die Eingeweihten machen die Geschäfte; der Mitläufer kann froh sein, wenn er ein Bröckchen von der Mahlzeit der Großen erhascht. Die Abwickelung der Fusion Phönix-Nordstern ist typisch für den Stand des Geschäftes. Da die Börse nichts Besseres zu thun hat, schimpft sie über die Vorgänge, die sich hinter den Coulissen abgespielt haben. „Die Geheimnisse eines berliner Klubs": so könnte der Titel des Skandalgeschichtchens lauten. Hauptperson: Der Inhaber eines nicht unbekannten kölner Bankhauses (Sal. Oppenheim jr. & Co. ist es nicht). Die Herren sitzen beim Ecarté; statt Atout und Vole hört man Phönix und Nordstern. Beim Kartenspiel ist die Fusion „finanziell vorbereitet" worden. Hier wurde der Tip „Nordstern kaufen, Phönix verkaufen" ausgegeben, bevor die misera plebs noch ahnte, daß Etwas im Werke sei. Erst wurde von „Maßgebenden" der Kurs gemacht; dann bildete man das Uebernahmekonsortium; und das setzte weislich den Preis fest. Ein umfangreiches Agiotagegeschäft: erst die Eingeweihten, dann das Finanzkonsortium; die ahnungslosen Nordsternaktionäre haben ihre Papiere verkauft, als der Kurs eben zu steigen anfing, und die Phönixleute müssen die Zeche bezahlen. „Unerhört, daß mans ohne die Coulisse gemacht hat!" Ein Trost ist, daß auch die Größten mal hereinfallen können. Die Deutsche Bank fühlte sich von der Berliner Handelsgesellschaft gekränkt. Wer lacht da? Hohenlohe-Memoiren, unliebsamer Art, just so wie die des Onkels Chlodwig. Die Hohenlohe-Werke haben einen schlechten Ausweis veröffentlicht; eine nachhinkende Interpretation, die den Schmerz mildern sollte, blieb ohne Wirkung. Von diesem ungünstigen Ergebniß hat die Deutsche Bank angeblich nichts erfahren, trotzdem die Handelsgesellschaft natürlich wußte, wie der Hase laufen würde; und im ersten Aerger über diese „Wahrung des Geschäftsgeheimnisses" hat die Deutsche Bank sich durch den Verkauf des nicht unbeträchtlichen Postens ihrer Hohenlohe-Aktien gerächt. Ein anderes Bild. Der Darmstädter Bank gehts nicht gerade herrlich. Vielleicht würden die Herren von Klitzing und von Simson ihren früheren Kollegen gern nach Afrika begleiten. Aber er müßte schon jetzt reisen. Dar-es-Salaam wäre in den Tagen der Bilanzveröffentlichungen und Generalversammlungen gewiß kein schlechter Aufenthalt. Armer Kolonialdirektor! Die schlimmsten Befürchtungen, sagt man, seien übertroffen. „Heldburg oberfaul. Die Bank sitzt in der Tinte. Erst hat er ihr allen möglichen Kram aufgeladen und jetzt weiß sie nicht, wie sie das Zeug loswerden soll." Die Schwarzseher stöhnen, die Dividende der Darmstädterin könne diesmal gewiß nicht mehr als 6½ Prozent, also 1½ Prozent weniger als im vorigen Jahr, betragen; und sehr Optimistische schätzen die kommende Rente auf höchstens 7½ Prozent. Ich glaube nicht, daß die Verwaltung die Bank durch eine allzu fühlbare Dividendenkürzung diskreditiren wird. Vielleicht giebt sie mit ruhigem Gewissen wieder 8 Prozent. Heldburg hat vom höchsten Kurs des vorigen Jahres freilich 50 Prozent verloren; jetzt solls aber dort etwas besser stehen und der kluge Geheimrath Kempner wird, als „Kaligraph", die Sache schon deichseln. Die Deutsche

Bank soll für eine Million Mark Heldburg-Aktien erworben haben. Als Heldburg sanirt wurde, gelang es der Darmstädter Bank, die der Deutschen nahestehende Hildesheimer Bank von der Tafel wegzudrängen, auf der man die feinsten Bissen vermuthete. Die Deutsche hätte der Darmstädterin also jetzt heimgezahlt, was ihr damals von Dernburg angethan ward. Ersetzt ist der berühmte Bernhard noch nicht. Der Geheime Oberfinanzrath Maximilian von Klitzing ist ein würdiger Herr und vielleicht ganz geeignet, die Darmstädterin wieder in die alten Bahnen gemächlichen Arbeitens zurückzuführen. Lewin, der Deutsch-Lux kontrolirte und als ziemlich geschickt galt, ist ausgeschieden. Mit ihm ging der Kaiserliche Bankdirektor a. D. Paul Rump (der bei den Angestellten nicht beliebt war) und nun regiren die Herren von Klitzing und von Simson. Leicht haben sies nicht; und alles Industrielle ist ihnen recht fremd. Ihr Geschäftsbericht wird schon lange mit Spannung erwartet. Wie wird Dernburg nach der Veröffentlichung aussehen? Man darf nicht verschweigen, daß die ernstesten Bankleute, die nach den ersten Erfolgen der Excellenz huldigten, jetzt wieder recht skeptisch über den Mann urtheilen und behaupten, er komme von dem System Heldburg nicht los und werde auch künftig „auf Glanz arbeiten". Die Zeit wird lehren, wer Recht hat. Daß Eberstein, der nach einem Souper im Zoologischen Garten Dernburgs Eintritt in die Regirung vermittelte, sich erschossen hat, nahm die Börse als ein böses Omen.

Wenn sie witzig wird, ist die Börse jetzt überhaupt recht boshaft. Die Berliner Handelsgesellschaft wird von ihr das Treibhaus genannt. Hohenlohe, Riebeck Montan und Thiederhall: drei arge Enttäuschungen. Die Sachen sind gut, aber die Kurstreiberei mußte unerfüllbare Hoffnungen wecken. Doch bei dem hohen Diskont geht das Geschäft einer Großbank schließlich von selbst. So lange man die Debitoren mit 7 und 8 Prozent Zins belasten kann, sind 3 bis 4 Prozent aus der Differenz mit den für die Einlagen zu vergütenden Zinsen mühelos verdient. Vom Hypothekenbankdirektor sagt man, er habe seinen Jahresgewinn zum größten Theil schon verdient, wenn er am zweiten Januar aufwacht; wird der hohe Geldsatz zur dauernden Einrichtung, dann ist für den Direktor einer anderen Bank das Leben fast eben so bequem. Erschwert der theuere Geldstand das Effektengeschäft, so läßt der Ausfall sich ertragen, da die Banken das Hauptgewicht ja auf das reguläre Geschäft legen und von Konjunkturgewinnen deshalb nicht abhängig sind. In Jahren, die, wie 1906, größeren Finantransaktionen nicht günstig sind, kann man immerhin ältere Bestände abstoßen und Gewinne realisiren. Siehe die Nationalbank für Deutschland. Die Dividende um ½ Prozent erhöht (was sich, wenns ihr nur auf den Börseneffekt ankommt, natürlich jede halbwegs solide Bank zu leisten vermag) und keine merkbare Verschlechterung der Liquidität. Ein Ergebniß, mit dem man zufrieden sein kann. Wechsel, Zinsen und Provisionen habens geschafft. Effekten- und Konsortialgeschäfte brachten 500 000 Mark weniger. Was verdient wurde, ist zum großen Theil wohl der Canada-Hausse zu danken, die gerade noch bis zum Jahresschluß anhielt. Für die Nationalbank, die Protektorin von Canada-Pacific, wars natürlich eine gute Gelegenheit, mit Nutzen zu verkaufen. Seit Ultimo Dezember ist der Hausserummel auf dem Canada-Markt aus; der Kurs ist um 20 Prozent niedriger. Der Ruhm, die Canada-Sache „gefingert" zu haben, wird Herrn Martin Schiff, der vom Stellvertretenden zum ordentlichen Direktor aufgerückt ist, zugeschrieben. Einem Schützling des ruhig und verständig arbeitenden Direktors Stern, der durchaus nicht, wie Mancher angenommen hatte, vom Geheimrath Witting in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Herrn Schlitter von der Essener Kredit-Anstalt, der in die Direktion der Deutschen Bank eingetreten ist, beneiden die vergrämten Börsenleute um seine immer gleich gute Laune. „Dem hängt der Himmel voll Geigen“, heißts; aber auch: „Der weiß selbst nicht, warum er von Essen nach Berlin geholt worden ist.“ Kloenne soll amtsmüde sein, Gwinner ist schon lange nicht mehr recht gesund und Roland-Lücke war mehrmals zu Erholungpausen gezwungen. Auch am anderen Ende der Behrenstraße giebts Umzüge. Herr Ministerialdirektor Hoeter hat sich vor Dortmunder Union, Luther Maschinen, Bochumer Bergwerk aus dem Hohen Rathe der Diskontogesellschaft geflüchtet; sehr behaglich hat er sich als Geschäftsinhaber wohl nie gefühlt. Dem alten Geheimrath Hartung, der aus dem Schaaffhausenschen Bankverein geschieden ist, mag die Bürde der Würde schwer geworden sein, seit Eugen Gutmann über Dresden-Schaaffhausen regirt. Mit den Grundsätzen dieses Selbstherrschers kann sich nicht Jeder befreunden. Und vielleicht ists richtig (was Manche vermuthen), daß der Schaaffhausensche Bankverein allmählich wieder an den Rhein zurückgedrängt werden soll; dann könnte er, ohne Ablenkung, das Rheinland und Westfalen scharf kontroliren.

Ob aber aus der Industrie fürs Erste noch viel zu holen sein wird? An Fusionen wird noch Einiges verdient werden. Natürlich nur von den Eingeweihten. Nicht nur in der Montanindustrie. Herr Eugen Landau hat lange keine Fusion vermittelt; am Ende versucht ers nächstens im Reich der Brauereien. Eifrig werden alle Anzeichen registrirt, die auf einen kommenden Krach hindeuten: Rückgang der schottischen Eisenwarrantpreise; Unbehagen auf dem russischen Getreidemarkt; ständige Krisengefahr in New York. Bei all diesen Befürchtungen lebt die Spekulation von der Hand in den Mund. Der kleinste „Schluß“ wird wie ein Sieg angestaunt. Woher solls denn auch kommen? Auf Kurssteigerungen ist für nahe Zeit kaum zu hoffen: also wird auch nicht viel gekauft und die kleinen Leute müssen fasten. Man merkts sogar am Besuch des Börsenrestaurants. In Haussezeiten ist da kein Platz zu bekommen. Wenn die Geschäfte flau gehen, wird im Stehen gefrühstückt. Der kleinste Galopin ist denn auch längst von der Nothwendigkeit einer Reform des Börsengeschäftes durchdrungen; und wie ernst es den Leuten mit der Sache ist, hat jüngst ein Praktiker in Schmollers Jahrbuch ausgesprochen. Daß von dieser erhabenen Warte aus ein Börsenmann zum Volk der Intellektuellen sprechen durfte, war an sich schon ein Ereigniß. Er fragte: „Wie kann die Börse mehr der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden?“ Die Klage des Schreibers hat man in den drei Sälen des Börsenhauses oft gehört; nur nicht an den Wänden, wo die Großbanken ihre Plätze haben. Die Bankenkonzentration, heißts überall, ist der Tod der Börse. Der Praktiker macht neben einigen mehr gut gemeinten als gut erwogenen Vorschlägen einen, der mir der Prüfung werth scheint. Um zu bewirken, daß die Großbanken nicht allzu viele der ihnen ertheilten Aufträge, wie sie jetzt thun, ohne Mitwirkung der Börse den Kursmaklern geben, sollen die durch die Kursmakler vermittelten Geschäfte niedriger besteuert werden als die Aufträge, die die Banken in sich kompensiren. Dadurch würden die Banken, die durch zu hohe Provisionsätze Kunden verlieren könnten, genöthigt, wieder mehr mit der Börse zu arbeiten. Der Gedanke ist nicht schlecht und kann (was besonders wichtig ist) verwirklicht werden, ohne daß den Banken daraus ein Nachtheil erwüchse. Die Großen brauchen ihm also nicht zu opponiren. Läßt man die Dinge wie bisher gehen, so kann der Tag kommen, wo die Frage nach der großmächtigen Börse mit der bekannten Märcheneinleitung beantwortet wird: „Es war einmal...“ **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. März 1907.

Pazifischer Krieg.

Am sechsten September 1905, als in Portsmouth (New Hampshire) der Friedensvertrag unterzeichnet war, erhielt Herr Theodor Roosevelt aus London und aus Berlin Glückwunschdepeschen. König Eduard gratulirte ihm „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben." In der Depesche des Deutschen Kaisers wars schon ein „großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohlthat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken." Damals sagte ich: „Nur Theddys unermüdliche Anstrengungen haben den Erfolg bewirkt und die ganze Menschheit muß sich, Christen, Islam, Buddhisten und Heiden, dankbar vor dem Gnadenbilde des Wohlthäters vereinen; ‚und wird Dies auch thun'. Was hatte Herr Roosevelt nun eigentlich geleistet? Die Einladungen verschickt, das Lokal hergegeben, die Schmoller eifernd zur Versöhnlichkeit gemahnt. Sehr nett. Doch dafür Dank von der ganzen Menschheit? Nicht einmal sehr klug. Wenn die Russen auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten gehört hätten, wäre ihnen auf Sachalin kein Hälmchen geblieben. Und die Japaner klagen jetzt, der Yankeepräsident habe sie unzärtlich ins Joch gedrängt. Gar nicht sehr klug. Auf Japans Weg könnten die Philippinen die erste Etape sein; und Uncle Sam hätte allen Grund, in Tokio keinen Groll aufkommen zu lassen. Ein peacemaker muß genau wissen, aufs Haar, was er den streitenden Parteien zumuthen darf. Roosevelt hat geirrt. Auf Rußland konnte er nicht wirken. Wenn die Gelben seinem Rath williger lauschten, thaten sies, weil er eine große Gruppe ihrer Gläubiger vertrat. Wer mit der Hand auf dem

Beutel aber Milde, Schonung, Barmherzigkeit predigt, läßt im Gedächtniß des Schuldners eine schmerzende Furche.“ Der Pazifikator hatte an den Pazifischen Ozean gedacht und sich gesagt, Japan dürfe nicht allzu mächtig werden, dürfe namentlich von den Russen kein Geld bekommen: sonst könne es die Vereinigten Staaten bedrohen, ehe sie zur Abwehr gerüstet seien. Die Rechnung war richtig. Wars aber auch weise, sie den gelben Mann lesen (oder doch ahnen) zu lassen? Mußte das Land, das die Ausnützung des Sieges hinderte, im Shintoistenreich nicht gefährlichen Haß erwerben? Den Amerikanern, die sich im Boxerkrieg früh aus der Front entfernt und sich nachher klüglich vor Landpachtungen in China gehütet hatten, konnte die ostasiatische Ernte nun doch verhageln. Herr Roosevelt (den der erfahrene Staatssekretär gewarnt haben mag) sah die Wetterwolke und suchte die Schauer körnigen Eises von den Häuptern seiner Schaar abzulenken. Er schrieb an den Deutschen Kaiser (den er, mit einer am ersten Beamten der großen Republik auffälligen Unkenntniß staatsrechtlicher Verhältnisse, Emperor of Germany nannte): „In jedem Stadium haben Sie an dem Bemühen mitgewirkt, im Fernen Osten Frieden zu stiften. Daß ich gemeinsam mit Ihnen diesem Ziel zustreben durfte, war mir eine besondere Freude.“ Avis au lecteur: Nicht Amerika nur, sondern auch Deutschland ist den Japanern für den Friedensschluß verantwortlich. Das war der Anfang. Bald sickerte die Behauptung durch, Wilhelm habe die Konferenz vorgeschlagen und einen amerikanischen Küstenplatz für das Rendezvous empfohlen. Da Herr Roosevelt uns in Asien Gefälligkeiten erwiesen hatte, mußten wirs wohl hinnehmen. Doch der Kaiser that mehr. Als er amerikanische Abgeordnete empfing, sagte er zu ihnen, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm. Sagte außerdem, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Sagte es zu fremden Parlamentariern, die er zum ersten Mal sah und die jedes Wort natürlich brühwarm in die Zeitung brachten. Hatte die Hoffnung, solche Botschaft zu hören, sie übers Meer geführt? Theddy konnte lächeln. Als aus Tokio die Kunde gekommen war, das Volk mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hatte er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt: und der Kaiser that ihm wirklich nun den Gefallen, sich selbst zur frühsten Förderung des Planes zu bekennen. Auch in Buckingham Palace schmunzelte Einer. „Allerliebst, daß gerade die Beiden

das Odium auf sich nehmen. Amerika wird fürs Erste vergebens um die Freundschaft des Dai Nippon werben. Warum trug es auch ‚so wesentlich‘ zu dem guten Ausgang der Konferenz bei? Und gegen Deutschland haben wir drüben jetzt fünf Trümpfe in der Hand: das Buddhabild, den Vergleich mit den Hunnen, die Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschou und den neusten Fehderuf gegen die Gelben. Damit läßt sich mindestens eben so viel wirken wie mit dem Jameson-Telegramm, das die Deutschen eine halbe Milliarde gekostet hat." Le bruyant Théodore aber hatte den Kopf aus der Schlinge. So dünkte ihn. Der Philippinenarchipel schien nicht mehr gefährdet; und am Ende erreichte der Makler gar noch einen profitlichen Handelsvertrag.

Im Reich des Tenno ists bald ruhig geworden. Kein Aufruhr mehr, kein Widerhall hitziger Straßenkämpfe; und Baron Jutaro Komura, dessen Name neben Wittes unter dem Friedensvertrag steht, fiel nicht als Opfer des Gassenfanatismus. Japan schwieg wieder. Und die weiße Welt ließ sich wieder täuschen. Glaubte, der erste Lenzsturm werde den Ingrimm hinwegwehen. Die Kunst, sich zu unverdächtigem Schweigen zu zwingen, ist im Wettkampf der Völker Nippons wichtigste Waffe. Vor zwölf Jahren, als Graf Hirobumi Ito in Shimonoseki den Friedensvertrag unterzeichnet hatte, der den Japanern Formosa und die Fischerinseln, Liautung und zwölfhundert Millionen Mark gab und den Weg nach Korea öffnete, war die Menge halbwegs zufrieden; noch nicht ganz: die Radikalsten forderten seit zwei Jahrzehnten die Herrschaft über Korea. Als Rußland, Frankreich und Deutschland dann gar die Aenderung des Vertrages erzwangen, als Japan die Liauhalbinsel räumen mußte und von China dafür nur noch hundertachtzig Millionen Mark bekam, heulte die Nation wüthend auf: Wir sind um die Frucht des Krieges geprellt! Schwieg aber schnell, als Ito, den die Gnade des Tenno in den Rang der Marquis erhöht hatte, vom Ministerpräsidium zurückgetreten war; und arbeitete geräuschlos an neuer Rüstung. Damals hatte das Sonnenreich erst seit sechs Jahren ein Parlament und die Macht der Presse war noch gering. Nach dem Sieg über Rußland sahs anders aus. Nikolai Alexandrowitsch war, trotz der Warnung des weisen Li-Hung-Tschang, auf dem Weg nach dem ersehnten eisfreien Hafen vorwärts geschritten, weit über die Grabstätten der Mandschuherrscher hinaus, hatte Korea zu erobern, Kwangtung zu halten versucht und, wie Li voraussah, die Südbahn nur für die verachteten Makaken gebaut. Nippon triumphirte, wähnte das Zarenreich dem Zusammenbruch nah und forderte viel: reichlichen Landerwerb, eine gesicherte Machtstellung in der Mandschurei, das Verbot jeder russischen Fortifikation in Ostasien, das Protektorat über Korea

und den Ersatz aller Kriegskosten. Nicht nur die Radikalen schrieben den Unterhändlern diese Bedingungen vor. Das Reich hatte nun ja die Oberflächengestaltung einer Demokratie und die Zeitungphrase war bis ins Ohr der Reiskarrenkulis gedrungen. Tag vor Tag wurde der nationale Hochmuth gekitzelt, mit dem kindischsten Wahn das Massenbewußtsein genährt; und immer konnte der gelbe Preßklüngel sich auf Europens Urtheil berufen, das dem Reich der Zaren nicht die ärmste Hoffnung mehr ließ. Nach solchen Siegen mußte der Paktolos die Insel des Sonnenaufganges düngen. Korea, Liautung, Sachalin, die mandschurische Eisenbahn, sechshundert Millionen Taels: mit kleinerer Beute durfte der Sieger sich nicht begnügen. Rußland mußte aus Ostasien verdrängt, mußte gehindert werden, nah beim Japanischen Meer eine Flotte zu halten; und wenn Wladiwostok den Moskowitern noch blieb, durfte es nicht länger eine dräuende Seefestung sein. Sonst giebts keinen dauernden Frieden; bleibt der Krieg ertraglos und die Existenz des Reiches bedroht. Doch der Herbstmond beschien ein anderes Bild. Japan erhielt nur die Hälfte von Sachalin und nicht eine Kopeke; mußte die Bürde der Kriegskosten also weiterschleppen. Rußland behielt Wladiwostok (wo eine große Werft und ein Kriegshafen ersten Ranges entstehen soll), den riesigen sibirisch-mandschurischen Grenzgürtel, der Chinas Leib an empfindlicher Stelle drückt, verlor keins seiner wichtigen Stromgebiete und hat in der Eisenbahn die einzige direkte Landverbindung zwischen Europa und dem Fernen Osten; eine Verbindung, die eines Tages noch werthvoller werden kann als der Suezkanal. Ists ein Wunder, daß die portsmouther Kunde zum Aufruhr reizte und die von der Schreiberzunft mit glattem Wort betrogene Menge kreischend die Regirung Mutsuhitos feigster Niedertracht zieh? Die wußte, daß mehr nicht zu erreichen, daß der Bär, dessen Fell die Gassenhelden vertheilen wollten, kaum ernstlich verwundet, daß Rußland als asiatische Landmacht fast unangreifbar war. Wußte, nachdem sie schon auf Pfand geborgt hatte, auch, daß die Volkskraft längere Anstrengung nicht zu leisten, der Geldvorrath kaum noch die Blöße zu decken vermochte. Durfte es aber, während in New Hampshire verhandelt wurde, nicht sagen. Alle Gründe, die trösten konnten, wurden ins Licht gestellt. „Die Thür, die in die Mandschurei führt, steht uns nun offen; in diesem weiten Gebiet sind die Kohlen- und Erzfelder noch nicht erschlossen; auch Müller, Bäcker, Brauer, Krämer finden da leicht lohnenden Absatz. Auf dem Südstrang der Ostbahn rollen Schätze uns zu und der Haupttheil des Chinesenhandels ist uns, der siegreichen Vormacht, den Rächern der gelben Rasse, fortan sicher. Wir haben Korea, haben das Recht, in den Gewässern der Küstenprovinz zu

fischen; und allein im Ochotskischen Meer werden alljährlich fünfhunderttausend Lachse gefangen. Seid zufrieden! Unser junges Prestige wäre geschmälert worden, wenn wir um schnödes Geld weitergekämpft hätten." Doch die Hemin, die Massen, hörten nicht auf die Schwichtigung. Ihnen schien das blanke Geld keine schnöde Sache. Sie hatten, als sie ihre kräftigsten Männer gegen die russischen Bayonnette ausschickten, nicht nur an die Ehre, sondern auch an das Geld gedacht. Sollten sie, sollten die mit dem Siegerkranz Heimkehrenden nun ihr Leben lang Karren schieben, mit leerem Bauch Papier bepinseln und Streichhölzer schnitzen? Wieder brüllten sie auf. Doch wieder folgte dem Sturm rasch die Ruhe.

Japan ist arm. Nach dem Krieg noch ärmer, als es vorher war. Die Staatsschuld ist um fünf Milliarden gestiegen, das Gold ins Ausland abgeflossen, die Währung gefährdet. Nur ein kleiner Theil der Bodenfläche ist anbaufähig und diese schmalen Bezirke sind so dicht bevölkert wie kaum irgendwo auf der Erde eine Provinz. (Die landläufige Statistik täuscht wieder einmal, weil sie die unwirthlichen Kratergebiete nicht abrechnet.) Kein Pflugschar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Der Mann von Zipangu, der dem Westen die Technik abgeguckt hat, ist in allen Geschäftszweigen schnell heimisch. In sieben Jahren, von 1895 bis 1902, hat Japan die Zahl seiner Webstühle und das Gewicht seiner Steinkohlenproduktion fast verdreifacht, seinen Waarenexport verzwölffacht. Auch dem neuen Boden werden diese arbeitsamen Menschen alles Erreichbare abringen. Einstweilen aber siehts arg aus. Das Volk hungert. Während des Krieges sind Zolleinnahmen verpfändet, für die Anleihe sechs und sieben Prozent Zins gezahlt worden; und die Hoffnung, das Britanien verbündete Reich werde mit seiner Wünschelruthe billiges Geld hervorzaubern, hat bisher getrogen. Noch wars nicht einmal möglich, für das im Krieg zerstörte Material ausreichenden Ersatz zu schaffen. Wo winkt Rettung aus solcher Noth? Von allen nationalen Industrien hat das Kriegsgewerbe sich am Besten bewährt. Das Inselvolk könnte ins Amurgebiet vordringen, Blagowjeschtschensk nehmen und das Mineralreich erobern, aus dem Gold und Silber, Kupfer und Blei, Naphtha und Kohle zu holen ist. Rußland wäre, mit seinem desorganisirten Heer, beinahe wehrlos. Seine ostasiatischen Armeecorps sind zu schwachen Brigaden geschrumpft und haben den Schrecken der Nachtkämpfe noch nicht vergessen, in denen ein gelbes Kerlchen waffenlos, über Leichen hinweg, den blonden Riesen ansprang, ihn würgte, mit flacher Hand ihm die Armknochen brach oder mit spitzer Kralle die Augen ausdrückte. Nur: diese Russen sind unberechenbar. Wenn die Treulosigkeit der pariser Regirung Roschdestwenskij mit seiner als Schreckgespenst wirksamen, als Waffe unbrauch-

baren Ostseeflotte nicht, wider Sinn und Wortlaut der eigenen Neutralitätvorschrift, ins Verderben getrieben, wenn bei Mukden, als die Japaner schon wankten und das Treffen verloren glaubten, Kuropatkins Kurzsicht nicht den Befehl zum Rückzug gegeben hätte, wären sie nach zwanzig dunklen Monaten schließlich Sieger geblieben. (Und daß Japan damals am Ende seiner Möglichkeiten stand, wissen wir aus dem Bekenntniß des Marschalls Yamagata.) Im Amurgebiet würden sie wieder die Hordentaktik wählen, ringsum Alles verwüsten, dem nachdringenden Feind jedes Quellspältchen verstopfen und über den zwischen Feuersbrünsten ermattenden dann erst mit geschonten Haufen herfallen. Durfte man auf diese Karte den Barbesitzrest setzen? An ein so unsicheres Unternehmen ein neues Landheer und den Betrag der Transportkosten wagen? In der Heimath mahnten schon Manche, Kwangtung den Chinesen zurückzugeben; warnten vor der Wiederholung des Fehlers, den England machte, als es sich in der Bretagne festsetzen wollte; und riethen, mit allen verfügbaren Steuerkräften die Seemacht zu stärken, statt mit großem Geldaufwand einen ziemlich werthlosen Landzipfel zu schützen. Nun noch einen Kontinentalfetzen, gar einen im Norden, an sich reißen und dem Reich des Himmelssohnes, das man doch versöhnen möchte, auch von dieser Seite her auf den Leib rücken? Den Bären, der auf der Ostflanke nicht tötlich zu verwunden ist, noch einmal herausfordern? Aus diesem Kampf war vielleicht Ruhm, doch sicher nicht Geld zu holen.

Nur Geld aber konnte helfen. Zwar hatte Mutsuhito gesagt, Japan führe den Krieg nicht, um Gold zu erraffen, sondern, um seine Ehre zu wahren. Doch Ehre soll auch im Bereich des Flaggentuches mit den sechzehn Sonnenstrahlen mehr sein als ein bemalter Schild, der dem Leichenzug einer Nation vorangetragen wird. Der erhoffte Wirthschaftaufschwung hatte sich nach dem Friedensschluß nicht eingestellt; nur ein kurzes Gründerfieber. Das fremde Kapital hielt sich zurück und die kühnsten Bankiers wagten kein großes Geschäft. In diesem Land, hieß es, ist vorläufig nichts zu machen; das Volk ist zu arm und den Weißen zu feindlich gesinnt. In der japanischen Hälfte von Sachalin (wo das Kondominium mit Rußland nicht lange dauern kann) sollten Schätze schlummern, Korea Gold und Eisenerz, Baumwolle und Reis liefern. Und das Recht, an der ostsibirischen Küste zu fischen, hat sogar den unfleißigen und ungeschickten Ussuri-Kosaken jährlich mindestens hunderttausend Mark eingebracht; die Japaner, denen der Fisch das Fleisch ersetzt, werden durch regeren Fleiß und modernere Technik den Ertrag rasch steigern. Das Alles genügt nicht; wirkt auf das Inselland wie ein Tropfen auf den heißen Stein. So gehts Manchem, der mit geborgtem Geld spekulirt: stets droht ihm, im politischen Geschäft

wie an der Börse, die Gefahr, daß ihm, bevor er noch seinen Einsatz herausgeholt hat, neuer Kredit verweigert wird. Japan hatte das für den Krieg nöthige Geld von England und Amerika entliehen. Das Ziel der angelsächsischen Wünsche war erreicht, wenn Rußland geschwächt und zum Eintritt in den Britenconcern willig, Japan aber nicht so stark geworden war, daß es ohne Englands Hilfe gedeihen konnte. Der fromme Israelit Jakob Schiff (der das einträglichste Geschäft ausschlägt, wenn ers am Sabbath besprechen soll) hätte zum Kampf gegen das antisemitische Rußland vielleicht noch mehr geborgt, war für Erobererzüge aber nicht zu interessiren. Nirgends eine Hoffnung. Der nervöse, redselige und witzige Franzose, der dem ernsthaften Ostasiaten nicht imponirt und als Russenfreund verschrien ist, wird in Indochina von Britanien geschützt. Der Deutsche, den der gemeine Mann in Yokohama, der Fabrikant in Kioto und Osaka haßt, ist in Shantung zu ärgern, doch nicht zu schröpfen. Schon murrt das Volk und fragt grollend, warum der Krieg denn geführt worden sei, da er die Lage des Vaterlandes ja nicht gebessert habe. Neue Rüstung soll die Menge beruhigen. Beruhigt sie wirklich auch wieder. Niemand forscht, wohin die Angriffsfront sich diesmal wenden werde. Jeder harrt des Wunders, das, nach zwei wehen Enttäuschungen, die Männer von Nippon endlich für ihr heldisches Mühen nicht nur mit welkendem Lorber belohnen soll.

Die Botschaft, die über den Stillen Ozean kam, zeigte den unsicher tastenden Wünschen das Ziel. In San Franzisko war einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert worden. Auch auf der Eisenbahn will der stolze Amerikaner nicht mehr neben dem Gelben sitzen; in Meetings und Zeitungen werden Sonderwagen für die Japaner verlangt. Unerhört. Sollen wir uns drüben wie Neger behandeln lassen, wir, die China und Rußland niedergeworfen und den Erdball mit unserem Ruhm erfüllt haben, schlechter noch als die Schwarzen? Die alte Wunde brach auf. Amerika hat die Russen umjauchzt. (Richtig. Das Volk, das den gelben Mann wie einen Pestkranken meidet und den Chinesen, trotzdem er kräftiger, vornehmer und von älterem Kulturadel ist als der Japaner, wie ein ekles Stinkthier einpfercht oder von der Schwelle weist, konnte sich nur aus der Ferne für Oyama, Nogi und Togo begeistern und mußte Komura und dessen Zwergengefolge abscheulich finden.) Amerika hat uns ins Joch dieses Friedensvertrages, dieser schweren Steuerpflicht gezwungen. (Richtig. Eduard und Wilhelm habens bestätigt und Roosevelt hat die Verantwortlichkeit nur zu theilen versucht.) Sollen wir von diesen Leuten etwa neue Demüthigungen dulden? Weil sie in den Philippinen einen für ihre ostasiatische Politik wichtigen Stützpunkt haben, glauben sie,

uns jede Schmach anthun zu dürfen. Der Glaube kann trügen. Wie weit ists für unsere Flotte denn bis nach Manila? Auf Sachalin haben wir von den verheißenen Schätzen noch nichts gefunden und die Schutzherrschaft über Korea bringt der Reichskasse keinen Yen. Die Philippinen haben Holz und Kohle, Tabak und Hanf; ihr Klima behagt dem Japaner und von ihrem feuchten Boden ist Reis in Fülle zu ernten. Wer diese Inselgruppe hat, kann den japanischen Handel hemmen und auf Chinas Märkten als Herr gebieten. Unsere Kaufofferte habt Ihr abgelehnt. Wenn unsere Linienschiffe vor Luzon gesichtet werden, laßt Ihr vielleicht eher mit Euch reden. Wir können nicht dulden, daß eine Inselkette den Stillen Ozean sperrt und eine uns feindliche Macht den Haupttheil des chinesischen Handelsgewinnes wegschnappt; und freuen uns deshalb des Vorwandes, den der kalifornische Schulstreit uns liefert.

Nur ein Vorwand ists. Daß die Philippinen auf Japans Weg die erste Etape sein sollten, war schon 1905 zu erkennen. Und die Vorarbeit hat nicht erst gestern begonnen. In Schaaren fuhren gelbe Männer übers Meer; siebenzigtausend sollen in Kalifornien angesiedelt sein. Auch auf Guam, Hawaii und in Mexiko hat die japanische Einwanderung zugenommen. Auf Luzon wurde ein Japaner (wie behauptet wird, ein Artillerieoffizier) verhaftet, der die Fortifikation nachgezeichnet hatte. Sogar auf den Galapagosinseln will man Kundschafter entdeckt haben. Noch könnte Nippon den Kampf wagen. Seine Kriegsmarine ist nicht an Zahl der Gefechtseinheiten, doch an Qualität der Schiffe, Geschütze und Mannschaft der amerikanischen überlegen und seine Handelsflotte hat in schwererer Probe ihre Leistungfähigkeit bewiesen. Von Makung, dem Haupthafen der Fischerinseln, die als Basis der Operationen zu benutzen wären, ist Luzon in zwei Tagen zu erreichen. Verfährt Japan wie vor Port Arthur, überrascht es, ohne sich bei der Formalität einer Kriegserklärung lange aufzuhalten, den Feind, dann hat es einen kaum wieder auszugleichenden Vorsprung: denn Amerika muß seine (nur in dem bequemen Krieg gegen Spaniens Ohnmacht bewährte) Flotte auf dem langen Weg um das Kap Horn an die pazifische Küste bringen. Da Uncle Sam auf den Philippinen und in Mexiko gehaßt wird, rechnen die Japaner darauf, daß die Negritos, Tagalen und andere Malaienenkel sich für sie erklären; noch sicherer sind sie der farbigen Mexikaner (achtzig Prozent der Bevölkerung); und in Niederkalifornien spricht man offen von einer Verständigung zwischen dem Inselreich und den Estados Unidos de Mejico. Die Blokade amerikanischer Häfen wäre ziemlich zwecklos, da die atlantische Küste der Vereinigten Staaten, die ungleich wichtigere also, frei bliebe. Ein auf mexikanische Inselchen oder auf kalifornische Häfen gestütztes

Geschwader könnte der Amerikanerflotte aber den Weg nach Alaska sperren, den sie nehmen müßte, um von den Kurilen aus Japan selbst anzugreifen. Und wer weiß, ob die Japaner sich mit den Philippinen begnügen, ob sie nicht eine Expansion auf das Festland versuchen würden, wo ein Gewimmel schwarzer, brauner und gelber Menschen dem Yankee front und stöhnend des Befreiers harrt? Wer diese Haufen den Gebrauch moderner Waffen lehrte, wäre sehr stark und könnte für den Verzicht auf die Ausführung des gefährlichsten Planes hohen Preis fordern. Wird die weiße Menschheit auch dieses Schauspiel noch erleben? Die Gelben müßten sich freilich beeilen. Wenn der Panamakanal sich amerikanischen Kriegsschiffen geöffnet hat, ist die Zeit für immer versäumt.

Deshalb glaubt fast die ganze Diplomatie, glauben fast alle Admiralstäbe an diesen Krieg. Den Japanern wird jedes Wagestück zugetraut. Und ists gar so schwer? Sie sind besser gerüstet, schneller auf dem Kriegsschauplatz, haben stärkere Stützpunkte; und die ungestüme Presserin treibt sie: die Noth. Sie haben sich nicht gescheut, mit Rußland anzubinden; und in all dem Glanz ihrer Siege nicht den Nahrungspielraum erlangt, den sie brauchen. Warum soll der Kampf gegen die Vereinigten Staaten, deren Transportflotte und Landmacht sich ihrer noch nicht vergleichen kann, sie schrecken? Ein Krieg, dessen erstes Ziel der Heimath nah und der später auf bequemer Etapenstraße zu führen ist? Um eine Lebensfrage handelt sichs auch diesmal. Japan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt. Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens und Nippon ist um sein Erbrecht betrogen. Von der Solidarität der gelben Völker darf im Ernst nicht die Rede sein. Der Chinese haßt den Japaner heute noch wie ein adeliger Ahn den entarteten Enkel. Und daß China jetzt dem vom Nachbar gegebenen Beispiel folgt, seine Lehrmeister, Sir Robert Hart und kleinere Magister, fortschickt und selbst seines neuen Glückes Schmied sein will, ist für das Reich des Sonnenaufganges kein gutes Zeichen. Nur vom Westen her kann ihm Hilfe kommen. Amerika ist in enger Klemme. Giebt es nach, dann verliert es die Philippinen und das asiatische Geschäft; und eine gelbe Fluth überschwemmt Kalifornien. Für die militärische Kraftprobe aber fühlt es sich selbst noch zu schwach. Herr Root, der Staatssekretär, ist nach Mexiko und in den Süden gegangen, hat überall Monroes Lehre und das panamerikanische Evangelium gepredigt, überall Hymnen gehört. Wird diese Feststimmung auch in harter Zeit vorhalten und stark genug sein, um dem Nimbus der Japaner Widerstand leisten zu können? Dieses Volk kennt den Krieg, kam

eben erst von Siegen heim, die eine Welt staunend bewundert, ist in einer dem Christensinn längst nicht mehr erreichbaren Einheit des Denkens und Wollens erwachsen, fürchtet den Tod nicht, sondern weiht sich ihm lächelnd, ehe es ins Feld rückt, kennt keine schwächlichen Skrupel und vereint mathematisches Genie und modernste Industrietechnik der grausamen Wildheit des Urwaldbewohners. Und ist obendrein noch dem großbritischen Weltreich verbündet.

England hat die Zeit des mandschurischen Krieges weislich benutzt. Nie vielleicht ward in so kurzen Monden so Großes erworben; ohne Kraftverlust, ohne fühlbares Opfer erworben: nur durch kluge Ausnutzung der Gelegenheit, durch die Kunst, aus der Summe des Möglichen rasch das morgen Nothwendige zu errechnen. Entente cordiale mit Frankreich, Schutz- und Trutzbündniß mit Japan; hinter beiden Verträgen der Zweck, Rußland leise in eine Interessengemeinschaft zu locken. Folgt es dem freundlichen Wink: gut; dann mag es mit Angelsachsen und Japanern bescheiden im Stillen Meer herrschen. Bleibt es out in the cold oder verpflichtet sich gar, deutschen Truppen den Weg nach Afghanistan zu öffnen: auch gut; dann ist für die äußerste Gefahr vorgesorgt und ein gelbes Heer zur Vertheidigung der Pamirs, der alten Seidenstraße bereit. Indien, Egypten, der Sudan gesichert; auf das Land des Dalailama die Erste Hypothek eingetragen; in Ostasien der Vormund des Siegers; in Südwestafrika von Bantunegern und Hottentoten, die den Deutschen das Haus anzünden, ehrfürchtig geschont. Wer will den Leun nun noch bedrohen? Wer im Mittelmeer gegen die vereinte britische und französische Flottenmacht, im Pazifischen Ozean gegen den Union Jack und die rothe Sonnenscheibe die Kraftprobe wagen? Nur zwei Drohungen bleiben. Amerika will eins werden; ein Staatenbund, in dem nur für Amerikaner Raum ist und Alle für Einen stehen. Gelingts, so ist Britisch-Nordamerika und Britisch-Guayana verloren. Amerika ist reich genug (und scheint entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu messen vermag. Und diese Flotte kann, wenn der (in Kriegszeit nach Yankeebelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf zwei Weltmeeren von naher Basis aus operiren. Nie noch dräute der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich selbst genügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt; ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Nach der Monroe-Doktrin dürfen in Amerika nur noch echte Amerikaner Territorialbesitz haben. Nach der Drago-Doktrin darf kein fremder von einem amerikanischen Staat mit Waffengewalt die Bezahlung einer Schuldsumme heischen. Und dieser neue

Kontinent rüstet sich nun für die Handelsherrschaft im Fernen Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannis möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Japan Geld bekommt (von Rußland oder von Amerika, denen es Etwas zu bieten hat), sich im Reich der Mitte einnistet, die Chinesen weckt und waffnet, wird es zu mächtig. Ists morgen schon, wenn ihm die Geldnoth vom Hals geschafft wird. Ein Britanien des Erdostens; und, mit seiner zähen Flinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten neben Jonathan der gefährlichste Konkurrent. Zwei furchtbare Drohungen. Tiefe Schatten nach hellstem Glanz.

Wie schützt Albion sich gegen solche Lebensgefahr? Kein Bündniß kann helfen. Ließe man Rußland aus dem Käfig des Schwarzen Meeres, lockte es mit dem fettsten Köder, gäbe ihm in Europa endlich den eisfreien Hafen, den es so lange schon sucht: auch dieses (dem Briten heute nicht mehr unerträgliche) Opfer brächte keinen Segen. Rußland wäre gegen Japan, nicht gegen den amerikanischen Kontinent zu brauchen. Und Thorheit, Japan empfindlich zu schwächen, so lange der Panamerikanismus der Angelnmacht Unheil sinnt. Die Vereinigten Staaten angreifen, bevor das Sternenbanner im Panamakanal weht? Der Weg ist weit, der Anzugreifende verfügt über die dem britischen Konsum wichtigsten Rohstoffe und ein Eintagserfolg wäre mit der Todfeindschaft des reichsten Erdtheiles allzu theuer bezahlt. Aus dem Haag könnte das Heil kommen. Wenn die Konferenz für die Begrenzung der Seemacht zu haben wäre, könnte Amerika nicht vorwärts. Ob die Durchführung dieses Plänchens gelingt, ist aber zweifelhaft; und sie würde auch nur für ein kurzes Weilchen nützen. Ist der Kanal fertig und zwischen Alaska und Kap Horn kein Zeichen europäischer Staatshoheit mehr zu sehen, dann läßt der Bürger der United States sich von unbequemen Beschlüssen gewiß nicht länger binden. Was bleibt? Wer zwei Gegner zu fürchten hat, muß versuchen, sie gegen einander zu hetzen; kehren Beide mit blutigen Köpfen heim, dann darf der Dritte froh aufathmen. Einmal ists gelungen: Japan hat Englands Krieg gegen Rußland geführt. Wird es auch gegen die Vereinigten Staaten Britaniens Sache heroisch verfechten? Sehr möglich; weil ihm keine andere Wahl bleibt (nach Moskau ists zu weit und in Peking fände es kein Geld) und die Interessen auch diesmal gemeinsam scheinen. Das wäre die höchste Trumpfkarte in Eduards Spiel. England ist heute so stark wie niemals seit dem Tag von Waterloo. Und Nippons Krieg gegen Amerika böte ihm die Gelegenheit zur nützlichsten Option. Kein Brite würde wider weiße Menschen seines Stammes als Helfer der Gelben kämpfen. Das Bündniß? Gilt nur so lan-

ge, wie es England Vortheil verheißt. Wird es lästig, dann interpretirt man den Sinn so, daß es nur für den Fall der Vertheidigung, nicht des Angriffes wirksam wird. Wahrscheinlich siegt Japan in den ersten Seeschlachten (wenns überhaupt dazu kommt und die Philippinen nicht schon im Angesicht der Gefahr kapituliren): dann sucht Amerika Bundesgenossen und England kann, als der zur See stärkste, seine Bedingungen stellen. Wird seine Hilfe nicht verlangt, dann wartet es ruhig, bis beide Gegner aus tiefen Wunden bluten. In jedem Fall ist ihm Kanada sicher; und in der Kriegsnoth würde sich zeigen, daß auch in Central- und Südamerika die Hegemonie der Vereinigten Staaten auf kräftigen Widerstand stößt.

Die Diplomatenzunft glaubt an den Krieg; hat aber, weil sie mehr auf Personalien als auf naturhistorische Nothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt. Die gelben Männchen, die immer so tapfer sterben und deren Söhne immer bettelarm bleiben, würden auch aus diesem Krieg nicht das erhoffte Glück heimbringen. Eine ansehnliche Kriegsentschädigung vielleicht; aber die weiße Menschheit ließe die gelben Bäume nicht in den Himmel wachsen und das genesene Amerika könnte für den Rachefeldzug Weltreiche als Söldlinge miethen. Jonathan ist jetzt ja in übler Lage; doch seine Diplomatie, die den nach einem Handelsvertrag langenden Michel so zierlich an der Nase herumführt, ist wohl schlau genug, um des Dranges Herr zu werden. Herr Roosevelt kann sich mit Konzessionen helfen, das kalifornische Fremdenrecht reformiren und die Abwickelung des Geschäftes seinem Nachfolger überlassen. Japan fände auch das für diesen (billigeren) Krieg nöthige Geld nicht leicht. Und England hat die Gelegenheit, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantisrechnung zu machen und die Maklerprovision einzusäckeln, am Ende schon benutzt. Das europäische Festland wäre freilich ein Bischen enttäuscht, wenns bei den Drohnoten und Koramirungen bliebe. Das Deutsche Reich, das von den Vereinigten Staaten mehr noch als Andere gefährdet ist, dürfte sich jeder ernstlichen Schwächung des amerikanischen Wirthschaftkörpers freuen ... Einstweilen hat die Kriegsgefahr die Gemüther pazifizirt. Da in Jahresfrist so Unabsehbares beginnen kann, mag keine Großmacht sich auf neue Unternehmungen einlassen. Die détente ist überall fühlbar. Der Abrüstungvorschlag nicht ins haager Programm aufgenommen Die Sprache der londoner und pariser Presse viel höflicher als je seit Wilhelms Landung in Tanger. Um diese gebesserte Situation zu nützen, brauchen wir nur ruhig zu bleiben; wenn wir uns devot anbieten und durch hastige Geberden die Aufmerksamkeit auf uns lenken, schwindet der Gewinn. Wir wollen hoffen, daß die billig erhandelte Reichstagsgloria dem Applausbedürfniß genügt.

Sei ein Mann!

Unter tiefgestirntem Himmel schlug es an der Börse Mitternacht. Schwermüthig pfiff der Oktoberwind durch die Straßen. Vergilbte und verstaubte Blätter wirbelten durch die Luft, prallten gegen die Steine, fegten über den Asphalt und verschwanden dann wie Fledermäuse im Dunkel; sie mahnten an alle nichtigen Tage des Lebens. Immer seltener wurden Wagen und Passanten; hier und dort tauchten schon die Stocklaternen der Lumpensammler auf, wie Irrlichter, die den Kehrichthaufen entstiegen, über denen sie hin und her tanzten. Die Boulevard-Theater, in denen sich den Abend lang alle Medici, Salviati und Montefeltre um die Wette erdolcht hatten, lagen jetzt wie Höhlen des Schweigens, von ihren Karyatiden beschirmt, im Dunkel.

An der Ecke der Rue Hauteville stand unter einer Laterne vor einem eleganten Restaurant ein großer, finster dreinschauender Mann mit glattrasirtem Gesicht, langen grauen Haaren, einem mächtigen Schlapphut, schwarzen Handschuhen, einem Stock mit Elfenbeingriff, gehüllt in einen dunkelblauen alten Radmantel, der mit zweifelhaftem Astrachan besetzt war. Er hatte auf seinem Nachtwandlerweg wie mechanisch Halt gemacht, als zögere er, die Straße zu überschreiten, die ihn vom Boulevard de Bonne Nouvelle trennte. Strebte dieser verspätete Fußgänger seiner Wohnung zu? Hatte ihn der Zufall eines Nachtspazirganges an diese Straßenecke geführt? Es war schwer, Das aus seinem Aussehen zu errathen. Jedenfalls hatte er plötzlich rechts neben sich einen jener schmalen, hohen Spiegel erblickt, wie sie manchmal neben den Thüren großer Restaurants angebracht sind, und war stehen geblieben, hatte sich vor seinem Spiegelbild aufgepflanzt und maß es nun vom Hut bis zu den Stiefeln keck mit den Blicken. Dann lüftete er mit einem Mal seinen Filzhut, mit einer Geberde, die seinen Beruf verrieth, und grüßte sich sehr höflich.

Es war der berühmte Tragoede Chandval, geborener Lepeinteur, genannt Montaneuil, der Sprößling einer sehr ehrbaren Lotsenfamilie von Saint Malô, den der geheime Rathschluß des Schicksals zum ersten Heldendarsteller in der Provinz, zum Lockvogel bei Gastspielreisen im Ausland und zum oft glücklichen Nebenbuhler von Frédérick-Lemaître gemacht hatte.

Während er sich so verdutzt im Spiegel betrachtete, zogen die Kellner des Restaurants den letzten Stammgästen die Ueberzieher an und nahmen ihnen die Hüte vom Nagel; andere stülpten geräuschvoll den Inhalt der Sammelbüchsen um und legten die Scheidemünzenernte des Tages auf einen Teller. Dann wurden die Fensterladen in ihren eisernen Rahmen verbolzt und nur der Laden des Spiegels wurde inmitten des allgemeinen Aufbruches vergessen.

Bald war der Boulevard ganz still. Nur Chandval, der diese ganze Verwandlung nicht bemerkt hatte, stand immer noch in seiner ekstatischen Haltung vor dem Spiegel an der Ecke der Rue Hauteville. Der fahle Mondscheinglanz des Spiegels gab dem Künstler ein Gefühl, als ob er in einem Teiche bade. Chandval schauerte zusammen. Ach! In diesem grausamen, düsteren Spiegel hatte der Schauspieler erkannt, daß er alt wurde. Er stellte fest, daß sein Haar, noch gestern von der Farbe von Salz und Pfeffer, heute weiß wie Mondschein war. Es war aus mit ihm! Ade, Beifall und Kränze, Ade, Rosen Thaliens und Lorber Melpomenes! Es galt, für ewig Abschied zu nehmen, mit Händedrücken und Thränen, von Naiven

und Liebhaberinnen! Nun hieß es, schleunigst vom Thespiskarren herabsteigen und sehen, wie er davonfuhr und die Kameraden entführte. Sehen, wie der Goldflitter und die bunten Schleifen, die morgens, im sonnigen Winde der Hoffnung, bis auf die Räder herabflatterten, nun an einer Wegebiegung im Dunkel verschwanden.

Chandval ward sich plötzlich bewußt, daß er fünfzig Jahre alt war. Er seufzte. Ein Nebel umflorte seine Augen, eine Art Greisenfieber ergriff ihn und weitete seine Augäpfel. Der starre, verstörte Blick, den er in das wahrsagerische Spiegelglas bohrte, gab seinen Pupillen das Vermögen, die Gegenstände zu vergrößern und sie mit Feierlichkeit zu umgeben, wie es die Physiologen an Personen, die von einer sehr heftigen Empfindung ergriffen werden, festgestellt haben.

Der lange Spiegel veränderte sich also unter seinen Blicken, die von trüben und müden Gedanken erfüllt waren. Kindheiterinnerungen, Meeresküsten und silberne Flüsse tanzten durch sein Gehirn. Und der Spiegel ward in seiner Vorstellung (vielleicht wars die Wirkung der Sterne, die seine Fläche vertieften) zum stillen Wasser eines Golfes. Dann weitete er sich noch mehr, dank den Seufzern des Greises, und ward zu Meer und Nacht, diesen zwei alten Freundinnen verlassener Herzen . . .

Eine Weile berauschte er sich an dieser Vision. Aber die Laterne, die den kalten Nebel hinter ihm röthete, erschien ihm in der Tiefe des furchtbaren Spiegels plötzlich wie der blutige Schein eines Leuchtthurmes, der dem verlorenen Schiff seiner Zukunft den Weg zum Schiffbruch wies.

Er schüttelte diesen Alb ab und richtete seine hohe Gestalt wieder auf, mit einem nervösen, falschen und bitteren Gelächter, das die zwei Polizisten unter den Bäumen aufschreckte. Zum Glück für den Künstler glaubten sie, es handle sich um einen Betrunkenen oder vielleicht um einen enttäuschten Liebhaber, und setzten ihren dienstlichen Gang fort, ohne den unglücklichen Chandval zu beachten.

„Gut, verzichten wir!“ sagte er einfach und leise, wie ein zum Tode Verurtheilter, der plötzlich aufwacht und zum Scharfrichter sagt: „Ich stehe Ihnen zur Verfügung, mein Lieber.“ Dann begann der alte Schauspieler, blöde und einfältig vor sich hinzureden: „Es war doch sehr schlau von mir, daß ich neulich Mademoiselle Pinson, meine gute Freundin (die das Ohr des Ministers besitzt und sogar sein Lager theilt), bat, ihn zwischen zwei glühenden Liebesergüssen um die Stelle als Leuchtthurmwächter für mich zu bitten, die schon meine Väter an den Küsten des Atlantischen Ozeans innehatten. Und schau: jetzt verstehe ich auch die seltsame Wirkung, die die Laterne in dem Spiegel auf mich übte. Das war mein Hintergedanke. Die Pinson wird mir sicher mein Patent schicken. Und ich werde mich also auf meinen Leuchtthurm zurückziehen wie eine Ratte in einen Käse. Ich werde den Schiffen fern auf dem Meere leuchten. Ein Leuchtthurm! Das sieht immer aus wie eine Theaterdekoration. Ich bin allein auf der Welt. Das ist das Asyl, das sich für meine alten Tage ziemt.“

Plötzlich hielt Chandval in seiner Träumerei inne. „Ah!“ sagte er, sich nach der Brust tastend, „da: der Brief, den mir der Postbote gab, als ich die Thür verließ, ist sicher ihre Antwort. Ich wollte ins Restaurant gehen, um ihn zu lesen, und vergaß es. Wahrhaftig, ich komme herunter! Schön: da ist er!“

Er zog aus seiner Tasche ein großes Couvert; als er es aufriß, fiel ein gefaltetes amtliches Schreiben heraus, das er hastig aufhob und im röthlichen Schein der Laterne durchflog.

„Mein Leuchtthurm, meine Anstellung!“ rief er. „Gerettet, o Gott!“ setzte er wie aus alter mechanischer Gewohnheit und mit plötzlicher Fistelstimme hinzu, die so ganz anders klang als die seine, daß er sich umblickte, ob noch Jemand da wäre. „Nur Ruhe!“ gebot er sich dann. „Sei ein Mann!“

Aber bei diesem Wort blieb Chaudval, geborener Lepeinteur, genannt Montaneuil, plötzlich stehen, als sei er in eine Salzsäule verwandelt.

„Hm!“ machte er nach einer Pause. „Was habe ich da eben verlangt? Ein Mann zu sein? Ja, warum denn nicht?“ Er kreuzte die Arme und dachte. „Da stelle ich nun seit fast fünfzig Jahren die Leidenschaften der Anderen dar; ich spiele sie, ohne sie zu empfinden. Denn eigentlich habe ich nie Etwas empfunden. Ich bin also nur zum Scherz da, wie die Anderen. Ich bin also nur ein Schatten! Leidenschaften, Gefühle! Wirkliche Thaten! Wirkliche! Das ists, was den wirklichen Mann ausmacht. Also, weil das Alter mich zwingt, in die Menschheit zurückzutreten, muß ich mir Leidenschaften verschaffen, irgend ein wirkliches Gefühl . . . Denn ohne Das hat man keinen Anspruch auf den Mannesnamen. Das ist sonnenklar. Aber welches! Ich muß eins suchen, das zu meiner endlich erwachten Natur stimmt.“ Nach einer Weile melancholischen Sinnens sprach er weiter. „Liebe? . . . Zu spät. Ruhm? Den kenne ich. Ehrgeiz? Lassen wir dieses Hirngespinnst den Staatsmännern!“ Plötzlich stieß er einen Schrei aus: „Ich habs: die Reue! Das paßt zu meinem Theaterblut.“

Er betrachte sich in dem Spiegel, während er eine wie durch übermenschliches Grausen verstörte und verzerrte Miene annahm. „Das ists!“ schloß er. „Nero, Macbeth, Orest! Hamlet! Herostrat! Die Geister! . . . Ja! Ja, auch ich will mal wirkliche Geister sehen! Wie all diese Leute, die das Glück hatten, keinen Schritt ohne Geister zu thun.“

Er schlug sich vor die Stirn. „Aber wie? . . . Ich bin so unschuldig wie ein neugeborenes Lamm.“ Und wieder nach einer Pause:

„Ha, wenns nur darauf ankommt! Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen! Ich habe ein Recht, um jeden Preis Das zu sein, was ich sein sollte. Ich habe ein Recht, ein Mensch zu sein! Um Reue zu empfinden, muß man Verbrechen begangen haben. Seis darum! Was schadets, wenn es zu einem . . . guten Zweck geschieht? Ja! Ich werde gräßliche Verbrechen begehen. Wann? Auf der Stelle. Nur nichts aufschieben! Was für welche? Ein einziges! Aber ein großes! Ein schauerlich grauenhaftes. Eins, das alle Furien der Hölle entfesselt! Und welches? Das glänzendste, Donnerwetter! Bravo! Ich habs: eine Brandstiftung! Also: ich brauche nur Brand zu stiften, meine Koffer zuzuschnallen und hinter der Fensterscheibe einer Droschke meinen Triumph inmitten der entsetzten Menge zu genießen, die Flüche der Sterbenden auf mich zu laden und den Nordwestzug zu nehmen. Mit lebenslänglicher Reue versorgt! Dann verkrieche ich mich in meinen Leuchtthurm! Bin im Licht! Mitten im Weltmeer! Wo die Polizei mich folglich nie entdecken kann, da mein Verbrechen ja selbstlos war! Und ich werde allein darüber stöhnen.“ Chaudval richtete sich empor und improvisirte einen Vers, der eines Corneille würdig war: „Der Unthat Größe schirmt mich vor Verdacht.“

„Gesagt, gethan. Und nun“, sprach der große Tragoede, während er einen Pflasterstein aufhob und sich versicherte, ob auch Alles umher still war, „und nun

sollst Du kein Bild mehr widerspiegeln". Und er schleuderte den Stein in den Spiegel, der in tausend glitzernde Scherben zerbarst.

Als er dieser ersten Pflicht genügt hatte, eilte er, höchst befriedigt von seiner ersten Mannesthat, auf den Boulevard, wo er einen Wagen heranwinkte, hineinsprang und verschwand.

Zwei Stunden später spiegelte sich der Feuerschein eines ungeheuren Brandes, der in großen Petroleum-, Oel- und Streichholzspeichern ausgebrochen war, in allen Fensterscheiben des Faubourg du Temple. Bald erschienen die Feuerlöschzüge von allen Seiten und ihre unheimlichen Hornsignale brachten die Einwohner dieses Volksviertels im Nu auf die Beine. Das Pflaster erdröhnte von unzähligen hastigen Schritten; die Menge füllte die Place du Château d'Eau und die angrenzenden Straßen. In kaum fünfzehn Minuten sperrten Truppenabtheilungen die Brandstätte ab. Polizisten hielten beim blutigen Fackelschein die Andrängenden zurück.

Die Wagen, die nicht mehr weiter konnten, blieben stehen. Alles schrie. Durch das schreckliche Prasseln der Flammen drangen schrille Rufe. Die Opfer der Feuersbrunst brüllten, von dieser Hölle erfaßt, und die Dächer der Häuser stürzten über ihnen zusammen. Hunderte von Familien waren obdach- und brotlos.

Hinter der Menge, die auf der Place du Château d'Eau stand, hielt eine einzelne Droschke, mit zwei schweren Koffern bepackt. Und in dieser Droschke saß Chaudval, geborener Lepeinteur, genannt Montaneuil. Von Zeit zu Zeit lüftete er den Vorhang und betrachtete sein Werk. „O!" flüsterte er bei sich, „wie verhaßt fühle ich mich Gott und den Menschen! Ja, Das ist wirklich das Werk eines Verworfenen!"

Das Gesicht des guten Schauspielers leuchtete. „O, ich Elender!" murmelte er; „welche schlaflosen Nächte werden mich strafen, wenn mich die Geister meiner Opfer umgeben! Ich fühle in mir die Seele des Nero, der Rom aus Künstlerbegeisterung verbrannte! Wie Herostrat fühle ich mich, da er aus Ruhmsucht den Tempel von Ephesos ansteckte! Wie Rostoptschin, da er Moskau aus Vaterlandliebe verbrannte! Wie Alexander, da er Persepolis seiner unsterblichen Thaïs zu Liebe in Flammen setzte! .. Ich bin Brandstifter aus Pflicht, weil ich kein anderes Mittel habe, um zu leben! Ich lege Feuer an, weil ich mir selbst schuldig bin, ein Mann zu sein. Ha, welch ein Mann werde ich sein! Wie werde ich leben! Ja, ich werde endlich empfinden, was man empfindet, wenn man Seelenqualen leidet! Welche herrlichen Nächte des Grausens werde ich genießen! Ich athme auf! Ich fühle mich neugeboren! Ich bin! ... Wenn ich denke, daß ich Schauspieler war! Jetzt, wo ich in den Augen der blöden Masse nur ein Bissen für den Scharfrichter bin, will ich mit Blitzeseile fliehen. Ich will mich in meinen Leuchtthurm einschließen, um dort in Frieden meine Reue zu genießen."

Am übernächsten Abend erreichte Chaudval unbehelligt seinen Bestimmungort und ergriff Besitz von seinem alten, verlassenen Leuchtthurm, der an der normännischen Küste liegt; eine müßige Flamme auf einem baufälligen Thurm, die ministerielles Mitleid für ihn wieder angezündet hatte. Das Feuerzeichen hatte kaum irgend welchen Werth: es war ein zweckloser Posten, eine Sinekure, eine Wohnung mit einem Feuer darüber, das außer Chaudval kein Mensch brauchte.

Der würdige Tragoede schloß sich hier ein, nachdem er sein Bett, Lebensmittel und einen großen Spiegel hinaufgeschafft hatte, in dem er sein Mienen-

spiel studiren konnte. Hier war er über jeden menschlichen Verdacht erhaben. Rings um ihn schluchzte das Meer, in dem der alte Himmelsabgrund seinen Sternenglanz badete. Er sah die Fluthen, vom Winde gehetzt, seinen Thurm umbranden, wie ein Säulenheiliger die Sandwolken beim Hauch des Schimiel an seiner Säule zerschellen sieht. Gedankenlos sah er in der Ferne den Rauch der Dampfer und die Segel der Fischerboote dahinziehen. Der Träumer vergaß jeden Augenblick sein Feuer. Er stieg die steinerne Treppe hinauf und hinab.

Am Abend des dritten Tages saß Lepeinteur, wie wir ihn nun nennen wollen, in seinem Zimmer, sechs Fuß über dem Meer, und las eine pariser Zeitung, worin der Bericht über den großen Brand von vorgestern stand. „Ein unbekannter Uebelthäter hat ein paar Streichhölzer in den Petroleumkeller geworfen. Ein Riesenbrand, der die Feuerwehr und die Bevölkerung der angrenzenden Stadtgegenden die ganze Nacht auf den Beinen hielt, ist im Faubourg du Temple ausgebrochen. Mehr als hundert Opfer sind zu beklagen; viele unglückliche Familien sind dem größten Elend preisgegeben ... Der ganze Platz ist geschwärzt und die Ruinen rauchen noch ... Der Name des Verbrechers, der den Frevel begangen hat, ist unbekannt, eben so der Beweggrund des Verbrechens."

Chaudval sprang vor Freude hoch und rieb sich fiebernd die Hände.

„Welch ein Erfolg!" rief er. „Welch wundervoller Verbrecher bin ich! Werde ich genug von Geistern geplagt werden? Wie viele werde ich sehen! Ich wußte ja, daß ich ein Mann werden würde! Ach, das Mittel war hart, ich muß es bekennen. Aber es mußte ja sein! Es mußte sein!"

Beim Weiterlesen sah er, daß eine Wohlthätigkeitvorstellung zu Gunsten der Abgebrannten stattfinden solle. „Hält!" murmelte er; „ich hätte mein Talent in den Dienst meiner Opfer stellen sollen! Das wäre eine würdige Abschiedsvorstellung gewesen! Ich hätte Orest gespielt. Ich wäre so natürlich gewesen" ...

Fortan lebte Chaudval in seinem Leuchtthurm. Nacht auf Nacht sank hernieder ... Etwas verblüffte den Tragoeden. Etwas Furchtbares! Ganz im Gegensatz zu seinen Hoffnungen und Prophezeiungen empfand er gar keine Reue in seinem Gewissen. Kein Geist erschien. Er empfand nichts, absolut nichts. Er konnte die Stille nicht begreifen. Er faßte es nicht. Manchmal, wenn er sich im Spiegel betrachtete, merkte er, daß sein gutmüthiges Gesicht gar nicht verändert war. Wüthend stürzte er sich auf die Signale, gab falsche Zeichen und weidete sich an der Hoffnung, daß irgend ein Dampfer dadurch scheitern werde. Um der widerspenstigen Reue nachzuhelfen, sie zu stacheln und anzuregen! Um die Geister zu beschwören!

Verlorene Mühe! Unfruchtbare Missethaten! Eitle Anstrengungen! Er empfand nichts. Er erblickte kein drohendes Gespenst. Er schlief nicht mehr: so sehr nagten Verzweiflung und Schande an ihm. In einer Nacht bekam er Kongestionen. Er rang in seiner leuchtenden Einsamkeit mit dem Tode, und während die Wogen ihn umrauschten und die Stürme seinen im Unendlichen verlorenen Thurm peitschten, schrie er: „Gespenster! ... Um Gottes willen! ... Nur ein einziges Gespenst möchte ich sehen! Ich habs doch verdient!"

Aber Gott gewährte ihm diese erflehte Gnade nicht und der alte Mime bat noch mit seinem letzten Athemzug vergebens, ihn Gespenster sehen zu lassen. Daß er, um diesen Wunsch erfüllt zu finden, nur sich selbst anzusehen brauchte, begriff er nicht.

Graf Villiers de L'Isle-Adam.

Ein Legendenroman.

Seit dem „Bombenerfolg" des Jörn Uhl, der den überraschenden Beweis erbrachte, daß die Deutschen von heute Bücher nicht nur lesen, sondern sogar kaufen, hat sich unserer Verlagsbuchhändler eine Art Goldfieber bemächtigt. Stets hoffen sie, nun auch solch ein glückhaft Schiff aussenden zu können, das ihnen eine goldene Ernte heimträgt. Und sie thun das Möglichste, ihre mit Hoffnung befrachteten Segler gut vom Stapel laufen zu lassen. Dem buchhändlerischen Geschäftsmann sind Bücher Marktwaare. Da es nun bei Allem, was auf den Markt gebracht wird, darauf ankommt, die Menge der Käufer auf die neuen Artikel aufmerksam zu machen, überbieten die Händler einander im „starken Lanciren" ihrer Waare. Subtile Geisteserzeugnisse werden ausgerufen wie Zahnwasser und Seife, Mittel gegen Korpulenz oder Hühneraugen. Bei jedem dritten Buch vernimmt die aufhorchende Welt, daß sie es mit einem Meisterwerk zu thun habe, dem in der gesammten Weltliteratur nichts Aehnliches an die Seite gestellt werden könne, und in warnendem Ton wird versichert, daß sie sich den Namen dieses Autors merken müsse, sie möge wollen oder nicht, da künftige Literarhistoriker sich mit ihm beschäftigen werden. Et cetera ad infinitum. Gläubige Gemüther müssen zu dem Schluß kommen, daß wir Deutschen jählings in eine Blüthezeit der Romankunst eingetreten sind wie sie noch niemals dagewesen ist. Die minder Gläubigen merken, daß wenigstens die literarische Marktschreierei in bisher unerreichter Blüthe steht. Es ist kein erfreuliches Phänomen, dieses Markttreiben, bei dem das Wort entwerthet wird, das Bücher zu Saisonartikeln stempelt und Lesen zur Modesache macht. Daß Amerika und England, die Geschäftsländer par excellence, uns in dieser geistigen Verblödung vorangewandelt sind, macht sie nicht schöner. Allein selbst ein Riese des Wortes wie Carlyle mühte sich vergebens, dem Geist seiner Zeit in die Räderspeichen seines Karrens zu fallen. Der Karren rollte weiter seine Bahn; und er wird auch jetzt rollen, bis sein Weg durchmessen ist.

In dem Getöse unseres literarischen Trompetengeschmetters geht natürlich manches gute, feine und selbst originelle Buch verloren, sei es, daß des Verlegers Stimme nicht laut genug schallt, den Lärm zu übertönen, sei es, daß dieser Verleger nicht mitschreien mag: denn auch Das kommt vor. Von einem solchen Roman will ich hier erzählen. Er heißt: „Der Pilger Kamanita." Sein Verfasser (der ihn hier selbst angezeigt hat) Karl Gjellerup.

Gjellerup ist zwar ein Däne; da er aber in Dresden lebt und Bücher in deutscher Sprache veröffentlicht, dürfen wir ihn zu den Unseren zählen. Seit Jahren hatte ich von diesem Autor nichts gelesen noch angezeigt gesehen. Jetzt erschien (in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening) mit der Fluthwelle der Bücher für Weihnachten dieser von Emil Orlik mit feinsinnigem

Buchschmuck gezierte „Pilger Kamanita“. Ein indischer „Legendenroman“, der die Welt und Lehre Buddhas veranschaulicht, ein Roman, der sich nur zur Hälfte im Diesseits abspielt, zur anderen Hälfte aber in den himmlischen Gefilden des Jenseits; und der doch weder langweilig noch überspannt ist. Der tief eingewurzelte Wirklichkeitsinn kommt den Skandinaven gerade bei den phantastischen Dichtungen zu Statten; siehe Selma Lagerlöf.

Gjellerup hat zu diesem Buch offenbar gründliche Vorstudien gemacht; aber es ist ihm nicht darum zu thun, den Leser mit kulturgeschichtlichen Spezialkenntnissen zu verblüffen. Seine Phantasie hat das eingeheimste Wissensmaterial gut verdaut und künstlerisch bewältigt. Allerdings ist es ihm auch nicht darum zu thun, den Leser zu unterhalten; wenigstens hat er dem Roman ein Wort aus Byron vorangesetzt: „This narrative is not meant for narration.“ Aber wie die Erzählung nun auch gemeint sein mag: Thatsache ist, daß sie mich und die Freunde, denen ich sie zu lesen gab, vortrefflich unterhalten hat; sogar herzlich belustigt, denn sie erfreut hier und da durch schalkhaften Humor. Allerdings giebt sie noch mehr. Auch verwöhnter Geschmack kommt auf seine Rechnung.

Der Roman umfaßt zwei zeitlich parallel laufende Geschichten, deren eine die Ergänzung der anderen ist. Im ersten Theil erzählt der Pilger Kamanita dem Buddha, der sich ihm unerkannt gesellt, die Geschichte seiner Jugendliebe zu der schönen Vasitthi, seiner späteren Abenteuer, seines Ehestandes und seiner endlichen Einkehr. Kamanita ist, ehe er Pilger wurde, ein angesehener junger Kaufmann gewesen. Gleich nachdem er seine Erzählung beendet und den unerkannten Buddha verlassen hat, ereilt ihn das Verhängniß in der Gestalt einer wildgewordenen Kuh, die ihn spießt. Er stirbt. Im Paradies des Westens, einem Elysium indischer Phantasie, erwacht er: und hier trifft er die inzwischen auch gestorbene Geliebte, Vasitthi, die nun ihre Erlebnisse seit der Trennung von dem Geliebten erzählt. Die im Geist Buddhas schon auf Erden begonnene Läuterung der beiden Liebenden wird im „Paradies des Westens“ der noch fernen Vollendung entgegengeführt. Von der Vergänglichkeit der Paradieseswonne überzeugt, verlassen sie endlich freiwillig den himmlischen Lustgarten und entschweben in das Reich des hunderttausendfachen Brahma, um als Zwillingsternenpaar wunschlos mit den Myriaden anderer Sterne im Weltraum zu kreisen. Alles irdische Maß endet hier. Millionen von Jahren schweben und kreisen sie in ruhevollem Glanz. Sie führen auch jetzt Zwiesprache mit einander; aber zwischen Rede und Antwort liegen Jahrtausende, die die Verklärten in ihrem Sternenzeitmaß als ein Nichts empfinden, eine kurze, dem Sinnen gewidmete Gesprächspause. Doch ist dieser erhabene Zustand noch immer nicht die Vollendung der Lehre Buddhas. Es giebt Weltendämmerungen. Auch Sternenlicht ist dem Untergang unterworfen. Das Letzte und Höchste alles Erreichbaren ist die freiwillige Rückgabe des Einzel-Ich an

das All. Vasitthi und Kamanita erreichen endlich dies Höchste. Mit einem allerletzten Wollen lassen sie sich verlöschen, „wie eine Lampe erlischt, wenn sie den letzten in ihrem Doch aufgesogenen Oeltropfen verzehrt hat."

Dieser Legendenroman gehört zu den Büchern, die ihr Bestes erst hergeben, ihre Schönheiten erst ganz enthüllen, wenn man sie öfter liest. Die fesselnde Handlung und der Reiz der fremden Welt ziehen bei erstem Durchlesen die Aufmerksamkeit von den eigentlichen Feinheiten ab. Es ist das tragische Schicksal vieler der besten Bücher, daß sie niemals dazu gelangen, richtig erfaßt zu werden, weil Niemand heute die Zeit hat, sie mehr als einmal zu lesen. Die Bücher der virtuosen Ausdruckskunst, in denen alles Innerliche Aeußerung geworden ist, effektvolle, womöglich verblüffende Aeußerlichkeit, sind es, denen unsere Zeit gerecht wird. Denn sie geben Alles, was sie zu geben haben, auf den ersten Blick; das Innere ist in ihnen vom Aeußeren so vollkommen resorbirt, daß es mit ihm zugleich restlos aufgenommen wird. Die anderen aber, in denen Empfindungen und Gedanken noch hinter dem Ausdruck stehen, also ein Wenig gesucht sein wollen, brauchen Leser, die in der Stille leben und Zeit haben; aber von diesen beiden Vergünstigungen des Himmels fehlt uns im besten Fall immer eine.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.

Sakralbaukunst.*)

Vor den gewaltigen Kirchenbauten der Vergangenheit, wo wir mit der sichtbaren Schönheit die bezwingende Kulturstimmung genießen, die von solchen Symbolen einstiger Volkskraft ausgeht, vergessen wir leicht, welch sachlich empirischer, ja, nüchterner Sinn diese Gebäude gebildet hat. Dem intellektuellen

*) „Moderne Baukunst": so nennt Herr Karl Scheffler ein (bei Julius Bard erscheinendes) Buch, das weniger, doch auch viel mehr giebt, als der arme Titel verräth. Nicht eine abschließende Darstellung modernen Baukunststrebens, aber eine Fülle anregender Gedanken zu einer modernen Aesthetik. Ein feines Buch; also keins für Fachmenschen. Schefflers Arbeiten sind immer Beichten; sind Versuche, mit Erlebtem, Erfühltem, Erkanntem sich ernst und furchtlos auseinanderzusetzen; furchtlos auch vor widrigen Konsequenzen, die das Weltbild einer jungen Seele entfärben könnten. Und diesmal giebt der selbständige Stilist (der jetzt „Kunst und Künstler", unsere erste und [nicht im Sinn zimperlicher Philister] vornehmste Kunstzeitschrift, leitet) sich noch intimer, schlichter und deshalb liebenswürdiger als in seinem schönen Liebermannwerk. Hier ist ein Kapitel aus dem Buch; ich hoffe, es wirbt seinen stillen und ernsten Reizen recht viele Freunde.

Romantiker der Gegenwart ist, als könne diese „gefrorene Musik" nur so geschaffen worden sein, wie er sich etwa die Entstehung der „Neunten Symphonie" denkt: im heiligen Ueberschwang des Gefühles, durch die geniale Inspiration einer begnadeten Individualität. Man liebt es heute, den Geist der Geschichte und die unsichtbaren Kulturkräfte zu individualisiren. Darum erleben wir einen Geniekultus, während das lebendig Geniale uns doch fremd bleibt, erleben eine Individualitätvergötterung ohne Maß und Ziel, so lange sie rein theoretisch betrieben werden kann. Ein Geniales oder Ideales in diesem Sinn ist in den alten Kirchenbauten aber gar nicht enthalten. Was wir so nennen und dem einzelnen Künstler zuschreiben, ist immer das Genie eines religiösen Gemeinsamkeitgedankens, einer sozialen Kulturidee gewesen. Die einzelnen Baumeister haben sich den deutlichen Forderungen dieser Kultideen gegenüber nicht im Geringsten anders verhalten, als ein Architekt wie Messel heute thut, wenn er Waarenhäuser zu bauen hat. Genau so rationell, wie er ein ganz nüchtern profanes Bedürfniß einkleidet, haben die Kirchenbaumeister des Mittelalters Formen geschaffen, wie sie vom Ritus verlangt wurden. Den hohen Schwung, die ideale Schönheit brachte nicht der Mann aus den Tiefen visionärer Begeisterung hervor, sondern das hoch geartete geistige Bedürfniß, das ihn und alle seine Genossen führte. Das Ornament ergab sich fast von selbst, als das Gerippe vorhanden war. Genau so viel Wirklichkeitsinn wie ein Architekt, der moderne Landhäuser baut, mußte der Künstler aufwenden, der einen Dom errichtete. Nur: wo Jener Küche und Wohnstube dem Zweck entsprechend gestaltet, da gliederte Dieser Riesenräume für genau bestimmte gottesdienstliche Handlungen. Der höhere Zweck, nicht eine persönliche Gesinnung erhöhte den Künstler. In der Baukunst schafft sich der Künstler nicht die Aufgaben: die Aufgaben machen den Künstler.

Die Bedürfnisse gottesdienstlicher Handlungen sind von vorn herein ganz geistiger Art. Und darum schaffen sie stets den symmetrischen Grundriß; sie selbst sind bereits ein Leben gewordenes Ornament. Ist die Unregelmäßigkeit das charakteristische Abzeichen der Profanbauten, so ist die Regelmäßigkeit das der Sakralanlagen. Die feierlichen Handlungen bedürfen zur eindrucksvollen Bildwirkung der Symmetrie und Harmonie in sich selbst und in ihrem Architekturrahmen. So wird schon in diesem Punkt der Ritus zum Künstler. Neben dieser Forderung allgemeiner Natur erhebt die Kultidee aber auch solche mehr spezifischer Art für die Gliederung des Raumes. Der Gottesdienst des frühen Mittelalters brauchte einen Ort, wo das Allerheiligste in mystischer Abgeschlossenheit gedacht werden konnte, eine dem dreieinigen Gott geweihte feierliche Stätte, die von dem Vulgus nicht betreten werden konnte: so entstand das erhöhte, über der Krypta erbaute Chor, mit seinem geheimnißvoll durch bunte Fenster fallenden Licht und dem Hauptpunkt der ganzen Kirche: dem Altar. Sodann

forderte der Kultgedanke Nebenaltäre für die Heiligen, für die Vermittler der Gnade, in bestimmter Gruppirung um den Hauptaltar; und daraus ergab sich für den Architekten von selbst die kranzartige Anordnung der kleinen Nebenkapellen um das Chor. Auf den Nachgeborenen wirken diese reizvollen Anbauten nun freilich, als wären sie allein aus einer Kunsterwägung entstanden; und daß diese dann genial genannt wird, ist freilich nicht zu viel gesagt, weil die That es im persönlichen Sinn wirklich wäre. So konsequent die feierliche Liturgie, der Pomp der Umzüge die Choranlage forderte und erfand, so schnell haben doch spätere Mönchsorden das Geschaffene ohne Scheu dann verändert. Als das Priesterbewußtsein sich immer schärfer vom naiven Laienempfinden schied und der erstarkende Kastengeist in der Kirche eine sichtbare Absonderung der Gemeinde vom Klerus durchsetzte, entstand das Querschiff, das die Priester vom Volk und dieses vom Altar energisch trennte. Und wieder brauchte der Architekt der Weisung nur zu folgen, um ein Bauglied zu bilden, das die gewaltige Steinmasse in unvergleichlicher Weise zu gliedern und zu vervielfältigen vermag und als von einer genialen Architekturphantasie erdacht angesprochen werden könnte, auch oft wohl angesprochen wird. Neue Mönchsorden, wie die Franziskaner, wollten später dem Volk wieder predigend nahekommen; und sie kassirten daher ohne Bedenken das trennende Querschiff zu Gunsten der einfachen, ungegliederten Predigthalle. Immer folgten also die Baukünstler den Kultusgedanken; auch dann wieder, als eine neue Trennung von Volk und Klerus den Chor und Schiff absolut scheidenden Lettner erfand. Die feierliche Messe hat das Chor erdacht; ohne die Sonderansprüche eines starken Klerus hätte es nie das Querschiff gegeben; und die Heiligenverehrung hat die Kapellenkränze entstehen lassen. Es ist darum eine ganz moderne Sentimentalität, in all diesen Dingen Werke freier Schöpferphantasien sehen zu wollen. Solche Freiheit könnte nur Willkür sein. Selbst die schöne Einzelform, das Ornamentale vermag allein an organisch aus Bedürfnissen entstandenen Baumassen zu wachsen. Eins hängt immer an Anderen und alle Kräfte zusammen bringen hervor, was hinterher dann „Stil“ genannt wird.

Eine moderne Kirchenbaukunst kann darum nur zu würdigen und lebendigen Architekturformen kommen, wenn sie unumgängliche Bedürfnisse einzukleiden hat. Die Hauptfrage muß daher lauten: Giebt es solche Bedürfnisse in unserm protestantischen Gottesdienst und wie sind sie beschaffen? Daß sie durchaus anderer Art sein müssen als die früherer, katholischer Zeiten, wird wohl nirgends klarer, als wenn man dem protestantischen Gottesdienst dort einmal beiwohnt, wo dafür eine alte katholische Kirche benutzt wird, wie es in Nord- und Mitteldeutschland an vielen Stellen der Fall ist. Mit äußerstem Mißbehagen bemerkt man dann, daß die großräumigen Bauwerke nur zum Theil benutzt werden, daß der Raumgedanke nirgends paßt, ja, den Kultus-

handlungen geradezu widerspricht und daß der Geist des Modernen die alten Hallen nicht zu füllen vermag. Es ist die Geschichte aus dem „Götz von Berlichingen“ von Hansens Küraß. Nur ist es hier keine wagemuthige Jugend, die einst in die zu weite Rüstung hineinwachsen wird, sondern ein verdorrtes Greisenthum, dem die Kleider der Männlichkeit zu weit geworden sind. Hinter dem der Gemeinde nah gerückten Altar dehnen sich tiefe Räume; dort zogen früher die Mönche in feierlicher Prozession. An den Seiten gähnen leere Querschiffe, die zu Vorhallen geworden sind, das gesprochene Wort verflattert im zu weiten Raum, der Klang der künstlich irgendwo eingebauten Orgel bricht sich unter den steilen Gewölben und eine frostige Atmosphäre des Todes liegt über der wie verloren im Riesenraum sitzenden spärlichen Gemeinde. Es kann nicht passen, denn die Ziele sind nun ja prinzipiell andere geworden. Nur in kleinen versprengten Volkstheilen ist der evangelische Christengedanke noch lebendig. Diese aber können allein in Frage kommen, wo von moderner Kirchenbaukunst die Rede ist. Heuchler, seien sie es bewußt aus Rücksicht auf Staat, Obrigkeit und gesellschaftliche Stellung oder unbewußt aus Mangel an Selbsterkenntniß, haben keine formbildenden Bedürfnisse, können also dem Baukünstler nicht Aufgaben stellen. Die kleinen Gemeinden aber bedürfen nicht eines riesenhaften Gotteshauses. Ihre Bedürfnisse sind durchaus von der katholischen Schaustellung abgewandt. Nicht die Liturgie ist in ihrem Gottesdienst mehr die Hauptsache, sondern die Predigt. Deshalb tritt die Bedeutung des Altars und des Altarraumes, des Chors, zurück und die der Kanzel in den Vordergrund. Es giebt im Protestantismus nicht einen Klerus, dem die Kirche gehört und der vor den Laien Rechte voraus hat, sondern die Gemeinde ist Eigenthümerin der Kirche und aller Plätze. Dadurch, daß das gesprochene Wort der Predigt das Wesentliche ist, stellt sich das Bedürfniß nach nicht zu großen und nicht zu hohen, nach ungegliederten Räumen ein; es kommt darauf an, die Gemeinde möglichst eng um den Priester zu versammeln: und so entsteht von selbst die Forderung nach Emporen, die seit einigen Jahrzehnten ganz aus unseren Kirchen verbannt worden sind. Das Motiv der Kolossalität fällt als schädlich von vorn herein fort; gebraucht wird ein würdiger Saal von mäßiger Größe. Daneben sind dann kleinere Räume nöthig, für den Konfirmandenunterricht, für Taufen oder kleine Trauungen. Wenn sich die Küster- und Pastorenwohnung unmittelbar der Kirche anschließt, wird es von großem Vortheil sein; und es empfiehlt sich sogar noch ein Versammlungraum für die Gemeindemitglieder. Denn diese kleine moderne Protestantenkirche ist in ihrem Wesen ein Gemeindehaus, der Priester ist Angestellter einer Kommune und der Gottesdienst ist eine Zusammenkunft freier Menschen, die ein freies Bedürfniß, nicht ein katholischer Gewissenszwang zusammenführt. Der Gottesgedanke ist praktisch sozial geworden; er soll nicht mehr als Fanfare über Stadt und Land hin-

tönen. Er braucht darum nicht Glocken. Wer nicht von selbst kommt, mag draußen bleiben; und wenn selbst eine Verkündigung des Gottesdienstes erwünscht wäre, könnte sie in der Großstadt über die nächste Umgebung nicht hinausreichen. Damit wird aber der Thurm unnöthig. Um so mehr, als von einem Dominiren dieses Baugliedes in der modernen Stadt nicht die Rede sein kann. Nach hundert Schritten verschwindet der höchste Thurm hinter den Riesenfassaden der Stadthäuser. Das Alles sind Voraussetzungen, die denen der alten Kirchenbaukunst absolut widersprechen. Von ihnen aber muß der Architekt ausgehen, wenn er Lebendiges schaffen soll. Doch wird es ihm nur in ganz seltenen Fällen gestattet, weil sich unsere großen Stadtgemeinden zu diesen thatsächlichen Bedürfnissen nicht bekennen mögen. Und es auch nicht können, eben ihrer Größe wegen. Denn ihre große Mitgliederzahl beweist für Den, der unsere Verhältnisse kennt, ganz überzeugend, daß der wahre christliche Geist in diesen Quantitäten nicht lebendig ist. Zu drei Vierteln bestehen heute die protestantischen Gemeinden aus Mitläufern und Gewohnheitmenschen Die bestimmmen dann kraft ihrer Majorität das Bild ihres Gotteshauses nach ihrem eigenen Geist.

Ein moderner Gedanke des Kirchenbaues setzt sich originell fast nur in den Gotteshäusern gewisser Sekten in die That um. Und manchmal in einer Dorfkirche. Es sind Sekten gemeint mit dem evangelischen Bekenntniß verwandten Ueberzeugungen, wie man sie in Deutschland freilich selten, aber sehr oft in England und Amerika findet. Diese Länder geben denn auch den besten Boden für eine neuartige Kirchenarchitektur. Man darf freilich nicht an die Dome und Kathedralen des Katholizismus denken, worin die ganze Macht des Papstthumes sich selbstherrlich ausspricht. Diese kapellenartigen Kirchlein wirken vielmehr fast wie Profanbauten. Aber sie stellen doch sehr werthvolle Keime für die Zukunft dar. Die Gruppirung ist fast immer durch die Einkleidung ausgesprochener Bedürfnisse originell und lebendig. Den Mittelpunkt nimmt ein geräumger Predigtraum ein, worin die Sitze meist kreisförmig um eine Kanzel oder nur um ein Rednerpult angeordnet sind. Der Platz des Sprechers steht durchaus im Mittelpunkt des Interesses und also auch der Anlage; der Altar wird zum Abendmahlstisch und dadurch fällt die Choranordnung von selbst fort. Ein Thurm ist selten vorhanden, und wenn es der Fall ist, so ist er organisch als Raumwerth ausgenutzt und praktisch in die Anlage hineinbezogen; oder er ergiebt sich nur aus einer Ueberhöhung nothwendiger Bautheile. Priester- und Küsterwohnungen schließen sich meist diesem Kern an und von großem Reiz ist es, dieses Nebeneinander von Ideal- und Profanarchitektur zu sehen, wenn der Architekt seine Aufgabe begriffen und gelöst hat. Es ist die Sichtbarkeit der Zwecke, was so wohlthut: der Naturalismus, wenn man will. Die kleineren Räume für den Konfirmandenunterricht, für Sonntags-

schulen und ähnliche Bedürfnisse fügen sich in der selben Weise an; selten fehlt ein Raum für die Gemeindeberathungen und einige Sekten sind in ihren praktischen Erziehungsgedanken so weit gegangen, Vereinen von jungen Leuten, etwa Radfahrern, ein Lokal zur Verfügung zu stellen. Die soziale Einsicht, die sich darin offenbart, ist ganz praktisch englisch und amerikanisch. Sie verzichtet auf allen Schein nach außen, auf alle Reklamehaftigkeit für Empfindungen, die doch einmal in der alten Form tot sind, und wendet sich ganz den nächsten Aufgaben zu. Natürlich kann unter solchen Umständen auch der Architekt nicht mit hohen Idealformen antworten. Aber er wird es eines Tages vielleicht können, wenn die hier schlummernden Möglichkeiten sich frei und mächtig in unserer demokratischen Zeit entfalten.

Außerhalb der Sekten giebt es solche Bestrebungen nicht. In Deutschland kennen wir sie überhaupt nicht. Der Kirchenbau liegt ganz in den Händen der Staatskirche und verfolgt darum in erster Linie Ziele staatlicher Repräsentation und Politik. Das Wesen des modernen Protestantismus, das die Idee der Gemeinde und der Selbstbestimmung betont, wird mißachtet, indem man es zum Werkzeug politischer Pädagogie macht; und der Sinn der evangelischen Anschauungen wird verdreht durch Betonung von Aeußerlichkeiten, die mehr in die katholische Begriffswelt passen. So entstehen dann aus dem Kompromiß zwischen der doch immerhin unvermeidlichen Forderung nach Predigthallen und nach den Mitteln reicherer Wirkung die Werke unaufrichtiger, schwankender Kunstgesinnung, die wir in unseren Städten so oft finden. Vor Allem in Berlin, wo es fast ausschließlich neue Kirchen giebt. Dieser Sakralstil entspricht durchaus der halben Gläubigkeit, die von dem Indifferentismus kaum zu unterscheiden ist, dem nackten Skeptizismus, der seine Kälte des Denkens und Fühlens puritanisch hinter monumentalen Kirchenfassaden verbirgt, und der reglementirten Staatsreligion, die als Moralpolizei auftritt und vor die sozialen Abgründe der Zeit ihre reich verzierten Kirchencoulissen stellt. Wie die äußere Form des Ritus geblieben ist, nachdem der belebende Geist längst daraus verschwunden ist, so sind auch Architekturformen geblieben, die einst in lebendiger Fühlung mit Bedürfnissen entstanden, heute aber praktisch wesenlos geworden sind. Sie werden neu gruppirt, „modern" arrangirt und den allernothwendigsten Gebrauchszwecken angepaßt. Von einer Entwickelung des Einzelnen aus einem Ganzen ist nie die Rede. Und doch glaubt man, eine eigene Kunst zu besitzen. Da der christliche Geist einst die Bauformen der Gothik geschaffen oder doch intensiv benutzt hat, baut der protestantische Kirchenbaumeister am Liebsten in diesem „Stil" und ist überzeugt, daß er mit der Hülfe auch den Inhalt in unser Jahrhundert hinüberretten könne. Früher schuf der Sinn die Form; heute ist es umgekehrt: die Form schafft den Sinn.

Es weht kalt und frostig von dieser nachgeborenen Gothik her. Künst-

lich und peinlich wirkt vor Allem die Stilkombination, die der Baumeister Otzen, der Berlin und Norddeutschland mit vielen protestantischen Kirchen versorgt, erdacht und systematisch ausgebildet hat. Dieses Beispiel sei gewählt, weil es dem Künstlerthum Otzens nicht an Geschicklichkeit, Erfahrung und selbst nicht an Geist fehlt und weil er die meisten Kollegen überragt. Um so sprechender ist die Kläglichkeit dieser eifrigen Kunst, wenn man sie mit Dem vergleicht, was einst organisch in willenskräftigen Zeiten entstanden ist. Ein solcher Fabrikbetrieb, wie dieser vielbeschäftigte Architekt ihn lange Zeit durchgeführt hat, kann ja nur zu Schablone und Phrase führen. Fast immer galten diese Kirchen, wenn sie enthüllt wurden, als Ereignisse künstlerischer Art. Aber es ist etwas Großes um den stillen Wahrheitsinn des Lebens. Unerbittlich und doch mit einer Gerechtigkeit, die nie um eine Linie den Weg des Gesetzes verläßt, weist die Zeit den Künstlern in jedem Fall ihre Fehler und Unwahrhaftigkeiten nach. Sie deckt jeden Kompromiß, jede schlaue Augentäuschung auf, zeigt überzeugend, wo das wahre Gefühl und wo die Routine gebildet haben: und so stellt sie Zeugnisse aus, gegen die es eine Berufung nicht giebt. In dieser Weise wird auch Otzens Kirchengothik kritisirt. Es zeigt sich, daß sie unter dem Deckmantel salbungvollen Ernstes ohne tieferes Verantwortlichkeitgefühl ist. Was geistvoll aussah, ist eine schwächliche, ganz profane Koketterie; das Einfache enthüllt sich als Gedankenarmuth und das vorgeblich Natürliche als kluge Kompilation. Es ist eine frisirte und parfumirte Gothik; das ganze Rüstzeug der Stilwissenschaft wird aufgeboten, um ein Nichts zu beweisen. Spiel bleibt Alles, feminines Spiel mit Dem, was uns heilig sein sollte; eben so wie im Gottesdienst der ethische Religiongedanke zur poetisch oberflächlichen Spielerei beschränkter Geister geworden ist. Man ermesse nun aber den Durchschnitt unserer Kirchenbaukunst, wenn Otzens Werke den besten modernen schon zugezählt werden müssen.

Maßgebend für den Grundriß sind fast immer Stilgedanken und Gewohnheiten, nicht Bedürfnisse. Es gilt als unumgänglich, daß die Kirchenachse sich nicht in der West-Ost-Richtung erstreckt und daß das Chor mit dem Altar nach Sonnenaufgang liegt. Dieser Aberglaube thörichter Art verhindert in den meisten Fällen eine günstige Placirung innerhalb des verfügbaren Bauplatzes. Die Betonung des Altars und die Beibehaltung des Chors ist Etwas, das dem protestantischen Gottesdienst ebenfalls widerspricht. In neuerer Zeit, wo die Repräsentation sich vordrängt, wird das Chor wieder durch bunte Glasfenster und anderen Stimmungzauber zu dem mystisch feierlichen Ort des Allerheiligsten gemacht. Es ist das katholische Prinzip der Schaustellung. Man arbeitet, wie im Theater, vor Allem auf Stimmung, auf romantische Wirkungen: und vergißt darüber das Bekenntniß. Eben so sinnwidrig ist darum auch die Erhöhung des Chors und die Altarschranke. Eine Folge dieser Betonung des Altars

ist, daß auch die Mittelachse hervorgehoben wird. Es giebt fast nirgends Kirchen bei uns, die nicht den breiten Mittelgang aufweisen; und er hat doch nur dann einen Zweck, wenn feierliche Prozessionen hindurchziehen. Dieser werthvolle Platz wird den Sitzen genommen, die sich an den Seiten des Schiffes ohne ersichtlichen Grund zusammendrängen. Es giebt denn auch in unseren Stadtkirchen überall zu wenige Sitze; und ein thörichtes Vorurtheil verbietet das Anbringen von Emporen. In den protestantischen Kirchen aus der Barockzeit (Norddeutschland zeigt glänzende Beispiele) sind Emporenanordnungen vorbildlicher Art geschaffen; dort brauchte nur angeknüpft zu werden. Aber es soll doch Gothik sein. Der „Stil" hat das erste und letzte Wort und der Stil verbietet die Emporen. Durch die Mittelachse wird ferner die Kanzel nothwendig an die Seite gedrängt, wo sie doch im Mittelpunkt des um sie gruppirten Gestühls sein sollte. Aber der Architekt braucht noch reichere Wirkungen und stattlichere Raumerscheinungen, als die einschiffige Predigtkirche bieten kann. Er baut sie also dreischiffig, wenn ihm gerade die Lust kommt. Und der Priester widerspricht nicht; fühlt doch auch er sich der Autorität des „christlichen Stils" unterworfen. Breite Pfeiler trennen nun die Schiffe; sie verdecken den Prediger und zerstäuben den Schall seiner Worte. Aber Das thut nichts; die Aesthetik ist gerettet. Noch nicht genug damit: der Baumeister schreitet zur Anlage eines Querschiffes, das in diesem Fall ganz absurd ist. Er stellt, symmetrisch und geradlinig, in der Richtung des Langschiffes, im rechten Winkel zum Gestühl des Hauptschiffes natürlich, Bänke darin auf. Die da Sitzenden sind vom Prediger zwar abgewandt, aber darauf wird nicht Rücksicht genommen. Mögen die Kirchenbesucher doch hinter einer Mauerecke sitzen, nur verworrenen Widerhall vernehmen, statt klarer Worte, und gegen nackte Mauern stieren: das architektonische Prinzip ist das Wichtigere. Und trotz dieser reichen Gliederung ist der Baumeister dann doch stets ungewiß, wo er die Orgel unterbringen soll. Eine komische Rathlosigkeit herrscht in diesem Punkt, eben weil nicht nach Bedürfnissen, sondern nach der äußeren Wirkung disponirt wird. Von außen gesehen, ärgern die Bauformen das Gefühl für Zweckmäßigkeit in peinlichster Weise. Um das Chor läuft ein Kapellenkranz, als wären dort Heiligenaltäre aufgestellt; aber es liegen nur Sakristeien, Konfirmandenzimmer und Dergleichen dahinter. Es wurde schon gesagt, daß der Thurm beim protestantischen Gotteshaus ganz vermißt werden kann. Bei den Bauten der repräsentirenden Staatskirche ist er jedoch die Hauptsache. Frühere Zeiten bauten zuerst praktisch ihren Versammlungraum und fügten den Thurm an, sobald die Mittel dafür aufgebracht worden waren. Heute möchte man lieber einen Thurm ohne Kirche als eine Kirche ohne Thurm bauen. Dabei ist dieses Bauglied etwas ganz Willkürliches geworden. Der Thurm ist nie so in die Gesammtanlage hineinbezogen, daß er nothwendig und praktisch ausgenutzt erscheint, sondern macht fast immer

den Eindruck von etwas Angefügtem. Man könnte gleich einen Kampanile bauen, ohne der Kirchenanlage im Geringsten zu schaden. Thurm und Glocken: Das gilt als das Wesentlichste. Die Reklame für die Staatsraison der religiösen Idee, Reklame durch das in die Augen Fallende, durch möglichst lautes Getön. Die Allgegenwart der religiösen Mahnung kann ja längst nicht mehr vom Kirchthurm herab gepredigt werden, seit er nicht die ganze Stadt ragend beherrscht, seit sich die Glockentöne im Lärm der Straße schnell verlieren. Die größten Theile der meist beschränkten Bausummen werden trotzdem auf solche dekorativen Dinge verwendet. An der romanischen Kirche hatten die Eckthürme einen Zweck; es waren Treppenthürme, die zu den Emporen hinaufführten. Und wo einem Dom ein gigantischer Thurm angefügt wurde, war es wirklich ein inneres Gefühl, das ein sichtbares Zeichen seiner Kraft forderte. Davon ist heute nicht die Rede. Es „gehört sich so": Das ist der eigentliche Grund. Warum? Wozu? Niemand weiß es zu sagen.

Bemerkenswerth ist eine Nuance, die in letzter Zeit öfter als früher sichtbar wird. Immer aufdringlicher wagt sich eine seltsame, kunstgewerblich kleinliche Prachtentfaltung im Innern der Gotteshäuser hervor. Es ist der katholische Hang zum Bunten, Schmuckhaften, nur großstädtisch raffinirt und fast pervers geworden. In Deutschland hält sich diese Tendenz noch zurück; aber sie wird sicher auch bei uns Fortschritte machen, wenn erst die äußeren Bedingungen gegeben sind. Das Heimathland dieses religiösen Snobismus ist Amerika. Das Christenthum der reichen amerikanischen Lady liebt, in schwülen, boudoirmäßig und mystisch zugleich ausstaffirten Räumen, in einer Umgebung kostbarer Tiffany-Eleganz zu beten. Diese Art von Gottesdienst ist gar nicht weit davon entfernt, die Madonna mit der Venus zu verwechseln. Das hat auch die Renaissancezeit gethan. Aber damals geschah es in ganz männlicher, schöpferisch leidenschaftlicher Weise; heute weht eine Luft müder Schwächlichkeit, feiger, heuchlerischer Perversität und hysterischer Naturwidrigkeit durch das künstliche Gebahren. Wenn es auf diesem Wege weitergeht, werden wir auch bei uns erleben, daß reiche Damen der Kirche Schöpfungen subtilster Gewerbekunst, Lampen, Teppiche, Decken, Kerzenhalter, Altarbilder, Skulpturen, Abendmahlskelche und Räucherkerzen weihen, wie katholische Gläubige das hölzerne Christuskind mit Hemdchen und Kleid beschenken. Wo der reliöse Sinn einmal durch Formeln ersetzt wird, sucht die Laune die leere Hülse zu füllen.

Man kann sich vorstellen, wie ein Geschlecht, das in diesem Maße die Grundsätze lebendiger Baukunst vergessen hat, rathlos einer Aufgabe gegenüberstehen muß, wie sie eine halbkirchliche Aufgabe: das Krematorium, bietet. Hier geräth die Künstlichkeit des Empfindens in eine wahre Zwickmühle und es zeigt sich, daß der Architekt im langen Schlendrian die Fähigkeit eingebüßt hat, selbst lebendig moderne Bedürfnisse einzukleiden. Erstens soll eine Kapelle gebaut

werden, ein hallenartiges Versammlungsgebäude. Aber es darf im Aeußeren nicht spezifisch protestantisch, nicht katholisch und nicht jüdisch sein, sondern muß jeder Konfession weihevolle Empfindungen erwecken, ohne zugleich an eine andere zu erinnern; denn im Krematorium ist man interkonfessionell. Der Eindruck soll feierlich sein, aber die Kunstmittel, womit solche Wirkung innerhalb eines bekannten Stils erreicht werden könnte, sind nur ganz bedingt zulässig. Da bleiben also höchstens die zeit- und rassenlos gewordenen griechischen Formen übrig. Das ist schon ein sehr niedliches Problem. Die selbe Schwierigkeit wiederholt sich im Inneren des Andachtraumes, komplizirt noch durch Fragen der Anordnung. Zum Hauptpunkt wird meist die Stelle gemacht, wo der Priester steht (wenn einer für solchen „heidnischen" Gebrauch zu haben ist), und es kommt immer Etwas heraus, das an den Altar erinnert. Natürlich nur äußerlich, nur dekorativ. Das dritte Problem ist drastisch: da ist ein Ofen, der einen hohen Schornstein braucht. Was, um des Himmels willen, soll der Zögling historischer Stile mit einem ganz gemeinen Schornstein beginnen? Er seufzt und verbirgt ihn an irgend einer Ecke unter einem architektonischen „Mantel". Das heißt: er macht einen Thurm für Bogenschützen daraus oder einen Obelisken oder sonst einen architektonischen Anachronismus. Da er aber sehr für die Symmetrie ist, bildet er, auch da, wo ein Wechselbetrieb zweier Oefen nicht stattfindet und der zweite Schornstein also überflüssig ist, flugs noch eine gleiche Form an der anderen Ecke: und nun weiß Niemand mehr, wo der richtige Schornstein steckt. Die Kunst hat wieder einmal über die rohe Materie gesiegt.

Sieht man sich die bisher gebauten Krematorien an, so wird man gestehen müssen, daß es zum größten Theil architektonische Mißbildungen sind; entweder ein Gemisch von Tempel und Waschanstalt oder monumentale Gewächshäuser. Alle Fragen moderner Baukunst treffen wie in einem Punkt hier zusammen; und gerade darum gehört diese Aufgabe zu den dankbarsten der neueren Sakralkunst. Die einzukleidenden Bedürfnisse sind so deutlich, daß nur der Konsequente sie zu bewältigen versuchen kann. Die Halle für die Feier, mit ihren bestimmten Erfordernissen: Das ist das eine Motiv; der Schornstein und die Verbrennunganlage das andere. Das Ragende, das im Kamin liegt, kann sehr wohl zur Monumentalität gesteigert werden und die Verbindung mit der Vorhalle läßt sich herstellen, wenn die Art berücksichtigt wird, wie der Sarg durch die Wand oder den Fußboden in den Ofen hinabgleitet. Der Architekt, der es unternimmt, eine Lösung für diese der Form harrenden Bedürfnisse zu finden, wird vorher verzichten müssen, Christ zu heißen. Mit dem christlichen Dogma ist die Leichenverbrennung unvereinbar. Der Gedanke an die Auferstehung ist an die Erhaltung des Körpers in irgendeiner Form gebunden. Das heißt: an die Illusion von dieser Erhaltung. Die Idee der Verbrennung ist der modernen, der rationalistisch-philosophischen Weltanschauung

entsprungen und hat sogar eine verborgene Spitze gegen das konventionelle Christenthum. Die „Auflösung in die Elemente“: der Gedanke ist dem christlichen gegenüber revolutionär; er kündet eine neue Zeit und neue Weltbegriffe an. „Erde zur Erde“: Das ist für die christliche Kirche unerläßlich.

Diese neue Weltanschauung, die sich in solchem Beispiel ankündigt, ist latent überall in den neueren Kulturbestrebungen vorhanden. In ihr verbirgt sich viel von dem eigentlichen, fortschreitenden religiösen Empfinden der neuen Menschheit. Denn so sehr sich das Bedürfniß, dessen Befriedigung Religion genannt wird, wandelt, welche seltsame Formen es auch annimmt: ganz stirbt es nie aus. In irgend einer Weise metamorphosirt es sich stets; und wenn es genug Erkenntnisse gesammelt hat, tritt es als Bekenntniß ans Tageslicht. In den mannichfachsten Bestrebungen ist dieses auf Welterkennung und Weltbejahung gerichtete Wollen erkennbar. All die stürmischen philosophischen Dogmen, die in unseren Tagen aufkommen und wieder verworfen werden, all die mit Schlagwörtern wie Monismus, Pantheismus, Uebermenschenthum usw. bezeichneten Geistesrichtungen haben den dunklen religiösen Drang gemeinsam. Dieser Instinkt ist durch die Schulen der Naturwissenschaften gegangen, hat bei Haeckel die natürliche Schöpfungsgeschichte gelernt und alle Zweifel und Qualen des Materialismus am eigenen Leibe erlebt. Er sucht an die Stelle des verlorenen Christenglaubens eine Ueberzeugung zu setzen, die nicht von Einwürfen des Verstandes erschüttert werden kann, und geräth in eine merkwürdige Verehrung der kreisenden Lebenskräfte, des Gesetzes, der Nothwendigkeit und des Schicksals hinein. Diese Verehrung ist wenig mehr als ein reges Gefühl für die ewigen Bewegungvorgänge im Universum, für den verborgenen Willen in allem Leben; aber dieses unbestimmte Gefühl produzirt doch ein starkes Pathos. Und an dieses Pathos knüpfen künstlerische Bestrebungen eigener Art an.

Das vorzüglichste Merkmal solchen Strebens ist eine gewisse Vorliebe für monumentale Primitivität. Bei den Baukünstlern, vor Allem bei den jungen, herrscht der Drang, den lyrisch erregten religiösen Vorstellungen von der im Dunkel waltenden Macht der Nothwendigkeit architektonische Gegenbilder verwandten Charakters entgegenzustellen. Wir finden diese Versuche ja auch in der Malerei und Skulptur; doch können die Ergebnisse dort niemals so schroff im Widerspruch zur Absicht stehen wie in der Baukunst. Denn wenn der Architekt diesem vagen Drang genugthun will, entdeckt er nirgends auch nur das geringste konkrete Bedürfniß, das in irgend einem Sinne mit seinen Empfindungen zusammenhinge. Er will Tempelkunst machen, aber es giebt keine Tempel; er sucht feierliche Architekturen zu ersinnen und kann sich nirgends an eine Wirklichkeit halten. Es ist ausgeschlossen, daß ihm jemals ein Auftrag werden könnte, der auch nur in einem Punkt erlaubte, das Vorgestellte zu realisiren. So bleibt ihm nur das Papier; und da dieses Material

geduldig ist, beginnt eine unerhört kühne Papierkunst sich auszubreiten. Damit ist aber eine Gefahr geschaffen, die nicht leicht überschätzt werden kann. Nirgends verliert der Baukünstler leichter die Selbstbesinnung als am Zeichentisch. Sein rechter Bethätigungort ist der Bauplatz; und die Wirklichkeiten müssen seiner Kunst Voraussetzung sein. Jedes Maß und Ziel droht denn auch in den Orgien der graphischen Phantasiekunst unterzugehen. Sie muß ja schlecht sein, weil ihr kein Gegenstand (Das heißt: kein Bedürfniß) gegeben ist; sie vermag ja Formen, die ein Daseinsrecht haben, nicht zu produziren, weil sie die wichtigste Bedingung vernachlässigen muß: sie ist keine angewandte Kunst mehr, sondern eine anarchisch befreite. Zu allen Konkurrenzen drängen sich die „Architekten-Poeten", wie man wohl, dem heute schon üblichen Sprachgebrauch folgend, sagen muß. Die Empfindung dieser Art moderner Monumentalkünstler ist vorwiegend poetisch; Architekten sind sie erst an zweiter Stelle, insofern ihr Talent sie zwingt, in Maßen und Raumwerthen zu denken. Ein ragendes Etwas steht vor ihrem im Tiefsten aufgewühlten Gemüth; doch sehen sie es nur in verschwindenden Umrissen, sehen die Wucht primitiver Silhouetten sich von Dämmerung oder Nacht ungewiß abheben. Im besten Fall sehen sie klar eine Umrißlinie. Die Hauptwirkung ihrer architektonischen Impression vermögen sie künstlerisch festzuhalten, in ihr spiegelt sich dann die schöne Wallung des Künstlers wieder; sobald aber die Durchbildung des vom Gefühl Geborenen beginnt, sobald der Verstand die einzelnen Theile fügen und formen soll, muß das Talent versagen. Denn nun fehlt die lebendige Tradition, die Fülle jener Bauformen, die aus dem Geist einer Zeit natürlich hervorgehen. Es bleibt nur übrig, archaistische Kunstformen, so gut es gehen will, zu „modernisiren" oder primitiv zu bleiben und als Decadencemensch einen künstlichen Kyklopenstil zu schaffen. Die klarsten, nüchternsten Aufgaben werden vergewaltigt, bis sie geeignet scheinen, Gegenstand für etwas pyramidenhaft Ragendes oder toteninselhaft Tiefsinniges zu werden. Der Architekt wird Zeichner und im weiteren Verlauf Theatermaler. Das ist auch eine Folge des Individualitätkultus. Ein Künstler wie Schmitz hatte das Glück, zur rechten Zeit in den Kaiserdenkmalen Realitäten für die Gewaltsamkeiten seines Temperaments zu finden. Aber seine Nachfolge ist wahrhaft schrecklich. Diese Wikingergräber, Bismarckthürme, Tempel ohne Bestimmung, Ruhmeshallen und Schloßbauten, schwarz mit Kohle vor wilde Gewitterhimmel (die immer mit zur Architektur gehören) gestellt und das Ganze theaterhaft beleuchtet, sind wahrhaft monströs.

So lächerlich solche Verirrungen sind: man kann sie doch nicht einfach ignoriren. Denn psychologisch wenigstens, für unser junges Architektengeschlecht wie für die Probleme der Sakralbaukunst, sind sie wichtig. Um so mehr, als sie sich in mehr als einem Punkte mit Dem berühren, was die Profanbaukunst in Waarenhäusern, Hafendämmen, Speicher- und Fabrikbauten und ähn-

lichen Gebäuden, die bestimmten Zwecken in primitiver Weise dienen, an Formen hervorbringt. Diese Papierkunst ist ein Zeichen, daß der Drang zur Höhe nicht ruht. Alles Pathos, so geschmacklos es sich auch giebt, ist hoffnungvoll, weil es einen Anfang bezeichnet. Bedauerlich ist es nur, daß diese Phantasten, worunter oft sehr tüchtige Talente sind, nicht Gelegenheit finden, sich in der strengen Zucht von unausweichlichen Wirklichkeiten zu schulen. Sie könnten in die einfachsten Bauwerke Etwas von ihrem groß strebenden Sinn hineintragen. Was sie ziellos verschwenden, könnte unserer Miethhausarchitektur nützlich werden; was ihnen mit der Zeit zum Verderben gereicht und sie für praktische Arbeit allmählich unfähig macht, könnte, richtig geleitet, der Gesammtheit Vortheil bringen. Dem selben Pathos, nur intellektualisirt, begegnen wir im Kunstgewerbe; und wenn es dort auch endlose Irrthümer erzeugt und große Geschmacklosigkeiten begangen hat, so darf man nicht vergessen, daß es die im Ganzen sehr hoffnungvolle Bewegung doch hervorgebracht hat. Um diese mißleiteten Kräfte aber der Nation nutzbar zu machen, dazu bedarf es der Hilfe der Gesammtheit.

Die Verwirrung ist so groß, daß schon der Satz verkündet werden konnte, zuerst müsse eine Sakralkunst, eine Tempelarchitektur geschaffen werden; der ethisch-religiöse Geist werde dann schon kommen und hineinschlüpfen. Das sind Schlußfolgerungen der verzweifelten Thatkraft, der es an Bethätigung fehlt. Eine neue große Sakralkunst werden wir nie haben, bevor wir nicht gemeinsame religiöse Anschauungen und für diese feste Kultusformen haben. Nach ein paar Jahrhunderten möge man nachfragen, ob es so weit ist. In der Zwischenzeit aber giebt es eine Fülle von Arbeit; und die beste Kraft ist für die geringste Aufgabe, wenn sie kulturellen, also allgemeinen Werth hat, gerade gut genug. Es ist durchaus nöthig, daß die Baukunst mit dem Bedürfniß Schritt vor Schritt vorangeht; stellt sie sich nur auf sich selbst, so führt sie in eine Phantasterei, die ihr verderblicher ist als jeder anderen Kunst.

Der Architekt fragt vielleicht: Soll ich den Auftrag, eine protestantische Kirche zu bauen, zurückweisen, weil ich kein gläubiger Christ mehr bin und lebendige Bedürfnisse nicht mehr erkenne? Kann ich, selbst mit Benutzung des vom Besteller verlangten Schemas, nicht etwas Gutes schaffen? Die Antwort verlange er von seinem Gewissen. Nur glaube er nicht, daß für ihn, weil er mehr als ein Maler und Bildhauer Diener sozialer Willensäußerungen ist, das Gesetz der künstlerischen Sittlichkeit nicht gelte. Kann er ganz wahr gegen sich und sein wohlverstandenes Ideal bleiben, indem er den Auftrag ausführt, so hat er Recht; läßt er sich zur Lüge und Phrase zwingen, so verdient er den Namen Künstler nicht, mag er auch viele feine Züge in sein Werk hineinbringen und mit stolzer Ueberlegenheit auf die Schaar der Unzähligen weisen können, denen das Verantwortlichkeitgefühl noch mehr als ihm abhandengekommen ist.

Friedenau. Karl Scheffler.

Das liebe Geld.

Bewahre uns vor theurem Geld: so lautet im deutschen Kaufmannsstand noch immer der Text des Gebetes; und im Cirkus Busch ward gegen den Antichristen gepredigt, der in der holden Gestalt des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch auf die Erde gekommen ist, um die Welt mit der Geißel des hohen Diskonts zu züchtigen. Die Zeiten sind ernst; Ostern ist nicht mehr weit, aber der amtliche Wechselzinsfuß hält sich auf der Höhe, von der er sonst bald nach Neujahr niederzusteigen pflegte. Der Reichsbankleiter hat seine Bedenken über die Entwickelung der Geldverhältnisse nicht verhehlt; sein Institut giebt diesmal zwar eine um 2 Prozent erhöhte Dividende, hats aber wahrlich nicht leicht, seine Diskontpolitik streng durchzuführen. Das Reich, dem ein großer Theil des Reichsbankgewinnes zufließt, zieht dadurch ja Nutzen aus der Geldnoth; wie aber soll es unter solchen Umständen seinen Geldbedarf auf normalem Weg stillen? Die Herren, die glauben, eine Aenderung der Reichsbankverfassung könne uns Perioden theuren Geldes ersparen, verwechseln Ursache und Wirkung. Der hohe Diskont ist natürlich nicht die Ursache, sondern die Folge der allgemeinen Geldknappheit. Ueber die Faktoren, die zusammengewirkt haben, um den Zustand, unter dem wir leiden, zu schaffen, brauche ich hier nichts mehr zu sagen; erwähnen möchte ich nur, daß jetzt auch die Offiziösen einsehen: der verschriene Terminhandel war nicht so schlimm, zehrte nicht so an den flüssigen Mitteln wie die Geschäftsart, die ihn heute ersetzt. Den Herren vom Bunde der Landwirthe ist das Börsengesetz freilich noch lange nicht scharf genug und die Behauptung, daß man per Kasse theurer wirthschafte als per Ultimo, dünkt sie Schwindel. Daß die Börse auf Schleichwegen das Terminhandelsverbot an mancher Stelle umgehen konnte, hat den Börsengegnern den Anblick der Folgen erspart, die ein wirklich durchgeführter Kassaverkehr für unseren Geldmarkt gehabt hätte. Heute heißts bei vielen Effektengeschäften: Liefern oder Abnehmen per Ultimo, eventuell sofort. Der Käufer muß das Geld für die gekauften Werthpapiere also stets bereit haben und der Verkäufer in der Lage sein, die Effekten spätestens am dritten Tag nach ergangener Aufforderung zu liefern. Bei diesen Quasi-Zeitgeschäften werden also stets bare Mittel gebraucht; der reine Terminhandel, der nur Differenzen ausgleicht, verlangt nicht so viel Kapital. Obwohl die Landwirthschaft, aus deren Kreisen sich die Gegner der Börse hauptsächlich rekrutiren, unter den hohen Zinssätzen mindestens eben so leidet wie Handel und Industrie, werden die Agrarier der Aufhebung des Terminhandelsverbotes sicher nicht zustimmen. Der Antrag könnte den „Block“ sprengen.

Auch auf der anderen Seite bleibt man leider eigensinnig. Herr Dr. Koch hat mehr als einmal darüber geklagt, daß die Banken durch ihre amerikanischen Geschäfte dem deutschen Markt viel Geld entzogen und dadurch die Spannung mit erhöht hätten. Die Warnung hat wenig genützt. Erst neulich übernahm wieder ein Konsortium, zu dem auch deutsche Großbanken gehören, eine amerikanische Eisenbahnanleihe im Betrage von 28 Millionen Dollars; auch die soll nun an die deutschen Börsen kommen. Was kümmert die Großen die Geldnoth der crapule? Die Reichsbankleitung hat dieses Zeichen der Mißachtung nicht ruhig hingenommen, sondern bewiesen, daß sie über Mittel zur Zähmung der Widerspänstigen verfügt. Ein solches Mittel ist die Rediskontirung von Schatzscheinen, die über eine Woche lang täglich erfolgte und bewirkte, daß der Privatdiskont bis auf 5 Prozent anzog. Allzu bequem werden solche unerwünschte Emissionen den Banken danach nicht mehr sein. Wenn sie

auch an Zins- und Wechseldiskont mehr verdienen: das Plus kann durch die Mindereinnahmen im Effektengeschäft und durch etwa nöthige Abschreibungen leicht wieder aufgezehrt werden. Hoffentlich hüten sie sich nun vor unzeitgemäßen Transaktionen. Unsere dreiprozentige Reichsanleihe steht auf 86. Ein schmählicher Kurs. Nicht einmal das kleinste Angebot können unsere Anleihen ohne Erschütterung noch ertragen. Wollen die Banken nächstens etwa Bonifikationen dafür fordern, daß sie deutsche Anleihen unterbringen? Das Reich braucht jetzt wieder Geld (ein kümmerliches Nothmittel, das uns vor dem Ausland blamirt, soll den Bedarf decken); und ich habe von Provinzbankiers schon gehört, sie würden Abnehmer nur suchen und finden, wenn man ihnen besondere Vergütung bewillige. Wir habens nachgerade herrlich weit gebracht.

Die Deutsche Bank hat sich an den erwähnten amerikanischen Geschäften nicht betheiligt; sie läßt sonst solche Geschäfte nicht ungenützt vorübergehen. Hat sie auf Kochs Warnung gehört? Das wäre vernünftig und entspräche der Ueberlieferung eines Institutes, das oft, trotzdem es sich dadurch indirekt selbst schädigte, die Kundschaft vor spekulativen Ausschreitungen gewarnt hat. Vivat sequens! Wenigstens sollte man mit amerikanischen Finanzwechseln vorsichtig sein. Daß die Trassirungen Amerikas auf Europa nicht nur zum Ausgleich der von der Alten an die Neue Welt für gelieferte Waaren zu leistenden Zahlungen dienen, hat die Erfahrung gelehrt. Amerikanische Bankiers ziehen nicht selten Wechsel auf europäische Firmen, um sich Geld zu verschaffen. Gegen diese Finanzwechsel haben, wie ich hier schon erwähnte, die Banken von England und Frankreich Abwehrmaßregeln versucht, die aber keinen vollen Erfolg hatten. Deutsche Banken haben amerikanische Wechsel genommen, sie aber, aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, nicht auf den Markt gebracht (deshalb hört man von den Trassirungen jetzt nicht mehr so viel wie früher), sondern sich einstweilen mit der Rediskontirung anderer Wechsel beholfen. Die Bankleiter wußten also, daß ihr Verfahren mindestens unzeitgemäß war; sonst hätten sie das Geschäft nicht so heimlich getrieben. Die Amerikaner brauchen das fremde Kapital nicht, um ihre Kassen zu füllen, sondern, um wild und toll weiterspekuliren zu können. Die amerikanischen Eisenbahngesellschaften hatten zuerst die löbliche Absicht, sich in der Aufnahme neuen Geldes zu mäßigen; ihre jüngsten Projekte beweisen aber, daß der Wille zur Enthaltsamkeit wieder geschwunden und der Geldhunger stärker als je ist.

Da der internationale Geldmarkt umnebelt ist und Niemand voraussehen kann, wie die Situation in London und New York sich gestalten wird, so muß man versuchen, den deutschen Geldmarkt vor allzu heftigen Schwankungen zu bewahren, und namentlich dafür sorgen, daß der Verkehr in den Zahlungmitteln sich möglichst gleichmäßig vollzieht. Nicht alle großen Zahlungen brauchen an bestimmten Terminen geleistet zu werden. Man hat sich so sehr an die Quartalsersten gewöhnt, daß man sich gar nicht mehr aus diesem Schema F hinausdenken kann. Warum aber müssen denn, zum Beispiel, Hypothekenbanken die Aus- und Rückzahlungen ihrer Darlehen unbedingt auf die Vierteljahrstermine verlegen? Hunderte von Millionen werden bei uns alljährlich im Hypothekengeschäft umgesetzt. Wenn die Hypothekenbanken sich entschlössen, ihre Transaktionen auf die zwölf Monate des Jahres möglichst gleichmäßig zu vertheilen und nicht mehr auf Terminen zu bestehen, an denen der Geldmarkt ohnehin große Ansprüche zu befriedigen hat, dann wäre schon viel gewonnen. Einzelne Institute, wie die Westdeutsche Bodenkreditanstalt in Köln, haben von Beginn ihrer Thäigkeit an nur Darlehen zu Terminen bewilligt, die nicht auf die Viertel-

jahrsersten fallen, und damit recht gute Erfahrungen gemacht. Warum sollten andere Hypothekenbanken dem Beispiel nicht folgen? Ferner wäre zu erwägen, ob sich nicht auch für die Pfandbriefinstitute die Einrichtung einer allgemeinen Abrechnungstelle, eines Clearinghouse, empfiehlt. Die ja meist ziemlich großen Beträge, um die es sich im Einzelnen bei hypothekarischen Darlehen dieser Banken handelt, brauchten dann nicht sofort bar ausbezahlt zu werden, sondern würden an der Centralstelle verrechnet. Natürlich müßte der Hypothekenabrechnungverkehr sich über ganz Deutschland erstrecken und alle Hypothekeninstitute müßten daran betheiligt sein; sonst bliebe die Wirkung trotz aller Mühe gering. Die Einrichtung eines solchen Abrechnungverkehrs war bei der Reichsbank schon geplant; die Schwierigkeit der Geldmarktkontrole bringt die Sache endlich vielleicht vorwärts. Die Aenderung der Zahltermine ließe sich bei neuen Abmachungen sofort durchführen, wäre aber auch in schon bestehenden Hypothekenverträgen möglich; Geldgeber und Gläubiger könnten sich über die Rückzahlung- und Kündigungtermine wohl fast immer leicht verständigen. Nach den Hypotheken kämen die Zinsscheine der Pfandbriefe in Frage. Auch die werden an den Quartalsersten fällig und fordern beträchtliche Summen. Pfandbriefbesitzer und Käufer solcher Obligationen würden ihr Urtheil über Werth oder Unwerth dieser Papiere kaum von dem Termin der Couponzahlung abhängig machen. Ob die Zinsen am ersten April und am ersten Oktober oder ob sie am ersten März und am ersten September gezahlt werden, ist gleichgiltig; und Niemand wird klagen, wenn öfter als zweimal im Jahr gezahlt wird. Bei kleinen Summen macht es wenig aus, ob man sie in zwei oder in vier Raten bekommt; handelt sichs um Tausende, so ists für den Empfänger immerhin wichtiger, ob er zweimal oder viermal im Jahr Geld erhält. Vielleicht könnten auch die Termine für die Auszahlung der Staatsrentencoupons verlegt werden. Nur müßte man natürlich darauf achten, daß nicht all diese Termine wieder auf die selben Zeiten gelegt würden. Jedenfalls muß schnell gehandelt werden. Im Verzug ist Gefahr. Der Zinsfuß ist von größter Bedeutung für das Gedeihen der Wirthschaft; und schon das Jahr 1906 hat gezeigt, daß trotz allem Glanz der Konjunktur die Ertragsfähigkeit der großgewerblichen Betriebe nicht mehr so zugenommen hat wie in früheren Jahren. Eine (zum Theil freilich nur auf Schätzungen beruhende) Zusammenstellung hat ergeben, daß in 460 Aktiengesellschaften, deren Werthe an der berliner Börse eingeführt sind, auf 2772 Millionen Mark Aktienpapital eine Dividendensumme von 292 Millionen gezahlt worden ist, daß also die Durchschnittsdividende für 1906 etwa 10$^1/_2$ Prozent betrug. Das ist 1 Prozent mehr als im Jahr 1905, während von 1904 zu 1905 ein Plus von 1$^1/_2$ Prozent und von 1895 zu 1896 sogar eins von 1,60 Prozent zu verzeichnen war. Grund der geringeren Steigerung: die Geldnoth mit all ihren Folgen. Der Geldverkehr muß schnell besser geregelt, der Umsatz des Geldes beschleunigt werden. Wird öfter ausgezahlt, dann verliert der Markt nicht an einem Tag (oder im Verlauf einer halben Woche) so große Summen wie in dem heute herrschenden Zustande, dessen Reformbedürftigkeit Niemand leugnet. Der Versuch, verschiedene Fälligkeitstermine festzusetzen, zu verschiedenen Jahres- und Vierteljahreszeiten auszahlen zu lassen, könnte immerhin also nützliche Wirkungen auf die Stabilität des Barmittelvorrathes haben. Daß die Kreditbedürfnisse wachsen, ist unvermeidlich und ein Symptom gesunder Entwickelung. Aus der Geldklemme aber müssen wir heraus; und die Wege, die ich gezeigt habe, scheinen mir gangbar. Ladon.

Erzbergerei.

Der Reichtagsabgeordnete Erzberger überwacht bekanntlich streng die Verfassung des Deutschen Reiches und sorgt unablässig für peinlichste Sparsamkeit auf dem Gebiete der Reichsfinanzen; namentlich ist er entschieden gegen ein Zuviel an Behörden und Beamten. Diese an sich gewiß löblichen Bestrebungen des schwäbischen Volksvertreters erscheinen jedoch in recht zweifelhaftem Licht, wenn man prüft, wie er seine Theorie bei dem württembergischen Kriegsministerium, das er besonders zärtlich liebt, in die Praxis umsetzt. Sehen wir uns den nicht uninteressanten Fall etwas näher an. Zunächst in Kürze dessen Vorgeschichte.

Bis zum Rechnungjahr 1904 bezogen die Beamten des württembergischen Kriegsministeriums ein beträchtlich höheres, die des sächsischen dagegen etwa das selbe Einkommen wie die Kollegen aus den übrigen Landesministerien, während die Beamten des preußischen Kriegsministeriums im Gehalt besser gestellt waren als die des sächsischen und württembergischen. Dieser Unterschied erklärt sich daraus, daß die Beamten des preußischen Kriegsministeriums von je her das selbe dienstliche Einkommen wie die ihnen im Range gleichen Beamten der übrigen preußischen Ministerien haben. Beim Abschluß der preußisch-sächsischen und preußisch-württembergischen Militärkonventionen war eine Gleichstellung der sächsischen und württembergischen Kriegsministerialbeamten mit den preußischen nicht beabsichtigt; durch die Differenzirung im Gehalt sollte zum Ausdruck gelangen, daß das preußische Kriegsministerium die Centralinstanz für die militärische Verwaltung des Reichsheeres bilde. In Wirklichkeit sind denn auch seit der Gründung des Reiches bis jetzt all die zahlreichen militärischen Reglements und Vorschriften, die als Grundlage und Richtschnur für die Verwaltung des Reichsheeres dienen, im preußischen Kriegsministerium hergestellt und sind die prinzipiellen Angelegenheiten der deutschen Heeresverwaltung im Bundesrath und Reichstag vom preußischen Kriegsministerium vertreten worden. Ueberhaupt wurden bisher thatsächlich alle grundsätzlichen Fragen (auch der sächsischen und württembergischen Heeresverwaltung) im preußschen Kriegsministerium erledigt; thatsächlich waren bis jetzt die sächsischen und württembergischen Militärverordnungblätter im Wesentlichen Abschriften der preußischen.

Nun gelang im Jahre 1903 dem sächsischen Reichstagsabgeordneten Dr. Oertel, der erklärt hatte, nicht ruhen zu wollen, bis die Differenzirung im Gehalt beseitigt sei, eine große That. Er bewirkte, daß vom Rechnungjahr 1904 ab die Ministerialräthe und Expedienten des sächsischen und württembergischen Kriegsministeriums im Gehalt den preußischen Beamten der selben Klasse nahezu gleichgestellt wurden. Ohne daß in den staatsrechtlichen Verhältnissen der sächsischen und württembergischen Heeresverwaltung irgendwelche Aenderung eingetreten war, erhielten jetzt die sächsischen und württembergischen Kriegsministerialbeamten eine sehr große Einkommensverbesserung; dazu kam noch ihre Versetzung in eine höhere Klasse des Wohnungsgeldzuschusses. Während in der Denkschrift zum Reichsetat für 1904 betont war, daß mit Rücksicht auf die finanzielle Nothlage des Reiches für Einkommenserhöhungen nichts geschehen könne, während namentlich die Militärverwaltung die größte Mühe hatte, die Zulagen der Oberstlieutenants durchzusetzen, genehmigte der Reichstag anstandlos diese außergewöhnlich große Einkommenssteigerung.

Der Lorber des sächsischen Abgeordneten ließ dem württembergischen Volks-

vertreter Erzberger keine Ruhe. Nachdem in den letzten Jahren die württembergischen Kriegsministerialbeamten mit dem Titel „Geheim“ begnadet worden waren (mehr als dreißig Jahre mußten vergehen, bis diese Segnung der sonst in Schwaben nicht beliebten altpreußischen Kultur von der Spree bis an den Neckarstrand gelangte), verlangen die „Geheimen“ Schwaben, getreu dem Spruch: „Wasser allein thuts nicht“, jetzt auch das preußische Gehalt. Herr Erzberger ging furchtlos und mit größter Entschlossenheit vor. Er feuerte in der Reichstagssitzung vom einunddreißigsten März 1906 sofort mit schwerem Geschütz auf Bundesrath und Reichstag. „Dadurch, daß man den Herren in Stuttgart und Dresden nicht genau das selbe Gehalt gewähre wie denen in Berlin, sei die Reichsverfassung verletzt.“ In gebieterischem Ton fordert er sofortige Sühne. Das Reichsschatzamt giebt in der selben Sitzung sogleich dem Drängen nach; der Vertreter des Amtes erklärt, der Herr Staatssekretär werde persönlich wohlwollend prüfen und den Versuch machen, der Frage für den Etat 1907 näher zu treten. In den sächsischen und württembergischen Militäretat für 1907 wurden dann Erzbergers Mehrforderungen eingestellt, und zwar mit der eigenartigen Begründung, daß als Abschluß der Organisationänderungen die noch bestehende Verschiedenheit in den Gehaltssätzen zu beseitigen sei; die Gründe der auffallenden Verzögerung dieses Organisationwerkes (1871 bis 1907) sind nicht angegeben; auch der sich über sechsunddreißig Jahre erstreckende „Verfassungbruch“ wird nicht gerechtfertigt. Der Bundesrath genehmigte die Mehrausgaben; nun gelangen sie wohl sicher zur Genehmigung an den neuen Reichstag.

Wie steht es nun mit der Verletzung der Reichsverfassung?

Mit Recht wird aus der Verfassung des Deutschen Reiches die völlige Gleichstellung der Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des sächsischen und württembergischen Kontingents mit denen des preußischen abgeleitet. Davon aber, daß die Beamten des sächsischen und württembergischen Kriegsministeriums genau das selbe Einkommen beziehen müssen wie die des preußischen, steht nichts in der Verfassung Nach der Reichsverfassung ist das preußische Kriegministerium die Centralinstanz für das deutsche Reichsheer; Artikel 63, Absatz 5 bestimmt: „Behufs Erhaltung der unentbehrlichen Einheit in der Administration, Verpflegung, Bewaffnung und Ausrüstung aller Truppentheile des deutschen Heeres sind die bezüglichen künftigen Anordnungen für die preußische Armee den Kommandeuren der übrigen Kontingente zur Nachachtung mitzutheilen.“ Diese Bestimmung gilt für Sachsen und Württemberg.

Entweder verbleibt nun das preußische Kriegsministerium in dieser bisherigen Stellung, behandelt auch ferner all die verwickelten und schwierigen Angelegenheiten, die central das deutsche Heer betreffen, und vertritt nach wie vor alle grundsätzlichen Fragen der deutschen Heeresverwaltung im Bundesrath und Reichstag Dann haben die gesetzgebenden Körper des Reiches nicht die mindeste Veranlassung, die Beamten des sächsischen und württembergischen Kriegsministeriums denen des preußischen im Gehalt völlig gleichzustellen. Oder (und Das bezweckt wohl Erzberger) das sächsische und das württembergische Kriegsministerium werden durchaus dem preußischen koordinirt, in der Art, daß sie künftig die Vorschriften für die sächsische und für die württembergische Armee selbständig herstellen, erläutern, überhaupt alle grundsätzlichen Fragen der sächsischen und württembergischen Heeresverwaltung selbständig entscheiden. Dann geht die von der Reichsverfassung als unentbehrlich bezeichnete Einheit in der Verwaltung des deutschen Heeres zweifellos verloren; dann

haben wir hier einen verfassungwidrigen Zustand. In dieser Hinsicht genüge, zur Illustration, ein Beispiel für viele. Nach bisherigem Recht ist oft zweifelhaft, ob einem Offizier täglich die „Kommandozulage“ oder das „Tagegeld“ zukommt; für den Lieutenant beträgt die Zulage drei, das Tagegeld zehn Mark. Nun erklärt sich das preußische Kriegsministerium in solchen Fällen für die Kommandozulage, das württembergische aber, bei dem eine solche Entscheidunn finanziell weniger ins Gewicht fällt, für das Tagegeld. Und diese Differenzirung preußischer und württembergischer Offiziere kommt unter Umständen in der selben Garnison, auf dem selben Uebungfeld vor!

So viel über die rechtliche Seite der Sache; jetzt kommt die finanzielle.

Mit Herrn Erzberger sind wir dafür, daß vor Allem der Personalaufwand eingeschränkt wird. Beginnen wir mit dem „Engeren“ des Herrn Erzberger, dem württembergischen Kriegsministerium. Ich verzichte darauf, hier, nach berühmten Mustern, im Schutt der Vergangenheit zu graben; die Ausbeute wäre reich; selbst pikante Sachen à la Kamerun kämen zu Tage. Gehen wir sofort in medias res.

Der neuste Etat für das „württembergische Reichsmilitärkontingent“ fordert unter der Rubrik Kriegsministerium außer dem Kriegsminister 13 Offiziere, worunter 2 Abtheilungchefs, 5 Civilräthe, worunter 1 Abtheilungchef, 25 Bureaubeamte u. s. w., während die dem Kriegsministerium unterstellte, voll besetzte Militärintendantur des nicht vollzähligen württembergischen Armeecorps 1 Intendanten, 1 Oberintendanturrath, 6 Räthe, 2 Assessoren und 38 Sekretariats- und Registraturbeamte aufweist; außerdem sind sowohl für das Kriegsministerium wie für die Intendantur „Hilfsarbeiter“ vorgesehen. Und das Alles für einen kleinen Heerestheil, der, im Gegensatz zu der preußischen und sächsischen Organisation, keine Jägerbataillone, keine Maschinengewehrtruppen, keine Militärreitanstalt, keine Fußartillerie, keine Eisenbahntruppe, keine Kadettenanstalt und Unteroffizierschule, keine Zeugmeisterei, keine technischen Institute, kein Festungwesen u. s. w. besitzt! Im württembergischen Militäretat zeigt sich bei vielen Titeln, die in Preußen und auch in Sachsen die Thätigkeit der obersten Militärverwaltungbehörde besonders in Anspruch nehmen, das trostvolle Wörtchen: „Nichts“. Wir hören die verwunderte Frage: Was arbeiten denn diese 44 Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums das ganze Jahr hindurch? Man steht da vor dunklen Räthseln. Nur Helios vermags zu sagen, der alles Irdische bescheint; und natürlich Herr Erzberger. Einiges Licht in die Sache bringt allerdings die Etatsarithmetik. Beschränken wir uns auf die Beamten, deren Einkommen jetzt zum zweiten Mal gesteigert werden soll. Nehmen wir an, daß sämmtliche Beamte des preußischen Kriegsministeriums voll beschäftigt sind. Dann ist das reichlich bemessene Beamtenpersonal des sächsischen Kriegsministeriums im Vergleich mit Preußen nur etwa zu drei Vierteln beschäftigt, weil die schon erwähnten allgemeinen, das deutsche Heer betreffenden Materien dort nicht zu bearbeiten sind. Da nun das württembergische Kontingent nur halb so groß ist wie das sächsische (Sachsen zählt mehr als doppelt so viele Truppentheile und Formationen wie Württemberg), Württemberg aber, zum Beispiel, eben so wie Sachsen, 5 kriegsministerielle Civilräthe besitzt, so sind die württembergischen Civilräthe nur etwa halb so stark beschäftigt wie die sächsischen; folglich ist ihre Arbeitlast höchstens drei Achtel von der der preußischen. Wenn das württembergische Kriegsministerium für eine ihm unterstellte Intendantur 5 Civilräthe nöthig hat, so müßte das preußische Kriegsministerium für 18 Intendanturen deren mindestens 90 statt 32 haben. Diese Beweisführung erhebt Anspruch auf mathematische Richtigkeit. Und für diese stuttgarter Civilräthe verlangt Herr

Erzberger, der bei jeder ihm passenden Gelegenheit den sauer verdienten Groschen des deutschen Arbeiters ins Feld führt (trotzdem man in Stuttgart viel billiger lebt als in Berlin), völlige Gleichstellung im Gehalt mit den berliner Civilräthen, also, mit den 1200 Mark Wohnungsgeld, ein Maximaleinkommen von 12 200 Mark.

Geradezu rabenschwarz erscheint aber die Finsterniß, die die Zukunft der württembergischen Armee verhüllt. Einige Monate nach Herrn Erzbergers kategorischem Auftreten gelangte (am zwölften September 1906) im württembergischen Militärverwaltungblatt die in dem Etatsentwurf für 1907 zur Begründung der Mehrausgaben für die Beamten angeführte neue Eintheilung des Kriegsministeriums zur Veröffentlichung. Diese Behörde wird hier nach preußischem Muster in fünf Abtheilungen zerlegt. Eine Bauabtheilung, eine Remonte-Inspektion u. s. w. fehlen noch; die übrigen Abtheilungen haben zum Theil nur einen, zum Theil gar keinen Referenten; der Vorstand der Waffenabtheilung ist zugleich Chef der Justizabtheilung; der alte Römerspruch: „Inter arma silent leges“ verliert hier seine Geltung.

Soll nun dieser Torso eines großstaatlichen Ministeriums auch künftig als solcher fortbestehen oder will Herr Erzberger die Großmachtstellung Württembergs hier weiter ausgestalten? Weshalb müssen ferner die Schwaben gerade bei der Verwaltungabtheilung insofern etwas Besonderes haben, als an deren Spitze ein Wirklicher Geheimer Kriegsrath mit 13 100 Mark Maximaleinkommen steht, statt eines Majors mit 6552 Mark Gehalt? Das wäre für die Reichsfinanzen vortheilhafter und entspräche dem Verhältniß in Preußen und Sachsen, wo von je her Offiziere die Chefs des Verwaltungwesens waren. Warum sollte in Württemberg nicht möglich sein, was sich in Preußen und Sachsen für ein viel größeres und schwierigeres Gebiet bewährt hat? Ein Redner braucht dieser Offizier nicht zu sein, da die grundsätzlichen Fragen der württembergischen Militärverwaltung im Bundesrath und Reichstag nach wie vor das preußische Kriegsministerium vertreten wird; wenn sich wieder ein „Fall Hüger“ ereignet, so spricht im Reichstag der württembergische Militärbevollmächtigte. Die etwa in schwarzrothen Gemüthern des Schwabenlandes genährte geheime Hoffnung, daß ein Wirklicher Geheimer Kriegsrath, vielleicht in wirklicher geheimer Fühlung mit Herrn Erzberger, auf Reichskosten besondere Vortheile für die württembergische Militärverwaltung erwirken könnte, wäre nach meiner Ansicht verfassungwidrig, da, wie schon bemerkt, die Reichsverfassung Einheit der Verpflegung und Aehnliches für das Reichsheer verlangt.

Zunächst wird Herr Erzberger vielleicht durch den folgenden Etat, wieder in Wahrung der Reichsverfassung, dem württembergischen Kriegsminister, der sich bei 23 000 und eventuell 32 000 Mark Gehalt ebenfalls jetzt schon eines beneidenswerthen Daseins erfreut, den Sold des preußischen verschaffen. Im Uebrigen ist bei dieser ganzen Aktion nur klar, daß die erzbergerischen Gehaltserhöhungen nicht in die Rubrik der Denkschrift zum Etatsentwurf für 1907, „Neuregelung des Gehaltes wegen veränderter Dienstverhältnisse oder zum Ausgleich von Härten“, gehören. Denn die Dienstverhältnisse dieser Beamten haben sich bis jetzt nicht verändert; Artikel 63 der Reichsverfassung besteht noch unverändert zu Recht; nach wie vor werden dem sächsischen und württembergischen Kriegsministerium die prinzipiellen Verfügungen und Entscheidungen des preußischen Kriegsministeriums in Abschrift mitgetheilt u. s. w. Von einem Ausgleich von Härten kann aber hier erst recht nicht die Rede sein. Das Gegentheil ist richtig. Die rechtlich in keiner Weise begründete völlige Gleichstellung der sächsischen und württembergischen Kriegsministerialbeamten mit den preußischen

würde im Besonderen zu einer ganz unbilligen Härte gegen die anderen sächsischen und württembergischen Landesbeamten führen.

Das sächsische und württembergische Kriegsministerium sind in erster Linie Landesbehörden; deren Beamte sind nur mittelbare Reichsbeamte; sie üben nur in den im Reichsbeamtengesetz vorgesehenen Fällen die Funktionen von Obersten Reichsbehörden aus. Gerade von der Centrumspartei in Württemberg wird stets betont, daß das Kriegsministerium eine zur Wahrung der Landesinteressen bestimmte Landesbehörde sei; diese Partei denkt aber durchaus nicht daran, das namentlich in Stuttgart seit 1904 grell zu Tage tretende, die Kritik herausfordernde Mißverhältniß zwischen den Bezügen der Kriegs- und der Civilministerialbeamten durch eine starke Aufbesserung der Civilisten zu mildern oder auszugleichen.

Nehmen wir an, in Folge einer Katastrophe gehe das Reich in Stücke und Herr Matthias Erzberger werde Präsident der Republik Württemberg. Eine seiner ersten Regirunghandlungen müßte dann darauf abzielen, die ganz abnorm hohen Kriegsministerialgehälter auf das Niveau der Civilgehälter herabzuschrauben; kein württembergischer Abgeordneter würde dann zugeben, daß die Armeebeamten ein um mehrere Tausend Mark höheres Einkommen beziehen als die ihnen im Range gleichen Civilbeamten. Setzen wir dagegen den etwas wahrscheinlicheren Fall, daß das Gefüge des Reiches fester wird und die Noth der Zeit dazu zwingt, die Behördenorganisation innerhalb des Reiches zu vereinfachen. Dann müßte wohl zunächst, nach badischem Vorbild, der umständliche und theure Apparat des württembergischen Kriegsministeriums verschwinden. Als Ersatz hätte die Centralinstanz dann etwa je 2 Offiziere und Beamte zu fordern. Also 4 gegen 45! Sapienti sat.

Ich bin selbst Beamter, selbst Süddeutscher und in beiden Eigenschaften durchaus nicht geneigt, unitarischen, die Rechte der Einzelstaaten schmälernden Tendenzen Vorschub zu leisten. Ich wünsche, daß Wortlaut und Geist der Reichsverfassung respektirt werden. Im Reich giebt es leider noch immer viele Beamte, die für tüchtige Leistungen unzulänglich bezahlt werden: und hier will ein Volksvertreter den Inhabern von Sinekuren abermals erhöhte Einnahmen verschaffen. „Was ist flüssiger als Wasser?" fragt der stuttgarter Volkswitz; und antwortet: „Unser Kriegsministerium: es ist überflüssig". Der Witz übertreibt; aber ich habe wohl nachgewiesen, daß die Arbeit auf den Herren, um die sichs handelt, wirklich nicht allzu schwer lastet. Auch im Schwabenland wundern sich viele Leute über die Willfährigkeit, mit der im Reichstag für den württembergischen und den sächsischen Militäretat neue Zulagen bewilligt werden. Zu gönnen ists den Begnadeten ja, aber man weiß nicht recht, warum gerade das württembergische Kriegsministerium ein wahres Dorado für protegirte Offiziere und Beamte werden soll, die in der Armee und im Civildienst nicht vorwärts zu kommen vermochten. Auch nicht, warum gerade Herr Erzberger, der sich sonst als den gestrengen Sparmeister aufspielt, so eifrig für die Erleichterung des Reichssäckels eintritt. Haben ihn die katholischen Herren dieser Beamtenschicht als Helfer angerufen? Ist er so freigiebig, weil auch der neue württembergische Kriegsminister ein guter Katholik ist? Einerlei. Ich halte sein Vorgehen für schädlich und habe bedauert, daß er im Reichsschatzamt nicht auf Hindernisse stieß. Wir wollen keinen Militärpartikularismus; wollen auch nicht, daß auf Kosten des armen Reiches die Sonderwünsche begünstigter Männer befriedigt werden. Deshalb habe ich den Schwabenstreich des allzu viel genannten jungen Herrn hier ans Licht gebracht. Z.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. März 1907.

Die Strecke.

Unten plätscherts. Unsereins rettet sich, so oft es irgend geht, ins Trockene. Ins Lese-, Bade-, Turnzimmer; oder in die menschenwürdigere Feuchtigkeit der Schänke. Einzelne gewöhnen sich ans Shampooing; um die Zeit zu vertreiben. Den größten Theil des Tages muß man schließlich doch im Saal verhocken. Könnte endlich mal fällige Familienbriefe abwimmeln. Die Gelegenheit wäre günstig; aber kein Holunderstrauch verbirgt uns dem Auge des Vorgesetzten. Also ran an die Tribüne, weg von der Tribüne; nur um sich Bewegung zu machen. Kommissar ohne Kommissorium: Das ertrage, wems gefällt. Der neunte Tag! Alles Mögliche für eine Generaldiskussion, die, wie die Kugel auf einer Roulette, immer zwischen Rouge et Noir hin und her läuft. Stengel, der einst eine Konzession an bayerische Centrumswünsche war und sich trotzdem noch nicht welk fühlt, liegt in leichtem Schlummer. Der Lord-Protektor der Kolonien hälts nicht lange auf einem Stuhl aus; kann offenbar die Zeit kaum erwarten, wo sein Nachtragsetat wieder an die Reihe kommt. Vor Posadowsky, der gestern beinahe wild wurde, als er die Verleumdung aus der bekannten Ecke abwehrte und barsch die Haftpflicht der ihm nicht gerade intim befreundeten Firma Bethmann betonte, wird allstündlich eine neue Aktenburg aufgebaut. Pausirt er, brütet, läßt das von manchem Sturm gezauste Haupt sinken, dann ists, als müsse der Bart nun wirklich durch den Bundesrathstisch wachsen. Höchst schaudervoll. Der Spaß kostet an Diäten allein täglich ungefähr siebentausend Mark. Rund hunderttausend also eine Etatdebatte, die alle wichtigen Haushaltsfragen des Reiches unberührt läßt. Nützlichere Verwendung des Geldes wäre wohl denkbar. Fünfzig Stunden gedroschen: und nur ein paar Körnchen auf der Tenne. Jede Partei hat dem Hohen Haus bis jetzt mindestens

drei Redner zugemuthet. Jeder hat sämmtlichen Vorrednern geantwortet. Das kann, mit dem selben Mangel an Grazie, in infinitum fortgesetzt werden. Wie es in der kostspieligen Maschine aussieht, möchtest Du wissen? Wenn Du Dich mit flüchtig hingekritzelten Randbemerkungen (um den Anstand zu wahren, markire ich Aktennotiz) heute begnügen willst, kannst Dus erfahren.

Das Räderwerk arbeitet so laut, daß man draußen glauben mag, Alles sei in schönster Ordnung. Ist aber nicht. Wir wissen, wies gemacht wird. Man läßt Bravo rufen und klatschen, daß der Fußboden bebt, lacht und zischt dem Gegner, auch wenn er Gescheites sagt, ins Gesicht und schließt nach dem kräftigsten Effektchen schnell die Sitzung. Dann liest sichs gut; optime, weil in jeder Zeitung ja nur der Parteigenosse zu ausführlichem Wort kommt. Hier schwankt, unter Unbefangenen, das Urtheil kaum. Das Centrum hat das Speechrennen gemacht. Schon Groeber war sehr wirksam und bereitete den Nationalliberalen zwei bittere Stunden. Herr Bassermann hatte die nationale Arbeit der Centrumspartei gerühmt und dann für den gegen sie, als den „stillen Feind von Kaiser und Reich", zu führenden Krieg sogar aus Amerika Subsidien erbeten. Hatte die Leistung des Kanzlers, mit dem er nun Händedrücke und deutsche Grüße tauscht, kläglich, die Lage des Reiches durch unkontrolirbare Kabinetsregirung gefährdet gefunden; und sieht den Himmel nun maienhaft heiter. Dann kam Hertling und hielt die beste Rede, die seit Jahr und Tag im Reichstag zu hören war; eine, die fast alles vorher Gesagte entkräftete und hübsch bedächtig die Papierwälle zerbreschte. Der Professor brachte einen kostbaren Fund mit: Bismarcks Denkschrift über die Wahlaufgabe des Jahres 1878. Der Band von Kohls Bismarck-Jahrbuch war mir gestern und heute ein Labsal. Hier ein Kosthäppchen: „Die Nationalliberale Partei ging bald so weit, daß offen der Anspruch erhoben wurde, daß die Regirung für die einzubringenden Vorlagen vorher die Zustimmung und Genehmigung der ausschlaggebenden Partei oder ihrer maßgebenden Führer einhole. Er wurde mit solcher Schärfe und Rücksichtlosigkeit durchgeführt, daß wichtige Vorlagen durch Fraktionbeschluß im Voraus ohne jede eingehende Berathung im Reichstag selbst und ohne jeden Versuch einer Amendirung kurzer Hand beseitigt wurden. Die so beanspruchte Vormundschaft einer Fraktion, welche die Mehrheit nicht besitzt, kann keine Regirung acceptiren." Das Tollste, was im Dezember dem Centrum vorgeworfen wurde, ist dagegen Kinderspiel; wurde nur schlimm, weil Richthofen, Stuebel, Erni unzulänglich waren und Bülow seine Ruhe haben wollte. Jede große Partei will eben, offen oder heimlich, ein Bischen mitregiren; nur die Naivsten schreien darob noch Zeter. Was ist von den Anklagen überhaupt als erweislich geblieben? Der Nachtragskredit war bequem zu haben. Keine Militär- und Ma-

rinevorlage ist in den letzten Jahren am Centrum gescheitert. Für die Kolonien hats hundertmal mehr gethan als der Freisinn. Den Sozialdemokraten haben 1905 auch die badischen Nationalliberalen sich feierlich verbündet und der offiziöse Wahlmacher Keim fand noch jetzt ja Roth besser als Schwarz. Daß die Bischöfe ihren Willen nicht durchsetzen konnten, zeugt gegen die Behauptung, die Katholikenpartei folge geistlichem, päpstlichem, ultramontanem Befehl. Ich liebe die Leute nicht, muß aber zugeben, daß sie alle greifbaren Anschuldigungen widerlegt haben. Der Rest ist nicht Schweigen, sondern Erzberger. Ein junger Herr, der des Centrums Centrum sein möchte, sich in selbstgefälligem Eifer verhaut, als Zielscheibe schweren Geschützes aber größer scheint, als er ist. Dann die Sammelei für den Patria-Fonds, der brave Kandidaten für den Wahlgang aussteuerte. Und die Zumuthung, zu glauben, ein Generalmajor, der über den ganzen Apparat des Flottenvereins gebot und von dieser Machtposition aus mit der Reichskanzlei verkehrte, habe als Privatmann gehandelt.

Die Stimmung ist ins Grämliche umgeschlagen. Zuerst hieß es: daß drei Dutzend Sozialdemokraten auf der Strecke liegen, bleibe famos, auch wenn weiter nichts herauskomme. Dann betrank man sich an dem vor Weihnachten auf Flaschen gezogenen Phrasengebräu. Schon als der Kanzler, unter Hallo und Juchhe, sprach, wurden die nüchternen Köpfe zusammengesteckt. Es klang ja; und die Claque war nicht faul. Aber zu viel Triumphgesang, zu viel Eigenlob, zu massive Grobheit. Wer sich als Sieger fühlt, braucht den Besiegten nicht zu schelten. Ein Abkanzler. Das Niveau recht niedrig. Clemenceau contra Jaurès scheint daneben ein Titan. Alles, was die bessere Leitartikelsorte seit neun Wochen geliefert hatte; Eigenbau nur die vierschrötigen Witze. Ein Staatsmann hätte nach kurzen thatsächlichen Feststellungen gesagt: L'incident est clos; jetzt dürfen wir nicht mit Anklage und Rechtfertigung die Zeit vertrödeln. Der Redner wollte den ersten Rausch nach Herzenslust auskosten. Man lachte; und hatte am nächsten Morgen Haarweh. Satz vor Satz wurde zerstückt und von all der Herrlichkeit blieb nur ein Bischen Glanzpapier übrig. Hertling konnte manche Hand drücken, die dem Kanzler Beifall geklatscht hatte. Sogar hier oben war die Mehrheit für den Freiherrn, nicht für den Fürsten. Waren die Schwarzen denn den Rothen verbündet? Seit Jahren nicht mehr. Wenn man sie weiter ärgerte, würden sies thun; und die Zeiten wiederkehren, wo selbst Bismarck nichts Rechtes erreichte. Das Alles, weil täppischer Eifer zwei Subalternbeamte aus unbequemer Lage zu befreien versucht und ein eitler Jüngling geflunkert hat?

Natürlich nicht. In der Centrale zählt Dir Jeder die Gründe an den Fingern her; braucht aber beide Hände. Die Schwarzen waren die wilhelminische Garde geworden. Von da kam kein spitzes Wörtchen über die Grenzen kaiser-

licher Gewalt. Solche Zuverlässigkeit mußte erhalten und belohnt werden. Hinc Einfluß in die Gebiete aller Reichsämter; hinc Machtzuwachs der katholischen Missionen. Das ging, so lange man rechts und links vom Centrum Ruhe hielt. Marokko brachte Manches, was vorher nicht bemerkt worden war, in grelles Tageslicht. Die Nationalliberalen wurden schwierig; selbst die Konservativen auf ihre Art kritisch. Ein Kanzler, den nur noch das Centrum lobt, hat eine undankbare Rolle und fällt ins Bodenlose, wenn er oben den Stützpunkt verliert. Zwei Kämpfe sind möglich. Einer ist nur durchzufechten, wenn der Ehrfurcht sich unbeugsame Entschlossenheit paart, und kann im besten Fall sachlichen, nie persönlichen Erfolg bringen. Für den anderen genügen vielleicht Schlagwörter und Heldengeberden; und mißlingt er, so pflückt der Fallende noch einen Lorber. Der leichtere wird gewählt. Von der Spitze hergern die Möglichkeit wahrgenommen, den Kanzler in das nach solcher Verwirrung doppelt schwere Geschäft innerer Politik abzuschieben. Der rasche Erfolg des neuen Kolonialdirektors beweist, wie verhaßt die schwarzen Regirungstützen dem hörbarsten Theil der Nation sind. Mit Hussa gehts in den Kampf. Mit einer Mannschaft, der auf Beute zwar Hoffnung gemacht, aber nichts deutlich Bestimmtes zugesagt ist; und die, weil am Ende doch was zu holen wäre, nicht zu Haus bleiben will.

Jetzt haben wir den Wurstkessel mit Lorberreis geschmückt. Ein behaglicher Aufenthalt ists nicht. Sahst Du im Simplizissimus Gulbranssons Bild? Germania spricht da zum Kanzler: „Du kommst freilich in die Höhe; aber ich?" Richtiger und knapper läßt sichs nicht sagen. Hundertmal habe ich in den letzten Tagen Aehnliches gehört; draußen und hier. Draußen sucht man hinter all dem Getöse wieder verborgenen Sinn. „Deutschland will Alles niederreiten; die Regirung macht mit dem Flottenverein gemeinsame Sache; seid auf der Hut vor dem germanischen Chauvinismus!" Rechnungen aus der Fremde werden nicht immer am nächsten Tag präsentirt; bleiben aber nie aus. Drin merkt mans schneller. Jeder. Einzelne amusirts; die Meisten genirts. Ueberall riecht es nach Lack. Ich fürchte, der Zauber hält nicht. Die Konservativen stöhnen: „Kinder, erlöst uns aus dieser gräßlichen Situation! Weil zwei Centrumsmänner Esel sind, können wir doch nicht gegen die einzige Partei lospauken, mit der für uns nützliche Arbeit zu leisten ist. Sie hat Euch ja Alles bewilligt. Wollt Ihr jetzt auf die Demokraten bauen? Sollen wir mit Denen etwa ein Strafgesetz oder gar ein Börsengesetz machen, uns über den amerikanischen Handelsvertrag oder das Bankprivileg verständigen?" Auch den nicht benebelten Nationalliberalen wird bang. Der gouvernemental gewordene Freisinn, der nicht mehr an Wehrforderungen knickert, kann, wie heute die Stimmung der Heranwachsenden ist, ein gefährlicher Konkurrent werden.

Von rechts werden nach der Mitte Fäden gesponnen. Die Interessen, die sich solidarisch fühlen, streben zu einander hin. Das Publikum spürts noch nicht. Hört Beifall und Zischen und denkt, der Wagen laufe glatt in den Schienen. Wir wissen, welche Mühe es jetzt schon kostet, ihn im Gleis zu halten. Und wie ironisch unter vier Augen über den Block geredet wird. Nach Hochzeit siehts nicht aus.

Bisher glaubte man, wer konservativ regire, müsse die Liberalen, wer liberal regire, die Konservativen gegen sich haben. Das Kartell bietet keinen Gegenbeweis; die Leute Miquels, Bennigsens und Hammachers waren westelbisch, aber konservativ; und die Radikaleren waren, unter Bambergers Führung, ja abgerückt. Jetzt soll mit Richters Erben konservativ, mit Kanitz und Kröcher „entschieden liberal" regirt werden. Als ob Parteien, die seit sechzig Jahren in Todfeindschaft leben, plötzlich unter eine Fahne zu sammeln wären. Um diese Sturmkolonne, von rechts oder von links her, sprengen zu können, ist am Ende auch das Centrum von heute noch schlau genug. Die Wahl hats wesentlich gestärkt; und wenn Hertling Recht behält und die Demokratisirung nun schneller vorschreitet, haben wir Unwiederbringliches verloren. Statt auf die großen Zeichen der Zeit zu setzen und durch moderne, nicht mit Parteifarbe getünchte Kulturpolitik in einem Menschenalter stiller Arbeit den Bereich des Priesters einzuengen, haben wir das katholische Volk aus dem Vertrauen gerüttelt und ihm die Möglichkeit gegeben, über Undank und Untreue zu klagen. Muß nicht jede Partei fürchten, nach langer Intimität ohne Kriegserklärung überfallen zu werden? Seiner Durchlaucht wird noch eifrig gratulirt, die Erörterung der heikelsten Fragen erspart und der Gefeierte kann höheren Ortes vergnügt melden: „Alles gerettet!" Das war ja der Zweck der Uebung; die wirkliche „Forderung des Tages". Am Ende aller Enden aber braucht das Reich nicht nur Soldaten und Schiffe. Was der denkende Kanzler als Zukunftprogramm aufgestellt hat, war mager wie die dürrste Kuh aus Pharaos Traum. Und auch dieses Klappergestell könnte nicht einmal von der Gnade der neuen Surrogatmehrheit leben. Das ist heute, am zehnten Lebenstag des geleimten Reichsparlamentes, schon sicher. Nur wenn wir unthätig bleiben, können wir Wohlsein heucheln. Nur wenn auch in Preußen Alles vermieden wird, was rechts oder links ernstlich beunruhigen könnte. Deshalb muß mit beiden berliner Volksvertretungen so behutsam verfahren werden wie mit einer gekitteten Porzellanvase. Deshalb versucht diesmal auch Niemand, die Redefluth zu dämmen, die nun schon länger als fünfzig Stunden währt: tritt Ebbe ein, so sieht man von draußen die Sandbank, auf der wir sitzen. Und deshalb hockt Unsereins als unnützes Möbel auf der Estrade, schlemmt oder treibt Zimmergymnastik, horcht auf die kraftlose Brandung und kann nur trübsinnig lächeln, wenn sie draußen allzu laut Viktoria schießen.

Verlorene Handschriften.*)

Als ich vor langen, langen Jahren Freytags Roman „Die verlorene Handschrift" las, ahnte ich nicht, daß mir in meinem Alter die Pflicht auferlegt würde, Manuskripten meines Bruders Friedrich Nietzsche nachzujagen, die in fremde Hände gekommen sind und deren Spur plötzlich auftaucht und wieder verschwindet, bisher aber nur zum Theil zu glücklichen Funden geführt hat. Wie jener Held des erwähnten Romans, glaubt man sich bei solcher Verfolgung einer Spur hier und da wie durch ein Trugbild genarrt, fühlt sich plötzlich aber der Erfüllung der kühnsten Hoffnungen ganz nah. Ich will hier meine Erfahrungen öffentlich mittheilen; vielleicht finde ich dann auch bei Fremden Hilfe.

Ich muß vorausschicken, daß mein Bruder niemals halb oder ganz vollendete Manuskripte aus der Hand gegeben hat; er hatte dagegen eine außerordentliche Abneigung und zog es vor, seine älteren Niederschriften zu verbrennen, nur damit kein falscher Gebrauch davon gemacht werden könne. So schreibt Herr Peter Gast: „Die ersten drei Manuskripttheile des Zarathustra haben Nietzsche und ich, trotz meinem Widerstreben, im Herbst 1887 auf dem Herd der Kontessen Diedo in Venedig verbrannt. Glücklicher Weise entging diesem Schicksal wenigstens der vierte Theil, da er sich mit anderen Druckmanuskripten Nietzsches in meiner Heimath befand."

Wenn es mir nun gelungen ist, eine ganze Kiste Niederschriften meines Bruders aus den sechzehn Jahren 1868 bis 1884, die jetzt den Hauptinhalt der philologischen Schriften und des neunten und zehnten Bandes der großen Gesammtausgabe bilden, außerdem Beiträge zu den späteren Bänden gaben, vor dem Verbrennen zu retten, so war daran das ganz merkwürdige Vertrauen schuld, das mir mein Bruder in Hinsicht auf seine Manuskripte und Verlagsangelegenheiten von Jugend auf bis zu meiner Verheirathung und Uebersiedelung nach Paraguay geschenkt hat. Aber selbst dann noch forderte er mich manchmal auf, solche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen oder ihm mitzutheilen, wo sich dieses oder jenes Manuskript befinden könnte. Da nun ein Briefaustausch zwischen Europa und meines Mannes Kolonie in Paraguay ein volles Vierteljahr in Anspruch nahm, war es oft recht schwer, von dort aus zu rathen und zu helfen; denn inzwischen hatten sich oft die ganzen Verhält-

*) Nachdem dieser Artikel längst geschrieben war, wird mir ein Büchlein des Dr. Ernst Horneffer zugesandt, das sich mit ähnlichen Materien beschäftigt. Ich werde später gelegentlich darauf zurückkommen. Das Büchlein leidet an dem selben Fehler wie alle gegnerischen Expektorationen: es ignorirt den wahren Sachverhalt, was Leser und Autor zu bedauern haben. Auch ist Dr. Ernst Horneffer zu kurze Zeit im Nietzsche-Archiv angestellt gewesen und seine Thätigkeit war mit zu beträchtlichen Herausgeberfehlern verbunden, als daß es ihm möglich wäre, richtig und unbefangen irgendwelche Angelegenheit des Archivs oder der Gesammtausgabe zu beurtheilen.

nisse verändert. Daß er aber auch von dort aus meine Hilfe beanspruchte, lag nur daran, daß ich wohl die Einzige gewesen bin, die mit seinen Manuskripten vertraut war und sie vor Anderen, nach meines Bruders Wunsch, verborgen hielt.

Man stelle sich nun mein peinliches Erstaunen vor, als ich im Herbst 1893 endgiltig von Paraguay nach Deutschland zurückkehrte und mir von verschiedenen Seiten mitgetheilt wurde, daß Manuskripte meines Bruders in Deutschland von Hand zu Hand gingen. Wie war Das gekommen?

Als Professor Overbeck in Basel anfangs Januar 1889 meinen erkrankten Bruder aus Turin holte, hatte er nur für den theuren Kranken und für dessen Manuskripte zu sorgen. Er wußte, wie unangenehm es meinem Bruder war, wenn seine Niederschriften in fremde Hände kamen. Statt nun alle Manuskripte, jedes von meines Bruders Hand beschriebene Blättchen zusammenzupacken und bei der Reise mit dem Kranken mitzunehmen, wie es das Richtige, das Einfachste und die wenigste Zeit Raubende gewesen wäre, fängt Overbeck eine Art Sichtung an, die doch in den wenigen Stunden seines Aufenthaltes in Turin gar nicht gewissenhaft vorgenommen werden konnte. Er schildert in der Neuen Rundschau (Januarheft 1906) den ganzen Vorgang, spricht sehr respektlos von dem „in trostloser Weise angewachsenen Wust der Skripturen Nietzsches", sucht Niederschriften zu „entfernen", also zu vernichten, von denen er in der Schnelligkeit annimmt, daß sie „Erzeugnisse des Wahnsinns" gewesen seien, läßt „völlig Unleserliches" liegen und nimmt nur Einiges an sich. Von diesem „Wust Skripturen" haben wir so wenig erhalten, daß der Ausdruck unbegreiflich erscheint, wenn Overbeck nicht sehr viel davon vernichtet und liegen gelassen hat. Er überträgt bei seiner Abreise den italienischen Wirthen das Einpacken und Nachschicken der ausgewählten Manuskripte. Ein italienischer Bekannter meines Mannes hat uns dann mehrere Wochen nach der Katastrophe geschrieben, daß die dort liegen gebliebenen Papiere wohl verbrannt oder verzettelt seien (er gebraucht einen italienischen Ausdruck, der ungefähr so übersetzt werden kann).

Ist nun damals Wichtiges liegen geblieben? Overbeck beunruhigt sich selbst in den erwähnten Briefen darüber. Schließlich sind mir Handschriften zum Kauf angeboten worden, die nur aus Turin stammen können und wahrscheinlich zu den Papieren gehören, die von Overbeck als „völlig unleserlich" bezeichnet worden sind. Ich muß mich gegen diesen Ausdruck verwahren; der Text dieser Niederschriften ist gut zu entziffern. Was heißt denn überhaupt unleserlich? Jetzt soll ein Manuskript Stendhals veröffentlicht werden, das sechzig Jahre als unleserlich gegolten hat. Wenn aber solche als unleserlich bezeichnete einzelne Blätter in Turin liegen geblieben und in fremde Hände gekommen sind, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Dies auch noch mit anderen Niederschriften von größerem Umfang geschehen ist. Ich muß aber ausdrücklich hinzufügen, daß den Wirthsleuten meines Bruders in Turin nicht die geringste Ver-

untreuung zugetraut werden darf. Das waren ausgezeichnete Leute und meinem Bruder sehr ergeben; sie würden es als ein Unrecht angesehen haben, irgend ein Kleidungstück zurückzubehalten; aber sie hatten keine Ahnung (nach den Berichten jenes italienischen Bekannten), daß das einzig Werthvolle in der Hinterlassenschaft meines Bruders seine beschriebenen Papiere waren. Gerade der Umstand, daß Professor Overbeck selbst Papiere als werthlos liegen gelassen, vielleicht auch in ihrer Gegenwart verbrannt hatte, wird ihnen den Glauben eingeflößt haben, daß auch andere Skripturen werthlos seien. Wie leicht kann in irgend einer Ecke noch ein Heft mit Niederschriften liegen geblieben sein, das sich dann ein anderer Hausbewohner angeeignet hat! Die Wirthsleute selbst hatten Mißtrauen gegen einen Miether, der im selben Stock wohnte. Die Handlungweise Overbecks ist völlig unerklärlich. Wenn er durchaus Etwas verbrennen wollte, so wäre dazu in Basel bei ruhiger Ueberlegung, nachdem er sich mit unserer Mutter darüber besprochen hatte, sicherlich besser Zeit gewesen.

Sobald unsere Mutter durch Professor Overbeck von der Erkrankung ihres geliebten Sohnes benachrichtigt war (leider viel zu spät!), reiste sie nach Basel, um den Kranken zu sich zu holen. Bei diesem Zusammensein (Mitte Januar 1889) übernahm Professor Overbeck, nach einer Verabredung mit unserer Mutter, die Fürsorge für alle literarischen Angelegenheiten Nietzsches. Er bestätigte diese „Abmachung" ausdrücklich und eingehend in einem an unsere Mutter gerichteten Briefe vom vierzehnten April 1889; sie nahm deshalb bestimmt an, daß Overbeck sämtliche Handschriften ihres Sohnes, die nach seiner Erkrankung in Turin, Genua, besonders aber in Sils-Maria liegen geblieben waren, zu sich nach Basel habe kommen lassen. Als unsere Mutter Professor Overbeck die Fürsorge für die Handschriften übertragen hatte, glaubte sie, Alles gethan zu haben, um den Bestand der Manuskripte zu sichern; denn Overbeck galt uns und allgemein als eine peinlich gewissenhafte Persönlichkeit. Leider ist er aber dieser Abmachung mit unserer Mutter in sehr unvollkommener Weise nachgekommen. Nicht etwa aus Mangel an Gewissenhaftigkeit, sondern, weil sein literarisches Urtheil bedauerlicher Weise Nietzsches Nachlaß gegenüber unbegreiflich geringschätzig war. Nur mit dem „Antichrist" machte Overbeck eine Ausnahme und schrieb ihn, weil er ihn hoch schätzte, für sich zu seinem Hausgebrauch ab. Den übrigen Nachlaß muß er kaum der Beachtung werth gehalten haben. Obgleich ihn Peter Gast mehrfach daran erinnerte, daß in Sils-Maria jedenfalls noch Manuskripte Nietzsches liegen müßten, ließ er anderthalb Jahre nach der Erkrankung meines Bruders vergehen, ehe er sich überhaupt dort nach ihnen schriftlich erkundigte und meines Bruders ehemaligen Hauswirth aufforderte, etwa Vorhandenes zu schicken.

Was nun inzwischen mit diesen unbehüteten, herrenlosen Niederschriften meines Bruders in Sils-Maria geschehen ist, erzählt uns der nachfolgende Brief.

den ich erst im Sommer 1905 von einem mir bis dahin völlig Unbekannten, Herrn H. Petit, erhalten habe. Ich muß vorausschicken, daß mein Bruder sieben Sommer nach einander, 1881 bis 88, in dem selben Haus und Zimmer bei Herrn Durisch in Sils-Maria gewohnt hat. Das Zimmer blieb inzwischen unbenutzt, so daß mein Bruder in den fest verschließbaren Wandschränken Manuskripte, Kleider und Bücher zurückließ, um sie im folgenden Sommer dort wieder zu finden.

Herr Henry H. Petit schreibt mir:

„Wehlen a./Elbe, am sechsten August 1905. Sehr geehrte gnädige Frau! Ich habe Ihr Feuilleton im Berliner Tageblatt vom sechsundzwanzigsten Juli ‚Nietzsches literarischer Nachlaß und Franz Overbeck' gelesen und bitte Sie, Ihnen dazu Folgendes erzählen zu dürfen. Im Jahr 1890 lebte ich in Berlin als junger Buchhandlungvolontär; ich hatte aus literarischen Interessen mein juristisches Studium aufgegeben und bereitete mich vor, nun in den Verlagsbuchhandel einzutreten. Kurz vor meinen Sommerferien fiel mir ein Artikel der Nationalzeitung über Friedrich Nietzsche in die Hände, von dem ich bis dahin niemals gehört hatte, und in den folgenden Wochen ging ich trunken der neuen Schönheit einher, die über mich aus seinen schnell gekauften Werken hereinbrach. Selbstverständlich hatte ich ein paar Bände im Koffer, als ich bald darauf mit meinen Angehörigen ins Engadin reiste. In Sils-Maria fanden wir zusagende Wohnung und schon am nächsten Morgen saß ich mit den Meinen auf der märchenhaft schönen Halbinsel Chasté, las aus ‚Jenseits von Gut und Böse' vor und diskutirte darüber. Es war, als wenn in der leichten, reinen Luft seine Gedanken leichter und reiner zum Leser gelangen könnten als unten in der dunstigen Ebene; und die Freude und die Sonne strahlten immer schöner in jenen glücklichen Tagen. Auf einmal, mitten in meiner jungen Begeisterung, trat mir ins Bewußtsein, daß ich ja hier in Sils-Maria meinem neuen Helden ganz besonders nah war, daß ich hier auch den Menschen Nietzsche finden müßte; war es, weil ich unter manchen Vorreden den Ort der Entstehung fand, oder meldete sich die Erinnerung an Einzelheiten in jenem Zeitungartikel, der mich zu ihm geführt hatte: ich weiß es heute nicht mehr. Und nun begann ein eifriges Suchen und Spüren im kleinen Ort bei jedem Einwohner, der nur irgend Rede und Antwort stehen wollte, wie Nietzsche ausgesehen habe, wie seine Lebensweise war, ob er menschenscheu gewesen sei, und tausend Fragen mehr. Aber was ich erfuhr, war nur wenig. Alle sprachen von ihm freundlich, Einige fast liebevoll, sie rühmten seine stete kindliche Heiterkeit und erzählten zum Beweis, daß er kein Menschenfeind gewesen, er habe sogar dem Verschönerungverein Geldbeträge gegeben zur Errichtung von Bänken und zur Anlage von Wegen auf seiner geliebten Halbinsel Chasté. Aber irgendwelche Einzelheiten, die mich den Menschen kennen lehrten, erfuhr ich nicht. Da begleitete ich eines Tages meine Damen zu einem kleinen Einkauf bei dem Krämer und stellte natürlich auch an ihn die Frage, ob er Nietzsche gekannt habe. Mein Glück war groß, als Durisch (so hieß er ja wohl) berichtete, Nietzsche habe bei ihm gewohnt, und sich anbot, mir das Zimmer zu zeigen. Oben angelangt, fragte ich den Krämer, ob er zufällig irgend ein Blatt mit Nietzsches Handschrift noch besäße, das er mir geben könnte; ich würde mich freuen, ein persönliches Andenken mit einer beliebigen Zeile, meinetwegen ganz gleichgiltigen Inhaltes, zu haben. Darauf öffnete der Krämer einen in die Mauer eingelassenen

Schrank, holte einen Arm voll beschriebenen und bedruckten Papiers heraus und sagte, indem er es auf den Tisch legte: ‚Hier, suchen Sie sich aus, was Ihnen gefällt.‘ Ich war starr; vor mir lagen zahllose Korrekturbogen und Manuskripte. Auf meine Frage, wie es möglich sei, daß diese ganze Hinterlassenschaft ungeordnet und halb verwahrlost noch in seinen Händen sei, erzählte Durisch, ein Herr aus Leipzig sei dagewesen und habe Alles im Namen der Firma C. G. Naumann bereits gesichtet, den hier vorhandenen Rest habe er als unwichtig bezeichnet. Jener Herr sei wohl der Einzige, der an der Hinterlassenschaft Theil nehme, da interessirte Angehörige der Familie nicht da seien oder im Ausland weilten. Ob Durisch noch hinzufügte, daß die Papiere außer von Naumann noch von einem Anderen (Overbeck?) durchgesehen seien, Dessen erinnere ich mich nicht mit absoluter Sicherheit. Ich meine aber, daß er mich, als ich mich weigerte, den größten Theil des Fundes, den er mir zum Mitnehmen anbot, anzunehmen, und meine Bedenken äußerte, überhaupt irgend ein Blatt zu entfernen, versicherte, Alles sei bereits mehrmals durchsucht. Ich halte es also für im höchsten Grade wahrscheinlich, daß der von mir gemachte Fund damals schon (im August 1890) vielleicht auch von Overbeck als unwichtig bei Seite geschoben war. Ich begann nun selbst eine flüchtige Durchsicht der Papiere, die den ganzen Tisch bedeckten. Die größere Mehrzahl bestand in Korrekturen, unter den Manuskripten stellte ich Entwürfe und Variationen fest, die in einzelne mir bekannte Werke hineingehörten. Daraus schloß ich, daß die Papiere wahrscheinlich gesichtet seien. Ich gab nun Durisch den Rath, Alles sorgfältig aufzuheben und abzuwarten, ob nicht doch vielleicht ein Berechtigter die Ablieferung verlange. Für mich suchte ich mir zum Andenken ein paar Blätter heraus, die mich besonders interessirten."

Hierauf schildert Herr Petit, wie ihm die ausgewählten Handschriften abhanden gekommen, und seine große Freude und Genugthuung, daß sie schließlich ins Nietzsche-Archiv gelangt seien.

Die selbe Schilderung gab mir im Herbst 1893 Dr. Fritz Koegel. Nach genauen Untersuchungen ergab sich, daß Overbeck niemals in Sils-Maria gewesen war, daß niemals ein Mitglied der Firma C. G. Naumann die Manuskripte dort gesehen und gesichtet hatte; ein Fremder muß sich dieses Namens bedient haben, um sich das Werthvollste aus den Niederschriften anzueignen. Von dem „Armvoll" Manuskripte und Korrekturen, die Herr Petit noch im August 1890, nachdem jener Herr das Beste und Meiste ausgewählt und weggenommen hatte, deutlich gesehen hat, habe ich acht Quart- und Folioblätter erhalten, drei durch Dr. Fritz Koegel und Herrn Petit und fünf Blätter und einige Korrekturen von Herrn Durisch, die er mir auf meine Reklamation im Winter 1893/94 schickte. Im Sommer 1895 bin ich dann selbst nach Sils-Maria gefahren und habe diese ganze Angelegenheit mit Herrn Durisch ausführlich besprochen, der außerordentlich beklagte, daß ihm Herr Professor Overbeck nicht sogleich nach der Erkrankung meines Bruders einige aufklärende Zeilen geschrieben habe, daß nicht die Kleider und Bücher Nietzsches die Hauptsache seien, sondern es nur auf jedes von seiner Hand beschriebene Blättchen ankomme.

„Dann wäre nicht das Geringste weggekommen", klagte der treffliche Durisch, der sich, wie aus dem Bericht des Herrn Petit deutlich hervorgeht, nichts Uebles bei seiner Freigiebigkeit gedacht hatte. Er hat auch noch später, nach 1890, Jahr vor Jahr, wenn im Sommer Fremde nach Sils-Maria kamen, Handschriften meines Bruders weggegeben. Frau Anna D. aus Hamburg schreibt am sechsundzwanzigsten September 1906:

„Im Jahr 1892 war ich mit meinem Mann in Sils-Maria, wo wir auf Veranlassung eines Freundes von uns, des Herrn Dr. R. M., die Gelegenheit wahrnahmen, bei Herrn Durisch vorzusprechen und ihn zu fragen, ob er noch im Besitz einiger Manuskripte des Herrn Professors Nietzsche sei und ob er eventuell bereit wäre, uns eins davon zu überlassen. Er legte uns darauf sehr bereitwillig sechs oder acht Manuskripte vor und bat uns, eins davon zu wählen. Unsere Frage, ob und wie viel wir ihm dafür schuldeten, beantwortete er ablehnend und fügte hinzu, er freue sich immer unendlich, wenn Jemand komme, der sich für den Herrn Professor interessire, für den er eine wahre Liebe im Herzen trage; worauf er uns das Schriftstück ohne jegliche Vergütung überließ."

Ich kann mir die Handlungweise Durischs nur so erklären, daß ihm mein Bruder in der That einige Blätter zum Verbrennen vor seiner Abreise im Herbst 1888 gegeben hat, womit aber, wie die im Anfang erwähnten Thatsachen beweisen, durchaus nicht gesagt ist, daß sie werthlos waren. Durisch hat diese Blätter dann in den Schrank, worin sich noch andere Manuskripte befanden, zurückgelegt und später offenbar vergessen, daß nicht der gesammte Inhalt des Wandschrankes zum Verbrennen bestimmt gewesen sei. Hätte Overbeck gleich im Januar 1889 Alles zurückgefordert, so wäre nichts verloren gegangen.

Wenn Durisch jetzt, nach achtzehn Jahren, die Angelegenheit mit den liegengebliebenen Manuskripten meines Bruders immer wieder anders erzählt, so ist Das wohl zu begreifen. Herr Durisch hat inzwischen seine Frau und seine einzige reizende Tochter verloren: solche Schicksalsschläge wirken immer auf das Gedächtniß und machen kleine Differenzen der Aussage (denn nur um solche handelt es sich) durchaus verständlich. Uebrigens muß ich ausdrücklich hervorheben, daß Durisch bis jetzt nicht wußte, daß jener Fremde, der, um Manuskripte zu reklamiren, sich des Namens C. G. Naumann bedient hat, ein Schwindler gewesen ist. Das wußte ich bei meinem Besuch in Sils-Maria 1895 selbst noch nicht und konnte deshalb den Irrthum nicht aufklären. Herr Durisch hat also Recht, wenn er sagt, daß er die Handschriften auf Reklamation abgegeben habe; leider zuerst im Sommer 1889 oder Juni 1890 an einen ganz Unberechtigten, dann einen Theil an Overbeck Ende Juni 1890 und schließlich den Rest an mich im Frühjahr 1894. Was er sonst noch weggegeben hat, entzieht sich jeder Berechnung. Einiges aus den durch Herrn Petit erlangten Blättern hat Dr. Fritz Koegel am vierten November 1893 im „Magazin für Literatur" veröffentlicht, wodurch Overbeck zuerst von dem Verlust der von ihm so

gleichgiltig behandelten Manuskripte in Sils-Maria hörte. Nun wandte er sich mit den schärfsten Vorwürfen gegen Dr. Koegel, den er beschuldigte, sich unrechtmäßiger Weise fremdes Eigenthum angeeignet und der Oeffentlichkeit preisgegeben zu haben. Daß ich Dr. Koegel energisch vertheidigte, gab den ersten Anlaß zu meinen Differenzen mit Overbeck. Bis dahin waren wir, wie alle Briefe hin und her beweisen, gute Freunde gewesen. Ich ahnte nicht, wie sehr sich in der Zwischenzeit von neun Jahren, die ich zum größten Theil in Paraguay zubrachte, Overbecks Freundschaft für meinen Bruder verändert hatte.

Aber nicht nur Dr. Fritz Koegel mußte ich gegen die Anschuldigungen Overbecks in Schutz nehmen, sondern auch Herrn Durisch. Daß Overbecks Behauptung, Durisch habe mit den Papieren meines Bruders Handel getrieben, ganz unbegründet war, beweist schon die Schilderung von Frau Anna D.; aber auch die hier folgende Briefstelle des Herrn Petit vom vierten Januar 1906:

„Was nun Ihre Bemerkung zu Gunsten des Herrn Durisch anbelangt, so kann ich nur meiner unbedingt sicheren Ueberzeugung Ausdruck geben, daß ihm nie auch nur der Gedanke gekommen ist, mit Theilen aus der Hinterlassenschaft Handel zu treiben. Der Vorfall zwischen uns Beiden steht in allen seinen Einzelheiten so lebendig vor meiner Erinnerung, daß etwa vorhandene Irrthümer höchstens ganz unwesentliche Punkte betreffen können. Ich habe für tiefe innere Erlebnisse, wie dieses eins war, ein unauslöschliches Gedächtniß. Der Hergang ist ja auch so ohne Weiteres klar und verständlich. Durisch hatte Ihren Bruder, der immer freundlich und gütig gegen ihn und Alle dort war, herzlich liebgewonnen, viel an ihm theilgenommen und sich um ihn, so weit es Jener zuließ, bekümmert. Da freute es natürlich den früheren Hausgenossen und Wirth, auf einmal inmitten unter dem Schwarm von Touristen und Sommergästen auf einen Menschen zu stoßen, der Liebe und Interesse für seinen Pflegling (denn als solchen betrachtete er ja Nietzsche trotz aller Ehrfurcht) hatte und von dem er vielleicht sogar hoffte, selber Neues über Nietzsche zu hören. Bezeichnend für die ganze Art des Ihnen erzählten Vorfalles ist wohl, wenn ich Ihnen sage, ich hätte es für eine Beleidigung Durischs gehalten, wenn ich ihm ein Geldstück angeboten hätte! Ich bitte Sie, von dieser Mittheilung jeden Ihnen nützlich scheinenden Gebrauch zu machen."

Außer in Sils-Maria waren auch noch Manuskripte in Genua zurückgeblieben. Daß Overbeck dort nicht gesucht hat, ist zu entschuldigen, weil in der That die Auffindung große Mühe verursachte. Niemand wußte etwas Bestimmtes davon; in den Briefen meines Bruders fand man nur die Hausnummer, wo er in Genua gewohnt hatte, aber nicht einmal den Namen seiner Hauswirthin. Nur mir war dunkel die Thatsache in Erinnerung geblieben, daß mein Bruder im Winter 1883/84 eine vernagelte Kiste seiner italienischen Wirthin zur Aufbewahrung übergeben hatte, in der Absicht, bald nach Genua zurückzukehren. Nizza that aber seiner Gesundheit so gut, daß er die Rückkehr nach Genua von einem Winter zum anderen verschob; doch hatte er sich bei seiner Durchreise immer vergewissert, daß die Kiste in guter Ordnung war.

Gleich nach meines Bruders Erkrankung hätte verlangt werden müssen, daß sie, festverschlossen, wie sie war, sogleich nach Basel geschickt werde. Da Das nicht geschehen war, wäre beinahe Alles verloren gewesen; denn die Wirthin zog für mehrere Jahre zu ihrer Tochter nach Spezia und die Kiste war durch Wurmfraß morsch geworden, so daß sie auseinanderfiel. Ein ehemaliger Zimmernachbar meines Bruders, Herr Zilliken in Genua, nahm aber die Manuskripte und Bücher in seine Obhut; und in der Thatsache, daß er sie in seinem feuersicheren Schrank aufhob, sah man deutlich nicht nur seine Gewissenhaftigkeit, sondern auch die Ehrfurcht vor dem ehemaligen Bekannten. Herr Gustav Naumann hat nun Ende des Winters 1894 in meinem Auftrag die Manuskripte in Genua mit großer Mühe und Geschicklichkeit gesucht und gefunden; merkwürdiger Weise aber trotz treulichem Suchen nicht sämmtliche Niederschriften bekommen, da die Wirthin Etwas zur „Erinnerung" zurückbehalten hatte. Durch die gütige Bemühung des Herrn Dr. Walter Jesinghaus in Köln haben wir aber noch 1899, fünfzehn Jahre nachdem mein Bruder Genua verlassen hatte, zwei werthvolle Manuskripte aus dem Jahr 1881 erhalten. Solche Funde machen Einem Hoffnung, daß auch noch mehr zum Vorschein kommen könnte. So scheint in Genua nichts verloren zu sein; wir haben von dort zehn große und kleine vollbeschriebene Hefte wiedererlangt. Diese Niederschriften bilden den Hauptinhalt des elften Bandes der großen Gesammtausgabe der Werke meines Bruders.

Was jetzt noch draußen ist von Schriftstücken, kann nur von Sils Maria und von Turin aus in fremde Hände gekommen sein. Das aber sind gerade Manuskripte aus der wichtigsten Arbeitzeit meines Bruders. Man wird deshalb begreifen, mit welchem Eifer ich jetzt noch jede Spur verfolge, wovon die eine nach Hamburg führt. Der Besitzer dieser Handschriften läßt aber weder Einsicht noch Abschrift nehmen, weil er dadurch ihren Werth zu vermindern glaubt. Ich enthalte mich jeder Kritik dieser Haltung.

Nun ist aber von Neuem eine Spur aufgetaucht; sie scheint zu einem unbekannten Manuskript zu führen, das mir stets von höchster Bedeutung erschienen ist. Im April 1894 hatte Frau Dr. Richard Dehmel, damals noch nicht dem Dichter vermählt, in einer Kunstzeitschrift annoncirt, daß sie Wagner- und Nietzsche-Autogramme suche. Darauf wurden ihr zwei Briefe Wagners zu dem üblichen Preis und ein großes Manuskript Nietzsches zu fünftausend Mark angeboten. Die Wagner-Briefe kaufte sie; aber das Nietzsche-Manuskript war ihr wohl zu kostspielig. Der Preis von fünftausend Mark erscheint für die damalige Zeit so hoch, daß man auf ein sehr umfangreiches und wichtiges Manuskript schließen muß. Leider war in der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt, daß sich in der Stille das Nietzsche-Archiv als Sammelpunkt für alle Nietzsche-Manuskripte gebildet hatte; sonst wäre mir gewiß das Schriftstück angeboten worden. Noch weniger wußte man damals, daß alle Nietzsche-Handschriften, sofern sie in

den Handel kommen, ursprünglich, wie diese Darstellung beweist, auf keine rechtmäßige Weise erworben sind. Herr Durisch in Sils-Maria hatte kein Recht, fremdes Eigenthum zu verschenken, und die unaufgeklärte Art, wie Manuskripte von Turin nach Deutschland gekommen sind und hier verwerthet werden, macht nicht den Eindruck redlichen Verkehrs. Ich erkläre aber trotzdem nochmals, daß ich alle Nietzsche-Handschriften ankaufe und nicht nach der Herkunft frage. Nur Briefe begehre ich nicht mehr zu erwerben, da das Nietzsche-Archiv damit reichlich versehen ist. Ich habe bereits gegen siebenundzwanzigtausend Mark für solche Briefe ausgegeben.

Die Spuren zu dem selben geheimnißvollen Manuskript, das fünftausend Mark kosten sollte, tauchten Ende Winter 1896 in Berlin wieder auf und wurden von Fritz Koegel eifrig und mit großer Diskretion verfolgt. Aber plötzlich war die Spur wiederum ganz verloren; der Name und die Adresse des letzten Käufers erwies sich als falsch; jedenfalls war er nicht aufzufinden. Unsere Enttäuschung war groß. Wir versuchten, uns mit dem Gedanken zu trösten, daß dieses Manuskript, wie die anderen in Sils-Maria verschwundenen Schriftstücke, das eigenhändige Druckmanuskript meines Bruders zum „Fall Wagner" gewesen sei, da dieses im Nietzsche-Archiv fehlte. Herr Dr. Ernst Horneffer war nun der Erste, der im Herbst 1899 nach dem Studium der Manuskripte aus den Jahren 1885/88, die wir im Archiv die „Umwerthungzeit" nennen, erklärte, es müßten noch Niederschriften zum letzten Theil des „Willens zur Macht, Versuch einer Umwerthung aller Werthe" vorhanden gewesen sein. Ich bestritt Das damals lebhaft; denn mir schien das Vorhandene so außerordentlich viel, daß ich es für unmöglich hielt, mein Bruder könne in jener Zeit noch mehr geschrieben haben. Aber auch Herr Professor Holzer in Ulm, der einen Ueberblick über das handschriftliche Material jener Zeit gewonnen hatte, sprach als feste Ueberzeugung aus, daß von den Manuskripten zur „Umwerthung" Einiges verschwunden sein müsse. Nach der ersten Ausgabe des „Willens zur Macht", die nicht ganz richtig gerathen ist, habe ich selbst zu der jetzt vollendeten Taschenausgabe sämmtliche Manuskripte jener Zeit nochmals durchstudirt und bin dabei zu der selben Ueberzeugung gekommen, daß die Lücke in den Niederschriften auf andere Weise einfach unerklärlich ist: für die anderen Bücher der „Umwerthung aller Werthe" ist überreiches druckreifes Material vorhanden und nur zum vierten Buch („Dionysos") ist es sehr dürftig. Der Schluß ist also berechtigt, daß die in der Welt umherirrenden Papiere sich gerade darauf beziehen. Mein Bruder schreibt ausdrücklich an Georg Brandes am zwanzigsten November 1888, daß die „Umwerthung aller Werthe" fertig vor ihm liege. Auch steht in einem Briefentwurf jenes Jahres: „Als factum brutum ausgedrückt: Die erste Niederschrift meiner ‚Umwerthung aller Werthe' ist fertig. Die Gesammt-Konzeption dafür war bei Weitem die

längste Tortur, die ich je erlebt habe: eine wirkliche Krankheit. Ihr anderen ‚Erkennenden', Ihr habt es besser und nicht so unvernünftig! Ihr kennt die Wahrheit nicht als Etwas, das man sich Stück für Stück vom Herzen abreißt und bei dem jeder Sieg mit einer Niederlage sich rächt." *) Dazu kommt, daß wir im Frühjahr 1906 eine wichtige Entdeckung machten: das erwähnte Druckmanuskript zum „Fall Wagner" war von der Druckerei im Jahr 1888 gar nicht nach Sils-Maria oder Turin geschickt worden, sondern in Deutschland geblieben. Die an den beiden Orten verschwundenen Handschriften konnten also nicht dieses Druckmanuskript gewesen sein.

Wie unglücklich mich jetzt die Entdeckung dieser Verluste macht, die so leicht von Overbeck vermieden werden konnten, kann ich nicht beschreiben. Ein furchtbar tragisches Geschick hat meinen theuren Bruder kurz vor dem endgiltigen Abschluß und der Veröffentlichung seines Hauptwerkes geistig gelähmt; er hat uns nicht sein letztes Wort selbst zu sagen vermocht. Wie quälend ist der Gedanke, daß es vielleicht doch vorhanden und nur in falsche Hände gerathen ist! Aber schon jedes Blatt mit Aufzeichnungen aus den Jahren 1885/88 ist uns von allerhöchstem Werth, weil es uns vielleicht einen Fingerzeig geben oder eine Lücke im Verständniß seines Hauptwerkes ausfüllen könnte. Was uns mitunter ein einziges Blatt genützt und bedeutet hat, können am Besten die Herren beurtheilen, die im Nietzsche-Archiv gearbeitet haben. Jeder, der ein Gefühl für das tragische Geschick meines Bruders hat, wird meinen Schmerz um diese Verluste mir nachempfinden. Er wird verstehen, wie es mich verletzen muß, wenn man mir in öffentlichen Zeitungen vorwirft, daß meine Klage um verlorene Handschriften „aus der Luft gegriffen sei", und wird begreifen, wie verwirrend und schädlich die Verbreitung solcher unwahren Nachrichten auf das Rechtsgefühl der gegenwärtigen Besitzer von ursprünglich unrechtmäßig erworbenen Handschriften wirken muß.

Alle Entdeckungen der verschiedenen Manuskriptverluste sind, wie die angeführten Jahreszahlen beweisen, schon älteren Datums. Man wundert sich vielleicht, daß diese Thatsachen erst in der letzten Zeit in die Oeffentlichkeit gelangt sind. In der That habe ich sie lange Jahre aus Rücksicht auf Overbeck verschwiegen und würde Das auch weiter gethan und nur in der Stille meine Nachforschungen fortgesetzt haben, wenn nicht sogleich nach Overbecks Tod gegen das Nietzsche-Archiv mehrere eben so plumpe wie grundlose Angriffe gerichtet worden wären, die offenbar die schlichte Wahrheit dieser geschilderten, das Archiv so schwer schädigenden Vorgänge verhüllen sollten. Für mich, der

*) Ueber das Verhältniß des großen Hauptwerkes, des „Willens zur Macht" mit dem Untertitel: Versuch einer Umwerthung aller Werthe, zu der späteren, weniger umfangreichen Schrift, die sich allein: „Umwerthung aller Werthe" nennt, lese man das Nähere im neunten und zehnten Band der soeben erschienen Taschenausgabe nach.

die Wahrheit in einer Reihe peinlich genauer Aktenstücke vorliegt, sind diese Streitigkeiten eben so ermüdend wie unerquicklich. Es giebt so viel Besseres und Wichtigeres zu thun, als solche Erfindungen zu widerlegen. Ich werde aber wohl genöthigt sein, es auch noch weiterhin zu thun. Der einzige Trost ist, daß bei diesem langweiligen und langathmigen Streit vielleicht etwas Gutes herauskommt; nämlich eins von den verschwundenen Schriftstücken, die ich mit solchen Hoffnungen, Opfern, Mühen und Kosten seit langen Jahren suche. Es ist schwer, bei den mannichfachen Enttäuschungen guten Muth zu behalten; jedenfalls entspricht jetzt bei diesem Rückblick meine Stimmung durchaus der in einem Wort aus Freytags Roman angedeuteten: „Wer jemals einer undeutlichen Spur nachgegangen ist, Der weiß, wie schwierig in der Nähe erscheint, was in der Ferne so leicht dünkt. Während zuerst die trügende Göttin Hoffnung alle guten Möglichkeiten mit hellen Farben malt, regt die Arbeit des Suchens selbst jeden Zweifel auf. Die lockenden Bilder verbleichen; Kleinmuth und Ermüdung werfen ihre Schatten. Zuletzt wird pflichtmäßige Ausdauer, was im Anfang ein frisches Wagen war!"

Villa Breitenstein am Bodensee. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Dank.

Ein lichter Gruß von Lilien und Narzissen,
Des Fühlings erster in die Winternacht;
Die Blüthen regnen auf die weißen Kissen
Und es ist süß, auch noch im Traum zu wissen,
Daß sie ein Herz, ein treues, mir gebracht.

Und leise strömt der Duft in Seel' und Sinnen
Und breitet bunte Felder vor uns aus;
Die Sonnenstrahlen goldig überspinnen
Das blaue Meer und in dem Grün tiefinnen
Frührosenüberrauscht das helle Haus.

Dort ist die Heimath all der weißen Blüthen,
Der holden Kinder zärtlich weicher Luft;
Wenn sie auch langsam, Kelch an Kelch, verglühten,
Wir wissen doch, daß wir in uns behüten
Den Lenz mit aller Wärme, Glanz und Duft.

Hamburg. Theodor Suse.

Die Erde als Wohnstätte.*)

Wer in einer wolkenfreien Nacht das Himmelsgewölbe mit seinen Tausenden von Sternen betrachtet, fühlt sich in diesem Anblick erhoben. Sendet man die Gedanken bis zu den in unendlicher Ferne flimmernden Lichtern, so kommt Einem unwillkürlich die Frage, ob dort nicht auch Planeten gleich dem unseren sind, die organischem Leben als Wohnstätte dienen. Auch in Bezug auf unseren eigenen kleinen Planeten, die Erde, müssen wir uns ähnliche Fragen vorlegen. War sie immer mit einem grünen Pflanzenkleid bedeckt oder einst unfruchtbar und öde? Daß sie im Anfang „öde und leer" war, ist unzweifelhaft, ob wir nun annehmen, daß sie durch und durch glühflüssig war, was das Wahrscheinlichste ist, oder daß sie sich, wie Lockyer und Moulton meinen, durch Zusammenhäufung von Meteorsteinen bildete die, in ihrer Bewegung aufgehalten, glühend wurden. Wir nehmen an, daß die Erde aus einer Gasmasse besteht, die von einer äußerlich festen, weiter innen zähflüssigen Hülle umgeben ist. Man vermuthet mit gutem Grund, daß die ganze Erde ursprünglich ein von der Sonne (die sich noch in diesem Zustand befindet) abgesonderter Gasball war. Durch Ausstrahlung in den kalten Weltenraum verlor der Gasball, der sich in der Hauptsache ungefähr so verhielt wie unsere Sonne, allmählich seine hohe Temperatur und schließlich bildete sich eine feste Rinde an seiner Oberfläche. Lord Kelvin hat berechnet, daß es nicht länger als etwa hundert Jahre dauerte, bis die Temperatur der Erdkruste auf 100° sank. Wenn diese Berechnung nicht ganz richtig sein sollte, so können wir doch wohl behaupten, daß, seit die Erde ihre erste feste Rinde (bei ungefähr 1000° Temperatur) bekam, es nicht viele Jahrtausende währte, bis die Temperatur unter 100° sank. Lebende Wesen können bei dieser Temperatur nicht bestehen, da das Eiweiß der Zellen bei so hohem Wärmegrad sofort gerinnt, wie Eiweiß in einem Hühnerei. Doch wird berichtet, daß in den heißen Quellen auf Neuseeland Algen bei einer Temperatur von über 80° vorkommen. Bei einem Besuch im Yellowstone-Park suchte ich mich von der Richtigkeit dieser Angabe zu überzeugen, fand aber, daß Algen nur am Rand der heißen Quellen existiren, wo man die Temperatur auf höchstens 60° schätzen konnte. Der berühmte amerikanische Physiologe Loeb giebt an, daß man bei einer Temperatur von mehr als 55° in den heißen Quellen Algen nicht mehr antrifft.

Da nun die Temperatur der Erdrinde noch viel schneller von 100° auf 55°

*) Der schwedische Physiker Svante August Arrhenius läßt (in der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig) ein neues Werk erscheinen, dem er den Titel „Entwickelung der Welten" gegeben hat. Der Begründer der Lehre von der Dissoziation, der gezeigt hat, daß die Salze in wässeriger Lösung zum beträchtlichen Theil in elektropositive und elektronegative Partikeln zersetzt sind, der für die Erkenntniß des elektrischen Leitungsvermögens so viel gethan, über den Einfluß der Luftelektrizität auf physiologische Vorgänge, über die Wirkung des Kohlensäuregehaltes der Luft auf die Erdtemperatur so viel Neues gelehrt und mit seinen Lehrbüchern der kosmischen Physik und der Elektrochemie die physikalische und die naturhistorische Betrachtung nach so vielen Seiten angeregt hat, stellt auch in diesem Werk ganz neue Theorien auf. Das Buch wird sicher lebhaft diskutirt werden. Ich muß mich hier auf die Mittheilung einzelner Bruchstücke beschränken.

sank als von 1000 auf 100°, so können wir sagen, daß zwischen der Bildung der ersten Erdkruste und der Abkühlung bis auf eine zur Erhaltung des Lebens günstige Temperatur nur wenige Jahrtausende verflossen. Seitdem ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Temperatur nie so tief gesunken, daß nicht der größte Theil der Erdoberfläche lebende Wesen tragen konnte. Dazwischen gab es freilich Eiszeiten, wo die dem Leben unzugänglichen arktischen Regionen weit größere Ausdehnung hatten als jetzt. Das Weltmeer ist immer zum größten Theil eisfrei gewesen und konnte also von Organismen bewohnt werden. Das Erdinnere kühlt sich, wenn auch langsam, immer mehr ab; durch die Erdrinde dringt die Wärme aus den inneren warmen zu den äußeren kalten Theilen vor.

Die Erde kann lebenden Wesen zur Wohnstätte dienen, weil ihre äußeren Theile durch Ausstrahlung sich zu einer geeigneten Temperatur (unter 55°), aber doch nicht so stark abkühlen, daß das ganze Weltmeer an der Oberfläche beständig gefroren und die Temperatur über den Kontinenten immer unter dem Gefrierpunkt ist. Dieses günstige Zwischenstadium wird dadurch erreicht, daß die Sonnenstrahlung den Wärmeverlust der Erde nach dem Weltenraum hinaus zu ersetzen vermag und ausreichend ist, um größere Theile der Erdoberfläche über der Temperatur des Nullpunktes zu erhalten. Die Temperaturbedingung für das Leben auf einem Planeten wird also nur dadurch aufrecht erhalten, daß auf einer Seite Licht und Wärme von seiner Sonne in zureichender Menge eingestrahlt werden und auf der anderen Seite eine gleichmäßig starke Ausstrahlung in den Weltenraum stattfindet. Würden Wärmeverlust und Gewinn einander nicht die Wage halten, so könnten die Wärmezustände nur von sehr kurzer Dauer sein.

Als Beispiel kann die kurze Zeit von einigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden angeführt werden, die die Erdrinde brauchte, um sich von 1000 auf 100° abzukühlen. Damit kann man die lange, von Joly auf ungefähr hundert Millionen Jahre geschätzte Zeit vergleichen, die seit der Entstehung des Weltmeeres verflossen ist, die einer Temperatur von 365° entsprach; denn über dieser Temperatur kommt Wasser nur in Gasform vor. Joly hat seine Schätzung auf folgende Weise ausgeführt. Man weiß, wie groß die Wassermenge in sämmtlichen Meeren und wie groß der Salzgehalt des Meeres ist. Hieraus ist die Menge Kochsalz, das man in allen Meeren gelöst findet, leicht zu berechnen. Dieses Salz ist durch die Flüsse zugeführt worden und man weiß ungefähr, wie viel Salz jährlich von allen Flüssen der Erde ins Meer geführt wird. Danach kann man leicht ausrechnen, daß die Flüsse ungefähr hundert Millionen Jahre Salz zum Meer führen mußten, bis der gegenwärtige Salzgehalt erreicht war.

Noch höhere Ziffern erhält man durch die Berechnung der Zeit, die bis zur Ablagerung all der geschichteten oder sogenannten sedimentären Lager verfloß. Sir Archibald Geikie schätzt die gesammte Dicke dieser Lager, wenn sie unverrückt stehen geblieben wären, auf etwa 30 000 m. Durch die Untersuchung jüngerer Schichtlager kommt er zu der Auffassung, daß jede meterdicke Schicht dreitausend bis zwanzigtausend Jahre zu ihrer Bildung erforderte. Um sämmtliche sedimentären Lager abzusetzen, war also ein Zeitraum von neunzig bis sechshundert Millionen Jahren nothwendig. Der finische Geologe Sederholm kommt sogar schließlich zu der Summe von tausend Millionen Jahren. Eine andere Schätzung geht davon aus, daß, während die Erdoberfläche ihre Temperatur wegen des Wärmegleichgewichtes zwischen

Sonnenstrahlung und Ausstrahlung in den Weltenraum nicht ändert, das Erdinnere sich durch Abkühlung zusammenzieht. Wie weit diese Schrumpfung ging, merkt man an der Bildung der Bergketten, die nach Rudzki 1,6 Prozent der Erdoberfläche bedecken. Folglich hat der Erdradius sich um 0,8 Prozent zusammengezogen, entsprechend einer Abkühlung von etwa 300°, wobei zweitausend Millionen Jahre vergingen.

Ganz neuerdings hat der berühmte Physiko-Chemiker Rutherford eine sehr originelle Methode publizirt, nach der das Alter von Mineralien zu bestimmen ist. Man hat festgestellt, wie große Mengen von Helium pro Jahr aus einer gegebenen Menge Uran oder Thorium produzirt werden. Nun hat Ramsay den Heliumgehalt von dem Uranmineral Fergusonit und von dem Thorium-Mineral Thorianit bestimmt. Daraus hat Rutherford die seit der Bildung dieser beiden Mineralstoffe verflossene Zeit auf wenigstens vierhundert Millionen Jahre berechnet; „denn wahrscheinlich ist während der Zeit etwas Helium aus dem Mineral entwichen.“ Obgleich diese Bestimmung sehr unsicher ist, hat es doch ein gewisses Interesse, zu sehen, daß sie auf eine ähnliche Größenordnung des Alters der festen Erdkruste hinweist wie die anderen Berechnungweisen.

Während dieser ganzen, fast unbegreiflich langen Periode von hundert bis zweitausend Millionen Jahren haben auf der Erdoberfläche wie im Meer Organismen existirt, die sich durchaus nicht zu sehr von den jetzt lebenden unterscheiden. Man muß daher annehmen, daß, wenn auch die Temperatur der Erdoberfläche in jenen fernen Zeiten etwas höher war als jetzt, der Unterschied gleichwohl nicht besonders groß war, höchstens 20°. Die Mitteltemperatur ist auf der Erdoberfläche jetzt 16°; sie wechselt zwischen ungefähr — 20° am Nordpol, — 10° am Südpol und etwa 26° in der Nähe des Aequators. Der Hauptunterschied zwischen der Temperatur der Erdoberfläche in den ältesten geologischen Perioden, aus denen Fossilien bekannt sind, und dem heutigen Zustand scheint darin zu bestehen, daß die verschiedenen Zonen jetzt bedeutende Temperaturunterschiede aufweisen, während in älteren Zeiten die Wärme fast gleichförmig über die ganze Erde vertheilt war.

Dieser lange, fast stationäre Zustand war dadurch bedingt, daß der Wärmegewinn der Erdoberfläche durch Sonnenstrahlung und der Wärmeverlust durch Ausstrahlung sich nahezu vollständig deckten. Daß Wärmezufuhr durch Strahlung von einem sehr heißen Himmelskörper (in unserem Fall der Sonne) für den Bestand des Lebens nothwendig ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel; dagegen dürften die Meisten nicht bedacht haben, daß der Wärmeverlust nach dem kalten Weltenraum oder überhaupt nach einer kälteren Umgebung eben so nothwendig ist. Die Annahme, daß die Erde und auch die Sonne den größten Theil ihrer „Lebenswärme“ durch Ausströmen in den kalten Raum verschwenden, befriedigt Manche so wenig, daß sie lieber glauben, die Strahlung finde nicht gegen den Weltraum, sondern nur zwischen Himmelskörpern statt. Die ganze Sonnenwärme würde also den Planeten und Monden im Sonnensystem zu Gute kommen und nur ein verschwindender Bruchtheil den Fixsternsystemen, ihren geringen Gesichtswinkeln entsprechend, zufallen. Wenn Das richtig wäre, müßte die Temperatur der Planeten rasch steigen, bis sie der unserer Sonne fast gleich und alles Leben unmöglich geworden wäre.

In gewisser Hinsicht verhält sich die Erde wie eine Dampfmaschine. Damit solche Maschine nützliche Arbeit leisten kann, ist nicht nur nöthig, daß ihr aus einer

Wärmequelle von hoher Temperatur, nämlich aus der Feuerstätte und dem Dampfkessel, Wärme zugeführt wird, sondern auch, daß die Maschine Wärme abgiebt an eine Wärmequelle von niedriger Temperatur, an den Kondensator oder Kühler. Nur dadurch, daß Wärme von einem Körper hoher Temperatur auf einen niederer Temperatur übertragen wird, vermag die Dampfmaschine Arbeit zu verrichten. Und eben so kann auf der Erde keine Arbeit geleistet werden (und also auch kein Leben existiren), wenn nicht Wärme durch Vermittelung der Erde von einem warmen Körper, der Sonne, nach einer kälteren Umgebung, dem Weltenraum und den darin befindlichen kalten Himmelskörpern, übertragen wird.

Die Temperatur der Erde wird durch die Wolken beträchtlich herabgesetzt. Die Wolken schützen ungefähr die Hälfte der Erdoberfläche (52 Prozent) gegen die Sonnenstrahlung. Aber auch bei vollkommen klarem Himmel kommt längst nicht alles Sonnenlicht zum Erdboden hernieder. Selbst in der reinsten Luft schwebt etwas fein vertheilter Staub. Ich habe die Einwirkung dieses Staubes so geschätzt, daß durch sie etwa 17 Prozent der Sonnenwärme der Erde verloren geht. Staub und Wolken würden zusammen der Erde 31 Prozent der Wärme entziehen. Das würde einer Temperaturerniedrigung von nicht weniger als 28° entsprechen. Doch schützen der Staub und die Wassertropfen der Wolken in gewisser Hinsicht gegen die Ausstrahlung der Erde, so daß sich der Totalverlust durch Wolken und Staub auf ungefähr 20° beläuft. Nun hat man gefunden, daß die Mitteltemperatur der Erdoberfläche etwa 16° beträgt. Aus der Stärke der Sonnenstrahlung berechnet man sie zu 6,5°, die durch den Einfluß von Staub und Wolken um 20° erniedrigt werden müßte, also bis etwa — 14° C. Die beobachtete Temperatur 16° ist also um nicht weniger als 30° höher. Das kommt von der die Wärme schützenden Wirkung der Gase in der Luft.

Auf dem Mars giebt es fast keine Wolken. Dieser Planet hat eine äußerst durchsichtige Atmosphäre; daraus erklärt sich seine hohe Temperatur. Während aus der Sonnenstrahlung die Temperatur des Mars zu etwa — 37° berechnet wird, ist sie thatsächlich ungefähr + 10° C. Das kann man daraus sehen, daß sich an den Polen des Mars während des Winters weiße Massen, offenbar von Schnee, ansammeln, die dann im Frühling rasch wegschmelzen und sich in dunkel erscheinendes Wasser verwandeln. Mitunter schmelzen die Schneemassen an den Polen des Mars während des Sommers ganz weg, was an den Erdpolen nie geschieht; die mittlere Temperatur des Mars muß deshalb über 0, wahrscheinlich etwa + 10° C sein. Höchst wahrscheinlich ist, daß auf dem Mars organisches Leben gedeiht. Dagegen ist es ziemlich sanguinisch, aus der Beobachtung der sogenannten Kanäle auf die Existenz intelligenter Wesen auf dem Mars zu schließen.

Daß die Lufthülle eine gegen Wärmeverlust schützende Wirkung ausübt, wurde schon um 1800 herum von dem großen französischen Physiker Fourier angenommen. Seine Ideen wurden nachher von Pouillet und Tyndall weiterentwickelt. Deren Theorie wird die Treibhaustheorie genannt, weil sie annahmen, daß die Atmosphäre auf die selbe Art wie Glas in einem Treibhaus wirkt. Glas besitzt nämlich die Eigenschaft, sogenannte helle Wärmestrahlen, wie sie unser Auge auffassen kann, nicht aber dunkle Wärme, etwa solche, wie sie vielleicht von einem warmen Kachelofen oder einer erwärmten Erdmasse ausstrahlt, durchzulassen. Die Wärme der Sonne ist zum größten Theil hell, sie dringt also durchs Glas des Treibhauses und erwärmt die Erde darunter. Deren Strahlung ist dunkel und kann daher nicht durch

Glas bringen, das also gegen Wärmeverlust schützt, ungefähr wie ein Ueberrock den Körper gegen allzu starke Ausstrahlung schützt. Langley machte einen Versuch mit einer Kiste, die durch Baumwollpackung gegen starken Wärmeverlust geschützt und auf ihrer der Sonne zugewendeten Seite mit doppeltem Glas gedeckt war. Er fand, daß die Temperatur bis zu 113° stieg, während sie im Schatten nur zwischen 14 und 15° betrug. Der Versuch wurde auf dem 4200 m hohen Pikes Peak in Kolorado ausgeführt, am neunten September 1881 um ein Uhr vierzig Minuten nachmittags, also bei besonders starker Sonnenstrahlung.

Nun nahmen Fourier und Pouillet an, daß der Luftkreis um die Erde Eigenschaften hat, die an die des Glases in Bezug auf Durchlässigkeit für Wärme erinnern. Das wurde nachher von Tyndall als richtig erwiesen. Die Bestandtheile der Luft, die diese Rolle spielen, sind: der in verhältnißmäßig geringer Menge vorkommende Wasserdampf und die Kohlensäure, Ozon und Kohlenwasserstoffe. Die zuletzt genannten Stoffe findet man in so geringer Menge, daß man sie noch nicht in die Berechnung mit einbezogen hat. Neuerdings hat man recht sorgfältige Beobachtungen über Wärmedurchlässigkeit der Kohlensäure und des Wasserdampfes gemacht. Mit ihrer Hilfe habe ich berechnet, daß, wenn alle Kohlensäure (sie beträgt nur 0,03 Volumprozent) aus der Luft verschwände, die Temperatur der Erdoberfläche um etwa 21° sinken würde. Durch diese Temperaturerniedrigung würde sich die Menge des Wasserdampfes in der Luft vermindern, worauf ein weiteres, fast eben so großes Sinken der Temperatur folgen würde. Aus diesem Beispiel sieht man schon, daß verhältnißmäßig unbedeutende Aenderungen in der Zusammensetzung der Luft sehr großen Einfluß haben können. Ein Sinken der Kohlensäuremenge der Luft um die Hälfte ihres jetzigen Werthes würde die Temperatur um ungefähr 4° herabsetzen; ein Sinken auf ein Viertel um etwa 8°. Die Verdoppelung des Kohlensäuregehaltes der Luft würde die Temperatur der Erdoberfläche um 4, eine Vervierfachung sie um 8° erhöhen. Dabei würde ein Sinken des Kohlensäuregehaltes die Temperaturunterschiede zwischen den verschiedenen Theilen der Erde verschärfen, eine Erhöhung sie wieder ausgleichen.

Nun entsteht die Frage, ob wirklich solche Temperaturveränderungen an der Erdoberfläche beobachtet wurden. Darauf antworten die Geologen: Ja. Unserer historischen Zeit ging eine Periode voraus, in der die Temperatur um etwa 2° höher war als jetzt. Das wird ersichtlich aus der damaligen Verbreitung der Haselnuß und Wassernuß (Trapa natans), von denen man fossile Nüsse an Stellen fand, wo diese Pflanzen wegen der Klimaverschlechterung heute nicht leben können. Dieser Periode ging die Eiszeit voraus, von der man mit Sicherheit weiß, daß sie die Bewohner des nördlichen Europas aus ihren alten Wohnplätzen vertrieb. Man hat viele Anzeichen, die darauf deuten, daß die Eiszeit in mehrere Abschnitte getheilt war, die von Intervallen mit milderem Klima, sogenannten Interglazialzeiten, unterbrochen wurden. Der Zeitraum, der durch diese Eiszeiten charakterisirt ist, wo die Temperatur (nach Messungen, die man über die Ausbreitung der Gletscher in den Alpen gemacht hat) bis zu etwa 5° niedriger war als jetzt, wird von den Geologen auf nicht weniger als ungefähr hunderttausend Jahre geschätzt. Dieser Zeit ging eine wärmere voraus, in der die Temperatur, nach Pflanzenfossilien aus dieser Periode zu urtheilen, manchmal um 8 bis 9° durchschnittlich höher war als jetzt und auch weit gleichförmiger über der ganzen Erde (Eocänzeit). Auch ältere geologische Perioden scheinen so starke Klimawechsel gekannt zu haben.

Darf man nun annehmen, der Kohlensäuregehalt der Luft habe sich so geändert, daß damit solche Temperaturwechsel erklärt werden können? Diese Frage haben Högbom und in späterer Zeit Stevenson bejaht. Der Kohlensäuregehalt der Luft ist so unbedeutend, daß die jährliche Kohlenverbrennung, die jetzt ungefähr 900 Millionen Tonnen (1904) erreicht und rasch anwächst, der Atmosphäre etwa ein Siebenhundertstel ihres Kohlensäuregehaltes zuführt. Obgleich das Meer durch Absorption von Kohlensäure hierbei wie ein mächtiger Regulator wirkt, der ungefähr fünf Sechstel der produzirten Kohlensäure aufnimmt, ist doch ersichtlich, daß der so geringe Kohlensäuregehalt der Atmosphäre durch die Einwirkung der Industrie im Laufe von einigen Jahrhunderten merkbar verändert werden kann. Dieses Verhältniß zeigt, daß es keine bemerkenswerthe Stabilität im Kohlensäuregehalt der Luft giebt, sondern daß er im Lauf der Zeiten wahrscheinlich großen Veränderungen unterworfen war.

Der natürliche Prozeß, durch den der Luft die größte Menge Kohlensäure zugeführt wird, ist der Vulkanismus. Aus den Vulkankratern werden große Massen aus dem Erdinnern kommender Gase ausgeworfen, zum größten Theil aus Wasserdampf und Kohlensäure bestehend, die bei der langsamen Abkühlung der Silikate im Innern der Erde frei werden. Die vulkanischen Erscheinungen sind in den verschiedenen Phasen der Erdgeschichte ganz ungleich stark gewesen, weshalb wir vermuthen dürfen, daß die Kohlensäuremenge der Luft in Perioden von starker vulkanischer Thätigkeit viel größer als jetzt war, dagegen geringer in vulkanisch stillen Perioden.

Man mag sich darüber wundern, daß die Kohlensäure in der Atmosphäre nicht beständig vermehrt wird, da der Vulkanismus stets neue Kohlensäuremengen in die Luft hinausbefördert. Doch giebt es einen Faktor, der die Kohlensäure der Luft zu verbrauchen bemüht ist: die Verwitterung. Die Gesteinsarten, die durch das Erstarren der vulkanischen Massen (des sogenannten Magma) zuerst emporkamen, bestanden aus Verbindungen von Kieselsäure mit Thonerde, Kalk, Magnesia, etwas Eisen und Natrium. Diese Gesteine wurden allmählich von der Kohlensäure der Luft und von kohlensäurehaltigem Wasser angegriffen, so daß besonders der Kalk, die Magnesia- und die Alkalialsalze, in gewisser Hinsicht auch das Eisen, lösliche Karbonate bildeten, die mit den Flüssen ins Meer geführt wurden. Dort wurde Kalk und Magnesia von den Meeresthieren und Algen ausgeschieden und auf diese Weise Kohlensäure in den sedimentären Lagern aufgespeichert. Högbom berechnet, daß in den Kalksteinen und Dolomiten wenigstens 25 000 mal so viel Kohlensäure gelagert sei wie in der Luft. Chamberlin kommt zu dem selben Werth zwischen 20 000 und 30 000, da er die präkambrischen Kalksteine nicht in Betracht zieht. Diese Schätzung ist wahrscheinlich viel zu gering. All diese Kohlensäure, die in den sedimentären Lagern angehäuft ist, hat die Luft passirt. Ein anderer Prozeß, der der Luft Kohlensäure entzieht, ist die Assimilation der Pflanzen, wobei sie unter Ablagerung von Kohlenstoffverbindungen Kohlensäure aufnehmen und Sauerstoff ausathmen. Wie die Verwitterung, so steigt die Assimilation mit dem Kohlensäuregehalt.

Nach der Schätzung des berühmten Chemikers Liebig ist die Menge der von Wasser befreiten organischen Materie, die von einem Hektar Acker, Wiese oder Wald produzirt wird, ungefähr gleich, nämlich 2,5 Tonnen pro Jahr in Mitteleuropa. An vielen Stellen in den Tropen ist das Wachsthum viel stärker, an anderen Stellen, in den Wüsten und arktischen Regionen, wieder viel schwächer. Man darf deshalb

Liebigs Zahl wohl als Durchschnittswerth für den festen Theil der Erdoberfläche annehmen. Von den genannten organischen, hauptsächlich aus Zellulose bestehenden Substanzen macht Kohlenstoff 40 Prozent aus. Hiernach findet man, daß die gegenwärtige jährliche Kohlenproduktion durch Pflanzen 13 000 Millionen Tonnen ist, nicht ganz fünfzehnmal größer als die Steinkohlenkonsumption, und ungefähr einem Fünfzigstel des Kohlensäuregehaltes der Luft entspricht. Wenn alle Pflanzen ihre Kohle in Torfmooren ablagerten, wäre die Luft bald ihrer Kohlensäure beraubt. Aber es ist doch nur ein Bruchtheil von einem Prozent der produzirten Kohle, was auf diese Weise für die Zukunft aufbewahrt wird. Das Uebrige geht durch Verbrennung oder Vermoderung in die Masse der atmosphärischen Kohlensäure zurück.

Chamberlin erzählt, daß er nebst fünf anderen amerikanischen Geologen zu schätzen versuchte, wie viel Zeit vergehen müßte, ehe die Kohlensäure der Luft vom Verwitterungprozeß verbraucht wird. Sie fanden nach verschiedenen Schätzungen Zahlen, die zwischen fünftausend und achtzehntausend Jahren wechselten, mit einem wahrscheinlichen Mittelwerth von zehntausend Jahren. Etwa auf den selben Betrag kann auch der Kohlensäureverlust durch die Torfbildung geschätzt werden. Die durch Verbrennung von fossiler Kohle verursachte Kohlensäureproduktion würde daher etwa siebenmal zur Deckung des Kohlensäureverlustes durch Verwitterung und Torfbildung reichen. Da diese beiden Umstände die wichtigsten Kohlensäure verbrauchenden Faktoren sind, sieht man daraus, daß der Kohlensäuregehalt der Luft sich in einer starken und stetigen Zunahme befinden muß, so lange der Verbrauch von fossiler Kohle, Petroleum u. s. w. auf ihrer gegenwärtigen Höhe steht, und noch mehr, wenn dieser Verbrauch, wie es jetzt der Fall ist, rasch anwächst.

Die Steinkohlenperiode ist uns durch die außerordentlich großen Mengen von Pflanzentheilen bekannt, die im Lehm der damaligen Sumpfgegenden eingebettet wurden, nachher allmählich verkohlten und nun als Kohlensäure an ihren ursprünglichen Platz im Kreislauf der Natur zurückkehren. Auf die selbe Weise ist ein großer Theil der Kohlensäure aus der Erdatmosphäre verschwunden und als Kohle, Braunkohle, Torf, Petroleum oder Erdpech in den sedimentären Erdlagern aufgespeichert worden. Gleichzeitig wurde Sauerstoff frei und ging in das Luftmeer über. Und man hat berechnet, daß die Menge des atmosphärischen Sauerstoffs (1216 Billionen Tonnen) etwa der Menge von fossiler Kohle entspricht, die in den sedimentären Schichten aufgespeichert ist. Die Vermuthung liegt nah, daß aller in der Luft befindliche Sauerstoff sich auf Kosten der Kohlensäure der Luft gebildet hat. Diese Ansicht wurde zuerst von Koehne in Brüssel 1856 ausgesprochen; sie ist lebhaft diskutirt worden und hat auch an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Ein Theil des Sauerstoffes wird sicherlich bei der Verwitterung verbraucht, zum Beispiel: von Schwefeleisen und Eisenoxydulsalzen; sonst müßte die Sauerstoffmenge der Luft größer sein. Aber auf der anderen Seite giebt es in den sedimentären Lagern eine Menge oxydabler Verbindungen, zum Beispiel: Schwefeleisen, das vermuthlich unter Verbrauch von Kohlenstoff entstanden ist. Ein großer Theil der beim Verwitterungprozeß Sauerstoff verbrauchenden Körper ist also aus Kohle entstanden, die unter Sauerstoffentwickelung gebildet wurde, so daß sie bei ihrer Oxydation in ihre ursprüngliche Form zurückkehren. Wir können uns damit begnügen, zu konstatiren, daß die Menge freien Sauerstoffes in der Luft und freien Kohlenstoffes in den sedimentären Lagern einander ungefähr entsprechen und daß daher wahrscheinlich

aller Sauerstoff der Luft durch den Lebensprozeß der Pflanzen gebildet wurde. Das ist auch aus einem anderen Grund einleuchtend. Wir wissen sicher, daß sich freier Sauerstoff in der Sonnenatmosphäre findet, Wasserstoffgas dort aber in geradezu überreichlicher Menge vorkommt. Vermuthlich war die Erdatmosphäre ursprünglich von der selben Beschaffenheit: bei der allmählichen Abkühlung mußte der Wasserstoff sich dem Sauerstoff zu Wasser verbinden, aber das Uebergewicht behalten. Vielleicht fanden sich auch Kohlenwasserstoffe in der ältesten Erdatmosphäre; sie spielen eine Hauptrolle in den Gasmassen der Kometen. Zu diesen Gasen gesellte sich Kohlensäure und Wasser aus dem Erdinnern. Der Stickstoff der Luft hat sich durch seine chemische Trägheit wahrscheinlich unverändert im Lauf der Zeiten erhalten.

Eine wesentliche Bedingung für das Entstehen thierischen Lebens ist das Sauerstoffgas. Das Thier tritt erst in einem späteren Stadium auf als die Pflanze, die, außer geeigneter Temperatur, nur Kohlensäure und Wasser braucht: und diese Gase kommen wahrscheinlich in der Atmosphäre aller Planeten vor, als Aussonderungprodukte ihrer inneren glühenden, langsam sich abkühlenden Massen. Die Anwesenheit von Wasserdampf in der Atmosphäre anderer Planeten, wie der Venus, des Jupiter und Saturn, ist direkt bewiesen mit Hilfe des Spektroskops, indirekt beim Mars (durch das Auftreten von Schnee). Das Spektroskop hat außerdem Andeutungen von der Anwesenheit anderer Gase ergeben, indem es ein intensives Band im rothen Theil des Spektrums von Jupiter und Saturn zeigte (Wellenlänge 0,000618 mm). Andere neue Bestandtheile unbekannter Natur machen sich im Spektrum des Uranus und Neptun bemerkbar. Dagegen giebt es auf dem Mond und Merkur keine oder nur eine äußerst unbedeutende Atmosphäre. Das ist leicht zu verstehen. Auf der von der Sonne abgewendeten Seite des Merkur ist die Temperatur dem absoluten Nullpunkt nah. Dort müssen sich alle Gase der Planetatmosphäre sammeln, um sich zu kondensiren. Wenn also der Merkur ursprünglich eine Atmosphäre gehabt hat, so muß er sie verloren haben, als er seine freie Rotation einbüßte und der Sonne beständig die selbe Seite zuwendete. Aehnliche Gründe können für das Fehlen der Mondatmosphäre angeführt werden. Wenn, wie viele Astronomen behaupten, die Venus immer die selbe Seite der Sonne zuwendet, so würde auch die Venus keine merkbare Atmosphäre mit Wolkenbildung haben Wir wissen, daß dieser Planet einen besonders stark entwickelten Luftkreis hat (Das ergiebt die starke Lichtbrechung in der Venusatmosphäre, wenn dieser Planet bei sogenannten Venusdurchgängen am Sonnenrand erscheint), und dürfen deshalb die Annahme bezweifeln, daß die Venus sich in Bezug auf ihre Achsendrehung wie der Merkur verhält.

Da, auch seit der Mensch auf der Erde lebt, warme und Eiszeiten wechselten, müssen wir uns die Frage vorlegen: Ist es wahrscheinlich, daß wir in den nächsten geologischen Zeitabschnitten von einer neuen Eiszeit heimgesucht werden, die uns aus unserem Land fort nach Afrikas heißerem Klima treiben wird? Es scheint, daß wir eine solche Furcht nicht zu hegen brauchen. Schon die für Industriezwecke nöthige Kohlenverbrennung ist geeignet, den Kohlensäuregehalt der Luft merkbar zu vermehren. Außerdem scheint der Vulkanismus, dessen Verheerungen (auf Krakatoa [1883] und Martinique [1902]) in den letzten Zeiten besonders schrecklich waren, im Steigen zu sein. Wahrscheinlich nimmt also der Kohlensäuregehalt der Luft ziemlich rasch zu. Darauf deutet auch der Umstand, daß das Meer der Luft Kohlensäure zu entziehen scheint, was daraus hervorgeht, daß der Kohlensäuregehalt über dem Meer und auf

Inseln im Durchschnitt ungefähr 10 Prozent niedriger ist als über Kontinenten. Wenn nämlich die Kohlensäuremenge der Luft sich lange unverändert erhalten hätte, müßte die Kohlensäurenmenge des Wassers Zeit gefunden haben, sich durch Absorption ins Gleichgewicht mit derjenigen der Luft zu setzen. Wenn das Meer nun aus der Luft Kohlensäure absorbirt, so erkennt man daraus, daß das Meerwasser im Gleichgewicht mit einer Luft stand, die weniger Kohlensäure als die gewärtige Atmosphäre enthielt. Die Kohlensäurenmenge der Luft hat also in letzter Zeit zugenommen.

Man hört oft Klagen darüber, daß die in der Erde angehäuften Kohlenschätze von der heutigen Menschheit ohne Gedanken an die Zukunft verbraucht werden; und man erschrickt bei den furchtbaren Verwüstungen an Leben und Eigenthum, die den heftigen vulkanischen Ausbrüchen in unserer Zeit folgen. Doch mag uns die Gewißheit trösten, daß es hier, wie so oft, keinen Schaden giebt, der nicht auch sein Gutes hat. Durch Einwirkung des erhöhten Kohlensäuregehaltes der Luft können uns allmählich Zeiten mit gleichmäßigeren und besseren klimatischen Verhältnissen kommen, besonders in den kälteren Theilen der Erde; Zeiten, da die Erde dem rasch anwachsenden Menschengeschlecht um das Vielfache erhöhte Ernten zu tragen vermag.

Stockholm. Professor Dr. Svante August Arrhenius.

Mein Sohn glaubt beim Wetter an den Einfluß des Mondes und ich verdenke es ihm nicht: denn der Mond erscheint als ein zu bedeutendes Gestirn, als daß man ihm nicht eine entscheidende Einwirkung auf unsere Erde zuschreiben sollte. Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreis als ein großes lebendiges Wesen, das in ewigem Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet diese Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung. Dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dies aber giebt sie nicht zu; sie athmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich so verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau herdurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasserverneinung. Denn wie bei dem entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdünsten und abtrocknen will, so kommt dagegen bei diesem Zustand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdorren Gefahr liefe. . . Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieses unterscheide und bedenke man wohl und habe Respekt. Es ist uns schon geholfen, wenn wir es nur überall wissen; wiewohl es immer sehr schwer bleibt, zu sehen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält sich vielleicht sein Leben lang am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nah zu kommen. Wer es aber weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten; und indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen Etwas abgewinnen können; wiewohl er hier doch zuletzt gestehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewissen Grade beizukommen ist und die Natur immer etwas Problematisches hinter sich behalte, welches zu ergründen die menschlichen Fähigkeiten nicht hinreichen. (Goethe am elften April 1827.)

Dernburg.

Mittelgroß. Wer nur den stämmigen Rumpf sähe, könnte das Längenmaß dieses Leibes überschätzen; die Gestalt für herkulisch halten. („Sitzriesen“ nennt der Berliner Menschen, die hinter einem Tisch, einer Brüstung größer wirken, als sie sind.) Doch für einen Herakles ist das Fettpolster vielleicht schon etwas zu dick. Ist dahinter die Muskulatur eines Starken? Das Antlitz giebt keine ausreichende Antwort; will sie nicht geben. Breite, blasse Flächen, die ein brauner Bart kleidsam schmälert und in denen es selten zuckt; die unbeweglich scheinen: fast schlaff. Der Schädel spitzt sich nach oben ein Bischen und erinnert den ersten Blick dadurch leis an die Bourbonenbirne. Viele Haare über und in dem fahlen Gesicht, dessen Nase der nordafrikanischer Köpfe ähnelt. Besondere Kennzeichen? Geröthete Lider. Die geben dem Kopf etwas Leidendes und passen nicht recht zu dem Bilde des derben manieur d'affaires. Meist ist dieses röthliche Lid gesenkt; solls dem Späher eine Flamme verhängen? Jetzt hebt sichs: und das Auge leuchtet auf. Das Auge eines Apostels, der in ekstatischen Stunden das Himmelsgewölb offen sah. Wie nach Sonnenaufgang ists nun; das huschende Licht schönt die dürftigste Landschaft. Nicht lange dauerts. Der rothe Vorhang senkt sich wieder. Nicht ganz; doch so tief, daß er das Leuchten birgt. Eine Winkelöffnung bleibt, durch die, aus dem seitwärts geneigten Kopf, das Auge jetzt schlau und kühl in die Welt zu gucken sucht. Haltung und Geberde bleiben immer gelassen. Keine Spur von Pose, von dem Streben, die Fassade unter günstigen Schaubedingungen zu zeigen. Im schwarzen Salonrock (den Chlodwig Hohenlohe jedem nach Beförderung Langenden auch für den Alltag empfahl) eher etwas genirt. Ganz zu Haus, ganz behaglich nur in der gelben Rohseidenjacke, die den Rumpf nicht beschwert. So sieht Herr Bernhard Dernburg aus; der Stellvertretende Direktor der Kolonialabtheilung im berliner Auswärtigen Amt. Im August der heftig befehdete Direktor der Bank für Handel und Industrie, deren letzte Bilanz der Börsenmenschheit für ein paar Tage die Laune verdorben hatte. Im September Wirklicher Geheimer Rath und Excellenz; mit der Anwartschaft auf das Staatssekretariat in dem neuen Reichskolonialamt, für das die Mittel vom Parlament gefordert wurden. Im Dezember weltberühmt; im Reichstag zwei Wochen lang der Pivot, um den Alles sich dreht; in der (dem Volk recht fernen) Mannschaft der Verbündeten Regirungen die populärste Gestalt.

Der noch nicht Vierzigjährige entstammt einer ungewöhnlich reich begabten Familie. Israeliten, die im Chattenland heimisch wurden und aus dem

Alten früh in den Neuen Bund übertraten. Der Oheim, Heinrich Dernburg, ist unser erster Civiljurist, der Erbe des Ruhmes der Ihering und Windscheid; und sitzt seit vier Jahrzehnten im Herrenhaus des preußischen Landtages. Die berühmte Orientalistendynastie, die sich, als der Mainzer Josef Dernburg sich in Paris akklimatisirt hatte, Derenbourg nannte, ist ihm nah verwandt. Heinrichs jüngerer Bruder war in Darmstadt Advokat, wurde unter Dalwigks gedankenloser Bureaukratenwirthschaft und austrocentrischer Politik zum Preußenfreund und Führer der hessischen Fortschrittspartei, saß als Nationalliberaler im ersten Deutschen Reichstag, redigirte fünfzehn Jahre lang die National-Zeitung und ist jetzt der Wochenfeuilletonist des Berliner Tageblattes. Ein Weltkluger, der die angeborene Pfiffigkeit in allen Kulturprovinzen zur Weisheit zu wandeln versucht, mit realer Macht rechnen, alle Pathetik belächeln gelernt hat; ein Mann, der sich am Geist und am Willen vieler beträchtlichen Menschen gerieben hat und so die scharfen Kanten des Wesens verlieren mußte; der letzte Zeitungplauderer alten, feinen Stils. (Ein Anekdötchen. Der Redakteur der National-Zeitung möchte Bismarcks Meinung über ein politisches Thema kennen. Ein Geheimrath des Auswärtigen Amtes vermittelt den Empfang. Dernburg kommt zurück und seufzt: „Natürlich wars sehr interessant; aber: eine stumme Trompete. Der Fürst will nicht, daß darüber geschrieben wird.“ Drei Tage später Bismarck: „Der Herr, den Sie mir gebracht haben, macht den Eindruck eines gescheiten Menschen. Aber er scheint zu glauben, daß ich Monologe halte: er hat kein Wort veröffentlicht.“) Dieser Friedrich Dernburg ist Bernhards Vater. Von ihm hat der Kolonialdirektor wohl die Frohnatur, die Fähigkeit zu listiger Wägung des Menschenwerthes, die zähe Vitalität. Der Vater schwang sich mit siebenzig Jahren noch aufs Zweirad und steuerte sich behend durchs Wagengewirr des Kurfürstendammes. Der Sohn schlägt beim Mahl eine gute Klinge, raucht von früh bis spät schwere Havannacigarren, nickt abends auch in Gesellschaft wohl mal ein, ist aber gleich wieder frisch. Die Mutter (aus einem Pfarrergeschlecht) soll eine zarte, einsame Seele gewesen sein. Nur mit ernsten Menschen verkehrte sie gern (Lilli Lehmann und Fritz Mauthner waren ihr nachbarlich befreundet), las viel und träumte von alten Büchern ins Blau hinauf; sprach oft auch von der Pflicht, der Kultur neues Land zu erobern. Sie hat den Sohn nicht mehr im Glanz gesehen. Als Muttererbe ließ sie ihm einbildnerische Kraft; die Lust am Phantasiren.

Die zeigt er nicht gern. Meidet sesquipedalia verba und hochtrabende Sätze. Das witzige Wort wird wie ein Konzession gewährt, die man als nicht zur Sache gehörig eigentlich bereuen müßte. Die Rede fließt ruhig und rundet

sich selten zu anmuthiger Form; will lieber für ungelenk als für putzsüchtig gelten. Dieser Mann möchte nüchtern scheinen, ein kalter Bänker, und wählt drum, auch wo sichs um einen großen Gegenstand handelt, den trivialsten Ausdruck. Allzu oft ist ihm Phantasterei vorgeworfen, ist hinter seinem Rücken gesagt worden, er sei der horazischen Mahnung nicht eingedenk: Versate diu, quid ferre recusent, quid valeant humeri; nehme gern mehr auf sich, als er tragen könne. Er hats gehört oder geahnt; und bei sich gedacht, daß er die Tragkraft seiner Schultern wohl besser kennen müsse als Andere. Seitdem sich aber um eine Maske bemüht. Wie Mancher, der die Vielzuvielen hindern will, ins Gehäus seines Wesens zu blicken. Deshalb ist das verrätherische Auge fast immer verhängt. Skepsis im Ton, dessen Schwingung sonst leicht den raschen Pulsschlag des Herzens fühlen ließe. Kopf und Hals rückwärts gebeugt, als sei die Betrachtung der Zimmerdecke wichtiger als das Thema der Unterhaltung. Kühl, robust, verschlagen; mit einer Neigung ins Grobianische. So will er gesehen werden. Doch merkt der ans Beobachten Gewöhnte rasch, daß die Ruhe erkünstelt, die Banalität des Ausdruckes von bewußter Absicht erzwungen ist und daß in diesem Schädelgewölb die Phantasie rastlos arbeitet. Merkt, wenn er Ohren hat, auch, wo plötzlich im Hirn die Hemmung versagt und das blitzschnell assoziirende Vermögen jeder Schranke zu spotten scheint. Die Straßenfront des Wesens bleibt still, wie eines Hauses, in dem nichts Lebendiges wohnt. Keine einfache Psyche aus dem Dutzendschubfach. Die Allure des gegen alle Pfeile und Schleudern gepolsterten Phlegmatikers täuscht nur Kurzsichtige (also: die Meisten). Wie aber siehts hinter der Schutzhülle aus? „Was über allem Schein, trag' ich in mir." Und doch scheint nichts Hamletisches in dieser Psyche. Denkt Ihr noch an Turgenjews (allzu) geistreichen Essay über Hamlet und Don Quijote? Dieser hier ist nicht von Denen, die Zweifel hemmt; ist eher vom Stamm des Mannes aus La Mancha, dem blinder Glaube an ein selbst gefundenes Ideal suggestive Gewalt über die Seelen giebt.

Bei dem Versuch, die Entstehung dieser Komplexion zu erklären, könnten zwei auch im Reich deutschen Geistes längst naturalisirte Begriffe uns helfen: Mimicry und Contre-Imitation. Dernburg war der Schüler Georgs von Siemens. Eines Mannes, der auf seinen Cynismus stolzer war als auf all seine Erfolge. Wer diesen Direktor der Deutschen Bank, den Förderer der Northern Pacific, der Anatolischen und der Bagdad-Bahn, einen Kulturpolitiker großen Stils genannt hätte, wäre mit dem Kompliment übel angekommen. „Blech! Ich habe gute und schlechte Geschäfte gemacht; die besten, wenn ich auf faulen Sachen so lange saß, bis sie gut wurden. Nur keine Phrasen! Les affaires,

c'est l'argent des autres. Ich trinke nebenan einen Schnaps und komme dann wieder". Dem Wesen dieses Mannes mag der junge Gehilfe sich angepaßt haben; wie fast jeder Midshipman dem seines ersten Kapitäns. Siemens hatte den Dreißiger fest an der Kandare, ließ ihn keine Temperamentssprünge machen, hielt aber viel von ihm und sagte Jedem: „Der wird!" Schätzte besonders die Fähigkeit rascher Konstruktion und das Witterungvermögen; die Gabe, ein Geschäft aufzubauen, flink zu erkennen, was aus einer Sache werden könne, und Bruchschäden zu repariren. Manche Leistung Dernburgs ist auf die Kreditseite Georgs von Siemens geschrieben worden. Italienische, nordamerikanische Geschäfte; auch ein österreichisches. Ehe die Großmächte Siemens & Halske und Lueger handelseinig wurde, hatte Dernburg viel Arbeit. Oft gings die halbe Nacht durch und noch länger. Stiefel aus, Bastjacke an: und im Qualm, in einem Feuer, das nur, wenn hastig ein Butterbrot gegessen wurde, auf Minuten erlosch, bis ins Morgengrau. Sollte man diesem unermüdlichen, klugen, energischen Arbeiter nicht, trotz seiner Jugend, den Titel des Direktors geben? Das Kollegium wollte nicht. Noch höheren Sold, wenns verlangt würde; nicht den Titel und die Vollmacht zur Unterschrift. Dernburg war mit Geld nicht zu ködern und ging. Der Sohn des Hessenlandes wurde Direktor der Darmstädter Bank. (So wird, nach dem Ort ihrer Herkunft, die Bank für Handel und Industrie genannt.) Und sollte dort der Nothhelfer und Retter aus Lebensgefahr sein. An der Spitze fand er einen tüchtigen Theoretiker von feierlicher Wesensart und einen Redner, der gern in Komitees, Ausschüssen, Bezirksversammlungen glänzte; und sah in der Nachbarschaft elegante, glatte, korrekte Herren, die immer höflich waren und nie anstießen. Wer sich von seinem „Mittel" (da Goethe das Wort mit dem Sinn von Umwelt geprägt hat, brauchen wir nicht „Milieu" zu sagen) auffällig abhebt, hat das Spiel halb schon gewonnen. In Bonaparte kehrte ein italischer Condottiere in die Welt Robespierres zurück. Louis Napoleon imponirte den nervös kribbelnden Franzosen lange durch das von seinem holländischen Vater ererbte Phlegma. Bismarck war ein Junker, wie er auf märkischem Sand noch nicht gesehen ward. Hat mans nicht im Blut, so hilft die Selbsterziehung; das hartnäckige Streben, „anders" zu sein. Welche Bankdirektoren hat der Ruhm gekrönt? Nicht die stillen, behutsamen Herren, sondern Siemens, den Cyniker, und Hansemann, der so grob werden konnte, daß eine böse Zunge ihn den „lackirten Hausknecht" getauft hatte. Also nur ja keine scharfe Ecke abstumpfen, nicht mit Kulturinteressen prunken noch gar belletristische Neigungen zeigen; nur der Bereich der matters of fact darf die Heimath sein. Als Dernburg (der im ersten Sta-

dium seiner Banklaufbahn ein kurzes Weilchen Lehrling in der Berliner Handelsgesellschaft gewesen war) ein paar Jahre im Chefkabinet der Darmstädter Bank gethront hatte, war er Alleinherrscher, Monomachos. Hatte die lästigen Kollegen hinausgedrängt. Und man vernahm, einen so struppigen, so ungeschniegelten Bankdirektor habe Berlin noch nicht erlebt. Die gewichtigsten Besucher empfange er in der Turnjacke; in seinem Zimmer sei das Rauchgewölk zum Zerschneiden dick; und wenn ihm was nicht passe, werde er brutal.

Bald hörte man noch Aergeres. Ein Draufgänger; wild, unberechenbar und in seiner Hitze zu Allem fähig. Ideen hat er ja, denkt sie aber fast niemals bis ans Ende durch. Nichts Solides; kein „Fertigmacher". Heute behängt er seine Schinkelplatzbank mit mehr Filialen, Pools, Depositenkassen, als sie, mit ihren 154 Millionen Mark Aktienkapital, auf die Dauer tragen kann. Morgen will er die Pontinischen Sümpfe austrocknen. Uebermorgen Mexiko erobern. Und träumt in der Nacht danach von einem deutschen Kaliweltmonopol. Ein gefährlicher Typ. So sprachen die Satten, die in Ruhe was Gutes schmausen können und sich nur da zu engagiren brauchen, wo der Erfolg ziemlich sicher scheint. Die rümpften auch über Dernburgs berühmte Sanirungen die Nase und prophezeiten ein böses Ende, als die Aktionen mit der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft (deren Kurs trotz der schreckenden Erinnerung an Differdingens Jugend bis fast 300 stieg) und der Kaligewerkschaft Heldburg die Gemüther erregten. Ob sie Recht hatten? Wer in coupirtem Gelände manövriren muß, kommt leicht in den Ruf allzu wilden Wagemuthes. Vom sicheren Port läßt sich gemächlich rathen. Auf der Liste der Großbanken steht die Darmstädterin unten. Da sich zu halten, war in der Zeit der Fusionen und Interessengemeinschaften schon schwer. Daß von Darmstadt aus mitregirt werden sollte, erleichterte die Sache nicht; hinderte auch den Abschluß eines nützlichen Bündnisses. Gegen die größten Concerns kam man kaum auf. Wer vorwärts will, darf das Fürchten nicht lernen. Ein Direktor der Darmstädter Bank hatte nur die Wahl, ob er sein Schwert rosten lassen oder sich ins Getümmel stürzen wollte, aus dem lohnende Beutestücke, doch auch Kopfwunden zu holen sind. Für Dernburg wars keine Wahl. Er zog vom Leder, erfocht seinem Institute die Betheiligung an fast allen großen Geschäften und kam mit Hautrissen davon. Man darf nicht sagen, daß der Anfang seines Direktorates für die Bank ein Glücksdatum war, wie für das Haus Nettlefold & Chamberlain der Eintritt Josefs in die Firma. Aber er hat der Darmstädter Bank Geld verdient, Beachtung erzwungen und die Möglichkeit zu späterer Expansion hinterlassen.

Seine Stellung war immerhin schwierig geworden, seit die differdinger und heldburger Hoffnungen sich nicht ganz erfüllt hatten. Die Höhe der Kon-

sortialgeschäfte beunruhigte und im Aufsichtrath dachte Mancher, eine moderne Bank könne Autokratie noch weniger ertragen als das Reussenreich der Monomachen. Bald vernahmen die ins Vertrauen Gezogenen, man wünsche, einen neuen Direktor zu finden: keinen Schattenkönig, sondern eine Persönlichkeit, die sich neben Dernburg behaupten könne. Solcher Fund ist selten. Der witzigste Finanzkünstler Berlins pflegt zu fragen: „Womit soll ein Brötchen belegt sein, für das ich hundert Mark zahlen will? Was muß ein Mann leisten, den ich jährlich eine Viertelmillion verdienen lasse?" Und wenn die Persönlichkeit zu finden ist: wird Dernburg sich in ein Kondominium bequemen? Er fühlt sich nur da wohl, wo er unumschränkt herrschen kann; und seufzt ohnehin schon, als wäre Makedonien für Alexander zu klein geworden. Eines Tages verlieren wir ihn an Amerika. Hier geht ihm Alles zu langsam. Trotzdem er in den fünf Jahren seiner Tyrannis hübsch vorwärts gekommen ist. Großer Grundbesitz und eine stattliche Villa am Halensee. Ueber eine halbe Million Barvermögen. Dabei keine Bedürfnisse. Gute Cigarren und das Automobil. Anderer Luxus lockt ihn nicht. Drüben wäre sein Platz. Ein Zugelassener sieht oft mehr als ein Zugehöriger. Auf der Eilfahrt durch Mexiko hat ers bewiesen. Und wer das Gold durch den Atlantischen Ozean an die Küste der Neuen Welt strömen sieht, wer die unerhörte Steigerung des amerikanischen Nationalvermögens an unseren armsäligen Ziffern mißt, kann an der Zukunft europäischer Wirthschaft fast schon verzweifeln. Solls den Mann nicht hinüberziehen, dem man so oft „Amerikanismus" vorgeworfen hat?

Aus dem heiteren Himmel eines Hochsommerabends kam die Entscheidung. Herrn Bernburg Dernburg, dem politisch freisinnigen Sohn des sanft demokratischen Journalisten, wurde die Direktion der Kolonialabtheilung angeboten: und er griff zu. Kurz vorher war ein kleiner Orden für ihn beantragt und nicht bewilligt worden. Nun: Wirklicher Geheimer Rath, Excellenz, nächstens Chef eines Obersten Reichsamtes. Auch als Staatssekretär bekäme er nur vierundvierzigtausend Mark Gehalt (als Kolonialdirektor hat er nur zwanzigtausend); und dem Vater von sechs Kindern kann der Entschluß nicht leicht werden, sein Einkommen auf den sechsten Theil zu reduziren. Aber das kleine Volk ist nicht verwöhnt, die prunklos stille Frau, die Friedrichs Sohn sich aus dem Kunstgewerbemuseum geholt hat, ist zufrieden, wenn sie die in italienische Hochrenaissance flatternden Hausartistenwünsche nicht heimzuwinken braucht; und für Wandschmuck und Gartenpflege, für Automobil und Havannas langts am Ende noch, wenn die Industrie- und Staatspapiere verkauft sind und das Vermögen nur nach dem für Tägliches Geld gewährten Zinsfuß rentirt. Eine Dotation war vorgeschlagen; von einem unbedachten Anhänger, der nicht vor-

aussah, daß ein so ungewöhnliches Geschenk (zweimalhunderttausend Mark) nach fünfjähriger Thätigkeit kaum bewilligt werden könne. Sie wurde auch abgelehnt und der dem Direktor noch zustehende Betrag nur nach oben ansehnlich abgerundet. „Trinkgelder verbeten." Der Scheidende dankte (nicht allzu innig, sagt man) und schenkte die überschüssigen achtundvierzigtausend Mark dem Pensionfonds der Bankbeamten. Mit der kühlen Freigiebigkeit und dem gelassenen Gestus eines Königs. Nun war er ja Herrscher. Sollte ein Reich verwalten, dessen Flächenraum, auch der nutzbare, mindestens ums Dreifache größer ist als der unserer Heimath; ein Reich mit militärischen und bürgerlichen Behörden, Landwirthschaft, Bergbau, industriellen Anfängen, Schul- und Kirchenpolitik. Diese Riesenaufgabe hatte ihn aus sicherem Profit gelockt. Nicht Rangklasse und Titel, sondern die Möglichkeit, der Wunsch und die Lust, ins Weite und Künftige zu wirken. (Stimmung Chamberlains in den Jahren der Wahlrechtsreform und des von Forster entworfenen Schulgesetzes.)

Ein junger, eben noch laut gescholtener Bankdirektor Excellenz, als Vertreter des Reichskanzlers dem Oberkommando der Schutztruppen vorgesetzt (ein nicht rein arischer Mann, ders nicht einmal zum Lieutenant der Reserve gebracht hat) und morgen schon Staatssekretär. Altpreußen erschauerte. Wir hatten ja mehr als einen Kaufmann in der Regirung. Ludolf Camphausen, den kölner Bankier, der nach Arnim-Boitzenburg Ministerpräsident wurde. Long, long ago. Man schrieb 1848 und im Tollen Jahr war noch abenteuerlicherer Unfug möglich. Auch hatte der Theilhaber der Firma A. & L. Camphausen seine Karriere als Politiker und Schriftsteller gemacht. Eben so wars mit dem aachener Wollhändler David Hansemann, der gleich nach dem Märzsturm Finanzminister und nach Camphausens Rücktritt Präsident wurde. Der hatte über Verkehrsfragen und Eisenbahnsysteme geschrieben, einem Handelsgericht vorgesessen und sich als Abgeordneter im Vereinigten Landtag einen Namen gemacht. (Wie es den Beiden in der kurzen Ministerialzeit erging, ist in Bergengrüns Hansemann-Biographie zu lesen). Ludolf baute sich später eine Sternwarte und studirte mit heißem Bemühen Astro-Physik. David gründete die Diskontogesellschaft. Aus deren Bereich kam im Juni 1890 Einer ins preußische Staatsministerium: Johannes Miquel. Kein Kaufmann aber: ein Jurist und ein Mann der Verwaltung. Als juristischer Berather hatte er im Direktorium der Diskontogesellschaft gesessen, auch als der berühmte, an „Beziehungen" reiche Abgeordnete, der als Acquisiteur zu verwenden war; und Adolf Hansemann, Davids Sohn, hatte ihn nie für voll angesehen. Dann Oberbürgermeister von Frankfurt: da konnte der Sprung ins Finanzministerium kaum noch Staunen erregen. Und bis ins Jahr 1906 hatten wir Herrn Theodor Möller

aus Brackwede als Handelsminister. Eine Niete. Ein Industrieller, der in den Jahren höchster Konjunkturgunst aus seinem „Kupferhammer“ nichts zu machen verstanden hatte. Von dem Hofphilologen Hinzpeter empfohlen. Von den Granden in Rheinland und Westfalen leis belächelt. Das Format für Vereine, Kommissionen und Bratenpolitik. „Kein Wunder,“ sagten die Großindustriellen; „welcher tüchtige Kerl aus unserer Schicht giebt sich, außer dem fanatischen Stumm, heutzutage denn mit der dummen Politik ab? Wir sorgen auf unsere Weise fürs Reich; mehren seinen Wohlstand und glauben, damit Nützlicheres zu leisten als mit überflüssigen Gesetzentwürfen und rasch verhallendem Parlamentsgeschwätz. Nach diesem Exemplar dürft Ihr uns nicht beurtheilen. Das ist kaum qualité d'exportation. Unsere Repräsentanten heißen August Thyssen, Emil Kirdorf, Hugo Stinnes.“ Die vier preußischen Kontorexcellenzen waren auf der staubigen Straße des Parlamentarismus vorwärts gekommen. Dernburg hatte öffentlich nie ein Wort über Politik gesprochen. Du alte Preußenherrlichkeit, wohin bist Du entschwunden? Die Offiziere sagten: „Vor Dem soll Unsereins nun die Hacken zusammennehmen!“ Die Beamten der Beletage: „Wir werden für unfähig ausgeschrien, vor dem Lande diskreditirt und der Herr von der Börse soll uns erst lehren, wies gemacht werden muß!“ Viele Liberale (in denen der persönliche Ehrgeiz stärker ist als das Klassenbewußtsein und die Einen von ihren Leuten auf der Pyramidenspitze nur dann gern haben, wenn sie selbst der Eine sind) und mancher ältere Kaufmann: „Ein Bischen solider konnten sie die Nummer schon wählen; gehts diesmal wieder schief wie mit Möller, dann sind wir für lange Zeit um unseren Nimbus und die Bureaukratie lacht unsere Ansprüche aus.“ Auch wohlwollende Kollegen: „Der Apparat bringt ihn um. Akten und Geheimräthe: Das hält Keiner von uns lange aus.“ Nur Einzelne: „Der frißt sich durch. Weil Bankdirektoren im Börsensaal ihre Sprechstunde halten, meint Ihr, sie seien zum Spekulantenvolk zu zählen? Die neue Excellenz hat sich um das Laufende Geschäft gewiß nie ernstlich gekümmert und auf dem Effektenmarkt nur das Handwerk gegrüßt. Eine moderne Großbank ist ein Staat mit Budget, Ressorts, Parlament und Oeffentlicher Meinung; von den Vorderplätzen im Aufsichtrath großindustrieller Gesellschaften sieht man ziemlich tief ins Dickicht der ‚sozialen Fragen‘ hinein und lernt auch mit politischen und religiösen Stimmungen rechnen. Wer da fertig geworden ist, wirds überall. Die Männer, die in all den Jahren unfruchtbarer Politik dem Reich den Weltrang erobert haben, sollen nicht können, was jeder in der Ochsentour beförderte Bureaukrat kann? Paßt auf, wie bald die Ueberlegenheit sich offenbaren wird!“ Dieses Grüppchen jubilirt heute.

Ists nicht ein Bischen früh?

Zwischen dem dritten und dem fünfzehnten Dezembertag hat der Kolonialdirektor aus dem Reich tausend Glückwunschadressen und Danktelegramme erhalten. Hundert Häupter lüften sich auf seinem Weg. Offiziere, Beamte, Grundbesitzer, Kaufleute, intellectuels, vom Parteibann nicht geängstete Proletarier sogar sagen: „Endlich Einer!" Um die Wiege seines jungen Ruhmes blüht die Anekdote. Unwirksam wie ein Ball aus schmelzendem Schnee blieben die Vorwürfe des Oberlandesgerichtsrathes Roeren: „Sie führen einen Börsenjobberton ein!" „Mit Ihrer Vergangenheit kann man keinen Anderen bloßstellen!" Unwirksam; diese Vergangenheit kann sich neben der eines Dutzendjuristen und Tugendboldes wohl noch sehen lassen. Der Neuling ist in allen Debatten (eines Reichstages freilich, der nur wenige Redner und keine Debatter hatte) Sieger geworden. Dernburg triumphans. Nie ward im breit angelegten Deutschland ein so rascher Erfolg erlebt. Die Kontrastwirkung könnte ihn erklären. Der erste Kolonialdirektor, Paul Kayser, war ein kluger Jurist; ein wandelndes Nachschlagebuch nannte ihn Bismarck (dessen zweiten Sohn er durchs Examen bugsirt hatte). Dann kamen die Herren von Buchka (der in der kurzen Zeit des Wirkens im seinem Studiengebiet völlig fremden Amt Zeit zur Herstellung eines Kommentars zum Bürgerlichen Gesetzbuch fand), von Richthofen, Stuebel, Prinz zu Hohenlohe-Langenburg. Gute Menschen; aber höllisch schlechte Musikanten. Der Sinn für Kolonialpolitik ist bei uns erst zu wecken. Noch glaubt man, mit Gottesfurcht und Sittsamkeit, mit Rousseaus Lehre vom Menschenrecht und von der Menschengleichheit auskommen zu können; und will nicht hören, daß von Rechtes wegen keinem Europäer eine Fußbreite afrikanischen Bodens gebührt. Ein Cant ist entstanden, eine Kolonialprüderie, die jede Stillung des Sexualbedürfnisses wie schnödestes Laster verpönt. Laster, heißts in Wedekinds Hochstaplerdrama, ist ein mythologischer Ausdruck für schlechte Geschäfte. Wir haben mit unseren Missionaren, Lieutenants und Assessoren drüben lange schlechte Geschäfte gemacht. Und wenn man die Kolonialdirektoren stöhnen hörte, mußte man fürchten, aus der Sache könne niemals was Rechtes werden; sie glaubten selbst nicht sehr inbrünstig an die Zukunft unserer Kolonien. Dernburg glaubt dran; und: „Nur was wir selber glauben, glaubt man uns," spricht Gutzkow aus Uriels Mund. Das half dem neuen Mann. Noch mehr, daß er drei Monate lang wie ein Märchennigger gearbeitet hatte und fast überall, wider Erwarten, nun schon Bescheid wußte; über Viehzucht und Koprakultur, Oelbaum- und Palmenprodukte, Kautschuk und Sisalhanf reden konnte wie der älteste Afrikaner. Kontrastwirkung. Dazu der Reiz der Ueberraschung: unter Excellenzen eine Persönlichkeit! Vielleicht auch wieder Contre-Imitation: das (halb unbewußte) Streben, sich von der Nachbar-

schaft auffällig abzuheben. Nebenan wird gesäuselt: er läßt das schroffste Wort aus der Kehle. Nebenan werden Guirlanden gewunden: er haut auf den Tisch, daß die Akten rascheln. Und Alles jauchzt: „Endlich ein Mann!" Aber dieses Jauchzen wäre nicht zur Nationalhuldigung geworden, wenn Dernburg nicht den verhaßtesten Gegner zum Kampf herausgefordert hätte. Er war in seinem übel riechenden Bureau der Nase nachgegangen und hatte in einer Ecke die Ursache des eklen Stankes gefunden. Abgeordnete hatten Strafprozesse zu sistiren, Disziplinarverfahren niederzuschlagen versucht und Kolonialdirektoren durchs Spießjoch der Samniter gescheucht. Abgeordnete aus der Centrumspartei, deren Machtzuwachs die protestantische Mehrheit längst grollend sieht. Just über dem Kehrichthäuflein winkte der Lorber. Wer da fest zupackt, wird von der langenden Volksgunst bräutlich umfangen und hat sofort eine starke, tragfähige Reputation, die sonst nur auf mühsamen Sandwegen erreicht wird. Die Abkürzung konnte den Willensmenschen und den Phantasten reizen; stimmte auch zu der Rolle des rücksichtlos robusten Geschäftskapitäns. Was allzu lange währt, dünkt diese Spezies nicht der Mühe werth. Und der listenreiche Papa mag, als er von dem Plänchen vernahm, in froher Zuversicht ausgerufen haben: „Junge, wenn je Einer, passest Du in die Schwarze Küche der Reichspolitik!"

Der Erfolg hats bestätigt; und sachliche Argumente konnten den Plan und die Ausführung stützen. Dennoch soll man den Politiker nicht allzu laut loben. Sein Schicksal nicht mit der Lorberkette an das der Leute binden, die sich in seine Applauszone drängen möchten. Politik ist kein Geschäft wie andere Geschäfte. Was hier einmal investirt ward, ist nie wieder herauszuziehen. Die Fertigmacher sind im Staatsgeschäft noch seltener als in jedem anderen. Wer eine Hypothekenbank oder Spinnerei sanirt, grenzt das Gebiet seines Handelns ab und kann im schlimmsten Fall das heute hier Verlorene morgen anderswo zurückgewinnen. Für die Politik gilt der Satz: Tout est dans tout. Wer da aus der Summe des Möglichen nicht das einer bestimmten Stunde Nothwendigste richtig errechnet, hat verloren. Und kein Beifallsgedröhn ersetzt das verpulverte Kapital. Deshalb wäre es klüger, Dernburg nicht zum Flügelmann der Verbündeten Regirungen zu machen, nicht mit dem Gassenruhm (den er wohl gar nicht begehrt) des Retters aus Kleriseigefahr zu belasten. Daß er saniren kann, brauchte er nicht erst in der Kolonialabtheilung zu beweisen. Von unserem Chamberlain hoffen wir mehr. Er soll weder liberal noch konservativ sein (als Führer einer Lokomotive ist mans nicht, sagt Lagarde, sondern sachverständig oder untauglich). Der Kolonialverwaltung eine moderne Organisation schaffen. Jenseits von den Weltmeeren auf anständige und ra-

tionelle Weise dem Reich Geld verdienen. Das Tropenland düngen, auf daß es den Enkeln der Deutschen von 1900 eine bewohnbare Heimstätte werde.

Die Bewältigung dieser großen Aufgabe, die Herr Dr. Wiegand, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, nicht auf sich nehmen wollte, erhoffen wir von dem Kaufmann Bernhard Dernburg. An ihr kann er erweisen, daß er kein irrlichtelirender Phantast, kein Finanzmann aus der homerisch wimmelnden Romanwelt Balzacs, daß sein Denken nicht inkohärent ist. Kein ehrgeiziger Wunsch und keines Jubels Echo darf ihn stören. Nicht nach den Jagdliedern des Politikers sehnen wir uns, sondern nach des Kaufmanns schöpferischen Thaten. Die wollen wir in Geduld abwarten und dann erst prüfen, ob dieser Mann über die Mittelgröße hinausragt, ob er die Muskulatur, nicht nur die Wesensfassade eines Starken hat, und wie der Sitzriese aussieht, wenn der Tisch des verehrlichen Bundesrathes nicht das Körperkleid der beharrenden und der zeugenden Kräfte dem Blick des Betrachters verbirgt.

*

Dieser Federzeichnungversuch ist am Christfesttag in der Neuen Freien Presse veröffentlicht worden. Als ich gebeten worden war, ihn auch hier zu zeigen, brauchte ich nur wenige Striche zu ändern; da ein Wort wegzunehmen, dort ein Satztheilchen einzufügen. Noch lauter als damals aber möchte ich heute, in dieser Woche, die Herrn Dernburg wieder sur la sellette sieht, den Wunsch aussprechen: Laßt den Mann nicht zwischen die Räder des Staatswagens kommen! Noch lauter; denn seit dem Wintersolstitium ist Manches geschehen, was sein Werk gefährden kann. Er hat eine congregatio de propaganda fide geschaffen, ist selbst als Kolonialredner durchs Land gereist und die deutschen Hauptstädte haben ihm zugejauchzt. Einen Triumphzug nannte es die rasch angeschwollene Schaar der Bewunderer; einen Großkreuzzug spöttisch das Häuflein, das ihm die glitzernden Orden neidet. Daß die Sozialdemokratie auf die einer Industriearbeiterpartei gebührenden Sitze zurückgedrängt werden konnte, ist sein Verdienst. Niemand darfs leugnen. Nie hätte die Bourgeoisie alten Gruppenhader vergessen und sich in einer Front zum Kampf gestellt, wenn dieser geschmähte Kaufmann ihr nicht als der Exponent fast schon aufgegebener Wünsche erschienen wäre, als der representative man bürgerlichen Hoffens und zünftigen Geschäftsgeistes. Wer sagt, seit Bismarcks Exilzeit sei kein weithin Sichtbarer dem Volksempfinden so nah gewesen, übertreibt nicht. Prinzen, die morgen vielleicht auf einem hohen Thron sitzen, preisen ihn vor dem Ohr der Tafelgenossen; von Stammtischen kommen Huldigungdepeschen; und kleine Leute bitten ihn jetzt schon in zärtlichen Briefen, auf der Fahrt nach Ostafrika sein kostbares Leben zu schonen. Männer, die ihm im Juli

noch nur lässig die Hand hinstreckten, streben hastig nun in seine Nähe; und die Häupter der Haute Banque, die so lange aus kühler Höhe auf ihn herabsahen, beugen sich gern seinem Wink. Ein Märchenschicksal. Wärs ein Wunder, wenn solches Erleben ihm das Blut vergiftet hätte? Wenn er den Glanz, in dem er sich findet, schon verdient zu haben wähnte und sich für den providentiellen Mann hielte, den Retter Germaniens? Die Stunden schlürfte, wo er, im Kreis der von Fortunen einst mehr Begünstigten, aus harter Jugend erzählen kann, die noch nicht weit hinter ihm liegt? („Lorsque j'etais lieutenant d'artillerie": Bonaparte hat als Kaiser oft mit Behagen gekrönten Gästen solche Sätze servirt.) Träfe ihn dann gerechter Tadel? Die Nation, die ihn vor sechs Monaten noch nicht kannte, hat ihn ans Herz geschlossen. Ehe er gezeigt hat noch auch nur zeigen konnte, was er vermag. Nicht meine Leistung, darf er zu sich sprechen, hat gesiegt: denn zu schöpferischer Leistung fehlte mir ja noch die Zeit und die Ruhe; den Sieg, die Liebe gewann meine Persönlichkeit... Da droht ihm eine Gefahr.

Die Gefahr, die Persönlichkeit fortan als höchsten Trumpf auszuspielen; an jedem Alltag der starke, eigensinnige Bernhard Dernburg sein zu wollen. Als Bankdirektor ist er ihr nicht immer entgangen. „Meinen Optimismus bespöttelt Ihr? Müßt ihn fressen, die doppelte Portion nun erst just; und werdet sehen, daß ich Recht behalte." Der Erfolg sprach selten unzweideutig für ihn; sein Luxemburg hat nicht die Rente gebracht, die er von ihm hoffte. Auch aus dem Munde des Kolonialdirektors hörten wir manches Wort, das wir lieber nicht vernommen hätten. Weil es der internationalen Reichspolitik, der die koloniale gerade heute sich bescheiden unterordnen muß, schädlich werden und unerfüllbare Hoffnung wecken konnte. So schlecht, wie ers ahnen ließ, sind unsere Kolonien bisher nicht verwaltet worden (namentlich in Kamerun und Togo ist manches Nützliche geschehen); und so herrlich, wie er sie zeigt, wird ihre Zukunft kaum sein. Ein Rückschlag aber, neue Enttäuschung von so festem Glauben würde leicht verhängnißvoll. Zu erwägen bleibt freilich, daß die Lage, in die der Kolonialdirektor im dritten Monat seines Amtslebens gerieth, nicht normal genannt werden konnte. Er wollte als Kaufmann arbeiten: und ward in die Wirbel der Politik gerissen. Kaum hatte er seine Abtheilung gelüftet, nach modernem Geschäftsbrauch organisirt und von dem lästigsten Vertragszwang befreit: da mußte er agitiren, sich in Nord und Süd aus dem Nichts eine Kolonialpartei schaffen. Mußte. Er hatte den Kampf gegen das Centrum nicht begonnen (nur vom Recht der Nothwehr gegen Herrn Roeren Gebrauch gemacht), an dem Entschluß zur Auflösung des Reichstages offiziell nicht mitgewirkt, keine Partei gehätschelt und keine gevehmt. Focht nun aber für sein Haupt; für die Sache, der sein Wille angelobt war. Da mußte die alte Methode denn noch einmal

versucht, um jeden Preis, auch um den für grelle Uebertreibung zu zahlenden, die gläubige Zuversicht auf helle Tage geweckt werden. Daß es ihm in so kurzer Frist gelang, daß mit den Kolonien endlich wie mit einem werthvollen Aktivum der deutschen Bilanz gerechnet wird, ist keine Kleinigkeit. (Und Denen, die höhnisch fragen, warum sich der Direktor der Darmstädter Bank denn nicht an Kolonialgeschäften betheiligt habe, hat Bernhards Vater schon im Januar geantwortet, der Sohn sei stets bereit gewesen, nach einem Systemwechsel Kraft und Geld für diese große Sache einzusetzen, nicht eine Mark aber, „so lange da unten der Lieutenant und der Assessor regirt." Ists nicht die Pflicht des Kaufmanns, nur da ihm anvertrautes Gut zu wagen, wo er mitwägen darf?) Jetzt aber ist die Zeit dieses Dranges vorbei. Nicht übertreibende Agitation mehr nöthig; nur nüchterne Arbeit. Der alte Herr Dernburg hat in einer Wochenplauderei gesagt, sein Bernhard habe keine Anlage zu Größenwahn, hat die Bewunderer gewarnt, ihn allzu zärtlich zu verwöhnen, und geschrieben: „Das Bestreben, den Kolonialdirektor in die Parteipolitik hineinzustoßen oder zu ziehen, liegt zweifellos auf mancher Seite vor. Es giebt nichts, was der von dem Kolonialdirektor vertretenen Sache schädlicher sein könnte als der Verdacht, als wolle er das Vertrauen, das sich ihm so vielfach zugewendet hat, zum Sprungbrett eines unruhigen und kindischen Ehrgeizes machen. Seine Ehrenpflicht ist, auf seinem Posten auszuharren, solange ihm überhaupt die Möglichkeit des Wirkens gelassen bleibt. Die Unterstellung, daß er seine Blicke nach einer anderen Seite richten möchte, beruht auf einer vollständigen Verkennung seiner Persönlichkeit." Das ist ein gutes Programm. Wird es ausgeführt, dann werden wir das Walten dieser Persönlichkeit spüren, doch über ihre Wesensart von flinken Zungen nichts mehr hören; auch von Dernburgs eigener Zunge nichts mehr. Dann wird er Alle enttäuschen, die Sensationen und lustige Parlamentsscharmützel von ihm erwartet hatten. Wird er dem Blick verschwinden, noch ehe er im Mai den Dampfer der Ostafrika-Linie besteigt. Er ist ein Mann der Aktion und hat neulich erst gesagt, wie unwohl er sich in der „papiernen Welt" der Schreiber und Schwätzer fühle. Die Noth der Stunde hat ihn verleitet, sich mit Erkenntnissen zu brüsten, die nur aus Büchern und Akten erworben werden konnten. Mit der Rolle des Mannes bebürdet, der den Geschäftsbetrieb nie sah und doch sagen soll, wies gemacht worden ist und nun gemacht werden muß. Für den Mann positiver That die widrigste Rolle. Laßt ihm Zeit, das Vertrauen, das ihm im Sturm zuflog, zu verdienen: und urtheilt dann. Auch die Gegner müßtens. Denn keinen größeren Dienst könnten sie dem von der Volksgunst ins Debet Hineingelobten leisten als den, ihn vom Platz zu scheuchen, bevor nachprüfende Vernunft die Wirkung seines Handelns zu ermessen vermag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. März 1907.

Boetticher.

Karl Heinrich von Boetticher ist in Naumburg gestorben. Pommersches Blut, das die Pfeile des wüthenden Geschickes spät erst fürchten lernte. Der Stettiner wurde aus Stralsund, wo er ein Kommunalamt und, im Haus des Direktors der Reichsbankstelle, eine Frau gefunden hatte, ins preußische Ministerium des Innern berufen, war in Hannover dann Landdrost, in Schleswig Präsident der Regirung, vertrat, als Schutzzöllner und strammer Bismärcker, den Wahlkreis Flensburg-Apenrade im Reichstag und zog 1879 ins Oberpräsidium der Provinz Schleswig-Holstein ein. Für kurze Zeit nur. Manteuffel wollte sich dem Klerus der Reichslande in rascherem Tempo nähern, als seinem Staatssekretär Karl Joseph Benjamin Herzog lieb war; Herzog ging und der Statthalter wünschte sich Boetticher als Gehilfen. Der Oberpräsident erfuhr es in Friedrichsruh, wo er den Kanzler als Nachbar besucht hatte. Die Aussicht lockte ihn nicht. Erstens waren ihm, der als Beamter nie über Preußen hinausgekommen war, die reichsländischen Verhältnisse fremd und der bald Fünfzigjährige hätte Jahre gebraucht, um sich zu akklimatisiren und einzuarbeiten. Zweitens ahnte er, wie schwer es sein würde, als Manteuffels Staatssekretär Bismarcks Vertrauen zu bewahren. Doch sein Sträuben half nicht. Der Kanzler hatte keine Lust, den am Hof mächtigen Statthalter ohne zwingenden Grund zu ärgern. Ein Mann von der Geschicklichkeit Boettichers saß gewiß auch in dem neuen Sattel bald sicher. Wirklich ein höchst geschickter Mensch; und dem Kanzler mit Haut und Haar ergeben. Eigentlich schade, ihn an die Ill zu exportiren. Solchen Mann suchte Bismarck schon lange. Seit Delbrücks Abgang fehlte ihm die rechte Hand. Karl von Hofmann, den er vom

Chef der Reichskanzlei zum Staatssekretär im Reichsamt des Innern befördert hatte, war ein leidlicher Beamter; aber nur Mittelwuchs. Als in Beusts und Dalwigks Schule erzogener Hesse in Preußen nie ganz heimisch; als Kulturkämpfer und Halbliberaler dem Centrum und den Konservativen verdächtig; nachgerade auch ein Bischen unmodern. Der Kanzler wollte mit dem Staatssozialismus die Probe wagen; „die Heilung sozialer Schäden im Wege der Gesetzgebung versuchen". „Diese Heilung wird nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialistischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein. In dieser Beziehung steht die Fürsorge für die Erwerbsunfähigen unter ihnen in erster Linie. In ihrem Interesse hat Seine Majestät der Kaiser dem Bundesrath zunächst einen Gesetzentwurf über Versicherung der Arbeiter gegen die Folgen von Unfällen zugehen lassen, welcher einem in den Kreisen der Arbeiter wie der Unternehmer gleichmäßig empfundenen Bedürfniß zu entsprechen bezweckt. Die bisherigen Veranstaltungen, welche die Arbeiter vor der Gefahr sichern sollten, durch den Verlust ihrer Arbeitfähigkeit in Folge von Unfällen oder des Alters in eine hilflose Lage zu gerathen, haben sich als unzureichend erwiesen und diese Unzulänglichkeit hat nicht wenig dazu beigetragen, Angehörige dieser Berufsklasse dahin zu führen, daß sie in der Mitwirkung zu sozialdemokratischen Bestrebungen den Weg zur Abhilfe suchten." Diese Auffassung, die am fünfzehnten Februar 1881 bei der Eröffnung des Reichstages zu offiziellem Ausdruck kam, hatte sich nach Nobilings Attentat allmählich durchgesetzt. Für die Ausführung solcher Gedanken war Hofmann nicht recht geeignet. Der wäre nicht mit dem Herzen dabei gewesen; hätte, wenns nach ihm ging, die Grenzlinie der Caritas wohl nicht überschritten. Und Herr Christoph von Tiedemann, der Chef der Reichskanzlei, war seit dem März 1880 zwar beim Bundesrath bevollmächtigt und hatte daher das Recht, im Reichstag, so oft der Chef wollte, zu reden; konnte die Bürde des Amtes aber kaum noch tragen und sehnte sich in die Stille preußischer Verwaltung zurück. Auf Boetticher's breite Schultern ließe sich Mancherlei abladen. Den gerade aber wollte Edwin Manteuffel; nichts zu machen. Nichts? Bismarck besann Personalfragen nicht gern lange. Als der Oberpräsident aus dem Sachsenwald heimkehrte, fand er auf dem schleswiger Bahnhof eine Depesche, die ihn nach Friedrichsruh zurückrief. Ob er das Reichsamt des Innern übernehmen und die sozialpolitischen Gesetze durchfechten wolle, hieß es nun. Preuße; in der Reichsverwaltung ein Fremdling; in Schleswig-Holstein auf dem richtigen Platz. „Thut nichts. Nous avons tous passé par là. Sie haben das Zeug dazu und werden die Sache machen". Hof-

mann, der in der Arbeiterfrage immer schwieriger geworden war, wurde nach Straßburg geschickt (da der Kanzler ihm seinen wichtigsten, im Reichsdienst erfahrensten Gehilfen gab, durfte Edwin nicht klagen) und Boetticher Staatssekretär im Reichsamt des Inneren. Siebenzehn Jahre ist ers gewesen. Bald auch Stellvertreter des Reichskanzlers und (1888) des preußischen Ministerpräsidenten geworden. Vor zehn Jahren schied er aus dem Reichsdienst; wurde dann Oberpräsident der Provinz Sachsen und ließ sich erst im Herbst 1906 in den Ruhestand versetzen. Die letzten Monate hat er in Naumburg verlebt.

Er war ein guter Beamter. Nicht steif, nicht hochmüthig, nicht weltfremd, nicht eigensinnig; ein freundlicher Mann ohne Vorurtheil. In seinem weiten Ressortbereich kannte er jeden Winkel, war im Dienst niemals träg und fand noch Zeit, mit behutsamer Hand in andere Reichsämter und Ministerien hinüberzugreifen. Fürs Parlament schien er geschaffen. Konnte immer reden; über Alles, was vorkam. Dem Gegenstande, dem Meritorischen, wie Oesterreichs Amtssprache es nennt, blieb er oft freilich fern; doch die formelle Gewandtheit half über alle Klippen ihm stets in den Hafen. Keinem verzieh man Irrungen des Hirns und der Zunge so leicht. Als erörtert wurde, ob der Wandschmuck der Reichstagshalle aus istrischem Kalkstein oder aus Gips herzustellen sei, sagte der Staatssekretär, er verstehe nicht, warum man von stucco di lustro als von unechtem Material spreche, und könne nicht zugeben, „daß das eine Material echter ist als das andere". Unzufriedenen Industriekapitänen rief er zu: „Wir arbeiten ja nur für Sie, meine Herren!" Und stützte damit die Behauptung der Sozialdemokraten, selbst die höchsten Beamten seien nur die Commis der Großkapitalisten. Noch schlimmere Unbedachtsamkeit hätte ihm nicht geschadet. Er stand mit Allen gut, war Allen bequem und wußte, daß kleine Gefälligkeiten die Freundschaft erhalten. In seinem Blick war Härte, Verschlagenheit, war kein Fünkchen wärmender Güte; doch dieses kalte Auge konnte so behaglich lächeln, so lustig zwinkern, daß Jeder überzeugt war, einen kreuzbraven Kerl ohne Fehl vor sich zu haben. Ein Stämmiger, der behend schien und nirgends anstieß. Seinem flinken Geist war die Schöpferkraft versagt; gerade dadurch war er zur Ausführung der vom stärkeren Hirn gezeugten Pläne besonders geeignet. In Nekrologen las ich, er habe den ersten Kanzler auf den Weg zum Staatssozialismus gedrängt und sei der Vater der Sozialreform gewesen. Das habe auch Bismarck anerkannt, als er am neunundzwanzigsten März 1889, bei der Berathung des Invaliditätgesetzes, im Reichstag sagte: „Ich hätte Das, was mein Kollege Herr von Boetticher in dieser Sache gethan und geleistet hat, selbst nicht leisten können, auch wenn ich in der Mög-

lichkeit gewesen wäre, mich ausschließlich dieser Angelegenheit zu widmen. Jeder hat sein eigenes Fach; und in diesem Fach sehe ich neidlos das Verdienst meines Herrn Kollegen als größer an als das meinige." Damals war (nicht nur im Reichstag, sondern auch an wichtigerer Stelle) gewispert worden, der Kanzler lege auf die Annahme der Versicherungsgesetze keinen Werth mehr; sei überhaupt stumpf geworden und kaum noch arbeitfähig. Das Gerücht war entstanden, weil Bismarck, der sich im Privatgespräch gern gehen ließ, gesagt hatte, in der von Bundesrath und Reichstag gewollten Form drücke sein Gedanke sich sehr unvollkommen aus. Er wollte dem Arbeiter keine Beitragslast aufbürden, von dem invaliden keinen Nachweis der Arbeitleistung, weder durch Dienstbuch noch durch Markenkarte, fordern, den Lebensabend des zur Arbeit nicht mehr Tauglichen auf Kosten des Reiches und der Unternehmer sichern. Die Beitragspflicht des Arbeiters und der Klebezwang gefielen ihm nicht; ihm graute vor der Papierstapelung im Reichsversicherungamt. Von dem Destillat, das herausgekommen war, versprach er sich keinen sozialpolitischen Nutzen. War aber, als Boetticher ihn darum bat, bereit, sein Ansehen für den gefährdeten Entwurf einzusetzen. „Die Annahme des Residuums schien mir ein geringeres Uebel als die definitive Ablehnung des Ganzen". Er kam also; und stellte das Verdienst des Staatssekretärs, der ihn künftig noch mehr entlasten sollte und deshalb größerer Autorität bedurfte, ins hellste Licht. (In zu helles vielleicht. Die schwerste Arbeit hatte Geheimrath von Woedtke geleistet, der stille, redliche Mann, den Boettichers Nachfolger, um sich zu salviren, geopfert hat.) In derselben Rede stehen aber auch die Sätze: „Ich darf mir die erste Urheberschaft der ganzen sozialen Politik vindiziren, einschließlich des letzten Abschlusses davon, der uns jetzt beschäftigt. Es ist mir gelungen, die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für die Sache zu gewinnen. Er hat es als den schönsten Triumph bezeichnet, den er noch zu erleben wünschte, wenn diese Fürsorge für den Bedürftigen noch unter seiner Regirung zum Abschluß kommen könnte." Der Staatssekretär, der im Bundesrath und im Reichstag manchen Widerstand überwunden, vom Kanzler manches unfreundliche Wort gehört hatte, wurde gelobt; doch kein Zweifel darüber gelassen, wem der Ruhm der Initiative gebühre.

Den kann auch der böseste Wille dem ersten Kanzler nicht rauben. Weil Bismarck sich in seinen letzten Lebensjahren vom Sozialismus mehr und mehr abwandte, vergißt man jetzt leicht, wie nah er ihm einst stand. Auf dem eisenacher Kongreß der Kathedersozialisten erzählte ein deutscher Professor dem Belgier Emile de Laveleye, er sei, als Mitglied einer akademischen Deputation, vom Reichskanzler zum Diner geladen und bei Tisch gefragt worden, ob

er sich zu den Kathedersozialisten rechne. Als er die Frage bejaht hatte, habe Bismarck gerufen: „Warum nicht einfach zu den Sozialisten? Ich bin auch Sozialist. Leider fehlt mir die zur Beschäftigung mit dieser Frage nöthige Zeit; sicher ist aber, daß für die Arbeiter viel gethan werden muß." Das war in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre. Die Bamberger, Richter, Barth (den heute nur noch eine dünne Wand von der Sozialdemokratie trennt) haben oft genug ja die „chimärischen Pläne" und „sozialistischen Schrullen" des Kanzlers bespöttelt. Der war aber nicht zu beirren. „Sie werden, meine Herren, genöthigt sein, dem Staat ein paar Tropfen sozialen Oeles im Rezept beizusetzen. Sozialistisch war die Herstellung der Freiheit des Bauernstandes; sozialistisch ist jede Expropriation zu Gunsten der Eisenbahnen; sozialistisch ist die ganze Armenpflege, der Schulzwang, der Zwang zum Wegebau. Ich könnte das Register noch weiter vervollständigen. Wenn Sie also glauben, mit dem Wort ‚Sozialismus' uns Schrecken einflößen zu können oder Gespenster zu citiren, so stehen Sie auf einem Standpunkt, den ich längst überwunden habe und dessen Ueberwindung auch für die ganze Reichsgesetzgebung durchaus nothwendig ist". (Juni 1882.) Vier Monate danach schrieb ihm der alte Kaiser: „Die Erlasse vom November und Januar (die den Entschluß zu sozialpolitischer Reformarbeit ankündeten) sind allein Ihr Werk großer Voraussicht". Und wie fern er von der Meinung Wilhelms des Zweiten und des Fürsten Bülow war, die der Sozialdemokratie jedes Verdienst absprechen, beweisen die Sätze: „Die Sozialdemokratie ist doch immer ein erhebliches Zeichen, ein Menetekel für die besitzenden Klassen dafür, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, daß die Hand zum Bessern angelegt werden kann, und insofern ist ja die Opposition, wie der Herr Vorredner (Auer) sagte, ganz außerordentlich nützlich. Wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht viele Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform bisher gemacht haben, auch noch nicht existiren; und insofern ist die Furcht vor der Sozialdemokratie in Bezug auf Denjenigen, der sonst kein Herz für seine Mitbürger hat, ein ganz nützliches Element." (November 1884.) Nein: der Stettiner brauchte den Schönhäuser nicht in einen neuen Weg zu drängen. Den hatten Lassalle und Rodbertus, Hermann Wagener und Lothar Bucher das Wesen des Sozialismus erkennen gelehrt; und Hofmann war weggeschickt worden, weil er sich in dieser Gedankenwelt nicht schnell genug zurechtfinden konnte.

Boetlichers Leistung darf man dennoch nicht gering schätzen. Er hatte es nicht immer leicht; war als Gehilfe eines schöpferischen Geistes und als Parlirer aber the right man on the right place. Wie arm er war, wurde

erst offenbar, als kein Genius ihm mehr das Ziel und den hinführenden Weg vorschrieb; als im Kanzlerhaus Männer saßen, die eben so unproduktiv waren wie er. Doch Caprivi konnte ihn nicht entbehren und auch dem alten Chlodwig war er die festeste Stütze. Der beliebteste Staatssekretär. Einer, der mit allen Parteien zu schäkern versteht und morgens wittert, woher der Abendwind wehen wird. Siebenzehn Jahre lang. Gustav Freytag hat über „die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden", ein lustiges Kapitel geschrieben. „Vor Allem mögen die Kandidaten eines Ministeriums den Glauben abthun, daß eine gewisse Redlichkeit, feste politische Ueberzeugungen und Geschäftskenntniß hinreichten, sie zu solcher Stellung zu befähigen. Im Gegentheil: solche Eigenschaften helfen jetzt dazu, einen Staatsmann zu ruiniren, sobald sie ihn doktrinär und sicher machen. Von allen Schulen, durch welche das Leben für diese Kunst vorbereitet, weiß ich keine bessere zu empfehlen als die, auf ein Jahr Direktor einer Truppe von Komoedianten zu werden. Hier kann er lernen, finanzielle Verlegenheiten durch Diplomatie zu überwinden, Intriguen zu machen und zu vereiteln und Fächer mit passenden Subjekten zu besetzen. Der Hauptvortheil aber ist, daß er begreift, was unsere Minister sämmtlich nicht verstehen: die Kunst, durch dramatische Effekte die Masse zu leiten, und daß er die innigste Ehrfurcht vor dem Geschmack und den Launen des hochverehrten Publikums bekommt." In dieser Schule konnte Boetticher erzogen sein. Doktrinär war er nie. Das Sozialistengesetz soll fallen? Sehr vernünftig. Soll unter dem Decknamen der Umsturzvorlage wieder eingeführt werden? Das einzig Gescheite. Ausreichender Agrarschutz? Das Allernöthigste. Herabsetzung der Getreidezölle? Famos. Er machte Alles und holte sich stets sein Appläuschen.

i dramatischen Effekte suchte und fand er meist in der Lustspielsphäre. Kei-er hat so oft die Heiterkeit des Hohen Hauses erregt (bis aus Rom der Portefeuilletonist ins Auswärtige Amt kam, Keiner). Wenns die Sache wollte, konnte er aber auch die Stirn fälteln und finster dreinblicken. Der richtige Mann für ein Parlament, dessen Mitglieder nicht nach Macht, sondern nach guter Behandlung langen. Alles ward ihm verziehen. Als der Nord-Ostsee-Kanal dem Verkehr geöffnet werden sollte, sprach der (durch ein Allerhöchstes Handschreiben und durch das Geschenk einer Marmorbüste ausgezeichnete) Staatssekretär: „Am ersten Juni wird im Kanal die volle Tiefe überall hergestellt sein; die volle Breite an einer kurzen Stelle noch nicht, aber eine Breite, die größer ist als die des Suezkanals und die auch unseren größten Schiffen die Durchfahrt gestattet". Gleich danach blieben zwei deutsche Schiffe im Kanal stecken; und jetzt wird der Umbau ungefähr eine Viertelmilliarde kosten. Dem einst so laut gepriesenen Erbauer

wurde nie ein Vorwurf gemacht. Wozu denn? Einen so netten Mann schont Jeder gern. Sub rosa schwankte das Urtheil kaum noch. Gewandt, emsig, routinirt, doch ohne inneren Ernst und Schöpfervermögen. Vor dem Publikum, dessen Geschmack er in Ehrfurcht fast immer traf, thaten die selben Leute, als sei er ein Staatsmann von hohem Wuchs und eigenem Planen. Und stritten höchstens darüber, ob er an Bismarcks Sturz mitgewirkt oder die Anschuldigungen, die ihm die Freunde des Fürsten nicht ersparten, all in ihrer Ungerechtigkeit mit der gelassenen Ruhe des Edlen auf sich genommen habe. Wie stehts damit? Ist er untreu geworden? War er Judas oder Martyr?

Im Sommer und im Herbst (Juni und Oktober) des Jahres 1895 mußte ich hier über Herrn von Boetticher reden; ich will ein paar Hauptsätze heute wiederholen. „Wer ihn, mit schlenkernden Armen, die schwere Havannacigarre immer im Mund, einherschlendern sieht, mag nicht merken, welche Zähigkeit in dem Manne steckt, der jedem Sturm steht und veränderten Umständen sich schmiegsam anzupassen versteht. Eine altpreußische Bureaukratenlaufbahn, vom Assessor bis zum Staatssekretär; aber ein ganz moderner Typus. Man muß gerecht sein und bedenken, welcher Verlockung dieser Mann seit fünfzehn Jahren ausgesetzt war. Er war der Günstling des Mächtigen, war so ziemlich in jedes Geheimniß eingeweiht und hatte auch im Haus des Fürsten durch eine joviale Corpsburschenlustigkeit ein warmes Plätzchen erobert. Der Kanzler prüfte den brauchbaren Dienern nicht allzu ängstlich Herz und Nieren: die Hauptsache war, daß sie eben brauchbar waren; für alles Uebrige würde der alte Hexenmeister selbst schon sorgen. So kam es, daß Bismarck in der Beurtheilung begabter Menschen oft irrte; so entstand auch der Glaube, dessen Ausdruck der Satz war: ‚Ohne Boetticher und Rottenburg könnte ich das Geschäft nicht mehr besorgen‘. Bismarck fühlte in sich die Kraft, ungeberdige oder nicht ganz zuverlässige Charaktere zu zügeln, und rechnete nicht mit der Möglichkeit eines Tages, der ihm, dem Lebenden, die Macht jemals entreißen könnte. Und nun kam dieser Tag; nun wurde erwogen, wie der unbequem Große zu beseitigen wäre: und der Erste, den der Glanz der neuen Sonne bestrahlte, war Herr von Boetticher. Das gab einen Pflichtenkonflikt. Sollte der Unbegüterte dem Mann, dem er Alles verdankte, ins Privatleben folgen oder auf der Bahn vorwärts schreiten, die später vielleicht bis zum höchsten Sitz führen konnte? Ehrgeiz ist kein unedles Motiv. Herr von Boetticher blieb. Ungerecht wärs, ihn als einen selbständigen Staatsmann zu beurtheilen und zu verdammen. Er ist von den Weisungen des ihm vorgesetzten Kanzlers abhängig und kann deshalb unter Bismarck für hohe Schutzzölle, unter Caprivi für die Handels-

verträge eintreten, ohne sich in seinem Gewissen dadurch belastet zu fühlen. Herr von Boetticher würde gewiß nicht so oft genannt und wie ein Palladium des deutschen Vaterlandes gehütet, wenn nicht viele Leute noch immer wähnten, jede Gunst, die dem Staatssekretär des Inneren gewährt wird, müsse dem Mann im Sachsenwald eine tötliche Wunde schlagen. Man darf dem Fürsten Bismarck aber glauben, daß ihm das Bleiben oder Gehen des Herrn von Boetticher gleichgiltig ist, und sicher sein, daß er sehr ruhig und sehr heiter wäre, wenn keine andere Sorge ihn drückte. Wer die ganze, in der Holzpapierwelt freilich nicht sichtbare Schwierigkeit unserer Lage erkannt hat, weiß, daß wahrscheinlich Alles genau so gekommen wäre, wie es gekommen ist, auch wenn nie ein Herr von Boetticher gelebt hätte. Er wäre vielleicht im Stande gewesen, die Entscheidung vom zwanzigsten März 1890 aufzuhalten, wenn er offen den Kaiser auf die Folgen aufmerksam gemacht hätte und bereit gewesen wäre, die Konsequenzen der eindringlichen Warnung zu tragen. Aber ists ein Verbrechen, daß ers nicht that? Er hätte seine Existenz aufs Spiel gesetzt; er ist ohne Vermögen und hat eine große Familie; und er konnte sich sagen, daß auch das stärkste Gefühl persönlicher Dankbarkeit nicht ausreicht, um ein Zaudern vor der Wahl zwischen einem jungen Kaiser und einem alten Kanzler zu begründen. Er gehörte nicht zu Denen, die unvorbereitet von Bismarcks Entlassung überrascht wurden; er hatte mit dieser Möglichkeit schon geraume Zeit vorher gerechnet und, ganz natürlich, auch daran gedacht, daß er, als der in den Geschäften Erfahrenste, mindestens als preußischer Ministerpräsident der Nachfolger des Großen sein könnte. Er hatte das Glück, rasch den Weg in die Gunst des neuen Herrn zu finden; und wenn Viele meinen, er habe seinen Einfluß nicht im Interesse der nationalen Wohlfahrt geltend gemacht, kann er ruhig erwidern: ‚Ich habe gethan, was mir für unser Deutsches Reich nothwendig erschien; ich habe erkannt, daß zwei Temperamente zusammengetroffen waren, die auf die Dauer nicht gemeinsam wirken konnten, habe mich an den Kaiser gehalten, der für uns stets das Bleibende sein muß, und nun seine Ansichten vertreten, wie ich früher Bismarcks Ansichten vertreten hatte‘. So sehe ich Herrn von Boetticher: einen fähigen und geschickten Mann, ohne höhere Begabung, aber, nach Bismarcks Wort, vortrefflich geeignet, Hundertmarkscheine in Kleingeld umzuwechseln; einen Mann, der auf der Oberfläche aller Dinge Bescheid weiß und, wo ihm die tiefer reichende Kenntniß fehlt, mit einem Händedruck, einem Scherzwort sich pfiffig immer aus der Affaire zu ziehen vermag; einen Mann, der seine Aufgabe darin sieht, mit der Macht zu gehen und die Gedanken der Mächtigen für die Praxis des Kleinverkehres auszumünzen. Und so erkläre ich

mir, daß Herr von Boetticher jetzt mit Begeisterung für eine Politik eintritt, die er bis zum Jahr 1890 mit nicht geringerer Begeisterung bekämpft hat."

Ich mußte diese Sätze wiederholen, um zu erweisen, daß ich den Staatssekretär nicht, wie behauptet worden ist, aus vom Haß geblendeten Auge sah. Bismarck hat ihn härter beurtheilt. Im September 1905 erzählte Boetticher Herrn Siegmund Münz, einem Redakteur der Neuen Freien Presse: „Als einer meiner Freunde den Fürsten bat, sich von dem unbegründeten Verdacht gegen mich loszusagen und in seinem alten Mitarbeiter wieder seinen ewig dankbaren Verehrer zu sehen, bekam er die Antwort: ‚Bevor ich zu Boetticher wieder in ein freundschaftliches Verhältniß träte, müßte ich mich von meiner Frau scheiden lassen.'" Wenn dieser Satz wirklich gesprochen wurde, war sein Zweck, ein lästiges Gespräch mit einem Scherzwort zu enden. Gegen Boetticher brauchte Frau Johanna den Mann nicht erst zu stimmen. Dem hätte der Fürst nie wieder die Hand gereicht. Rottenburg konnte er bei guter Laune mit dem Freischützenwort absolviren: „Schwach war er, allein kein Bösewicht." (So schwach leider, daß er, der sich doch disziplinirengelernt hatte, nach dem März 1890 einen bekannten Maler bat, sein Konterfei von der Leinwand zu kratzen, auf der er neben Bismarck zu sehen war.) Boetticher kam nicht so glimpflich davon. Aus dem Munde des Scheidenden will er die Trostsentenz gehört haben: „Treubruch werfe ich Ihnen nicht vor; aber Sie haben mich im Kampf gegen den Kaiser nicht so unterstützt, wie ichs von Ihnen erwarten durfte." Unwahrscheinlich. Schon weil in dieser Stunde und vor diesem Ohr der Fürst kaum von einem gegen den Kaiser geführten Kampf gesprochen hätte. Später hat er ihm jedenfalls Treubruch und Verrath vorgeworfen. Kein Name wurde in Friedrichsruh, Varzin, Schönhausen im Ton solchen Ingrimms, solcher Verachtung genannt. Daß Boetticher den Fürsten als Morphinisten verdächtigt habe, war nur durch Buchers Zeugniß gestützt. Im Weiteren aber war Bismarck seiner Sache ganz sicher. Boetticher hatte das Ohr und das Vertrauen des Kaisers. Wußte, was bevorstand. Warnte den Kanzler nicht. Ließ ihn ruhig im Sachsenwald. Seufzte, wenn er hinkam, über die Hintzpeterei. Horchte auf die Weisungen, die er empfing, führte sie aber nicht aus; rapportirte nur in Berlin. Hehlte den Wunsch nicht, neben Herbert (dem er wohl kein allzu langes Kanzlerleben zutraute) preußischer Ministerpräsident und damit Kanzler fürs Innere zu werden. Hielt dem Fürsten nach der ersten Andeutung der Rücktrittsmöglichkeit im Bundesrath rasch eine Leichenrede. Und küßte, als es endlich so weit war, weinend die Hand des Riesen. Das Sündenregister war noch viel länger. Hat Bismarck geirrt? War er so unklug, kleinlich, neidisch geworden, daß jeder Klatsch ihm die Ver=

nunft überrannte? Belastende Thatsachen, sagte Boetticher, sind nicht vorgebracht worden. Die sind in solchem Fall auch nicht leicht zu erweisen; davor hätte einen minder Schlauen die Schlauheit bewahrt. Aber in der Kunst der Kombination war Otto Bismarck ja kein Stümper. Und schon am ersten April 1890 flog Boettichers Telegramm in Fetzen unter den Geburtstagstisch.

Erweislich wahre Thatsachen fehlen; nur ein Indizienbeweis ließe sich führen. Der Zeuge Chlodwig hat Einiges auszusagen. Schon 1887 treibt Boetticher Privatpolitik. Will Elsaß-Lothringen von Berlin aus regiren und den Statthalter nur als Figuranten dort lassen. „Rottenburg und Boetticher wollen mich verdrängen, Berlepsch zum Oberpräsidenten (der Reichslande) machen und die Regirung nach Berlin ziehen. Da der Kaiser den direkten Antrag auf Aufhebung des Statthalterpostens abgelehnt habe, seien sie bemüht, mir die Adern abzubinden, indem sie die Befugnisse der Statthalterschaft vermindern, einen Theil nach Berlin ins Reichsamt des Innern ziehen und mich verhindern, brauchbare Persönlichkeiten an die Stelle von unbrauchbaren zu setzen." Da haben wir schon den Dreibund Boetticher-Rottenburg-Berlepsch. Als vierter Mann ist Herr von Verdy, auch in Friedenszeiten ein guter Stratege, am Werk; und stellt die Verbindung mit Waldersee her. Bismarck ist gegen den Plan (dessen Autoren er noch nicht kennt) und läßt Chlodwig freie Hand. Boetticher arbeitet still weiter. Inspirirt Studt (Unterstaatssekretär des Inneren in Straßburg); will Puttkamer zum Oberlandesgerichtspräsidenten machen, um Chlodwig die stärkste Stütze zu nehmen. „Studt sagt, dieses Vereinfachungprojekt werde meine Stellung hier und in Berlin befestigen. Das ist möglich. Vielleicht werde ich den Beifall Boettichers und Friedbergs damit gewinnen. Wenn die Regirung sich aber damit blamirt, werden Boetticher und Genossen die Ersten sein, den Stein auf mich zu werfen." Ein anderes Bild. Aus den neunundneunzig Tagen. „Boetticher beklagt, daß die Kaiserin sich in die Geschäfte mische. Der Kaiser habe wenig Widerstandskraft gegen ihren Einfluß und sie stehe wieder unter dem Einfluß fortschrittlicher Frauen: Frau Schrader, Frau Helmholtz und Frau von Stockmar. Wenn die Krankheit des Kaisers sich noch lange hinauszieht, können wir Allerlei erleben." Sie dauerte nur noch elf Wochen. Im Januar 1889 trifft Chlodwig den Staatssekretär bei der Kaiserin Augusta. Boetticher spricht „sehr vernünftig" gegen Bismarcks reichsländische Politik, sieht in dem Paßzwang eine kleinliche Polizeivexation und tadelt die gegen Sir Robert Morier begonnene offiziöse Zeitungfehde. (Von diesem Tagebuch hat Boetticher geschrieben, es habe „zu seinem lebhaftesten Bedauern eine Trübung des Bildes des großen Kanzlers er-

zeugt". Stil und tenor sententiae sind einander werth.) Warum erinnerte Bismarck an die Kabinetsordre vom achten September 1852? Weil einzelne Minister sich an das Ohr des Monarchen gedrängt und ihren Projekten (eigenen oder geheimräthlichen) die Unterschrift des Königs gesichert hatten, vor der jeder Widerspruch verstummen mußte. Am ersten Februar 1890 ist Freiherr von Berlepsch Handelsminister; die Vertheilung des Erbes hat begonnen. Just in Boettichers Revier war der Kampf entbrannt. Um die Sozialpolitik. Der Staatssekretär wußte genau, wie weit der Kanzler gehen und an welchem Punkt er die Gefolgschaft weigern würde. War Bismarck wirklich so unklug, da er den seinen gefährlichsten Feinden Befreundeten des Treubruches zieh?

In allen Lagern ward er ihm zugetraut. Dem Manne, den der Fürst zu seinem Vertreter gewählt, von drückender Schuldenlast befreit und wie den zuverlässigsten Hausgenossen behandelt hatte. In der Kunst der Menschenbehandlung muß Boetticher ein Meister gewesen sein. Den Vater gewann er durch Fleiß, Gehorsam und munteres Wesen; die Mutter durch fromme Inbrunst (er hielt täglich Hausandachten); mit den Söhnen spielte er Skat und sang Burschenlieder; brachte, wenn er kam, lustiges Leben ins Haus; und galt neun Jahre lang als bon garçon und treuster Freund der Familie. Waren all diese Menschen blind und toll, da sie ihn plötzlich ächteten? Oft ists gesagt worden. Doch kein Ernsthafter, der die Dinge nah zu sehen vermochte, hats je geglaubt. Bismarcks Feinde sogar sprachen: „Mehr als wahrscheinlich, daß Boetticher dem Alten den Genickfang gegeben hat; gerade deshalb schonen wir ihn so zärtlich. So lange er da ist, kommt der große Elephant nicht zurück. Wir könnten ihn stürzen, lassen die üble Welfenfondsgeschichte aber ruhen; denn wir wollen die werthvollste Geisel nicht schlachten." Eugen Richter erst brach im Lenz des Jahres 1897 den Bann. Rief im Reichstag den Staatssekretären zu, sie hätten das Vertrauen des Volkes längst völlig verscherzt, seien „Handlanger im gewöhnlichen Sinn des Wortes", „ephemere Existenzen", die täglich zittern müßten, ohne Kündigung auf die Straße gejagt zu werden, abgehärtete, an ihrem Amt klebende Herren, die „ein Gefühl politischer Wurstigkeit" hoch über das Niveau selbständiger Politiker erhebe. Nie war in Preußen, noch niemals im Deutschen Reich so zu den Vertretern der Regirung gesprochen worden. Und Boetticher saß stumm. Der sonst so Beredte fand kein armes Wörtchen der Abwehr. Merkte, im Beifallsgedröhn, nun endlich: Alle hattens ihm zugetraut. Alle dem Ankläger geglaubt. Die Affiliirten sogar, von deren Lippe ihm der Trostspruch gekommen war, die Niedertracht richte sich selbst. Acht Wochen danach war er ein Mann ohne Amt.

Seine Macht war schon geschmälert, seit er den Kampf gegen Herrn von Köller gewagt hatte. Der saß in der Gunst des Gebieters fester als der Helfer von 1889 und 90, konnte auf Chlodwigs schüchterne Rüge erwidern, für den Verlust kollegialen entschädige ihn die Gewißheit des kaiserlichen Vertrauens; und mußte dann doch der Mehrheit weichen. Das war Boettichers letzte Kraftprobe. Von der Anstrengung dieses siegreich durchgefochtenen Kampfes hat er sich nie wieder völlig erholt. Richters jäher Angriff fand ihn fast wehrlos. Er ging; und mit ihm ging Freiherr von Marschall, der ihm sieben Jahre verbündet gewesen war und sein Nachfolger werden sollte, als das Auswärtige Amt dem von den münchener Abenteuern etwas ermüdeten Grafen Phili zugedacht wurde. Herr von Köller, der Besiegte von 1895, empfing 1897 ein Telegramm, in dem er las: „Die beiden Kerls sind weg; Sie können jetzt also wiederkommen."

Boetticher ist 1897 nicht gut behandelt worden. Nicht besser als vorher Waldersee, Verdy, Caprivi, nachher Miquel und Holstein. Drei Lustren lang Vicekanzler und Bundesrathspräsident; nun Chef einer Provinzialverwaltung. Er trugs. Schien auch in Magdeburg vergnügt. Auch in der Zeit, wo die Reichsspitzen ihm nicht gern allzu nah kamen. Einer war ihm geblieben: Rottenburg. Einst sein Unterstaatssekretär; jetzt nur noch sein Intimus. Der schwor auf ihn; so laut, daß Jeder es hören mußte. Nannte ihn den edelsten Menschen, der ihm auf dem Lebenspfad begegnet sei. Und konnte ihn, wenn er Grillen fing, trösten. „Den Fürsten hätte kein Sterblicher je zu stürzen vermocht. Das vermochte nur er selbst. Und er hats gethan. Ich mußte 1887 ja die Artikel schreiben, die den Prinzen Wilhelm tadelten, weil er mit seiner Frau zu Waldersee in die Muckerversammlung gegangen war. Da fings an. Der Kaiser kannte den Schützen und hats ihm nie verziehen. Dann kritisirte ihn der Chef vor Zeugen. Und Alles kam, wie es kommen mußte." Wahrscheinlich. Als Wilhelm der Witwe sein Beileid ausdrückte, sprach er von Boetticher, den er seit zehn Jahren nur selten noch (und meist bei offiziellem Anlaß) gesehen hatte, als von seinem Freund. Dem Toten wurden alle erdenklichen Ehren erwiesen. Viele Nekrologe feierten ihn als Staatsmann und unschuldiges Opfer bismärckischer Rachsucht. Und das Gerücht, Boetticher und Rottenburg, die nun kurz nach einander gestorben sind, hätten gemeinsam eine Geschichte der Krisis von 1890 geschrieben, klingt glaublich. Causa finita? Ich zweifle. Im Bismarckmythos wird Boetticher als eine dunkle Gestalt fortleben; auch wenn der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" nie unverstümmelt ins Volk dringt. Der Staatssekretär konnte vermitteln, mahnen, warnen: und schwieg. Trotzdem er Manches zu sagen hatte. Blieb im Amt, als von Amtes wegen der Mann geverhmt und be-

fehdet wurde, dem er mehr als je Einer dem Vorgesetzten persönlich verpflichtet war. Das vergißt kein Volk, das in dem Heros sein größtes Erlebniß ehrt.

Boetticher hats gewußt. Er wollte heiter scheinen; ein sorgenloser Mann, der nachts gut schläft und dessen Gewissen nie ein Schwindel befiel. Strich den Wachtmeisterschnurrbart, hob das feuchte Auge gen Himmel und beseufzte das Mißgeschick, das dem „unvergeßlichen Gönner" so schnöden Verdacht gegen den treusten Diener eingeträuft habe. War bald danach wieder lustig und zu Witzen bereit. Doch lags wie ein Schleier über ihm. Nicht erst, seit ihm Kinder gestorben waren. Die Jovialität, das bethuliche Wesen war mühsam erzwungen. Schuldbewußtsein? Vielleicht nur die Ahnung, daß der Sinn und der Nachklang seines Lebens verloren sei. Nicht durch die Schuld freien Willens. Ein Politiker und Staatsgeschäftsmann lernt früher als Andere, daß Aufrichtigkeit nicht immer frommt. Dieser war einmal, in einer Schicksalsstunde, unaufrichtig gewesen. Da gabs keine Umkehr. Er mußte weiter. Und gabs vorher denn eine Wahl? Bismarck hatte viel für ihn gethan; der alte Kaiser noch mehr. Wenn Der nicht zustimmte, konnte der Staatssekretär nicht sanirt werden; blieb er Bleichröder und anderen Millionären verschuldet. Jetzt rief Wilhelms Enkel, der lästige Vormundschaft abschütteln wollte. Der Kanzler war nicht mehr der Aufrechte, dem der Stärkste sich gern beugte. Dem Kaiser gehört die höhere Pflicht. So überredete er sich. Und konnte sich nie doch ganz überzeugen. Fühlte sich leer. Nur den Schatten noch des Mannes aus den achtziger Jahren. Nichts in sich; und über sich Niemand. Er kannte den Fürsten. Der hätte seinen Namen von der Tafel des Gedächtnisses gewischt, ihn niemals laut des Undankes geziehen, wenn er mit seiner Leistung zufrieden gewesen wäre. Das war er nicht. Konnte es auch nicht sein. Das Reichsgeschäft ging zurück; trotzdem früh und spät Trompetenstöße den Aufschwung verkündeten. Weil vorn Keiner mehr war, ders mit leidenschaftlicher Liebe, wie seine eigenste Angelegenheit, betrieb. Weil Alle nur an sich dachten; an ihr Profitchen von gestern, ihr Risiko von morgen. Domherr und Excellenz, Günstling und Ritter vom Schwarzen Adler. Viel für einen armen Kleinadeligen, dem familiäres Unglück auch noch den Nothpfennig genommen hatte. Was halfs? Dem Piccolomini hatte sein Kaiser Ferdinand den Fürstenhut aufgesetzt: und war doch kein Friedländer geworden. Boetticher blieb zäh, ließ vor der Menge das Haupt nicht sinken und sagte bis zum letzten Wank, so wohl wie in Magdeburg habe er sich nie vorher gefühlt. Im Innersten aber empfand er längst, daß auch vor der Nachwelt sein Spiel verloren sei. Er war im Sturm heimlich aus dem Schiff geklettert, in das der Genius ihn einst aufgenommen hatte. Solches Wagniß ziemt nur dem Starken, dem im Wogenprall der Arm zum rettenden Ruder wird. Der Schwache treibt mit dem Wind und die Welle spült ihn ins ruhmlose Grab.

Das Kaiserliche Volksliederbuch.

Im Verlag von C. F. Peters in Leipzig ist das Volksliederbuch für Männerchor erscheinen, das auf Veranlassung des Deutschen Kaisers zusammengestellt und herausgegeben worden ist. Ich habe nie verhehlt, daß ich die übermäßige Förderung des Männergesangwesens, eines an sich schon im Verhältniß zu seiner künstlerischen Bedeutung viel zu stark wuchernden Triebes am Baum der Kunst, für unnöthig, ja, für schädlich halte. Um so stärker kann ich also betonen, daß diese Liedersammlung für Männerchor wirkliche Bedeutung für die künstlerische Kultur des Volkes hat. Dank dem Umstande, daß die richtigen Männer, wissenschaftlich gründlich durchgebildete Fachleute, ernste Arbeiter, an die Spitze des Unternehmens berufen wurden, ist eine Sammlung entstanden, die alle nach Musikkultur Strebenden erfreuen muß. Mängel sind in solchem Werke leicht gefunden, Wünsche rasch geäußert, wohl auch hier und da berechtigt. Aber die Auswahl und Fassung der sechshundertzehn Lieder, die dem deutschen Volk in zwei schlichten, handlichen Bänden geboten werden, enthält eine solche Fülle werthvollen Materials, daß ich wenigstens hier einzelne Bedenken nicht auszusprechen brauche.

Als Vorsitzender der beiden für die Herausgabe verantwortlichen Kommissionen hat Rochus Freiherr von Liliencron zu der Sammlung eine Art Rechenschaftbericht und historische Einleitung geschrieben. Ein Anhang giebt außerdem knappe, sachliche Anmerkungen über die einzelnen Lieder. So ist in der besten Weise dafür gesorgt, daß das Buch „mit Verstand“ benutzt werden und auch als Bildungmittel wirken kann. Die Hauptarbeit hat Professor Dr. Max Friedlaender von der berliner Universität geleistet.

Weil Musikgelehrte (neben Friedlaender und Liliencron Hermann Kretzschmar) sich mit den tüchtigsten Praktikern auf dem Gebiete des Männerchors (an der Spitze Friedrich Hegar und Eduard Kremser) verbündet hatten, konnte diese in ihrer Art einzige Sammlung entstehen. Möge das Resultat den praktischen Musikern beweisen, von welchem Segen es auch für die Kunst der Gegenwart ist, wenn man die thatkräftige Hilfe der Musikgelehrten nicht verschmäht. Schon Chrysanders Beispiel hat ja (trotz der Gehässigkeit, mit der beschränkte Zunftmusiker gegen ihn wetterten und wettern) gelehrt, daß gründliche wissenschaftliche Bildung nöthig ist, um die Kunst früherer Jahrhunderte lebendig zu machen. Was das Kaiserliche Volksliederbuch vor ähnlichen Sammlungen einzelner Verleger auszeichnet, ist die Fülle bisher fast unbekannter köstlicher Kunstwerke aus alter Zeit und der feine Geschmack, der beinahe überall die Lieder ausgewählt hat. Liliencron betont in seiner Vorrede, daß das Buch nicht ein Volkslieder-Buch, sondern ein Volks-Liederbuch, ein Liederbuch fürs deutsche Volk sei. Zu dieser Begriffsbestimmung passen fast alle Gesänge.

Ich hoffe, daß die aus vergangenen Jahrhunderten ausgegrabenen Lieder mit ihrer gesunden Ursprünglichkeit, ihrem Reichthum an melodischen, harmonischen und rhythmischen Feinheiten den Geschmack vieler „Liedertäfler" bilden und veredeln werden. Noch stärker ist bei mir der Wunsch, eine maßgebende Persönlichkeit, vielleicht der Vorsitzende der Kommission, möge dem Kaiser sagen, daß für die künstlerische Kultur des Volkes, für das deutsche Volksleben, das doch schließlich nicht an den Biertischen der Liedertafeln, sondern im Hause seine Heimstätte hat, noch wichtiger ein Volksliederbuch für gemischten Chor ist. In der Vorrede des Männerchor-Liederbuchs wird die Hoffnung ausgesprochen, „vielleicht" durch eine Ausgabe für gemischten Chor den Liederschatz auch dem deutschen Hause erschließen zu können. Die deutschen Chorvereine, die durch das üppige Gedeihen der protegirten Männerchöre allerdings stark in der Entwickelung gehemmt werden, sind an dieser Stelle gar nicht erwähnt. Eine seltsame Schweigsamkeit. Aber ich halte überhaupt die Umarbeitung des „vorliegenden" Buches für eine höchstens „halbe" Sache. Ich bin überzeugt, daß es durch die rechte Darstellungweise gelingen könnte, den Kaiser für den Plan zu gewinnen, nach dem so ausgezeichnet gelungenen Männerchorliederbuch nun auch ein Liederbuch für gemischten Chor entstehen zu lassen.

Die Kommissionen finden hier noch viel reicheres Material und haben viel mehr Originale zur Verfügung, die nicht erst eines neuen Satzes, sondern nur der Bezeichnung für guten Vortrag bedürfen. Liliencron, der ja Spezialist auf diesem Gebiet ist und schon vor langen, langen Jahrzehnten gemeinsam mit Stade sogar an die Neubelebung alter Minnegesänge ging, müßte diesen Gedanken doch mit besonderer Freude aufnehmen. Wenn auch vielleicht ein Viertel der Lieder mit denen des Männerchorbuches identisch wäre, scheint mir doch eine völlig neue Vorarbeit für diese Sammlung unerläßlich. Und eine Gabe fürs deutsche Volk wäre es, die alle Mühe und Arbeit reichlich lohnen würde.

Eine Gabe fürs Volk soll ja das Männerchorliederbuch sein. Eine den Mitarbeitern zugesandte Mittheilung lautet: „Mit der Herausgabe des neuen Volksliederbuches, das als Geschenk an das deutsche Volk betrachtet wird, sind materielle Zwecke irgendwelcher Art nicht verbunden. Sowohl die Mitglieder der Arbeit- und berathenden Kommission wie die Mitarbeiter und der Verleger haben sich selbstlos in den Dienst der guten Sache gestellt. Sollte ein Gewinn übrig bleiben, so wird er vom preußischen Kultusministerium für wohlthätige Zwecke (zu Gunsten verarmter Musiker) verwandt." Leider stört diese schönen Worte ein häßlicher Mißton. Denn: „Das klingt recht schön und glatt, aber leider wird man davon nicht satt", sangen einzelne der Mitarbeiter: deshalb mußte in die Vorrede der Satz aufgenommen werden: „Eine Freigabe sämmtlicher in das Buch aufgenommenen Lieder auch für die öffentlichen Aufführungen hat sich freilich nicht erzielen lassen." Die Genossenschaft Deutscher Tonsetzer

verlangt von jeder öffentlichen Aufführung für Bearbeitungen ihrer Mitglieder Tantiemen. War Das wirklich nicht zu vermeiden? „Ein Geschenk an das deutsche Volk"? Ein Geschenk, für das Steuern erhoben werden? Konnte nicht, nachdem das Werk vollendet war, durch direkten Vortrag beim Kaiser erzwungen werden, daß diese Gabe ans Volk wirklich eine bedingunglose Gabe, ohne die Steuergroschen geschäftstüchtiger Kunstverwerthung, würde? Ists mit aller Macht versucht worden? Jetzt darf Niemand „Ein feste Burg", gesetzt vom Professor Wolfrum, „O alte Burschenherrlichkeit", gesetzt von Friedrich Hegar, „Als wir jüngst in Regensburg waren", gesetzt von Hermann Riedel, und ähnliche Alleweltlieder in der Fassung des „geschenkten" Liederbuches singen, ohne an die Herren Setzer seine Steuer abzuführen. Ich verzichte auf den kräftigen Ausdruck, der dafür gebührte; manche Herren der Genossenschaft möchten auf den Ausdruck ernster Künstlerüberzeugung, statt mit sachlichen Argumenten, ja mit einer Ladung vors Schöffengericht antworten. Aber ich frage: Sind all diese Künstler, sind Humperdinck, Hegar, Sitt, Wolfrum, Bruch, Berger, Gernsheim, Röntgen, Othegraven und andere Musiker so in der Gewalt der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer, daß sie bei solcher Gelegenheit nicht frisch und offen sagen können: „Jetzt wollen wir in unserer Geldvertheilung mal eine Pause machen. Der Kaiser will dem Volk ein Liederbuch stiften. Die Männer der Wissenschaft und wir haben unser Bestes gegeben. Nun wollen wir nicht mit Tantiemenforderungen das ganze schöne Werk verunstalten!"

Wer hat so gesprochen? Sind die Einzelnen überhaupt gefragt oder ist Alles von der Genossenschaftleitung einfach dekretirt worden? Haben die deutschen Künstler noch immer nicht den Muth, bei solcher Gelegenheit zu zeigen, daß sie wissen, was sie der Würde eines schönen künstlerischen Unternehmens schuldig sind? Ein zu versteuerndes Geschenk an das deutsche Volk! Das hätten deutsche Künstler noch vor zwanzig Jahren nicht über sich vermocht.

Und warum wars jetzt nöthig? Weil die deutschen Männerchöre mit zu den stärksten Widersachern der durch das üble Urhebergesetz von 1901 ermöglichten Tantiemenwirthschaft gehören und weil man sie durch das Kaiserliche Liederbuch, das doch jeder Männergesangverein gern benutzen wird, kirren will. Das ist der Grund. Das Allerschönste ist aber, daß die Bearbeitungen, deren Urheber nicht zur Tantiemengenossenschaft gehören, ohne Steuer aufgeführt werden dürfen. Ohne zu fragen, sind die Rechte, die man den zum Geschäftsverein gehörigen Musikern bei jedem Lied ausdrücklich wahrt, den Anderen einfach geraubt worden. Auf diese Weise hat man die von der Genossenschaft so gefürchtete Gegenbesteuerung vermieden.

Bei dem Volksliederbuch für gemischten Chor, auf das wir hoffen, finden die rechten Männer gewiß das rechte Wort, um eine Wiederholung dieses wenig künstlerischen und wenig deutschen Handelns zu verhüten.

Altenburg. Dr. Georg Göhler.

Der vermummte Herr.

Kasperle, der Held der vor dem Puppentheater versammelten großen und kleinen Kinder, läßt sich nicht verblüffen. Seinen Knüppel im Arm, erwartet er seelenvergnügt den Teufel, der in immer neuen Verkleidungen aus der Tiefe auftaucht. Mit unbeirrbarer Sachlichkeit erkennt er unter jeder Vermummung gleich den höllischen Stänker und haut ihm Eins über den Schädel, daß die Zuschauer vor Wonne aufkreischen.

Wären doch auch die mündigen Deutschen unserer Tage so hellsichtig und fröhlich entschlossen wie dieser dreiste Phrasentöter! Aber sie sind so gebildet (Das heißt: arm an Mutterwitz), daß ihnen der arme Teufel, wenn er nur in plausibler Verkleidung auftritt, vorschwatzen darf, was er will. Und das Gewand weiß der listige Menschenkenner immer sehr sicher zu wählen; er hat der Kostüme viele und in jeder Zeit andere. Nicht nur in der Gestalt frömmelnd eifernder Pfaffen zeigt er sich; er tritt manchmal auch als Anarchist oder Atheist auf, als tiefgründiger Gelehrter oder freiheitlich gesinnter Künstler. Und ist doch immer der Selbe. Unter den wechselnden Verkleidungen steckt der ewige Philister, der das Leben verklagt, sich moralisch (geradezu oder auf einem Umweg) über den Lauf der Welt entsetzt und das lebendige Dasein, wie es unter dem Zwang der Nothwendigkeit sich gestaltet, fürchtet, weil er es nicht fröhlich handelnd zu überwinden vermag: der Philister des Geistes, der sich von der allgemeinen Lebensangst nährt wie das Thier von Exkrementen.

In unserer sehr aufgeklärten Zeit würde dieser arme Teufel ausgelacht werden, wenn er als pfäffischer Moralprediger seine Kapuzinaden zum Besten gäbe. Er hat darum das muffige Gewand längst von sich gethan und ist liberal geworden. Um nicht erkannt zu werden, spottet er des Philisterthumes. Sein aufdringlich vorgetragenes Credo ist die Vorurtheillosigkeit; er blendet und besticht durch freisinnige Denkweise, durch mephistophelische Schonunglosigkeit. Seine Gegenwart ist auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bemerkbar; die Kunst aber ist sein liebstes Bethätigungfeld, weil er dort am Leichtesten sein unzufriedenes Ich zur Welt erweitern kann. Wie oft sind wir ihm nicht in diesen Jahren des philisterhaften Radikalismus in der Kunst begegnet! Besonders oft auf dem Theater. Denn unsere Bühne ist ja in der That — o heiliger Schiller! — eine „moralische Anstalt“ geworden, ein Institut, das den dramatisirenden Volksrednern und Artikelschreibern gehört. In immer neuen Vermummungen tritt der maskirte Herr aus den Coulissen. Vorgestern erschien er als der einsame Mann in der Mansarde, der sich vom Vulgus durch lange Haare, Künstlerkravatte und Gerechtigkeitsinn unterscheidet; und gestern noch sahen wir ihn als Renommirgrafen, der den Streit der Welt mit milder Skepsis und einer baren Million ausgleicht. Schade nur, daß von der anderen Seite

nie der gute Kasperle erscheint, um dem arrogant sich Spreizenden über den hohlen Denkerschädel zu hauen!

Mansardenbewohner und Graf sind veraltet. Seit gestern ist es ja eine Ewigkeit. Jetzt erscheint der vermummte Herr in einer neuen raffinirten Verkleidung; einer, die auch die „oberen Schichten" der Gesellschaft kirren soll. Er kommt im eleganten Ueberrock, mit glänzend gebürstetem Cylinder, eine schwarze Maske vor dem Gesicht; mit weltmännischer Entschlossenheit schwingt er einen Stock mit silberner Krücke. Ein Symbol und ein Bewohner des Potsdamer Viertels zugleich. Mit schneidender Energie, in schrill spottender, sich selbst ironisirender Beardsleylaune spricht er kühne Worte von oben herab; und das monumentale Achselzucken kleidet vortrefflich in einem Gewand, das vom Modeschneider Unter den Linden bezogen ist. Mein Gott, sagt er, so ist das Leben! Er zieht alle Schleier fort, denn sein kleines, aber gewähltes Publikum ist über Vorurtheile erhaben. Nackt liegt Mutter Natur im grellen Rampenlicht da. Ist sie unserer Ehrfurcht denn werth; ist sie nicht eine Bestie, der man mit Fußtritten zu Leibe gehen muß, die nur durch Roheit zu bezwingen ist? Und es gelingt wieder einmal. Die von Stubenluft gebleichten Menschen in den tiefen Sesseln da unten nicken schwer mit dem Haupt: So ist es; da liegt was drin! Sie empfinden „Furcht und Schrecken"; ganz griechisch. Und jubeln hernach in gedämpften Salonlauten: Wir haben eine Kunst, eine Kunst für die Reifen und Feinen. Ein halb entwickelter Jüngling wagt Einwände; nennt Schiller und spricht vom „Wallenstein". Die Reifen und Feinen lächeln belustigt. Schiller, dieser Schulmeister mit blankem Rock, dieser „Idealist"! Gut für Kinder und Ladenmädchen.

Betrachtet die allerneusten Wahrheiten des vermummten Herrn, der mit entsprungenen Korrektionzöglingen und faulenden Gerippen, im Zeitalter der aufgewärmten Biedermeiermode, wie ein aufgewärmter E. T. A. Hoffmann redet. Das Drama soll typische, unlösliche Konflikte des Lebens schildern; so dachten bisher alle Einsichtigen. Es soll der Zeit, aber auch der Menschheit einen Spiegel vorhalten. Giebt es die Ausnahme, so wird es zur dramatisirten Novelle. Selbst aber wenn das Novellistische zur Tragoedie gemacht wird, liegt die Aufgabe des Dichters darin, im Besonderen das Allgemeingiltige zu zeigen. Hält nun der vermummte Herr mit dem Napoleonprofil die Kindertragoedie, zum Beispiel, die er den Esoterikern geschrieben hat, für den Ausdruck einer allgemeingiltigen Wahrheit? Offenbar; denn er scheint ehrlich entsetzt und des Lebens ganzer Jammer faßt ihn nicht weniger exemplarisch an als damals, wo er noch mit schüchterner Widerspruchslust die Frauengewänder der seligen Marlitt trug. Indem er eine ganze Jugendwelt verächtlich negirt, mit Feldherrngeberden auf den Ozean des großen, des wahren Lebens hinausweist und so einen Dualismus erschafft, der doch nur in seinem Hirn hausen kann, will er

glauben machen, es sei normal, daß Gymnasiasten sich totschießen, wenn sie nicht versetzt werden, und daß sie erotische Fragen mit priesterlicher Andacht besprechen; daß fünfzehnjährige Bürgerstöchter den Primanern ohne Arg auf den Heuboden nachsteigen und daß dann prompt die Befruchtung erfolgt; daß Vater und Mutter über ihren Sohn, der eben Vater werden soll, reden, als hätten sie sich vor acht Tagen kennen gelernt, Gymnasiallehrer sich wie eine Heerde blökender Irrsinniger betragen und ein Dirnchen mit poetischer Sentimentalität einem Toten Blumen aufs Grab streut. Es kommt freilich vor, daß Gymnasiasten sich totschießen; alle Jugend spielt in gewissen Jahren gern sogar mit dem Dolch. Du aber, hochverehrtes gebildetes Publikum, hast das Gymnasium doch auch mit frisch-fromm-frei-fröhlichem Gemüth absolvirt und bist trotzdem vollzählig auf dem Platz. Dir sind auch nicht gleich Kinder gelungen, selbst wenn sich so bald ein Gretchen fand. Es fand sich aber nur für Mondscheinpromenaden; und der Primaner war zufrieden damit. Die Praxis lernte er bei irgend einem Dirnchen, nachdem er sich mühsam zehn Mark erspart hatte. Immer war er der Verführte. Er schrieb niemals tiefsinnige Abhandlungen über die Geschlechtsbeziehungen, sondern schloß sich mit zwölf Jahren schon zu sinnfälligerem Thun mit seinen Kameraden (meist war ein „Großer" dabei) irgendwo ein. Er kolportirte in aller Harmlosigkeit die ekelhaftesten erotischen Witze; das Geschlechtsmysterium war ihm der beliebteste Gegenstand des Gelächters und er feierte daneben Phantasieorgien im Sinn des jungen Rousseau. Aber tragisch wurde seine Erotik niemals. Das ganze Pubertätgeplänkel war vergessen, wenn es zum Fußballspiel ging; das Rad galt mehr als das Mädchen, das Baden im Fluß schien verführerischer als ein Rendezvous und für ein Galeriebillet war jede Liebesfreude feil. Die starke Welle der Gesundheit und Hoffnung schwemmt in der normalen Jugend alle Mucken der erwachenden Geschlechtsinstinkte fort; das Dummejungen-Lachen der Flegeljahre befreit radikal Alle, die nicht pathologisch entartet sind.

Und die ehrbaren Damen im Parquet verfallen auch plötzlich der ganz modernen Schwäche, das allgemein Menschliche zu „entdecken", als hätte in den vergangenen Jahrtausenden noch Niemand darüber gedacht. Erschüttert nehmen sie sich vor, ihre Töchter rechtzeitg aufzuklären über die Tragik des Empfangens und Gebärens. Woher haben denn sie ihre Wissenschaft? Sie haben als junge Mädchen ihre Kränzchen und Klubs gehabt und dort unter Kichern flüsternd von Dingen gesprochen, womit kein Apotheker handelt. Was konnte die Mutter ihnen am Hochzeitstag (im letzten Augenblick) sagen, das sie nicht längst schon wußten? Unsere Urgroßeltern sind schon von ihren Lehrern und Pastoren wegen ihrer „Unzucht" bestraft worden und sind doch tüchtige Kerle geworden. Und wenn ein Junge zu dumm zum Abiturium war, wurde er von je her zum Postassistenten, Kaufmann oder Bureauschreiber gemacht.

Die Lehrer haben stets die Hände gerungen; aber niemals bis heute sind Tragoedien geschrieben worden, weil das Gymnasium reformirt werden soll, weil alle Knaben Pubertätzuckungen unterworfen sind oder weil Mütter ihren fünfzehnjährigen Töchtern nicht den Zeugungakt vordemonstriren mögen. Diese Wichtigthuerei mit dem Selbstverständlichen, sich selbst Regelnden ist die wahre moderne Philisterhaftigkeit. Eben so gut könnte uns eine Tragoedie der Menses oder des Klimakteriums geschrieben werden. Eine Motivation, wie sie in dieser Kindertragoedie herrscht, ist immer aufzubringen. Wenn das ahnunglose Mädchen hier kein Kind bekommen hätte, wäre Alles anders geworden. Unwillkürlich fällt Einem ein Satz Hebbels ein: „Sobald man sich mit einem: hätte er (dreißig Thaler gehabt, dem die gerührte Sentimentalität wohl gar noch ein: wäre er doch zu mir gekommen, ich wohne ja Nr. 32, hinzufügt) oder einem: Wäre sie (ein Fräulein gewesen u. s. w.) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial und die Wirkung, wenn sie nicht ganz verpufft, besteht darin, daß die Zuschauer am nächsten Tage mit größerer Bereitwilligkeit als sonst ihre Armensteuer bezahlen oder ihre Töchter nachsichtiger behandeln."

Der als Aufklärung- und Freiheitphilister vermummte Herr möchte revolutionär auch als Künstler erscheinen und seine bequeme Episodendramatik für Artistenfeinheit ausgeben. Dabei aber malt er seine Charaktere noch aus den alten Theatertöpfen, die nur Schwarz und Weiß enthalten. Thut es nicht einmal mit bemerkenswerther Technik. Sein epigrammatisch zuspitzender, mit szenischen Fragmenten wirthschaftender Impressionismus weist auf das Schema, das Jonas Lie oder die Goncourts als Romanciers längst populärgemacht haben. Die Art der Anschauung aber, die gut beobachtete Lebenszüge zu Symbolen zu erheben sucht, ist ein Tric, mit dessen Hilfe jeder gescheite Kopf ein paar Dramen dieser Art erfinden kann. Nicht so talentvoll, aber eben so wirksam. Es kommt nur darauf an, den Stoff geschickt zu gruppiren, zu isoliren und gewisse Möglichkeiten als nothwendige Konsequenzen erscheinen zu lassen. Nach dem gegebenen Schema wäre, zum Beispiel, leicht eine Soldaten-, eine Dienstmädchen- oder eine Dirnentragoedie zu machen. Die Beziehungen zum „Milieu" können gesucht und gefunden werden. Ein Dichter unterhalte sich eingehend mit seinem Schneider, der ihm die neue Hosen bringt: und er ist über die Erscheinungen des Hinterhauses, über die Lebensform der Familie Heinecke orientirt. (In Parenthese: Wer ist mehr Philister, dieser Schneidersmann, der die Dinge des Daseins läßlich nimmt, wie sie liegen, oder der Dichtersmann, der sich künstlich am Schreibtisch darüber aufregt und sich moralisch entsetzt, um Stoff für eine „Tragoedie" zu gewinnen?) Von Fall zu Fall bleibt dann das Talent zu prüfen. Talent hat der vermummte Herr heute nicht wenig; es fehlt ihm nicht an Beobachtungsgabe und er ist passabel als Lyriker. Aber nie ist ein ruhig oder leidenschaftlich gestaltender Wille vorhanden, weil dieser

in jedem Fall nur bejahend sein könnte. Darum geräth das Werk immer zur Formlosigkeit. Manchmal zeigen sich molièrische Züge; niemals aber können sie zur Organisation des Lustspielartigen im großen Stil genutzt werden, nie gelingt die große Komoedie, wofür sonst alle Voraussetzungen in unserer Zeit gegeben sind. Und nie darum auch die große Tragoedie. Tragikomoedie heißt der Bastard des ganzmodernen Kapuziners, des Vorurtheillosigkeitphilisters, dem der Shakespeareblick fremd ist, weil ihm in Peer Gynts Trollenburg das gesunde Auge operirt und ihm dafür der Trollenblick gegeben ward.

Aber wozu sich immer wieder durch solche Teufelskünste verblüffen lassen? Anders als die Majorität und in den gewagtesten Superlativen zu denken, ist längst keine Heldenthat mehr, seit Sensationen erlauert werden. „Originelle" Meinungen legitimiren jetzt das Talent erst. Dessen, was gedacht werden kann, bemächtigt sich auch der vermummte Herr. Aber sperrt ihn einmal mit seiner Ueberlegenheit ein, laßt ihn vereinsamen, von allen Bourgeoisgenüssen (die er nöthig hat, denn Niemand braucht das Leben mehr als Einer, ders verachtet) abgeschnitten und von dem Schicksal mit bitterem Elend bedroht werden: und Ihr sollt sehen, daß die ganze Uebermenschenherrlichkeit wie Plunder auseinanderfällt; daß unter der modernen Verkleidung ein alter Bekannter zum Vorschein kommt, der unsere Großeltern schon gefoppt hat und unsere Enkel einst noch foppen wird. Es ist der ewige Lebensdilettant, der unsterblich ist und geduldet werden muß. Aber es ist nicht nothwendig, daß er die Kunst, die Bühne so lärmend beherrscht. Darum sehnen wir uns nach Kasperle, dem braven Phrasentöter, der den anmaßenden dummen Teufel der Aufklärung von den Brettern, die unsere Welt bedeuten, herunterpritschen könnte.

Friedenau. Karl Scheffler.

Nietzsche und Stirner.

Man bittet mich, Overbecks „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche", die, weil sie meinen Bruder herabwürdigen, alle redlichen Nietzsche-Verehrer tief verletzt haben, so bald wie möglich zu widerlegen. Da meine Augen etwas überarbeitet sind und zum Zweck der Widerlegung sehr viele Akten und Briefe durchzulesen und zu citiren wären, kann ich heute nur über den Fall Stirner sprechen.

Im Jahr 1898 veröffentlichte Professor Dr. Joel im Oktoberheft der Neuen Rundschau in einem Artikel über Stirner die Bemerkung: „Nietzsche hat wirklich Stirner gelesen und hat ihn nicht genannt; nur der unhistorische Kopf, der die innere Notwendigkeit beider Größen nicht begreift, kann ihm daraus ein Verbrechen machen." Darauf bat ich Professor Joel, mir zu sagen, worauf diese Angabe sich stütze. Alle Freunde meines Bruders, die mit ihm längere Zeit in Verkehr gewesen seien, hätten mit Bestimmtheit erklärt, daß Nietzsche niemals Stirner gelesen oder seinen Namen erwähnt habe. Diese Freunde waren daran gewöhnt, daß mein Bruder jedes Buch, das ihm, in gutem oder bösem Sinn, auffiel, sogleich mit ihnen be-

sprach. Die Antwort war Herrn Professor Joel sehr peinlich: er wollte den Namen des „älteren basler Ehepaares“ nicht nennen. Erst am fünfzehnten Februar 1899, nach gewissenhafter Untersuchung, schrieb er mir aus Berlin: „Nun endlich kann ich das Resultat meiner inzwischen schriftlich eingezogenen Erkundigungen mittheilen; und das Resultat ist wider Erwarten ein negatives. Noch vor zwei Tagen glaubte ich auf Grund früherer Gespräche, Zeugnisse dafür liefern zu können, daß Nietzsche Stirner gelesen hat. Jetzt muß ich bekennen, daß die Bestimmtheit oder Verwerthbarkeit dieser Zeugnisse von mir überschätzt worden ist, und ich habe nicht einmal die Erlaubniß erhalten, die Quelle zu nennen, die nun versagt und also unbrauchbar geworden ist. Ich habe das ‚wirklich gelesen‘ in gutem Glauben behauptet und ich muß es nun beim bevorstehenden Wiederabdruck meines Aufsatzes in einem Sammelband streichen. Aber ich erkläre ausdrücklich, daß ich es behauptet habe auf Grund glaubwürdig erscheinender persönlicher Zeugnisse, nicht auf Grund dogmatischer Vergleichung, aus der sich mir vielmehr in diesem Fall nicht entfernt eine nothwendige Abhängigkeit des jüngeren vom älteren Denker zu ergeben scheint.“

Das „ältere basler Ehepaar“ waren Overbecks. Das Weitere erzählt nun Overbeck selbst in den „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“. Nachdem er, wie alle Freunde, im Gegensatz zu seiner Frau erklärt, daß auch er nie den Namen Stirner von Nietzsche gehört habe, eilt er zur Universitätbibliothek, untersuchte dort mit großem Eifer die Auslieferungbücher und findet, daß ein Schüler meines Bruders, der ihm damals nah stand, am vierzehnten Juli 1874 das Stirnerbuch aus der Bibliothek geholt hat. Diese nichtssagende Notiz bringt Overbeck als schlagenden Beweis für die Behauptung seiner Frau, daß Nietzsche Stirner gelesen haben müsse. Nun ist es wünschenswerth, zu wissen, was der Schüler selbst dazu sagte. Herr Professor Joel hat diesen ehemaligen Schüler meines Bruders, der jetzt Professor in Basel ist, im März 1899 brieflich danach gefragt und von ihm die Antwort bekommen, daß er nicht behaupte, Stirners Buch auf die Empfehlung Nietzsches aus der Bibliothek geholt zu haben. Er glaube vielmehr, daß mein Bruder ihm Langes „Geschichte des Materialismus“ empfohlen habe, worin Stirner erwähnt sei, und daß er aus diesem Grunde das Buch lesen wollte. Joel bemerkt dazu: „Daß B. durch Lange und aus Interesse für Epikur auf Stirner aufmerksam wurde, scheint mir sehr plausibel.“ Nach dieser Erklärung fällt das Kartenhaus Overbecks zusammen. Wozu bringt nun Overbeck überhaupt noch die Stirnergeschichte in den „Erinnerungen“? Gegen wen streitet er und thut so, als habe er Nietzsche zu vertheidigen, da doch nur seine Frau den Anlaß gab, Nietzsche des Plagiates zu verdächtigen? Wer übrigens Nietzsches Leben und Werke auch nur ein Wenig kennt, weiß, daß mein Bruder gerade in dieser Zeit Stirner unmöglich empfohlen haben kann. Damals schrieb er „Schopenhauer als Erzieher“ und lebte wie in einem Rausch des Entzückens; denn was er da als erzieherisches Ideal eines Philosophen schilderte, war er selbst und seine Zukunft. Professor Alois Riehl sagt treffend, wer Nietzsche und Stirner auf eine Stufe stelle, zeige einen großen Mangel an Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden. Das heiße: „Schriften von fast beispielloser Macht der Rede und einer verhängnißvollen Kraft des Genies mit einer literarischen Kuriosität zusammenstellen“.

Ich glaube, dieses Beispiel zeigt deutlich, wie Overbecks Geist getrübt und wie unzuverlässig sein Gedächtniß war, als er diese „Erinnerungen“ schrieb.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

König Ferdinand.

Prinzessin Klementine, die Tochter des Bürger-Königs Louis Philippe, ist neunzigjährig aus dem Leben geschieden. Sie hat die Erfüllung des Wunsches, den Fürsten Ferdinand, ihren Liebling, zum König von Bulgarien gekrönt zu sehen, nicht erlebt; aber sie war eine kluge Dame, eine Diplomatin: und so mag sie ihre Augen in dem Bewußsein geschlossen haben, daß Fürst Ferdinand dem Ziel schon nah ist.

Am siebenten Juli werden zwei Jahrzehnte vergangen sein, seit die bulgarische Sobranje den jüngsten Sohn der Prinzessin Klementine zum Fürsten von Bulgarien wählte. Das geschah gegen den Willen Rußlands, ohne dessen Zustimmung Prinz Ferdinand von Koburg nicht als Fürst von Bulgarien und Gouverneur von Ostrumelien anerkannt werden konnte. Keine Großmacht wagte Rußland zu reizen. Der Sultan, der den Willen Rußlands auch respektiren mußte, doch weder die Macht noch die Neigung hatte, in Bulgarien gewaltsam vorzugehen, ließ durch seinen Vertreter in Sofia anzeigen, er betrachte den Aufenthalt des Prinzen nicht als gesetzlich erlaubt. Damit war die Sache für die Hohe Pforte erledigt, zumal Stefan Stambulow, der eigentliche Regent von Bulgarien, klug genug war, die besten Beziehungen zum Yildiz-Kiosk zu unterhalten. Er ließ sichs ein schönes Stück Geld kosten, den Padischah selbst in gute Laune zu versetzen und die hohen Würdenträger der bulgarischen Sache günstig zu stimmen.

Ferdinand wurde damals in der europäischen Presse kaum ernst genommen; es hieß, er sei der gehorsame Zögling Stambulows und ganz von ihm abhängig. Nach seiner Entlassung hat Stambulow viel dazu beigetragen, die Person des Fürsten lächerlich zu machen. Er pflegte Jedem zu erzählen, der Fürst beschäftige sich nur damit, sich eine Königskrone zu zeichnen und vor dem Spiegel die für den Krönungmantel passende Haltung zu studiren. Gefällige Zeitungschreiber sorgten dafür, daß diese Karikatur des Fürsten in der westeuropäischen Presse immer wieder vorgeführt wurde. Ferdinand hielt sich still und befestigte, mit der Hilfe der klugen Mutter, seine Stellung in Bulgarien. Die Beziehungen der Familie Orleans, deren Einfluß Fürst Bismarck oft genug gespürt hat, reichten sehr weit; selbst am Zarenhofe, wo man zu Lebzeiten Alexanders des Dritten weder Bulgarien noch den Eindringling aus Koburg erwähnen durfte, fand der Fürst schließlich einen Fürsprecher von Gewicht. Schon in den ersten Wochen des Jahres 1894 war die Bahn für eine Versöhnung mit Rußland geebnet. Stambulow sträubte sich dagegen, weil er genau wußte, daß seine Allmacht enden müsse, sobald der Fürst in Petersburg anerkannt sei. Der Ministerpräsident, der sich gern den bulgarischen Bismarck nennen ließ, war im Lande und bei Hof sehr verhaßt. Dem Fürsten war bekannt, daß Stambulow ihn für einen eitlen Gecken ausgebe. Der Prinzessin Klementine mißfiel auch die

Gewaltthätigkeit des Ministers, die dem Fürsten Feindschaft zuziehen mußte. Am letzten Maitag des Jahres 1894 wurde Stambulow entlassen.

Nicht nur, weil er dem Fürsten unerträglich geworden war, sondern in erster Linie, weil er die Versöhnung mit Rußland, die das Volk dringend wünschte, stets wieder zu hindern versuchte. Weniger bekannt war, daß diese Versöhnung damals nicht mehr so schwer zu erreichen war, weil Südosteuropa für den weiterblickenden Zaren an Bedeutung verloren hatte. Der schwerfällige Alexander fühlte sich von den Bulgaren, die seinem Vater die Freiheit dankten, persönlich beleidigt. Als er gestorben war, kam Ferdinand rasch ans Ziel. Nun aber nahm man ihm in Wien und Budapest seine Schwenkung übel. Der sonst so wohlwollende Kaiser Franz Joseph wollte ihn Jahre lang nicht empfangen und hat ihn erst jetzt wiedergesehen. Diese Trübung des Verhältnisses war aber nicht durch die Politik bewirkt worden. Oesterreich-Ungarn hat sich seit 1897 ja mit Rußland über die Balkanfragen verständigt; und da sogar der Zar dem König von Rumänien die Intimität mit dem Dreibund nicht mehr nachtrug, hatte Franz Joseph gewiß keinen Grund, dem Fürsten Ferdinand wegen des guten Verhältnisses zum Zarenreich zu zürnen. Nein: ihn hatte verstimmt, daß der Fürst seinen erstgeborenen Sohn, trotz dem der frommen Prinzessin von Parma auch von der Sobranje gegebenen Versprechen, aus dem katholischen in den griechisch-orthodoxen Glauben geführt hatte.

Seit er anerkannt ist, hat Ferdinand mit allen Parteien des Landes regirt. Bulgarische gleichen aber nicht europäischen Parteien. In den Balkanländern streiten die mächtigsten Cliquen um die Leitung der Staatsgeschäfte. Die Klugheit empfiehlt, sie der Reihe nach regiren und an der Staatskrippe sich satteessen zu lassen. Nur dadurch erhält man das Gleichgewicht in Staat und Gesellschaft. König Karol von Rumänien hat sich als Meister in dieser königlichen Kunst gezeigt; und an seinem Beispiel hat der Koburger sich gebildet. Er warb sich im Land Freunde, bereitete die Vereinigung Makedoniens mit Bulgarien vor und hoffte, bald der König dieses unabhängigen und großen, von Meer zu Meer reichenden Staates zu werden. Die Rücksichtlosigkeit, womit er diesem Ziel zustrebte, ist ihm in Berlin manchmal noch mehr als in Wien verdacht worden.

Jetzt scheint er dem Ziel endlich nah. Die Türkei verfällt rascher, als man vor zehn Jahren annehmen konnte. Selbst von der diplomatischen Geschicklichkeit, die dem Großherrn früher oft aus schwieriger Lage half, ist kaum noch Etwas zu spüren. Und die Mißwirthschaft im Innern geht sogar über das Maß türkischer Gewöhnung heute weit hinaus. Einen ernsten Stoß hielte das Osmanenreich jetzt nicht mehr aus; und in einem Konflikt mit Bulgarien könnte es nur siegen, wenn auf dem Balkan eine starke antibulgarische Koalition entstünde. Die wäre denkbar, wenn Fürst Ferdinand das makedonische Problem selbstherrisch lösen wollte. Das wird er aber wohl nicht versuchen. Sehr bald

vielleicht aber (Manche meinen, am zwanzigsten Jahrestag seiner Regirung) Bulgarien und Ostrumelien für unabhängig von der Pforte erklären. Dagegen würde der Padischah nur einen papiernen Protest erlassen.

Auch die Angelegenheit des bulgarischen Exarchates muß erledigt werden. Nicht um eine kirchliche Frage (über die man sich auf dem Balkan nicht allzu sehr aufregen würde) handelt sichs dabei, sondern um eine politische. Die Zukunft des bulgarischen Exarchates bedingt die bulgarische Vormachtstellung auf dem Balkan. Seit zwanzig Jahren versucht man von Sofia aus mit großen Summen die Bulgarisirung Makedoniens. Die serbische Propaganda im Vilajet Kossowo war leicht zu überwinden; größeren Widerstand leistet die griechische Propaganda, die in dem phanariotischen Patriarchen in Konstantinopel eine starke Stütze hat. Doch die Bulgaren sind kühn, ihre Kraft ist unverbraucht, ihr Gewissen nicht ängstlich und ihr Anhang in Makedonien heute schon nicht klein.

Zeitungberichte geben von Balkanzuständen oft ein falsches Bild. Ferdinand sitzt in Sofia nicht weniger fest als Karol in Bukarest. Dynastisches Gefühl, wie es in Deutschland wurzelt, kennt der Balkan nicht; mag die Herrscherfamilie einheimisch oder zugewandert sein. In Ehrfurcht oder gar Liebe erstirbt kein Bulgare, Serbe, Montenegriner oder Rumäne vor seinem Fürsten. Wenn er ihm Uebles nachsagen kann, freut er sich ungemein. Wahrhaft beliebt ist ein Herrscher da erst, wenn er totgeschlagen oder verjagt ist. Jahrhunderte lang hat die türkische Herrschaft diese Völker in dem Gefühl der Rajah erzogen nun ertragen sie die weltliche Obrigkeit, nach Rousseaus Wort, wie eine von Gott geschickte Krankheit, bis ein operativer Eingriff von außen kommt. Nicht Ferdinand von Koburg, der Enkel des Franzosenkönigs Louis Philippe, wird in Bulgarien als Monarch geachtet, sondern der nicht fortgejagte Inhaber der höchsten Staatsgewalt. Im Besitz dieser Stellung kann er sich zum König machen. Auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen rechnet kein Monarch im Osten Europas. Die Geschichte lehrt, wie schnell auf diesem Boden die Dynastien wechseln und wie leicht die Völker sich an den Anblick neuer Majestät gewöhnen. Ferdinand hat sich zwanzig Jahre lang gehalten; seine Klugheit läßt ihn wohl noch länger im Besitzrecht wohnen.

Dr. Samuel Bernfeld.

Quand l'histoire serait inutile aux autres hommes, il faudrait la faire lire aux princes: il n'y a pas de meilleur moyen de leur découvrir ce que peuvent les passions et les intérêts, les temps et les conjonctures, les bons et les mauvais conseils. Lorsqu'ils voient jusqu'aux vices les plus cachés des princes, malgré les louanges qu'on leur donne pendant leur vie, exposés aux yeux de tous les hommes, ils ont honte de la vaine joie que leur cause la flatterie et ils connaissent que la vraie gloire ne peut s'accorder qu'avec le mérite. (Bossuet: Discours sur l'histoire universelle.)

Der Vertheidiger.

Ich will auch mit einem Citat anfangen, habe aber keinen Büchmann zur Hand und bitte daher um Entschuldigung, wenn ichs nicht ganz genau anführe: „Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt." Nämlich im Aufsatz des Herrn (Landgerichtsrathes?) Reinhold die Strafprozeßordnung. Zugegeben soll werden, daß gelegentlich auch ein als Vertheidiger auftretender Rechtsanwalt weiter gegangen ist, als nothwendig und sachgemäß war. Aber das Bild, das Herr Reinhold giebt, ist windschief. Warum giebt es Berufsvertheidiger? Erstens, weil die Strafrechtspflege ein Gebiet ist, das besondere Eigenschaften fordert, insbesondere Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und ruhige Nerven. Wenn ich vertheidige (seit mehr als siebenzehn Jahren), kann ich nicht, wie im Civilprozeß, mitten in der Verhandlung sagen: Hier kommt etwas Neues, ich will vertagen und mir zu Haus Entscheidungen und Rechtsbücher ansehen. Ich muß auf Alles vorbereitet sein und Jedem, auch dem Unerwarteten, sofort begegnen. Zweitens, weil (zumal in den großen Städten) eine gleichzeitige Ausübung von Civil- und Strafpraxis nicht möglich ist. Strafpraxis ist an die Stunde des Richters gebunden, die Dauer des Termins ist nicht absehbar, der Angeklagte wünscht persönliche Vertretung. Meist sind die Gebäude verschieden und weit von einander entfernt.

Herr Reinhold stellt sich, als ob im Strafprozeß der Vertheidiger Herr der Situation sei. Thatsächlich hat die deutsche Prozeßordnung nach aller Fachleute Anerkenntniß Licht und Schatten sehr ungleich vertheilt. In dem ganzen (geheimen) Vorverfahren ist die Hilfe des Vertheidigers dem Angeklagten fast werthlos, weil er keine oder nur illusorische Rechte hat. In der Hauptverhandlung erst kann der Anwalt den Angeklagten gegen etwa geschehenes Unrecht schützen.

Der Vertheidiger untersteht der Disziplinargewalt des Vorsitzenden und diese wird, wie die Annalen der Rechtsprechung ergeben, sehr energisch gehandhabt. Schon hier ist eine große Ungleichheit, denn der Ankläger untersteht keiner Sitzungpolizei. Greift er ungebührlich den Angeklagten oder den Vertheidiger an, so giebt es im Rahmen der Verhandlung hiergegen keinen Schutz. Ein Staatsanwalt, der den Angeklagten zu Unrecht als gewerbmäßigen Verleumder bezeichnete, wurde zwar später zu Strafe verurtheilt, aber für die Verhandlung blieb der Vorwurf auf dem Angeklagten haften.

Wir klagen in Deutschland seit Jahren über den Mangel an Vertrauen, ja, direkt über das Mißtrauen, das weite Kreise der Bevölkerung der Strafrechtspflege entgegenbringen. Nicht nur Unzufriedene, nicht nur politisch Oppositionelle sind die Rufer im Streit, sondern aus allen Lagern ertönt der Ruf nach einer Reform. Zum ersten Mal aber ruft Herr Reinhold die Oeffentlichkeit gegen die Vertheidiger in die Schranken.

Die Mängel des Prozesses liegen a) in dem geheimen Vorverfahren, in dem ohne Zuziehung des Angeklagten und des Vertheidigers gegen den Geist des Gesetzes meist nur Material für die Anklage gesammelt wird, b) in der zu weit gedehnten Untersuchunghaft. Herr Reinhold will den Untersuchungrichter schützen. Diesen Ruf habe ich noch nicht vernommen. Reinhold scheint auf zwei Prozesse anzuspielen, in denen festgestellt wurde, daß der Richter seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen war. Daß Dies öfters vorkommt, ist natürlich. Das Amt des Untersuchungrichters ist schwer und wird nicht gern übernommen. Selten machen die Herren weiter Karriere. Dagegen sind sie vielfach zwar juristisch auf voller Höhe, aber, wenn ich so sagen darf, technisch den an sie herantretenden Aufgaben nicht ganz gewachsen. Wenn Banken verkracht sind und der Bankerot zur Anklage steht,

wird selten ein Landrichter im Stande sein, die verschlungenen Pfade des Bankgeschäftes übersehen zu können. So ergiebt sich sehr oft in der Hauptverhandlung, daß die (vielleicht Jahre lange) Voruntersuchung ganz zwecklos gewesen und Alles nun neu zu bearbeiten und zu prüfen ist. Dann schreit das Gericht manchmal gegen den Vertheidiger, aber sehr zu Unrecht; denn dem Beklagten muß sein Recht gewahrt werden.

Vielfach ist es Pflicht des Vertheidigers, Zeugen mit ihnen unangenehmen Fragen nahzutreten. In einer Betrugsanklagesache theilte mir der unbescholtene Angeklagte mit, der angeblich betrogene Zeuge sei erheblich vorbestraft. Nach langem Hängen und Würgen — der Richter wollte nicht, daß ich den Zeugen „zur Strecke bringe", wie Herr Reinhold sagt — ergab sich, daß er außer anderen Betrugs- und Diebstahlsstrafen auch Zuchthaus wegen Urkundenfälschung gehabt hatte. Natürlich wurde die Aussage des Zeugen gegen die des Angeklagten werthlos. Kein Anwalt wird um der Sensation willen Zeugen angreifen, schon weil diese Taktik dem Angeklagten bei den Richtern schaden könnte.

Herr Reinhold beschwert sich dann über den „auswärtigen Universalvertheidiger". Er nenne Namen. Als Fritz Friedmann noch Anwalt war, gab es in ihm vielleicht einen solchen. Dieser Mann war, was man in Sportkreisen eine Klasse für sich nennt; er war als Vertheidiger genial, bei allen Schwächen als Mensch. Keiner von uns hat ihn erreicht. Heute gehört es zu den Seltenheiten (ich sage: leider), daß ein Vertheidiger aus Berlin geholt wird. Und doch ist es vielfach berechtigt und wünschenswerth Besonders im kleinen und mittleren Ort ist der Anwalt durch persönliche Beziehungen zum Richter oder Staatsanwalt vielfach gebunden und verhindert, mit der erforderlichen Unbefangenheit und Objektivität der Sache und Person gegenüber aufzutreten. Die Vorwürfe, die gegen den Anwalt erhoben werden, sind unbegründet. Das ergiebt schon die öffentliche Statistik der Ehrengerichtssprüche. Ganz selten sind Verfehlungen in Gerichtssitzungen.

„Berufsvertheidiger" sind schließlich alle Anwälte. Reinhold meint die in der Strafpraxis thätigen. Wir sind auf wissenschaftlichem Gebiete heute schlecht daran. Das Bürgerliche Gesetzbuch mit der Fülle der Streitfragen nach seiner Auslegung sichert dem Civilisten noch auf Jahre eine interessante theoretische Bethätigung im Neuland. Ueber das Strafgesetzbuch und die Strafprozeßordnung, die ein Alter von dreißig Jahren haben, sind die Kontroversakten im Wesentlichen geschlossen. Das Strafverfahren und die Gesellschaftzustände werden oft in das Plaidoyer gezogen, weil das Verfahren unvollkommen, die Zustände in den Gesetzen, zumal bei den Strafarten und den Voraussetzungen der Strafbarkeit, zu wenig berücksichtigt sind. Regirung, Gelehrte und Praktiker sind darüber einig, daß die formelle und die materielle Strafrechtspflege der Reformen dringend bedürfen. Die Art der Vertheidiger ist nicht reformbedürftig, wohl aber ists die Art, in der sie gesetzlich gehindert sind, schon im Vorverfahren und in der Voruntersuchung sich für den Angeklagten zu bethätigen. Rechtsanwalt Georg Morris.

II. Verehrter Herr Harden, mit Schweningers anregendem Aufsatz „Der Arzt" (im elften Heft der „Zukunft") in der Tasche fuhr ich in der Weihnachtwoche in die Welt hinein, um in der Winterpracht der schweizer Berge für eine kurze Spanne Zeit das müde gearbeitete Gehirn ein Wenig von Aktenstaub und Berufssorgen „auszulüften". Ich glaube, daß für den modernen Arbeitmenschen, dem der Begriff des „Zeithabens" immer mehr zum Nimbus wird, keine Situation zu nachdenklicher Einkehr und ruhiger Aufnahme der Gedanken Anderer so geeignet ist wie der Aufenthalt im Eisenbahnwagen; notabene: wenn er darin allein mit seinem Buch in der Ecke sitzt. Das Gefühl der Beschränkung in Dem, was man thun und wollen kann, die

Sicherheit, daß nun eine Weile die Außenwelt keine störenden Anforderungen an uns zu stellen vermag, und dazu das Bewußtsein, daß trotz dem körperlichen Nichtsthun die Stunden nicht nutzlos verstreichen, sondern uns vorwärts und unserem Zwecke näher bringen: all Das erfüllt uns mit ruhevollem Behagen und dankbarer Aufnahmefähigkeit für den fremden Ideenkreis. Voll Antheilnahme und Interesse betrachtete ich auf meinem Ruheplatz also Schweningers Bild von dem Arzt, der als solcher geboren sein muß, der abseits von zünftiger schematischer Voreingenommenheit seine Straße zieht und, ohne Ueberschätzung landläufiger beruflicher Vorbildung, die ihm von einer gütigen Natur gewährten Gaben im Dienst richtig verstandener Menschlichkeit anwendet, um zu heilen und zu nützen. Und dabei kam mir der Gedanke, daß das Heilen eines kranken und das Vertheidigen eines beschuldigten Menschen doch eigentlich recht viel Verwandtes habe, und ich beschloß, den Versuch zu machen, ein Schweningers „Arzt“ analoges Bild vom „Vertheidiger“ zu entwerfen.

Sie wissen, wenn Sie überhaupt (woran ich zu zweifeln Grund habe) je Urlaub nehmen, vielleicht, daß der Weg in die Ferien mit guten Vorsätzen gepflastert ist, die man niemals ausführt. Es war so über alle Maßen herrlich unter dem stahlblauen engadiner Himmel, man fühlte sich in den Sonnenstunden so studentenhaft jung und, wenn die Abendschatten über die weißglitzernde Pracht hinabsanken, so behaglich müde von dem Bischen Sport, den man den untrainirten Muskeln zumuthete, daß der Gedanke, den Bergstock mit der Feder zu vertauschen, rasch verflog. So unterblieb die Ausführung meiner Absicht; und unterblieb natürlich auch weiter, als mich, nach der Heimkehr, die üblichen „Strafarbeiten“ empfingen.

Mit einiger innerlichen Beschämung las ich daher in der Inhaltsangabe der „Zukunft“ vom sechzehnten Februar, daß ein Anderer den dankbaren Stoff aufgegriffen habe: „Der Herr Vertheidiger.“ Von Otto Reinhold. Die Formulirung des Titels ließ mich vermuthen, daß der Verfasser die Frage von einer anderen Seite aufgefaßt habe; aber ich entsann mich, daß ich in einer Reihe früherer Artikel voll Geist und juristischer Delikatesse mit Vergnügen seine Bekanntschaft gemacht hatte, und schlug deshalb in angenehmer Erwartung das Heftchen auf. Ich fand, um es kurz und offen zu sagen, einen Fastnachtulk, eine Burleske, mit einem Trottel von Gerichtspräsidenten an der Spitze, einer Geschworenenbank von Flachköpfen, einer Karikatur von Staatsanwalt und einem Hanswurst von Vertheidiger.

Warum soll man sich nicht auch einmal an einer derben karnevalistischen Verzerrung erfreuen? Man belacht ja gelegentlich ein hanebüchenes Bierdrama mehr als ein feines Lustspiel. Aber bei Reinholds Artikel vergeht uns das Lachen. Wir merken nämlich plötzlich, daß er ernst genommen sein will und daß er wirklich und wahrhaftig den Muth hat, uns einzureden, er habe irgendwo oder irgendwann seinen „großen Universal- und Reise-Vertheidiger“ gesehen, der „die brenzlichen Sachen schon von fern riecht“ und der „über hundert Meilen zum Schwurgerichtssaal eilt“, um „mit einem schmetternden ‚J'accuse‘ gegen Anklagebehörde und Richter“ die Belastungzeugen „zur Strecke zu bringen“, Staatsanwalt und Richter durch „unaufhörliches Protestiren“ zu reizen und zu brüskiren, den Untersuchungrichter abzuschlachten und dem „gut eingedrillten“ Angeklagten zur „Glorie des Märtyrers“ zu verhelfen, so daß er selbst „sich beinahe für unschuldig hält“.

Und all diesem Nonsens ist nicht etwa der Stempel scherzhafter Uebertreibung aufgedrückt. Nein: so sieht in des Verfassers Augen „der moderne Berufsver-

theidiger leibhaftig aus, gegen den er, wie er selbst sagt, „scharf und bitter“ Front machen zu sollen glaubt und der „der Rechtsordnung fast gefährlicher ist als das Verbrechen.“ Die Wirkung dieser Darstellung wird nur ganz formal durch das gütige Zugeständniß abgeschwächt, daß es in Deutschland auch noch „recht viele Vertheidiger alten Schlages“ giebt; denn kein kritischer Leser kann zweifeln, daß sie als eine aussterbende Minorität, der „Herr Vertheidiger“ aber als regelbildender Typus dargestellt werden soll.

Wir leben in einer Zeit des Kampfes um die Neugestaltung unseres Strafverfahrens, dessen Schäden in den letzten Jahren auch den von der Vortrefflichkeit aller bestehenden Gesetze Ueberzeugtesten offenbar geworden sind. Keine einzige Stimme aber hat sich bisher mit der Behauptung erhoben, daß unsere Strafprozeßordnung nicht ausreichende Handhaben biete, um Schuldige ihrer gerechten Bestrafung zuzuführen; nein: einzig und allein die bittere Klage, daß ihr genügende Garantien fehlen, um unbedachte Verhaftungen, von einseitigem Mißtrauen diktirte ungerechte Untersuchungen und Leben und Existenzen vernichtende Fehlsprüche zu verhindern, hat in Laienkreisen steigendes Befremden und Erbitterung und bei einsichtigen Männern aller juristischen Lebensstellungen die Ueberzeugung geweckt, daß hier Wandel geschafft werden muß, Wandel in dem Sinn, daß dem Angeklagten stärkere Garantien zugestanden werden. Die erste und unentbehrlichste Garantie des Angeklagten heißt: freies Feld für seine Vertheidigung. Wenn daher von so weithin sichtbarer Stelle aus, wie die „Zukunft“ eine ist, durch eine gewandte Feder unwidersprochen schon die jetzige, an allen Ecken und Enden eingeengte Vertheidigung persifflirt und als eine Gefahr für die Rechtspflege hingestellt wird, so können hieraus Irrthümer und Mißdeutungen entstehen, die der ernsten und mühsamen Aufklärungarbeit berufener Männer den Weg hemmen.

Deshalb (und weil ich ja weiß, daß in der „Zukunft“ das audiatur et altera pars mit großen Lettern geschrieben wird) sei mir gestattet, aus einer Erfahrung, die sicherlich quantitativ wie qualitativ hinter der Reinholds nicht zurücksteht, mit aller Entschiedenheit zu versichern, daß nirgends in Deutschland ein Urbild für Reinholds Karikatur existirt. Es giebt keinen „Universal- und Reise-Vertheidiger“, sondern es giebt nur eine (verhältnißmäßig sehr geringe) Zahl von Anwälten, die gelegentlich außerhalb ihres Wohnsitzes als Vertheidiger fungiren, weil sie von Parteien oder anderen Anwälten darum ersucht werden. Es giebt keinen Vertheidiger, der es als seine „Aufgabe“ betrachtet, „Reibungen mit der Staatsanwaltschaft und dem Gericht herbeizuführen“. Im Gegentheil: jeder Vertheidiger geht solchen Konflikten ängstlich aus dem Wege, weil er weiß, daß nichts der Sache des Angeklagten so schadet wie eine gereizte Stimmung zwischen Richter- und Vertheidigertisch. Solche Konflikte gehören auch thatsächlich schon seit vielen Jahren zu den Seltenheiten. Sie bildeten eine ständige Rubrik in den öffentlichen Blättern, als unser mündliches strafprozessuales Verfahren noch in den Kinderschuhen steckte und die einzelnen Faktoren mit einander gewissermaßen um die Abgrenzung ihrer Kompetenzen kämpften. Das ist längst vorbei. Eine ständige Judikatur hat die Plätze in der forensischen Arena für alle Betheiligten abgegrenzt, die Justizverwaltung hat erkannt, daß auf den exponirten Sessel des Vorsitzenden eines Strafgerichtes nicht heftige, explosive Naturen, sondern Männer mit Würde und Selbstbeherrschung gehören, und ein Narr, ein von allen guten Geistern verlassener Dummkopf, aber nicht ein „berühmter

Vertheidiger“ müßte der Anwalt sein, der ohne zwingenden Grund das friedliche und freundliche Einvernehmen mit dem Verhandlungleiter aufs Spiel setzt. Gewiß läuft auch einmal ein Verstoß gegen gute Vertheidigersitte und vornehmen Vertheidigertakt unter; aber sicherlich nicht öfter als eine über das Ziel hinausschießende Schroffheit vom Staatsanwaltstisch oder eine dem Vertrauen in die objektive Rechtsfindung nicht dienliche Bemerkung des Vorsitzenden. Es giebt auch keinen Vertheidiger, der prinzipiell in den Belastungzeugen seine „Opfer“ erblickt. Gerade diese Behauptung wird kritiklos oft nachgesprochen, weil in dem oder jenem einzelnen Fall einem Zeugen unter den Fragen des Vertheidigers etwas warm wurde. Aber weiß denn nicht jeder Kundige, wie schützend sich die Hand des Staatsanwaltes und des Vorsitzenden über die Zeugen zu breiten pflegt, die die Anklage stützen, wie oft Irrthum, Mißverständniß, Bornirtheit und Gehässigkeit eines Belastungzeugen einem unschuldigen Angeklagten zum Verhängniß geworden sind? Ist es wirklich wichtiger für die Zwecke der Rechtspflege, einem Zeugen eine peinliche Frage zu ersparen, als ein Moment unerörtert zu lassen, das vielleicht für das Schicksal des Angeklagten entscheidend ist? Und sind uns Allen nicht unzählige Fälle bekannt, in denen die Entlastungzeugen viel empfindlicher unter dem von vorn herein mißtrauischen Inquisitorium des Vorsitzenden und des Staatsanwaltes zu leiden hatten als die Belastungzeugen unter den Fragen des Vertheidigers?

Es giebt auch keinen Vertheidiger, der so thöricht ist, prinzipiell den Untersuchungrichter „als Sturmbock zu benutzen“. Herr Reinhold scheint mit diesem Theil seiner Ausführungen auf Gerichtsverhandlungen hinzuzielen, in die er von Weitem, aus Zeitungreferaten, hineingesehen hat und in denen es allerdings dem Untersuchungrichter nicht eben leicht geworden ist, gegenüber den Ergebnissen der Hauptverhandlung die Maßnahmen seiner Voruntersuchung zu rechtfertigen. Der Kwilecki-Prozeß, die königsberger Geheimbundaffaire und andere Aufsehen erregende Strafsachen der letzten Jahre gehören hierher. Ich glaube nicht, daß es viele urtheilsfähige Leute giebt, die als das „Opfer“ dieser Strafverfahren den Untersuchungrichter erkannt haben; wohl aber kann ich Herrn Reinhold versichern, daß gerade diese Verhandlungen weiten Kreisen Berufener die Augen über schlimme Mißstände unseres Vorverfahrens geöffnet und in heilsamster Weise, wirksamer als alle theoretischen Erörterungen, die Ueberzeugung begründet haben, daß hier der wundeste Punkt unserer Strafrechtspflege ist und daß, wenn eine Voruntersuchung in den Händen eines für das Amt des Untersuchungrichters nicht geeigneten, rücksichtlosen, mißtrauischen und dabei von dem Glauben an den eigenen überragenden Scharfsinn durchdrungenen Mannes liegt, Das nicht nur ein Glück und Leben des Einzelnen vernichtendes Unheil, sondern auch eine Gefahr für die Rechtspflege bedeuten kann. Mir scheint: wenn einer oder der andere „Herr Vertheidiger“ zur Klärung dieser Erkenntniß mitgewirkt hat, dann hat er seine Berufspflicht nicht eben schlecht erfüllt.

Und (last not least) auch der Vertheidiger, der seinen Klienten „eindrillt“ und der, was merkwürdiger Weise auch noch immer ganz kluge Leute nachschwatzen, von ihm das Geständniß seiner Schuld entgegennimmt und sie dann dem Gerichtshof gegenüber leugnet, existirt nur in Kolportageromanen. Kann wirklich ein verständiger Mensch, selbst wenn er sich nicht scheut, einem Anderen ohne Weiteres die Prostitution der eigenen Persönlichkeit zuzumuthen, glauben, daß ein Angeklagter freiwillig die Wärme und die Ueberzeugungskraft, die seiner Vertheidigung

dienen soll, an den Wurzeln untergraben wird? Und daß ein Anwalt zu der Gewissenlosigkeit auch noch die Dummheit fügen wird, sich der üblen Nachrede eines ihm als kriminell schuldig bekannten Menschen auszusetzen? Nein; natürlich stellt sich in einzelnen Fällen später heraus, daß der Vertheidiger für die Unschuld eines Schuldigen eingetreten ist, — gerade so, wie der Staatsanwalt für die Verurtheilung eines Unschuldigen. Und gewiß ist einzuräumen, daß langjährige, auf die Hervorhebung der entlastenden Momente gerichtete Berufsthätigkeit im einzelnen Fall zu einer der objektiven Erkenntniß nicht zuträglichen optimistischen Auffassung von Dingen und Personen führen kann, — gerade so wie alte Staatsanwälte und Strafrichter oft zu einseitigem Mißtrauen neigen. Aber über diesen der menschlichen Schwäche zu zollenden Tribut hinaus muß ein geachteter Berufsstand doch ganz entschieden vor der Insinuation bewußter Rechtsfälschung verwahrt werden.

Ich glaube, in den vorstehenden Sätzen der Abwehr implicite mitgesagt zu haben, wie der „Vertheidiger" wirklich aussieht, wenn er diesen Namen mit Recht trägt. Daß Jemand, der von allen erforderlichen Eigenschaften keine besitzt, sondern ein Charlatan und Possenreißer wäre wie Reinholds Zerrbild, „berühmt" wird, ist auf einem der öffentlichen Kritik dauernd ausgesetzten Posten doch kaum möglich. Daß gelegentlich Mittelmäßigkeit, geschickte Routine und zufällig erfolgreiches Gelingen ernsthafte, schwerfälligere Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in den Schatten drängt, ereignet sich in allen Berufskreisen. Für den Regelfall aber wird ein Vertheidiger seinen Ruf nur dadurch begründen, daß er Kenntnisse und Fleiß, Lebenserfahrung und Takt, zu Alledem aber (oder, richtiger, vor Alledem) Herz für das Unglück Anderer, das „große Mitleid" hat. Und Das führt mich zu meinem Ausgangspunkt zurück und verleitet mich, mit einem Plagiat zu schließen. In zwei Sätzen Schweningers sei mir die Vertauschung des Arztes mit dem Vertheidiger gestattet. Dann lauten sie so: „Die Menschlichkeit, die Humanität Eines, der ein Vertheidiger sein will, muß größer sein als die eines Anderen; je größer die Humanität, desto größer der Vertheidiger. Was weiter besagt: daß ein guter, ein ‚großer' Vertheidiger nur Einer sein wird, der über eine große Menschlichkeit verfügt."

Erscheint Ihnen beachtlich, verehrter Herr Harden, was ich geschrieben, so lassen Sie es, bitte, auch die Leser der „Zukunft" prüfen. Mit ergebenstem Gruß Ihr

Breslau. Justizrath Dr. Ernst Mamroth.

Ich bin nicht der Vertheidiger des Herrn Reinhold (der übrigens nicht Landgerichtsrath ist), möchte aber fragen, ob seine lustige Satire „Der Herr Vertheidiger" („Zukunft" vom sechzehnten Februar 1907) wirklich mit so schwerem Geschütz angegriffen werden mußte. Ist denn ein Fastnachtspiel gleich Hochverrath? Werden die tüchtigen Leistungen unserer Offiziere und Beamten durch satirische Bilder oder Glossen entwerthet? Sind alle Kommerzienräthe Narren, weil in den Witzblättern so oft über die Eitelkeit eines Kommerzienrathes gespottet wird? Und muß der Kriminalanwalt nicht hinnehmen, was der Lieutenant täglich zu erdulden hat? Reinholds Absicht war nicht, die Thätigkeit des Kriminalanwaltes herabzusetzen oder gar verächtlich zu machen: er wollte lächerlichen Mißbrauch geißeln, der auch von Anwälten oft schon leise verhöhnt worden ist; und wenn er dabei übertrieb, machte er nur von dem guten Recht des Satirikers Gebrauch. Aber nicht jeder Vertheidiger nimmt seine Berufspflicht so ernst wie die Herren, die heute hier sprachen.

Krebserreger.

An dem Leser des Aufsatzes „Krebserreger“ (in der „Zukunft“ vom sechzehnten Februar 1907) muß die Vorstellung erweckt werden, daß es einen Erreger des Krebses unzweifelhaft giebt, einen Parasiten, der das Krebsleiden wirklich erzeugt, daß die Wissenschaft auf dem besten Wege ist, diesen Erreger des Krebsleidens zu entdecken, und daß von dieser Entdeckung das Wohl und Weh aller Krebsleidenden abhängt; weiter, daß bis dahin (also, bis der Krebserreger entdeckt ist und mit seiner Entdeckung eine spezifische Therapie einsetzt) das Messer zur Heilung und Behandlung ausreicht. Ja, wir lesen ausdrücklich den Satz: „Die völlige Vernichtung der malignen Gewebe reicht unter allen Umständen aus, um das furchtbare Leiden zu beseitigen.“ Diese Grundsätze, die hier mit einer Sicherheit, die jeden Zweifel von vorn herein ausschließen, mit der Sicherheit nahezu eines religiösen Dogmas, eines mathematischen Satzes, aufgestellt werden, bedürfen sehr der Korrektur. Die Korrektur ist um so nöthiger, als es sich um eins der ernstesten Leiden handelt und als die Arbeit der beiden Autoren für die breiteste Oeffentlichkeit bestimmt ist. Es bedarf kaum des Nachweises, daß in dem krebskranken organischen Gewebe unzählige Bazillen zu finden sind; und so verstehen wir, daß von Zeit zu Zeit immer wieder ein anderer „Krebserreger“ entdeckt wird.

Aber die ganze Situation wird mit einem Mal geklärt, wenn wir den Krebs als diätetisches Leiden auffassen, also zu der Auffassung der alten Aerzte zurückkehren. Die Statistik weist uns den Weg. Was zunächst die rapide Zunahme des Krebsleidens anbelangt, so ergeben die berliner Zahlen (nach den Mittheilungen des Professors Hirschberg vom Statistischen Amt der Stadt Berlin) Folgendes:

Auf 1 Million Einwohner kamen	1876	657	männliche Krebstodesfälle
		1126	weibliche „
	1889	1237	männliche „
		1684	weibliche „
	1895	1557	männliche „
		1775	weibliche „

Diese rasche Zunahme wurde zuerst in England sichtbar und besonders von London aus als Alarmnachricht bekannt. Dort stieg die Zahl der Krebstodesfälle, auf 100 000 Lebende berechnet, in den letzten vierzig Jahren von 12 auf nahezu 110. Für Preußen beträgt die Einwohnerzunahme in den letzten fünfundzwanzig Jahren ungefähr 25 Prozent, die Zahl der Krebstodesfälle aber hat um 120 Prozent zugenommen. Sehr werthvoll ist die Beobachtung, daß der Krebs besonders die reichere Klasse trifft. Das geht aus der Thatsache hervor, daß, während in der berliner Armenpraxis auf 1000 Todesfälle nur 15 Krebstodesfälle kommen, auf die allgemeine Praxis mehr als die dreifache Zahl, 48, entfällt. Ferner ist bemerkenswerth, daß in den reichen Gegenden Deutschlands, speziell in Hamburg, der Krebs sehr viel öfter auftritt als im armen Osten. Die Zahlen verhalten sich wie 113 zu 30. Daß nun nicht der Reichthum an sich den Krebs erregt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wohl aber ist es die notorische Luxusernährung und besonders die allzu reichliche Fleischkost, die mit dem steigenden Reichthum überall einsetzt. Es ist durchaus kein Zufall, daß England, wo so enorm viel Fleisch gegessen wird, nicht nur viel Gicht, sondern auch so sehr viele Krebskranke aufweist und daß Hamburg, wo ähnliche Ueberfütterung mit Fleisch grassirt, auch besonders vom Krebs heimgesucht wird. Die Krebsfrage

ist eine Magenfrage. Der Magen und die Verdauungorgane werden denn auch ganz besonders vom Krebs befallen. Von 4574 Krebstodesfällen in Berlin (1897 bis 1899) starben an: Magenkrebs 1571, Leberkrebs 464, Darm- und Mastdamkrebs 418, Speiseröhrenkrebs 217, Zungenkrebs 53, Gallenblasenkrebs 33, Bauchspeicheldrüsenkrebs 11, Lippenkrebs 5, Gaumenkrebs 5. Also an Krebs der Verdauungorgane 2831. An Krebs der Gebärmutter 580, an Krebs der weiblichen Brust 252, an Krebs des Unterleibes 217.

Von Bedeutung erscheint mir ferner der Umstand, daß es noch ein zweites Leiden giebt, das eine von Jahr zu Jahr steigende Anzahl von Todesopfern fordert und merkwürdiger Weise gerade auch in jenen Kreisen der Bevölkerung, in denen der Krebs besonders häufig ist: ich meine die Zuckerkrankheit. Davon starben in Berlin 1886 570, 1903 1872 Personen; und bei der Zuckerkrankheit ist die diätetische Ursache nun doch wirklich allbekannt. Obwohl es auch hier noch bakteriologische Heißsporne giebt, die auf einen Bazillus der Zuckerkrankheit fahnden, weil sie von dem relativ häufigen Vorkommen der Zuckerkrankheit bei Leuten, die zusammen wohnen, in der selben Familie, bei Eheleuten, in den selben Häusern, in den selben Vierteln, als von einer Art von Ansteckung ausgehen. Gerade wie es beim Krebs geschieht. Die diätetische Aetiologie aber löst das Räthsel. Man braucht nur daran zu erinnern, daß sowohl bei der Zuckerkrankheit als auch bei der Disposition zum Krebs es sich oft um familiäre Diätsünden handelt und daß die wohlhabenden Klassen in fast allen Städten sich auf bestimmte Viertel konzentriren. Die Angelegenheit wird dadurch komplizirter, daß auch relativ arme Leute Luxusernährung treiben können und auch wirklich treiben. Namentlich Gastwirthe und alle in der Ernährungmittelindustrie Beschäftigten; und gerade sie bekommen oft den Krebs. Eine zweite Schwierigkeit für die Beurtheilung liegt darin, daß ja eine gewisse Disposition sowohl zum Krebsleiden wie zur Zuckerkrankheit die Voraussetzung ist. Ohne solche Disposition führen selbst die schlimmsten Diätsünden nicht zur Erkrankung; es ist also immer möglich, auf Ausnahmen hinzuweisen. Die sind aber kein Beweis gegen die Regel.

Vor ungefähr vierzig Jahren meinten die Chirurgen, daß man den Krebs nicht operiren dürfe; sie erinnerten sich des alten Grundsatzes, daß der Krebs manchmal als ganz harmloses Leiden verlaufe, „nisi imprudentia curantis agitatum est", wenn er nicht durch die Unklugheit des Behandelnden gereizt wird. Denn die alten Aerzte haben oft beobachtet, daß mit Krebs behaftete Personen Jahre lang keine besonderen Beschwerden hatten und erst ernstlich zu leiden anfingen, wenn der Krebs durch Feuer oder durchs Messer örtlich zerstört war. Heute wissen wir, daß es sich um die „Verallgemeinerung des Krebses" handelt, die Krebsmatastase der inneren Organe. Wenn die Behauptung der Chirurgen, daß die Operation ein Heilmittel ist, richtig wäre, müßte in der vorchirurgischen Aera ja die Zahl der Krebstodesfälle erheblich größer gewesen sein als jetzt. Jetzt aber, unter der Herrschaft des Messers, sehen wir die Zahl der Krebstodesfälle in geradezu unheimlicher Weise anschwellen. Alle gewissenhaften Statistiken über die Erfolge der Krebsoperationen ergeben denn auch ein sehr trübes Bild. Die Statistik des Professors Pfannenstiel über die 600 krebskranken Frauen, die von 1883 bis 90 in die breslauer Klinik kamen, kann immer noch als Norm gelten. Von diesen 600 Frauen wurden 116, die relativ gesündesten und kräftigsten, als zur Operation geeignet ausgewählt; 10 davon starben an den Folgen der Operation, 84 an einem Rückfall im ersten Jahr nach der Operation; als wirklich und dauernd geheilt konnten im Ganzen 3 bezeichnet werden.

Zehlendorf. Dr. Ziegelroth.

Anzeigen.

Die Trennung der Kirche vom Staat. Von Paul Sabatier. Berlin, C. A. Schwetschke.

Paul Sabatier war so freundlich, mir die Uebersetzung seiner oft genannten Schrift: „Die Trennung der Kirche vom Staat“ zu schicken. Dem protestantischen Biographen des Franz von Assisi wird man tiefes und liebevolles Verständniß katholischen Geistes- und Herzenslebens nicht absprechen wollen und ihn als kompetenten Beurtheiler hören müssen. Er beweist, daß das Trennungsgesetz nicht das Werk einiger Jakobiner, sondern eine Nothwendigkeit ist, weil sich von dem demokratischen Frankreich, das seine Bürger zu lebendigen Gliedern des Gemeinwesens erzieht, die klerikale Partei losgesagt hat, die dieses Frankreich fanatisch bekämpft, die in keinem Lebensgebiet selbständig denken und handeln, sondern auch das gesammte bürgerliche und Geistesleben der Autorität des Papstes unterwerfen will und in die sich „die Begünstiger aller Knechtungen geflüchtet haben.“ Sabatier schildert den welt- und volkfremden Episkopat und Klerus, konstatirt aber mit lebhafter Freude, daß es noch echten, religiösen Katholizismus in Frankreich giebt, und verheißt diesem eine Zukunft, weil unter dem Einfluß Loisys und seiner zahlreichen Gesinnungsgenossen in manchem Priesterseminar ein von starrem Autoritätglauben, von Wundersucht und abergläubiger Befangenheit freier Klerus heranwachse.

Neisse. Karl Jentsch.

✱

Die Grundzüge der Psychiatrie. Urban & Schwarzenberg. Berlin.

Mein Buch will (der Titel weist ja darauf hin) nur Fundamente liefern, auf denen weiter zu bauen dem Leser überlassen bleiben muß. Der Zufall will es, daß sein Erscheinen eine fünfundzwanzigjährige Periode ärztlichen Wirkens abschließt, das, wenn auch etwa zur Hälfte der Beobachtung und Behandlung krankhafter Seelenzustände gewidmet, mich doch nicht auf eine dauernde Thätigkeit in einem engumgrenzten Einzelfach verwies. Ist schon aus diesem Grunde begreiflich, daß die Darstellung, hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheil, von allgemeineren, nicht einseitig spezialistischen Gesichtspunkten ausging, so mußte der ständige Hinweis auf den Zusammenhang aller Disziplinen der Medizin ein unumgängliches Gebot gerade für einen Schüler Rosenbachs werden. Hat doch dieser Forscher einen wesentlichen Theil seiner Lebensaufgabe immer darin erblickt, „das gesammte Gebiet der Medizin — mit wenigen, durch berechtigte Forderungen der Technik gebotenen Ausnahmen — als untrennbare Einheit dem allseitig gebildeten Arzte wieder zu gewinnen“. In der Ueberzeugung, mit meinen Anschauungen auf keinem falschen Wege zu sein, bestärkte mich die wohlwollende Beurtheilung, die meine für Eulenburgs „Encyklopädische Jahrbücher“ verfaßten und hier zu einer propädeutischen Darstellung der gesammten Psychiatrie erweiterten Monographien fanden. Wenigstens ersah ich aus verschiedenen Zuschriften mit Genugthuung, daß gerade diese Betonung des Einheitstandpunktes in der Darstellung auch vielfach den Beifall der älteren Aerztegeneration gefunden hat, die gleich mir in der Lage war, schon als Praktiker die gewaltigen Umwälzungen auf dem behandelten Gebiete während der letzten Dezennien zu erleben. Wer nach Abschluß seiner Universitätstudien nicht die Gelegenheit hatte, die einzelnen Stadien dieser Wandlung fortlaufend zu verfolgen, war vielfach von

dem Hereinbrechen einer neuen Aera überrascht worden und stand nun rathlos oder mindestens befangen, wenn nicht dem Inhalte der modernen Lehre, so doch der neugeschaffenen Klassifikation und Terminologie gegenüber. Nicht nur mit Rücksicht auf diesen Leserkreis jedoch, sondern eben so auf die Studirenden, denen als Vorbereitung auf den Besuch der Psychiatrischen Klinik eine orientirende Uebersicht über das umfangreiche Gebiet von der speziell durch das Studium der Medizin errungenen Position aus erwünscht sein muß, hielt ich ein Eingehen auf die Etymologie der Tormini technici, so weit eine Unbekanntschaft mit ihr vorausgesetzt werden darf, für unerläßlich. Sollte ferner das kleine Werk die Mitte zwischen wissenschaftlicher Gründlichkeit und elementarer Faßlichkeit so getroffen haben, daß es gleich einzelnen meiner früheren Arbeiten auch in den Kreisen der Psychologen, Pädagogen und Juristen einige Freunde erwirbt, so würde mich schon das Gefühl mit einer großen Befriedigung erfüllen, Etwas zur Aufklärung hier und da noch obwaltender Mißverständnisse und zu einer gerechteren Würdigung der nicht so leichten Aufgaben des Arztes beigetragen zu haben, von dem die seelische Analyse einer Persönlichkeit oft aus dem Stegreif oder auf Grund recht mangelhafter Unterlagen verlangt wird. Der Annahme übrigens, daß speziell für den Psychologen pathologische Zustände von untergeordnetem Interesse seien, möchte ich mit dem Hinweis auf Rosenbach begegnen, der darlegte, wie die auf den ersten Blick isolirt und als Raritäten oder Kuriositäten dastehenden Fakta rein pathologischer Natur doch sehr wichtig für die Erkenntniß physiologischer Vorgänge werden können, indem sie uns gewisse normaliter wegen ihrer Geringfügigkeit und des Mangels an hinlänglich scharfen Prüfungmethoden nicht nachweisbare Typen durch die Vergröberung und Vergrößerung ihrer Züge nun erkennbar und nachweisbar machen.

Sinsheim. Direktor Dr. Franz C. R. Eschle.

Der gerettete Selbstmörder. Georg Müller in München.

Eine Probe aus den in diesem Band gesammelten Erzählungen:

Der Bettler.

Ein Bettler steht an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche in Berlin. Es ist ein gebückter Alter mit zerfurchten Zügen. Die Soldatenmütze mit zerbrochenem Schild und abgetrennter Kokarde trägt er tief in die Stirn gedrückt. An zugiger Stelle, dort, wo drei breite Straßen zum romanischen Gotteshaus führen, lehnt er an dem Eisengitter, das den Prunk und die Gebete der Reichen umfriedet. Die Krücke fest unter die Achselhöhlung gepreßt, äugelt er, das wackelige Greisenhaupt hin- und herbewegend, nach den Passanten. Wie an einer zerschossenen Fahne zerrt und zaust der Wind an den schmutzigen Lappen, die nothdürftig bedecken, was von dem einen Bein der Altersbrand übrigließ.

Dezembernebel hat den Asphalt der Fahrdämme gefeuchtet, worin die Lichter der Häuser sich spiegeln und der Schein von Wagenlaternen längliche, flackernde Feuerstreifen zieht. Dazwischen huschen die Schatten eleganter Damen und Herren, antipodenhaft mit den Köpfen nach unten; bald riesige, groteske Silhouetten, bald klein wie die dahinstürmenden Menschen. Der Bettler steht und steht. Schon seit zwei Stunden, seit die Dämmerung sein Elend verhüllen wollte, wartet er der ersten Gabe.

Nein, nicht ein geduldiges Warten mehr: ein gieriges Lauern, ein hassendes

Lungern ist es, unter Flüchen, die zwar nicht laut werden, doch um so brennender ihm auf den Lippen der Seele schweben und nur in unartikulirtem, dumpfem Knurren sich Luft machen.

Aber er giebt trotz Alledem die Hoffnung noch nicht auf. Um seine Pein zu töten, fängt er von Neuem an, wohl schon zum hundertsten Mal, bis Hundert zu zählen. Kriegt er diesmal nichts, dann ... Ja, dann, verdammte Bande, dann wird er noch einmal bis Hundert zählen und noch einmal, obgleich er schon vor geraumer Zeit sich geschworen hat, für heute ein Ende zu machen und den frierenden, hungernden Leib mit dem letzten Rest seiner Kräfte zurückzuschleppen nach der elenden Schlafstelle weit da draußen in Charlottenburg.

Abergläubig, fanatisch abergläubig wie alle Menschen, die ihre Sache auf den Zufall gestellt haben, hat er durch eine lange Reihe von Jahren eine verrückte Erklärung nach der anderen in seiner müßigen Phantasie dafür gesucht und gefunden, warum ihm das eine Mal das Glück günstig sei und das andere Mal nicht. Mit allen möglichen und unmöglichen Dingen hat er es bereits in Verbindung gebracht, das Geben und Nichtgeben, die nickelgesegneten Tage uud die Tage entsetzlichsten Hungers. Aber noch jedesmal, wo er glaubte, endlich Sinn und Vernunft in dem Walten seines Schicksals entdeckt zu haben, bemerkte er nachher die Täuschung, bis er schließlich alles Grübeln zum Teufel schickte. Als albern hat sich ihm erwiesen, daß die Schornsteinfeger Glück bringen und die Heuwagen; eben so, daß das Pech im Gefolge von alten Weibern und Katzen kommt. Auch mit den Vierteln des Mondes war nichts anzufangen; noch weniger mit Schweinen und kleinen Kindern. Das Alles war Schwindel, ganz oberfauler, ganz gemeiner Schwindel. Und ob Einem gar die linke Hand juckte oder die rechte, was man die Nacht vorher geträumt hatte, ob man die gewaschene oder die ungewaschene Hand nach Almosen ausstreckte: lächerlich! Alles Quatsch!

Einiges allerdings, was er sich in seinem Bettlerspürsinn selbst ausgedüftelt hatte, hatte dennoch, wenn auch nur sehr bedingte Geltung behalten. Schade nur, daß es von seinem Willen unabhängig war! Nämlich, wenns Frühling war, griffen die Menschen eher mal ins Portemonnaie als im Herbst oder Winter. Im Frühling, so um sechs Uhr nachmittags, wenn schon die Sonne die Wolken röthete und plötzlich die Leierkasten ihr „Diebeldiebeldei“ begannen, erwachte auf einmal die Lust zum Geben. Nur mußte man sich dann in etlicher Entfernung von dem Drehorgelspieler halten; sonst flogen die Münzen, statt in die Soldatenmütze, in den Schlapphut des Italieners. Auch im Sommer, spät abends; die wandelnden Pärchen waren bereitwilliger als andere Leute, dem Mitleid zu opfern.

Aber was halfs? Jetzt war nicht Frühling und nicht Sommer. Naßkalter Dezember war und durch den zerfetzten Schuh des einzigen Beines sog sich die eisige Feuchtigkeit in den schlotternden Leib hinein. Heute vollends hatten sogar die wirksamsten Bettlerkünste versagt: die Thränen und das Stöhnen, der demüthige Augenaufschlag und die flehentlichsten Worte.

Doch jetzt, Gottlob, kam endlich Einer heran. Der würde ihm was schenken; man sah es schon von Weitem an seinem Blick. Richtig: er blieb stehen, öffnete den Pelz und suchte in den Hosentaschen. Ein feiner Herr! Ach, wenn Der zwei Groschen gäbe! Der Bettler hatte eine jähe Vision. Drüben in der warmen Kutscherkneipe sah er sich sitzen bei einem großen Glas Korn und einer dampfenden Bock-

wurst. Auf der trockenen Zunge spürte er schon das wohlthuende Brennen des Alkohols und gierig schlang er das süße Pferdefleisch.

Was? Du...! O, der Lump! Ein Streichholz, blos ein Streichholz zündete er an hinter dem aufgebauschten Pelz. Dann blies er den Rauch der Cigarette in die Luft und eilte weiter. Der Krüppel goß eine Fluth von Schimpfwörtern hinter ihm aus; er bedachte ihn grimmig mit Thiernamen, bis seine dürftige Zoologie erschöpft war.

Nach einer Weile stumpfsinnigen Brütens, das dieser Erregung folgte, fiel ihm plötzlich ein, ob es am Ende nützen würde, zu beten. Gott, sagte man ja, solle da oben irgendwo sein. Beten... Hier, in der Nähe seines Hauses, mochte er sich vielleicht gerade zufällig aufhalten, der Liebe Gott; wenn es einen gab. Na, man konnte es ja einmal probiren; schaden würde es auf keinen Fall. Also wandte er den Menschen, die er haßte, den Rücken, kehrte das Gesicht der Kirche zu und hob und hob die Augen, bis sie an der höchsten Spitze des höchsten Thurmes haften blieben. Dann murmelte er: „Lieber Gott! Sei so gut und sorge dafür, daß endlich einer von diesen Lumpenhunden mir wenigstens so viel schenkt heute, daß ich mich halbwegs sattfressen kann! Du bist allwissend und allsehend, Dir brauch' ich es nicht erst zu sagen, daß den ganzen Tag nichts weiter in meinen Magen 'reinkam als ein kleines Stückchen Kautabak, das ich aus Versehen verschluckte. Das Stückchen Tabak hab' ich ja freilich heute nachts in der Schlafstelle meinem Kollegen aus der Tasche gemaust. Aber Das wirst Du mir hoffentlich weiter nicht anrechnen in meiner Noth. Warum gab ers nicht gutwillig, der Ruppsack! Sonst kann mir doch Niemand weiter was nachsagen als höchstens die Geschichte von damals. Und die habe ich wahrhaftig reichlich absitzen müssen. Also sei so gut, Lieber Gott, und steh mir bei! Denn daß es mir so viechsmiserabel geht: Das habe ich nicht verdient."

Eine gewisse Beruhigung kam über den Bettler, nachdem er so sein Herz dem Himmel geöffnet hatte. Und da er sich wieder umwandte, — siehe: Menschen hatten sich um ihn versammelt. Er dachte, daß ihm nun geholfen würde. Doch bald merkte er zu seinem Entsetzen, daß sie sich gar nicht um ihn kümmerten, sondern nach dem goldenen Kreuz hinaufblickten, dessen Glanz ihm soeben ins Herz hineineingestrahlt hatte. In namenloser Wuth hätte er am Liebsten mit seiner Krücke auf die Neugierigen losgeschlagen, aber er konnte auf einem Bein ja nicht stehen: und dann nahte auch eben ein Schutzmann, um zu sehen, was die Ansammlung der Menschen bedeute.

„Was ist denn da oben los?" fragte Einer. „Hat etwa der Wind schon wieder das Kreuz verbogen?"

„Kreuz verbogen! Ja, Kreuz verbogen!" grinste der Bettler. Darauf streckte er den Umstehenden die aschgraue Zunge weit aus dem Hals heraus und machte „Ba—a—ah!"

Als die Leute kopfschüttelnd und unschlüssig sich, Einer nach dem Anderen, entfernt hatten, humpelte auch der Bettler von dannen; in irrem Selbstgespräch murmelte er vor sich hin: „Ba—a—ah! Kreuz verbogen! Hahaha!"

Lothar Schmidt.

Der Herr Staatskommissar.

Seit dem Pommernbankkrach und der Spielhagenaffaire hat der Pfandbriefmarkt Ruhe gehabt. Jetzt hat er wieder seine Sensation. Diesmal kommt sie aus Würzburg; von der Bayerischen Bodenkreditanstalt. Keine Katastrophe; aber eine Sammlung unerfreulicher Einzelerscheinungen. Ich habe hier schon vor ungefähr zwei Jahren von dem üblen Einfluß gesprochen, den die frankfurter Bankiers Ansbacher auf das Schicksal der Bayerischen Bodenkreditanstalt hatten. Die Herren Dr. Benno und Max Ansbacher (die Firma heißt A. L. Ansbacher) ließen sich für die Unterbringung der würzburger Pfandbriefe sehr stattliche Provisionen zahlen. Als der fein ersonnene Plan einer Verdreifachung des Aktienkapitals gescheitert war, erhöhte die Firma ihren Provisionanspruch plötzlich von ¼ Promille auf ¼ Prozent, also auf das Zehnfache. Man einigte sich auf ⅙ Prozent; plötzlich aber wurde eine Vergütung von ½ Prozent gefordert. Herr Max Ansbacher sagte, daß er „jetzt einmal verdienen wolle"; daher die neue Forderung. Das war nun doch zu viel. Die Bayerische Bodenkreditanstalt sah sich nach einer anderen Bankverbindung um; und an die Stelle der Firma Ansbacher trat die Diskontogesellschaft. Nun, hoffte man, ists mit dem Regime Ansbacher aus. Die Generalversammlung vom zwanzigsten Februar hat aber gezeigt, daß Max und Benno munterer sind als je vorher. Wer diesen Tag in Würzburg miterlebt hat, wird ihn nicht vergessen. Ich habe schon vielen Generalversammlungen beigewohnt, auch solchen, wo die Stimmung nicht gerade heiter war; noch nie aber hatte ich das Glück, Widersprüche von Aktionären mit der kurzen, aber deutlichen Entgegnung: „Halts Maul!" erledigt zu hören; der Opposition wurde schließlich gedroht, man werde sie zum Fenster hinauswerfen. Ungemein lustig für Den, der nicht Direktor der Bayerischen Bodenkreditanstalt war oder in der Haut von Max Ansbacher steckte. Acht Anwälte aus verschiedenen Städten bemühten sich, die Ehre der Herren Ansbacher wieder herzustellen und allerlei bei der Bodenkreditanstalt verborgene Mißstände ans Tageslicht zu ziehen. Man hörte von geheimen Konten und der Name des Herrn Staatskommissars wurde mehr als einmal in die Debatte gezogen. Das war eine böse Sache. Ein Staatskommissar soll über allem Gezänk stehen; und Herr Oberregirungrath Trümmer, der dieses Amt bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt bis jetzt hatte, ist in arges Gerede gekommen.

Herr Trümmer war bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt seit dem ersten Oktober 1899 Staatskommissar. Bald nach Antritt seines Dienstes bat er die Firma Ansbacher, ihm einen Posten Aktien der Bodenkreditanstalt zu besorgen, damit er nicht „zu tief gegen die glücklichen Herren Direktoren und Aufsichträthe abstehe"; er bat Herrn Ansbacher auch, ihm „den Erwerb der Aktien zu erleichtern". Ton und Stil der an Ansbacher gerichteten submissesten Schreiben würden allein schon genügen, um dem Herrn Staatskommissar ernste Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Darf ein Aufsichtbeamter überhaupt Aktien des ihm unterstellten Institutes besitzen? Die Einen sagen: Ja; denn dadurch ist er an den Schicksalen der Bank persönlich interessirt und wird schon deshalb dafür sorgen, daß Alles im richtigen Gleis bleibt. Andere sagen: Nein; der Aktionär einer Hypothekenbank wünscht, daß die Bank gute Geschäfte macht; die kann sie aber nicht immer machen, wenn für die Beleihung strenge Grundsätze gelten; also darf ein Staatskommissar, will er nicht in einen Interessenkonflikt gerathen, nicht Aktionär der von ihm zu beaufsichtigenden Bank sein. Ich halte diese Ansicht für richtig. Manche Regirungbeamte haben mir aber gesagt,

sie würden an dem Aktienbesitz des Staatskommissars Trümmer nichts zu tadeln finden, wenn er die Papiere auf ganz legale Weise erworben hätte. Schlimm sei nur, daß er den Kredit der Firma Ansbacher (Herr Trümmer nannte die Herren später einmal „Finanzhochstapler"), die an der Bodenkreditanstalt durchaus nicht uneigennützig gehandelt hat, in Anspruch genommen habe. Die Herren haben die Bittbriefe denn auch gegen den Staatskommissar auszunützen versucht. Ob sie den „Werth" dieser Briefe sofort oder erst später erkannten: jedenfalls haben sie sich auf ein Geschäft eingelassen, das sie jetzt selbst als ein Verbrechen brandmarken möchten. Die Direktoren der Bodenkreditanstalt aber waschen ihre Hände in Unschuld und erklären, erstens hätten sie von dem Geschäft Trümmer-Ansbacher nichts gewußt; zweitens sei es nicht ihre Aufgabe, den Staatskommissar vor einem gefährlichen Schritt zu warnen. Der sollte ja die Direktion, nicht sie ihn überwachen. Ueber solche Auffassung läßt sich streiten. Die Direktion wußte aber, daß der Staatskommissar, um sein Bezugsrecht auszuüben, ein Verzeichniß von Aktien bei der Bank eingereicht hatte und daß die Quittung darüber auf den Namen Furtner, den ein Freund Trümmers hergeliehen hatte, ausgestellt worden war. Der Name, heißts, sei verheimlicht worden, damit bei der Schlußnotenkontrole der Beamte nicht Einblick in die Vermögensverhältnisse des Staatskommissars bekommen könne. Ein edles Motiv. Das geschah mit Wissen und Willen der Direktion. Der soll (bisher hat sie nicht widersprochen) auch bekannt gewesen sein, daß dem Staatskommissar die Aktien zu einem „Vorzugspreis" überlassen wurden, der um 20 bis 30 Prozent hinter dem Tageskurs zurückblieb. Das war also ein recht ansehnliches Geschenk.

Die Direktoren weisen den Verdacht weit von sich, die dem Staatskommissar erwiesenen Gefälligkeiten seien von dem Wunsch diktirt worden, der Beamte möge beim Urtheil über Beleihungen nicht etwa allzu streng verfahren. Da die Beleihungen von einer aus Mitgliedern des Aufsichtrathes bestehenden Kommission geprüft wurden, in der der Staatskommissar zwar Sitz und Stimme, aber nicht die Majorität gehabt habe, wäre dieses Manöver ja doch unwirksam geblieben. Schön. Wenn die Kommission aber eine nach der Ansicht des Staatskommissars nicht ganz einwandfreie Beleihung beschloß: konnte dann der Beamte nicht opponiren und im Nothfall an die ihm vorgesetzte Behörde, das Ministerium des Innern, appelliren? „Ausreden sind billig wie Brombeeren", sagt ein gewisser Shakespeare; und alle Ausreden helfen nicht über den schlechten Eindruck des würzburger Handels hinweg. Ansbachers mit ihren zweifelhaften Praktiken; der vor „Finanzhochstaplern" in Demuth ersterbende Staatskommissar, der seine Gemüthsruhe für ein paar Aktien hingiebt; das leichte Herz der Direktoren: kein Wunder, daß den Pfandbriefbesitzern angst und bang wurde. Bis jetzt ist aber noch nicht erwiesen, daß es um die Bank eben so schlecht bestellt ist wie um die Personen, denen sie anvertraut ward. Natürlich darf die Firma Ansbacher, die sich, nachdem sie von der Diskontogesellschaft abgefunden war, wieder 2000 Aktien zu verschaffen vermocht hat, künftig nicht abermals mitregiren. Sie erklärt zwar mit großer Emphase, sie wolle nur eine Reorganisation erreichen, nur durchsetzen, daß eine Hypothekenreserve geschaffen und die Höhe der Dividenden mehr den wirklichen Verhältnissen der Bank angepaßt werde. Die Herren Ansbacher haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn nicht Jeder an die Uneigennützigkeit ihrer Absichten glaubt. Wie ich höre, wird die Aufsichtbehörde keine Pfandbriefemission mehr genehmigen, wenn die Firma Ansbacher das Heft wieder in die Hand bekommt. Merkwürdig ist, daß die Diskontogesellschaft, die doch die

Bodenkreditanstalt von dem Einfluß der Ansbachergruppe befreien wollte, einen Vertrag abgeschlossen hat, der dieser Firma den Erwerb eines stattlichen Aktienpostens ermöglichte. Ohne die Ausgabe von Pfandbriefen giebts natürlich kein Hypothekengeschäft. Thut nichts, sagen Ansbachers; man braucht dann keine Direktoren mehr, sondern kann einen zuverlässigen Mann hineinsetzen, der die Sache verwaltet. Ob das bayerische Ministereium diesem Unfug ruhig zusehen würde? Ich zweifle.

Der Fall des Staatskommissars Trümmer ist vereinzelt; dennoch hat er das Thema der Staatsaufsicht wieder zur Debatte gestellt. In Bayern hat jedes Pfandbriefinstitut seinen eigenen Kommissar, der dem Ministerium des Innern untersteht; in Preußen wird die Staatsaufsicht unter Leitung des Landwirthschaftministers bei einer Bank durch einen ständigen Kommissar, sonst durch die Regirungpräsidenten (in Berlin durch den Polizeipräsidenten) ausgeübt, die von Bankinspektoren unterstützt werden. Ist das bayerische System vorzuziehen? Aeußerlich mag es ja besser wirken, wenn jedes Institut seinen eigenen Aufsichtbeamten hat; und da die Pfandbriefe der bayerischen Hypothekenbanken (mit Ausnahme der Bayerischen Bodenkreditanstalt) das Privilegium der Mündelsicherheit genießen, mögen besondere Kautelen gerechtfertigt sein; aber ich glaube nicht, daß dadurch ein Unterschied in der Qualität süddeutscher und norddeutscher Hypothekenbankobligationen entsteht. Die Hauptsache ist, daß der Staatskommissar Etwas vom Hypotheken- und Pfandbriefgeschäft versteht; sonst ist er ein werthloses Ornament. Einen Mann mindestens, der seiner Aufgabe gewachsen ist, hat Bayern: den Staatskommissar bei dem größten deutschen Pfandbriefinstitut, der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, Ministerialrath von Schreiber. Einer der klügsten Köpfe der bayerischen Verwaltung; als Handelsredakteur der Allgemeinen Zeitung hat er das Metier zuerst kennen gelernt. Die Leistungen eines tüchtigen Staatskommissars könnten aber auch besser bezahlt werden. Das Hypothekenbankgesetz bestimmt, daß „für die Thätigkeit des Kommissars eine Vergütung von der Bank an die Staatskasse zu entrichten ist, die den Betrag dieses Honorars festsetzt". Das höchste Gehalt, das in Bayern einem Staatskommissar gewährt wird, beträgt 3000 Mark. Trümmer erhielt 1200 Mark; da er auch das Amt eines Treuhänders versah, setzte ihm die Bank eine Vergütung von 800 Mark pro Jahr aus, die aber angeblich nicht ausbezahlt wurde, weil das Ministerium auf einen Brief der Direktion, die deshalb anfragte, sieben lange Jahre keine Antwort gab. Daß eine Staatsbehörde solche Frage einfach ignorirt habe, ist kaum zu glauben. Die Bank eröffnete ein „Staatsaufsicht-Reservefonds-Konto", dem sechs Jahre lang alljährlich 800 Mark zugeführt wurden; im vorigen Jahr wurde das Konto aufgelöst. Von der Existenz dieses Kontos, erklärt man, habe der Herr Staatskommissar nichts gewußt; die Aktionäre waren natürlich auch ahnunglos, sonst hätte vielleicht Einer mal gefragt, was der sonderbare Reservefonds zu bedeuten habe, und dann wäre von der Regirung wohl eine Antwort gekommen. Dem Reservefonds sind übrigens noch die Vergütungen für die Theilnahme des Staatskommissars an den Sitzungen der Beleihungskommission (jedesmal 20 Mark) und die Barauslagen für Reisen zur Besichtigung beliehener Grundstücke gutgeschrieben worden. Und von Alledem wußte der Hauptbetheiligte nichts? Höchst sonderbar. Die Moral der Geschichte lehrt aber, daß ein Staatsbeamter von der Bank, die er zu beaufsichtigen hat, nicht besoldet werden darf. Unabhängig und unbefangen ist ein solcher Beamter nur, wenn er den Entgelt für seine Arbeit nicht von Bankiers, sondern ausschließlich aus der Staatskasse bezieht.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. März 1907.

Palmarium.

Um zu erweisen, daß die Nationalliberale Partei in ihren Großmachttagen ein weiter reichendes Recht auf Mitregentschaft gefordert habe als auf seiner Höhe selbst je das gescholtene Centrum, hat der Abgeordnete Freiherr von Hertling im Reichstag an die Vorgänge erinnert, deren Endergebniß die (vom Kronprinzen als Stellvertreter des von Nobiling verwundeten Kaisers unterzeichnete) Auflösungordre vom elften Juni 1878 war. Herr Friedrich Dernburg, der Vater des Kolonialdirektors, hat als Abgeordneter und Redakteur der Nationalzeitung diese Vorgänge miterlebt und jetzt, im Berliner Tageblatt, den Versuch gemacht, „den großen Wendepunkt der politischen und wirthschaftlichen Geschichte des neuen Reiches" im „richtigen Licht" zu zeigen. Das ist erfreulich; und ich will mich nicht bei der Thatsache aufhalten, daß Herr Dernburg Wortlaut und Sinn eines hier erzählten Anekdötchens falsch angiebt, sondern nur prüfen, ob die Beleuchtung wirklich Menschen und Dinge zu ihrem Recht kommen läßt. „Die Nationalliberalen wollten die Regirung in die Hand nehmen, in Preußen wie im Reich. Das war in der damaligen Lage ihr Recht und ihre Pflicht. Mit diesem Bestreben befanden sie sich (Das kann nicht genug betont werden) grundsätzlich nicht im Widerspruch mit dem Fürsten Bismarck. Wir stehen im Jahr 1877. Bismarck war krank, müde und verdrossen. Die Konservativen hatten sich von ihm abgewandt, die Hofparteien verfolgten ihn mit Nadelstichen und abonnirten auf die ‚Reichsglocke'. Er ließ die Zügel schleifen, reichte ein Entlassungsgesuch ein, und als ihm Dies (soll wohl heißen: der Abschied) verweigert wurde, ging er grollend in Urlaub. Seine nächsten Freunde waren in der Nationalliberalen und in der Reichspartei. Aber auch Diese

glaubten ihn am Ende seiner Regirungskünste, dachten, er sei fertig. In der Einsamkeit reiften ganz neue Gedankenreihen in Bismarck. Ein neues, imperialistisch-soziales Wirthschaftsystem baute sich in seinem Kopf auf und gewann Gestalt. Wo sollte er die Helfer für die riesige Neuerung suchen? Auf seine Ministerkollegen Camphausen, Delbrück, Achenbach, Friedenthal konnte er nicht rechnen. Er dachte an die Möglichkeit einer Verständigung mit den Nationalliberalen. Die bereiteten sich zur Uebernahme der Regirung vor, erwarteten den Ruf dazu und brachten einen vollständigen Organisationplan mit: ein Reichsministerium aus Kräften, wie sie der deutsche Parlamentarismus seitdem nicht wieder entwickelt hat. Bismarck hatte (Das war namentlich Bennigsens Eindruck) sich mehr und mehr mit dem Gedanken der Einsetzung eines Reichsministeriums befreundet. Dann erfolgte die Einladung Bennigsens nach Varzin zu Weihnachten 1877. Besprechungen mit seinen nationalliberalen Freunden gingen voraus. Man stellte sich die Regirung ungefähr so vor: Bennigsen Finanzen, Forckenbeck Inneres, Friedenthal Handel, Gneist Kultus, Falk Justiz; Stauffenberg sollte ein Reichsamt erhalten. Die Stellung Bismarcks dachte man sich so, daß er aus der inneren Verwaltung nahezu ausscheide, um damit zur Leitung der großen Politik Deutschlands Muße zu erhalten. Daß diese innere Verwaltung nur der Ausbau freihändlerischer Ideale sein konnte, galt als selbstverständlich. Hier lag der ungeheure Rechenfehler der nationalliberalen Taktik. Denn gerade um seine neuen politischen Pläne zu verwirklichen, suchte Bismarck die Unterstützung der Nationalliberalen. Er mochte gedacht haben, die nationale Seite des Programmes würde das freihändlerische Widerstreben brechen. Das war eine Illusion. Die Nationalliberalen beharrten darauf, in einem Ministerium, das sie beherrschten, nur ihre Wirthschaftpolitik zu machen. Mit der Behauptung, der Kaiser verweigere den Einzug der Nationalliberalen in die Regirung, brach Bismarck die Verhandlungen ab. Er näherte sich den Konservativen und wartete auf einen Anlaß zur Auflösung des Reichstages. Dieser kam schnell genug, als nach dem Mordanschlag auf den Kaiser das erste Sozialistengesetz eingebracht wurde. Die Mehrheit ließ sich ausmanövriren und der nationalliberale Reichstag hatte gelebt. Der nächste brachte die schutzzöllnerische Mehrheit." Das sind die Hauptsätze aus dem Artikel des Herrn Dernburg. Danach war Bismarck also vereinsamt, wollte den Nationalliberalen Plätze neben sich einräumen, mindestens ein Reichsfinanzministerium schaffen und brach unter einem billigen Vorwande die Verhandlungen ab, als er merkte, daß Bennigsen und dessen Freunde Freihändler geblieben und für Finanzzölle und Staatseisenbahnen nicht zu haben waren. Das wäre also eine wunderliche comedy of errors gewesen.

Herr Dernburg sagt mit Recht, daß er den Ereignissen so nah war wie nur wenige Ueberlebende. Am dreiundzwanzigsten März 1877 schrieb Chlodwig Hohenlohe (damals Botschafter in Paris) in sein Tagebuch: „Heute Unterredung mit Bennigsen und Dernburg. Beide beklagen die gegenwärtigen Zustände. Bismarck muthet sich zu viel zu. Er hat Niemand, der ihn unterstützt. So geht Alles aus dem Leim. Ich sprach mit Dernburg, als Dieser einen Brief aus dem Ministerium bekam, der ihn aufforderte, heute abends zu Bismarck zu kommen. Ich rieth ihm, die Gelegenheit zu benutzen, offen mit dem Reichskanzler zu sprechen und ihm Jolly" (Mathys liberalen Nachfolger im badischen Ministerpräsidium, der nach seiner Entlassung aus diesem Amt Präsident der Oberrechnungskammer geworden war) „zu empfehlen. Mit Hofmann" (dem Chef des Reichskanzleramtes) „wird es nicht mehr lange gehen". Am Fünfundzwanzigsten: „Gestern früh fand ich im Reichstag Dernburg, der den Abend vorher bei Bismarck gewesen war. Er befand sich noch unter dem Eindruck der Unterredung und war etwas bestürzt über die Vorwürfe, die der Reichskanzler der Nationalliberalen Partei gemacht hatte. Auch fürchtete er, daß Bismarck in die Sitzung kommen und seinen Rücktritt erklären werde. Doch verging die Sitzung, ohne daß der Kanzler kam, und ich athmete auf, als Forckenbeck die Sitzung schloß. Heute zu Bismarck. Ueber die Kaiserin äußerte er sich sehr bitter. Er behauptet, daß Nesselrode mit der ‚Reichsglocke' in Verbindung gestanden habe; er sprach gegen Schleinitz und dessen Einfluß. Erzählte viel von der Thätigkeit der Kaiserin und wurde um so mittheilender, je mehr ich anfangs bestritten hatte, daß die Intriguen der Kaiserin ernst zu nehmen seien. Diese und die linke Seite der Nationalliberalen mache ihm das Leben sauer. Er will deshalb auf ein Jahr Urlaub nehmen. Ich fragte, wer ihn dann ersetzen solle; da meinte er, Das würden Camphausen und Bülow thun." Zwei Tage danach reicht Bismarck ein Entlassungsgesuch ein; der Kaiser schreibt an den Rand: „Niemals!" Am sechzehnten April reist der beurlaubte Kanzler nach Friedrichsruh. Im Juli besucht ihn Bennigsen in Varzin. Am zweiundzwanzigsten Oktober sagt der Kaiser zu Chlodwig: „es sei jetzt Zeit, mit dem Liberalisiren einzuhalten; er habe viele Konzessionen gemacht, aber jetzt sei es genug; der Reichskanzler sei in dieser Beziehung mit ihm einverstanden." Vom sechsundzwanzigsten bis zum neunundzwanzigsten Dezember (also nicht „zu Weihnachten") ist Bennigsen wieder in Varzin. Sechs Monate danach hört Chlodwig aus Bismarcks Mund, wie die Sache verlaufen ist. „Er habe zuerst mit Bennigsen verhandelt, der anfangs bereit gewesen sei, einzutreten, dann aber wieder aufgesagt habe. Er habe Bennigsen das Ministerium des Innern angeboten. Bennigsen

aber habe noch Forckenbeck und Stauffenberg hereinbringen wollen. Die Nationalliberalen hätten dann ohne des Fürsten Zuthun Camphausen gestürzt, in der Hoffnung, daß dieses Ministerium durch einen Nationalliberalen besetzt werden würde. ‚Als Das nicht geschah, wurden sie tückisch und suchten Jedermann zu verhindern, in das Ministerium einzutreten.‘ Der Reichskanzler scheint den Gedanken eines nationalliberalen Ministeriums definitiv aufgegeben zu haben. Er weiß, daß er die Partei gegen sich haben wird, aber er will versuchen, ohne und gegen sie zu regiren. Er sagte: ‚Sie können mich zum Rücktritt zwingen, aber dazu bringen sie mich nicht, daß ich ein Parteiministerium der Nationalliberalen bilde und ihnen die Leitung der Geschäfte überlasse, während sie mich wie einen madigen Apfel als Schaugericht auf den Tisch stellen.‘" Der Unmuth über diese fruchtlosen Verhandlungen wirkte so lange nach, daß Bismarck noch im Mai 1880 (während der Vorarbeit zur Revision der Maigesetze) zu Chlodwig sagte: „Mit solchen unfähigen Politikern wie Bennigsen und Miquel, die auf den Wink der Oeffentlichen Meinung horchten, mit solchen Karlchen Mießnick-Tertianern und Kindern könne er nichts machen. Die Kerle seien so dumm, daß mit ihnen nichts anzufangen sei." Schon diese Citate zeigen, daß Herr Dernburg den Ereignissen nah war; zeigen aber auch, daß er von seinem Gedächtniß nicht ganz zuverlässig bedient wird. Rudolf Delbrück, der am ersten Juni 1876 aus dem Reichsdienst geschieden war, läßt er 1877 noch unter den „Ministerkollegen" Bismarcks figuriren. Den Namen Laskers, der in dem Spiel eine Hauptrolle hatte, nennt er gar nicht. Und scheint die Stimmung, die readiness des Reichskanzlers arg zu verkennen.

Seltsam ist zunächst, daß er Bismarcks Angabe, der Kaiser wolle die Nationalliberalen nicht ans Ruder lassen, skeptisch eine „Behauptung" nennt und andeutet, darin sei nur ein Vorwand zu sehen. Seit der Briefwechsel zwischen Wilhelm und Bismarck veröffentlicht ist, wissen wirs anders. Gleich nach Bennigsens Abreise schrieb der (an einer Grippe leidende) Kanzler in den Neujahrsbrief an seinen alten Herrn: „Graf Lehndorff, der mich gestern verließ, habe ich gebeten, Eurer Majestät, auf Befragen, über meine Sondirungen durch Bennigsen einige Meldungen zu machen. Nach denselben (also: nach den Gesprächen mit Bennigsen) erwarte ich im Reichstag eine günstige Aufnahme für Erhöhung der Indirekten Steuern, wenn eine umfassende, reformartige Vorlage gemacht wird. Große Summen (von Tabak, Bier und Dergleichen) werden leichter bewilligt werden als kleine und bescheidene expédients und Lückenbüßer. Ich hoffe, dieses scheinbare Räthsel bald, bei besserer Gesundheit, lösen zu können". An dem selben dreißigsten Dezembertag (die Nationallibe-

ralen hatten inzwischen schon zu laut gejubelt und im Berliner Tageblatt war, vielleicht nicht ohne Dernburgs Mitwissen, ihr naher Triumph verkündet und ihre Ministerliste veröffentlicht worden) schrieb der Kaiser an Bismarck einen Brief, den ich hier ganz abdrucken will, weil er die Situation erst ins richtige Licht setzt. Ich stelle Bismarcks Randglossen in Klammern.

„Seit einiger Zeit gefallen sich die Zeitungen" (Ich habe nichts zu melden und kann mich krank auf Zeitungen nicht einlassen), „von totaler Modifikation des Staatsministeriums zu berichten und Personen sogar zu nennen, ohne daß irgend eine positive Zurückweisung solcher Gerüchte erfolgt wäre. Nun bringt aber die gestrige Norddeutsche Allgemeine Zeitung in ihrer Nummer 306, zweite und dritte Spalte, Mittheilungen der gedachten Art aus anderen Zeitungen und beleuchtet dieselben in einer so eigenthümlichen Art, daß man sie für offiziös" (Von wem? Also von mir?) „halten könnte. Dies gilt namentlich von der Versicherung, daß Sie mir einen Plan zu jener Modifizirung vorgelegt und ich denselben durchaus gebilligt hätte!!" (Der Schluß desavouirt das Alles) „Dies gehet denn doch zu weit" (Wer? Ich?) „und kann nicht ohne Dementirung" (Es ist ja ein démenti) „gelassen werden, die ich von Ihrer Seite offiziös wünsche, da Niemand besser weiß als Sie selbst, daß Sie mir keine Silbe über diesen Gegenstand mitgetheilt haben." (Da hätte ich viel zu thun mit allen Blättern.) „Die Zeitungen gehen so weit, zu versichern, Sie hätten Herrn von Bennigsen nach Varzin berufen, um mit ihm die große Umwälzung zu bearbeiten" (Ohne königliche Unterschrift?), „wobei er das Ministerium des Innern erhalten solle? Dies hat mich denn doch in einem Maße frappirt, daß ich anfangen muß, zu glauben, es sei wirklich Etwas der Art im Werke, von dem ich gar nichts weiß! Graf Eulenburg, der sich gestern verabschiedete, wollte meiner Versicherung, daß ich von nichts wisse, gar nicht glauben." (Der Heuchler!) „Ich muß Sie also ersuchen, mir Mittheilung zu machen, was denn eigentlich vorgeht? Was Bennigsen betrifft, so würde ich seinen Eintritt in das Ministerium nicht mit Vertrauen begrüßen können, denn so fähig er ist, so würde er den ruhigen und konservativen" (Mit Eulenburg!) „Gang meiner Regirung, den Sie selbst zu gehen sich ganz entschieden gegen mich aussprachen, nicht gehen können." (Doch.) Zum Schluß Ihnen und den Ihrigen ein glückliches Neujahr wünschend und vor Allem Gesundheit!! Ihr Wilhelm."

Am Silvestertag war Bismarcks Brief in Berlin angekommen und am zweiten Januar schrieb der Kaiser: „Mein Brief ist durch den Schluß des Ihrigen schon vollständig beantwortet, so daß ich Sie bitte, nicht weiter auf eine Antwort zu sinnen. Daß an all den Gerüchten nichts wahr sein konnte, verstehet sich ja von selbst; es war also nur die Berufung Bennigsens, die mich inquiétirte, und da ich Ihnen ja nie verwehren kann, Personen, die Sie wirklich zu hohen Posten mir vorschlagen zu wollen beabsichtigen, vorher noch genauer zu prüfen, so ist auch diese Inquiétude ganz beseitigt, da Bennigsen kein Kandidat ist." Der Hannoveraner Bennigsen war von seinem König gewichen und

hatte, als Bismarck ihm nach Langensalza Landesverrath aufinnen ließ, zwar die so zu erkaufende Aussicht auf Beförderung abgelehnt, aber die Zumuthung verschwiegen und verziehen. Das konnte Wilhelm ihm nie vergessen. Er hegte, sagt Bismarck, „gegen Bennigsen und seine frühere Thätigkeit in Hannover eine instinktive monarchische Abneigung; der fürstliche Instinkt war in ihm herrschend genug, um solches Verhalten eines hannöverschen Unterthanen gegen die welfische Dynastie mit innerlichem Unbehagen zu beurtheilen." Er wollte überhaupt aber keine nationalliberalen Minister; hatte schon im Oktober ja gefunden, „es sei jetzt Zeit, mit dem Liberalisiren einzuhalten." Der Kanzler fand das Handschreiben vom dreißigsten Dezember so ungnädig und kränkend, daß er sein Entlassungsgesuch erneute und dem König durch Roon sagen ließ: er müsse für Fritz Eulenburg (mit dem er sich über die Landgemeindeordnung nicht verständigen konnte) einen Nachfolger suchen, habe Bennigsen für den geeigneten Mann gehalten, bei ihm aber nicht die erwartete Auffassung gefunden und sich überzeugt, daß er ihn nicht zum Minister vorschlagen könne. Die Antwort auf diese Mittheilung Roons war das kaiserliche Schreiben vom zweiten Januar. Aus dem hübschen kleinen Erinnerungbuch, das Herr Christoph von Tiedemann vor neun Jahren bei Hirzel veröffentlicht hat, wissen wir, daß Bismarck sich nicht mit dieser indirekten Meldung begnügt hat. „Er diktirte mir an den Kaiser einen Bericht, der nicht nur eine genaue Wiedergabe der Verhandlungen mit Bennigsen wegen seines Eintrittes ins Ministerium enthielt, sondern zugleich eine hochpolitische historische Darstellung der Entwickelung unserer ganzen Parteiverhältnisse seit Einführung der Verfassung. Er diktirte ununterbrochen fünf Stunden. Er sprach rascher als gewöhnlich; ich hatte die größte Mühe, auch nur die leitenden Gedanken in abgerissener Form zu Papier zu bringen. Das Zimmer war überheizt, ich gerieth in Transspiration und fürchtete, einen Schreibkrampf zu bekommen. Rasch entschlossen und ohne ein Wort zu sagen, zog ich meinen Rock aus, warf ihn über den Stuhl und fuhr in Hemdsärmeln fort, zu schreiben. Der Fürst, auf- und niedergehend, sah mich zuerst etwas erstaunt an, nickte mir dann aber verständnißvoll zu und ließ sich im Diktiren nicht unterbrechen. Als ich an die Ausarbeitung des Berichtes ging (es wurde eine kleine Brochure), staunte ich über die tadellose Disposition des Ganzen. Jede angeführte Thatsache und jede Schlußfolgerung stand an der richtigen Stelle; es war eine schnurgerade Auseinandersetzung ohne Wiederholungen und Seitensprünge." Bismarck erwähnt in seinem Buch diesen Bericht nicht. Da er in der Neujahrsnacht an einer Bräune erkrankte und Tiedemann in den ersten Januartagen nach Berlin zurückberufen wurde, muß das

Diktat wohl noch aus dem Dezember stammen. Fünf Stunden raschen Sprechens im überheizten Zimmer: vielleicht wars eine Ursache der Halsentzündung.

Die Berufung auf den Kaiser war also kein Vorwand. Nicht immer war der alte Herr bereit, Urtheil und Vorurtheil zu opfern; und der Kanzler fühlte, daß hier eine empfindliche Stelle getroffen sei; fühlte, daß dieser Widerstand nicht zu überwinden sein würde. War er selbst überzeugt, daß er mit Bennigsen nicht arbeiten könne? Nach seinem Glückwunschbrief vom dreißigsten Dezember darf mans nicht glauben. Da erwartet er, nach den Gesprächen mit dem Führer der Nationalliberalen, eine Reichstagsmehrheit für die Erhöhung der Indirekten Steuern; war über einen Hauptpunkt also mit seinem Gast einig geworden. Erst als der Kaiser sich gegen Bennigsen ausgesprochen hat, kommt die Meldung, der Hannoveraner sei kein Kandidat. In seinem Buch hat Bismarck die Verhandlungen ausführlich dargestellt. Er sah in Bennigsen einen möglichen Nachfolger Eulenburgs. (Dem er schon 1872 die „prosperirende polnische Unterwühlung der Fundamente des preußischen Staates“ ins Schuldbuch geschrieben und zugerufen hatte: „Ich habe dran gesetzt, was ich konnte, aber meine Kraft ist verbraucht. Sie haben die Ihrige geschont; wenn Sie jetzt nicht Ihre ersparten Ueberschüsse einsetzen, so liquidire ich.“ Und auch dieser Minister erklärte sich nun körperlich bankerot. „In der That“, sagt Bismarck, der die Mitarbeiter nie allzu freundlich beurtheilte, „war seine Leistungfähigkeit sehr verringert; nicht durch Uebermaß von Arbeit, sondern durch die Schonunglosigkeit, mit der er sich von Jugend auf jeder Art von Genuß hingegeben hatte.“) Bennigsen verlangte, daß mit ihm wenigstens Forckenbeck ins Ministerium berufen und Stauffenberg als Staatssekretär dem Reichsschatzamt vorgesetzt werde. „Er faßte die Sache so auf, als ob es sich um einen durch die politische Situation gegebenen Systemwechsel handelte, um die Uebernahme der Leitung durch die Nationalliberale Partei. Das Streben nach dem Mitbesitz des Regimentes hatte sich schon erkennbar gemacht in dem Eifer, mit dem die Partei das Stellvertretungsgesetz betrieben hatte, in der Meinung, auf diesem Weg ein kollegialisches Reichsministerium anzubahnen, in dem, statt des allein verantwortlichen Reichskanzlers, selbständige Ressorts mit kollegialischer Abstimmung, wie in Preußen, die Entscheidung hätten.“ Einen Systemwechsel werde der König prinzipiell ablehnen, erwidert Bismarck; er müsse schon froh sein, wenn er Bennigsens Ernennung durchsetze. Mit der Möglichkeit, „die nationalliberale Fraktion gewissermaßen mit in das Ministerium zu nehmen“, sei nicht zu rechnen. Immerhin werde die Partei ihr Einflußgebiet erweitern. Roon sei als einziger Konservativer in das liberale Mini-

sterium Auerswald getreten, das sich dann in ein konservatives verwandelte. „Sie dürfen nicht Unmögliches von mir fordern; ich kenne den König und die Grenzen meines Einflusses genau genug. Mein Ziel ist die Befestigung unserer nationalen Sicherheit. Für jetzt und bis nach den nächsten großen Kriegen kommt es nur darauf an, Deutschland fest zusammenwachsen zu lassen, es durch seine Wehrhaftigkeit gegen äußere Gefahren und durch seine Verfassung gegen innere dynastische Brüche sicher zu stellen. Ob wir uns nachher im Inneren etwas konservativer oder etwas liberaler einrichten: Das wird eine Zweckmäßigkeitfrage sein, die man erst ruhig erwägen kann, wenn das Haus wetterfest ist. Ich habe den aufrichtigen Wunsch, Sie zu überreden, daß Sie zu mir in das Schiff springen und mir bei dem Steuern helfen; ich liege am Landungplatz und warte auf Ihr Einsteigen". Vergebens; die conditio sine qua non blieb: Forckenbeck und Stauffenberg. Nach dem Brief des Kaisers wäre eine neue Verhandlung nutzlos gewesen. „In unserem politischen Interesse", schreibt Bismarck, „hielt ich es aber nicht für zweckmäßig, Bennigsen von der Beurtheilung in Kenntniß zu setzen, die seine Person und Kandidatur bei dem Kaiser gefunden hatte. Ich ließ die für mich definitiv abgeschlossene Unterhandlung äußerlich in suspenso; als ich dann wieder in Berlin war, ergriff Bennigsen die Initiative, um die seiner Meinung nach noch schwebende Angelegenheit in freundschaftlicher Form zum negativen Abschluß zu bringen. Er fragte mich im Reichstagsgebäude, ob es wahr sei, daß ich das Tabakmonopol einzuführen strebe, und erklärte auf meine bejahende Antwort, daß er dann die Mitwirkung als Minister ablehnen müsse. Ich verschwieg ihm auch dann noch, daß mir jede Möglichkeit, mit ihm zu verhandeln, durch den Kaiser schon seit Neujahr abgeschnitten war. Vielleicht hatte er sich auf anderem Wege überzeugt, daß sein Plan einer grundsätzlichen Modifikation der Regirungpolitik im Sinn der nationalliberalen Anschauungen bei dem Kaiser auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde." Das wurde nach dem ersten Quartal des Jahres 1890 geschrieben; und stimmt mit Chlodwigs Notiz aus dem Juni 1877 überein.

Die Behauptung, Bismarck sei bereit gewesen, die Nationalliberalen in preußischen und Reichs-Ministerien regiren zu lassen, ist unhaltbar; eben so die Annahme, sein Wirthschaftplan (Verstaatlichung der Eisenbahnen, Finanzzölle, Tabakmonopol) sei der Stein des Anstoßes gewesen. Wenn die nationalliberalen Führer geglaubt hätten, sie könnten zum „Ausbau freihändlerischer Ideale" berufen werden, wären sie wirklich die dummen Kerle gewesen, für die Bismarcks Aerger sie erklärte. Sie konntens nicht glauben. Schon im November 1875 hatte der Kanzler dem Reichstag sein Steuerideal ent-

hüllt; das Reich komme mit dem plumpen Nothbehelf der Matrikularbeiträge nicht aus und die großen Summen, die es brauche, könne nur die Besteuerung der Massenluxusgegenstände liefern. (In dieser Rede warnte er auch vor dem Streben nach einem kollegialischen Reichsministerium, das die Verantwortlichkeit rasch zu einer Fiktion machen müsse; „die Reichsexekutive würde in sich gespalten, gelähmt und uneinig werden.") Im Januar und im März 1876 empfahl er, in Uebereinstimmung mit den Abgeordneten Lasker und Stumm, die Abtretung aller preußischen Eisenbahnrechte an das Reich; und diese „Uebernahme der Eisenbahnen durch das Reich", deren Vorbereitung nach Dernburgs Darstellung im Dezember 1877 Herrn von Bennigsen erschreckt haben soll, wurde im Mai 1876 von beiden Häusern des Landtages gebilligt. Inzwischen hatte Delbrück gebeten, ihn aus dem Dienst zu enlassen. Noch war „nicht der Schatten einer Meinungverschiedenheit über irgend eine der schwebenden Fragen" zwischen dem Reichskanzler und ihm entstanden; doch wurde sein Rücktritt (den die rohe Kreuzzeitungfehde gegen „die Aera Delbrück-Camphausen-Bleichröder" beschleunigt haben mochte) als das Symptom einer finanzpolitischen Wandlung gedeutet. In diesem Sommer, nicht erst im nächsten, sann Bismarck, der Delbrücks Nachfolger Hofmann nicht als eine Autorität anerkennen konnte, den Wirthschaftfragen nach, deren Beantwortung er bisher dem Präsidenten des Reichskanzleramtes überlassen hatte. „Wenn ich nicht zurücktreten wollte, war ich durch meine Stellung gezwungen, mir eine Meinung über Alles zu bilden, worin ich früher der Führung des Herrn Delbrück gefolgt bin." Diese Meinung war: Unter fortdauernder Herrschaft des Freihandels verfällt Deutschland der Auszehrung. Am dreizehnten Februar 1877 schrieb er an Camphausen, die deutsche Industrie müsse gegen die von den Zoll- und Steuergesetzen anderer Staaten ihr drohenden Gefahren wirksam geschützt, die Ertragsfähigkeit der Massenluxusartikel Tabak, Bier, Wein, Kaffee, Zucker, Branntwein gesteigert werden. Am zehnten März verhieß er für die nächste Session einen Steuerreformplan (und warnte wieder vor Reichsministerien). Die Kollegen leisteten passiven Widerstand. Der Kaiser las täglich die „Reichsglocke", die vom Hausministerium in dreizehn Exemplaren verbreitet wurde. „Die Kaiserin Augusta ließ mich ihre Ungnade andauernd fühlen und ihre unmittelbaren Untergebenen, die höchsten Beamten des Hofes, gingen in ihrem Mangel an Formen so weit, daß ich zu schriftlichen Beschwerden bei Seiner Majestät selbst veranlaßt wurde. Die Thatsache, daß ich bei dem mir sonst so gnädigen Monarchen keinen genügenden Beistand gegen die Hof- und Hauseinflüsse des Reichsglockenringes fand, hatte mich am Meisten ent-

muthigt und das Gewicht der Erwägungen vervollständigt, die mich im März zu meinem Abschiedsgesuch bewogen". Der Kaiser antwortet: Niemals! Erste varziner Besprechung mit Bennigsen. Im Dezember drei Briefe an Bülow (den Staatssekretär und Vater Bernhards des Ersten und noch Größeren): „Die Hauptsache für mich ist, daß ich im Staatsministerium Kollegen finde, welche die Maßregeln, die für die Sicherheit und für die Interessen Preußens und des Reiches nothwendig sind, energisch und freiwillig fördern. Mir liegt nicht am Personenwechsel, sondern an der Sache; wenn diese aber nicht ausführbar ist, so will ich gehen. Der kritische Punkt der Gegenwart ist die Frage des Finanzprogramms. Die preußischen Minister fühlen sich zu gut, um selbst im Bundesrath mitzuarbeiten; die Präsenzlisten geben ein betrübendes Zeugniß dafür. Sie lassen lieber die Reichseinrichtung in Verfall gerathen. Camphausens Aufgabe und nicht meine ist, ein Finanzreformprogramm vorzulegen und verantwortlich zu vertreten." Dazu ist der Finanzminister am sechsundzwanzigsten Dezember endlich bereit. Bennigsen ist wieder in Varzin, als die Nachricht kommt. Und soll von Alledem nichts geahnt, soll allen Ernstes geglaubt haben, Bismarck werde umkehren, sein Versprechen zurückziehen, Reichsministerien konzediren und als ein in Preußen ohnmächtiger Schattenkanzler von der Gnade der hundertfünfundzwanzig Nationalliberalen weiterleben?

Der Groll der Enttäuschten ward bald genug fühlbar. Im Februar 1878 legten die Verbündeten Regirungen dem Reichstag drei Gesetzentwürfe vor, die Tabak, Stempel und Spielkarten besteuern sollten. Das Tabakmonopol und die Reichsstempelsteuer wurden in der Budgetkommission bestattet. Camphausen, der sich von Lasker „abgeschlachtet" fand, erbat seine Entlassung und setzte sie, gegen den Wunsch des Königs, am dreiundzwanzigsten März durch. Kein Nachfolger zu finden. Die Erbschaft lockte Keinen und die Nationalliberalen schienen entschlossen, das Ministerium zu boykottiren. Bismarck bekam jeden Tag Absagebriefe und erklärte, im Staatshandbuch stehe nun kein möglicher Kandidat mehr. Scherzend sagte er eines Morgens endlich zu Tiedemann: „Bis zum Abend verlange ich von Ihnen einen Finanzminister, lebendig oder tot!" Der Vortragende Rath kommt um Mitternacht ins Schlafzimmer des Fürsten und fragt, ob Hobrecht, der Oberbürgermeister von Berlin, ihm passen würde. „Gedacht habe ich an Den auch schon; ich glaube aber nicht, daß er annehmen wird." Soeben habe Stephan abgelehnt; sein Latein sei nun zu Ende. Als Hobrecht gegen zwei Uhr nachts aus lustiger Gesellschaft nach Haus kommt, findet er Tiedemann, der ihn, als er sichs bequem gemacht hat, fragt, ob er Finanzminister werden wolle. Spaß oder Ernst? Heiliger Ernst. „Ich werde mir die

Sache beschlafen; wenn ich morgen im Kater noch so denke wie heute in der Bezechtheit, so sage ich: Ja!" Nach Drei erfährts Bismarck im Bett. Am nächsten Abend ist Hobrecht Staats- und Finanzminister; ein Liberaler. An dem selben letzten Märztag scheidet Fritz Eulenburg aus dem Ministerium; er wird durch seinen Vetter Botho, den Oberpräsidenten der Provinz Hannover, ersetzt. Am elften Mai schießt der Klempnergeselle Hödel auf den Kaiser. Bismarck hat die Gürtelrose, schreibt aus Friedrichsruh aber sofort nach Berlin und fordert die schleunige Ausarbeitung eines Sozialistengesetzes. Zwölf Tage danach lehnt der Reichstag unter nationalliberaler Führung den ersten Paragraphen ab; die Session wird geschlossen. Am zweiten Juni verwundet Nobilings Schrotflinte den alten Herrn. Als Tiedemann die Trauerkunde in den Sachsenwald bringt, ist Bismarcks erstes Wort: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf! Blitzschnell kombinirte er alle Folgen, die das erschütternde Ereigniß für den Gang unserer inneren Politik haben konnte. Dann erst erkundigte er sich theilnehmend nach dem Befinden des Kaisers und nach den Einzelheiten des Attentates". Er war dem alten Wilhelm anhänglich; doch im Krieg nie sentimental. Und Krieg wollte er jetzt. Den „Gesammtandrang auf seine Stellung, das Streben nach Mitregentschaft oder Alleinherrschaft an seiner Stelle, das sich in dem Plan selbständiger Reichsminister verrathen hatte", abwehren. „Minister bleiben wollte ich, weil ich, wenn der schwer verwundete Kaiser am Leben bliebe, was bei dem starken Blutverlust in seinem hohen Alter noch unsicher, fest entschlossen war, ihn nicht gegen seinen Willen zu verlassen, und es als Gewissenspflicht ansah, wenn er stürbe, seinem Nachfolger die Dienste, die ich ihm vermöge des Vertrauens und der Erfahrung, die ich mir erworben hatte, leisten konnte, nicht gegen seinen Willen zu versagen." Am fünften Juni war Conseil unter dem Vorsitz des Kronprinzen; die Minister, Generale, hohe Beamte. Die Mehrheit stimmt gegen die vom Kanzler vorgeschlagene Auflösung und meint, der Reichstag werde nach dem zweiten Attentat das Ausnahmegesetz annehmen. Möglich, denkt Bismarck; aber das Reich braucht Geld, das siechende Gewerbe Schutz, der kleine Mann Befreiung vom Steuerexekutor, der Industriearbeiter Sicherung gegen Unfall und Invalidität: und das Alles ist von diesem Reichstag nicht zu haben. Der Kronprinz stimmt dem Vorschlag des Kanzlers zu und unterzeichnet die Auflösungordre. Bismarck aber sieht links jetzt den gefährlicheren Feind. „Die Nationalliberalen hatten den Versuch gemacht, mich gegen meinen Willen ins Schlepptau zu nehmen. Es schien, daß man sich über die Theilung meiner Erbschaft bereits verständigt hatte. Nicht ich habe Händel mit den Nationalliberalen gesucht, sondern sie haben im

Komplot mit meinen Kollegen mich an die Wand zu drängen versucht." So war im Juni die Stimmung. Fünf Monate nach den varziner Gesprächen. Das Schiff lag nicht mehr am Landungplatz; stieß pfauchend schwarzen Dampf aus.

„Die Nationalliberale Partei, bei grundsätzlicher Neigung, die Regirung zu unterstützen, schädigt thatsächlich aus verschiedenen Gesichtspunkten: Fraktionpolitik, Ehrgeiz Einzelner, Redebedürfniß, Unkenntniß des praktischen Lebens, Phraseologie, Einschüchterung der Vernunft durch die Zungendrescherei. Die Vormundschaft einer Fraktion, welche die Mehrheit nicht besitzt, kann keine Regirung acceptiren. Sie kann nicht im Schlepptau einer Minorität geführt werden, die wiederum die Unterstützung anderer Fraktionen finden muß, um die Mehrheit zu erlangen. Die Nationalliberale Partei hat, unter der Leitung ihres linken Flügels, diese Unterstützung in der Regel bei der Fortschrittspartei gesucht und gefunden. Dieser Richtung entspricht das Mißtrauen, das ihre Redner gegen die Regirung offen aussprechen. Ein solcher Ausdruck des Mißtrauens von der Seite der zahlreichsten und bisher die Regirung stützenden Partei ließ an sich die Frage an die Wähler geboten erscheinen, ob sie dieses Mißtrauen theilen. Das Zusammengehen mit der Nationalliberalen Partei wird den Verbündeten Regirungen erschwert durch die Thatsache, daß die Partei in ihrer Gesammtheit sich meist der Leitung ihres linken Flügels unterordnet, entsprechend der alten Erfahrung, daß in jeder liberalen Partei die extremen Elemente die Herrschaft an sich reißen. Wenn es der Nationalliberalen Partei nicht gelingt, sich der Herrschaft dieser Elemente zu entziehen, so werden die Regirungen, wenn auch mit Bedauern, auf die Gemeinschaft mit dieser bisher einflußreichsten Partei verzichten müssen." Das sind Sätze aus Bismarcks Denkschrift über die Wahlaufgabe des Jahres 1878. Wenn die Parteibezeichnung geändert würde, könnten sie 1906 geschrieben und gegen das Centrum gerichtet sein. Das würde Herr Dernburg kaum zugeben. Eine Aehnlichkeit findet er nur darin, daß in beiden Fällen der „Konfliktsstoff, der zur Auflösung führte, sich im Sommer während der Krankheit und Beurlaubung der Reichskanzler aufsammelte". Auch hier muß ich ehrerbietig widersprechen. Bismarck hat, wie Kohls Regesten lehren, im Sommer 1877 höllisch gearbeitet, im Sommer 78 dem Berliner Kongreß vorgesessen; an die Auflösung dachte er erst, seit der Reichstag ihm im März die Steuergesetze abgelehnt hatte. Und als der vierte Kanzler vom Urlaub zurückkam, war er, wie die Erörterung der Interpellation Bassermann bewies, mit keiner Partei so intim wie mit dem Centrum. Konfliktsstoff gab es nicht; nur eine unbehagliche Lage und unbequeme Fragen, denen man sich durch eine Diversion entziehen konnte. Das hätte viel-

leicht aber zu lange gedauert; um den Applaus nicht zu verpassen, ließ Fürst Bülow sein schwarzes Heer im Stich, stellte sich an die Spitze der Truppe, die eben zum Angriff gegen ihn vorgerückt war, und zeigte ihr seine Freunde von gestern als den heute zu bekämpfenden Erzfeind. Bismarcks Denkschrift hatte den Gedanken an einen Angriff auf das Gros der Nationalliberalen abgelehnt.

Er wußte, was er wollte: „Wegfall der Matrikularbeiträge, umfassende Steuererleichterungen, Schutz des deutschen Gewerbefleißes in Industrie und Landwirthschaft." Herr von Tiedemann hatte ihm, der noch im Oktober 1876, gegen den Wunsch des damals seltsam hellsichtigen Kaisers, für die Beseitigung des Eisenzollrestes eingetreten war, aus der Erfahrung seiner rheinischen Landrathszeit erzählt, wie schwer die deutsche Industrie unter der fremden Konkurrenz leide: der englischen, die den Markt überschwemmte, der französischen, die, im Besitz verkäuflicher titres d'acquit, den deutschen Produzenten auf seinem Heimathmarkt unterbieten konnte. In der Wahlepistel wird nur die „mißverständliche absolute Anwendung freihändlerischer Theorien" getadelt und die Absicht bestritten, „Industriezweige durch Schutzzoll künstlich großzuziehen." Optima fide. An die Revision des Zolltarifes dachte der Kanzler ernstlich erst, als sie nach der Wahl (die den nationalliberalen Besitzstand um siebenundzwanzig Mandate verkürzt hatte) von der Mehrheit des neuen Reichstages unter Varnbülers Instigation gefordert wurde. So weit war er noch nicht, als er mit Bennigsen verhandelte. Herr Dernburg sagt: „Fürst Bismarck suchte nach einer neuen Mehrheit, weil er ein neues wirthschaftliches Programm durchführen wollte. Fürst Bülow sieht sich nach einer neuen Mehrheit um, weil dies wirthschaftliche Programm im Wesentlichen und selbst über Bismarcks Intentionen durchgeführt ist." Seine Durchlaucht könnte den Vater des Kolonialdirektors fragen: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?"

Bennigsen soll nachher bedauert haben, daß er Bismarcks Ruf nicht gefolgt sei; er habe sich, erzählte Bleichröder seinem falschen Freund Chlodwig, „vor der Abreise nach Varzin Lasker gegenüber gebunden". Vielleicht wars nur die anmuthige Schwachheit seiner Natur, die ihn hinderte, allein, ohne die Assistenz mindestens eines Parteigenossen, Minister zu werden; dann hätte er seinem politischen Wollen freilich nur geringe Werbekraft zugetraut. Einerlei: seine Ernennung wäre von dem alten Wilhelm nicht unterzeichnet worden. Und Bismarck hätte um den ehrenwerthen Paradehelden des Nationalvereins nicht auf Tod und Leben gekämpft. Ihm waren die großen Worte der Nationalliberalen, was den alten Nominalisten die Universalien, die allgemeinen Begriffe, gewesen waren: flatus vocis; und er wurde erst wild, als sie zu intri-

guiren, Machtrechte zu heischen, gegen die Wirthschaftreform und den Staatssozialismus sich aufzubäumen begannen. Später sind sie wieder bescheiden und (unter Miquels Leitung) vernünftig geworden. Haben Ausnahmegesetze, Schutzzölle und sozialistische Forderungen bewilligt. Der linke Flügel entschloß sich zur Sezession. Bennigsen war unter sehr konservativen Ministern Oberpräsident, Miquel als Junkerknecht verschrien und dem „liberalen Bürgerthum in Stadt und Land" ein Gräuel. Heute? Herr Bassermann, der sichtbarste Führer der Partei, fand im November das Deutsche Reich zum Erbarmen schlecht regirt, vom Absolutismus bedroht: und hat in Leipzig jetzt jauchzend Huttens Ruf wiederholt: Iuvat vivere! Der Winter des Mißvergnügens war allzu lang.

... In den Zeitungen stehen schon wieder Leitartikel über das Herrenhaus, den Vorortverkehr und die Apothekenordnung. Wie sonst im Juli. Drei Monate Wistuba und Poeplau: Das schwächt schließlich den robustesten Verstand. Täglich kann man nicht über den ungeheuren Sieg und die unwiderstehliche Wucht des nationalen Blockes schreiben; fängt allgemach auch zu merken an, daß um zwei Subalternbeamte und deren winzige Protektoren ein Krieg subalterner Geister geführt worden ist. Der Reichstag hat sich schon in den ersten Lebenswochen als eine chambre introuvable bewährt. Ist die Nullenreihe, die doch lang genug war, noch länger geworden? Liest wirklich noch ein nicht völlig Schlafloser diesen Sammelsur öden Geschwätzes? Nicht ein Satz ist ja drunter, der nicht seit der Adventzeit zehnmal gedruckt war. Haushaltsberathung! Wer sprach vom Haushalt, wer vom Gebresten des Reiches? Wahlhymnen und Wahllitaneien. Verklungen Alles, was im November noch in Brusttönen von der Lippe besorgter Patrioten dröhnte. Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld: Wistuba & Roeren, Poeplau & Erzberger werden dem Reich nicht mehr schaden. Einiges ist draußen ja geschehen. Japan rüstet noch hastiger als vor dem mandschurischen Krieg. In den Arsenalen, im Stahlwerk, in der Pulverfabrik wird in fast ununterbrochenem Schichtwechsel gearbeitet. Konserven und Gewehre, Pioniermaterial und Verbandzeug, Shrapnells und Granaten werden heute bestellt und morgen geliefert. Der Mikado hat mit allen Möglichkeiten gerechnet; versagt sich England, beruft sichs in der Entscheidungstunde etwa auf die Solidarität der weißen Rasse, dann fliegen millionen Aufrufe durchs Inderland und stacheln die geknechteten Sonnenkinder zur Empörung. Amerika ist nicht fertig. So lange ihm die pazifische Kriegsgefahr droht, kann es sich nicht in andere Händel mischen. Und daß diese Gefahr noch nicht beseitigt ist, wird durch ein Symptom bewiesen: Japan zeigt dem Gegner von gestern ein freundlicheres Gesicht. Bekommt Rußland den Rücken frei, dann wirds in Eu-

ropa nach und nach wohl wieder aktiv. Eduard hat, als er dem klugen Louis Botha das Ministerpräsidium anvertraute, das Vaalreich zum zweiten Mal erobert; das Volk jetzt, nicht nur das Land; nicht die Buren nur: auch die Nordsee-Holländer versöhnt. Dem Prinzen Heinrich der Niederlande, der deutsche Menschen aus einem Schiffbruch retten half (und aus Deutschland kein armes Dankwörtchen erhielt) einen hohen Orden gegeben. Erreicht, daß der deutschen Luftschiffahrt Schwierigkeiten gemacht werden; wahrscheinlich auch schon, daß im Nothfall das Ausfahrtthor für unsere Torpedoboote gewaltsam geöffnet werden muß. Am Rothen Meer und am Persischen Golf zieht er je nach dem Bedürfniß die Drähte. Ist die katholische Konkurrenz Frankreichs im Orient los (dafür hat sein Clemenceau gesorgt) und kann lächelnd drum dulden, daß die entchristlichte Republik aus der Algesiras-Akte ein Papiermützchen für Kinder fältelt. Mit dem Sultan des Ostens, der unter deutschem Patronat das Schicksal der Scherifischen Majestät zu erleben fürchtet, ist er auf Du und Du, hat sein fettes Händchen in dem Erbfolgespiel der Yildizzettler und zittert nicht mehr bei dem Gedanken an den trockenen Weg nach Indien. Kommts Hart auf Hart, so hat er alle wichtigen Felder besetzt. Kommt aber nicht. Wer spricht bei uns denn von so entlegenen Dingen? Paßt nicht in das nouveau jeu. Wer in dem Kanzler nicht ein Diplomätchen für Alles sieht, ist kein Mann von echtem Schrot und Korn. Und Seine Majestät und Carlino Tschirschky sind auch noch da. Das Thema der internationalen Politik ist verpönt. Die sonst Offiziösesten sogar müssen schweigen. Der gute Bürger braucht nicht zu wissen, was für die Haager Konferenz gekocht und wie seine Regirung sich bei der Mahlzeit verhalten wird. Das mag der Franzos, der Brite, der Italiener erfahren. Dem Deutschen frommt solche Wissenschaft nicht. Die Unterscheidung zwischen Freund und Feind, die Zurechtweisung antimilitaristischer Organe scheint Dir nöthig? Nöthig, Uncle Sam laut vor der Falle zu warnen, in die er gelockt werden soll? (Denn auf ihn mehr noch als auf uns ists bei dem Antrag auf Begrenzung der Seewehr abgesehen.) Zu sagen, früh und unzweideutig, daß für Deutschland die Rüstung eine Lebensfrage ist, eine Frage von Sein oder Nichtsein, die es knirschend noch im Knechtsjoch bejahen würde? Daß hier nicht Geheimnißkrämerei ziemt, sondern stolzeste Offenheit, die Keinen kränkt, doch auch vor Keinem sich duckt? Unsinn. Unter den Antimilitaristen sind (zum Beispiel: am Main) Busenfreunde, die man nicht hitzig verstimmen darf. Amerika weiß Bescheid und Roosevelt ist, trotz dem Nobelpreis, von Roots Friedensflöte noch nicht ganz eingelullt. Sogar der Temps ist ja gegen Campbells Vorschlag, die Rüstungen zu begrenzen; und hat nie heucheln gelernt. Wir schweigen. Ueber all die wichtigen Fragen,

die im Haag bald nun beantwortet werden sollen: über Neutralitätpflichten, Kaperrechte, Kriegserklärung, Seeminen, den ganzen Schwindel. Wie wir über Marokko geschwiegen haben. Habt Ihr aus französischen und englischen Blättern damals nicht alles Wissenswerthe erfahren? Und ist nicht Alles gut gegangen, trotzdem (oder: weil) Eure Nachrichtenangler aus dem Preßbureau kein Sterbenswort heimtrugen? Auch jetzt hat die Firma Bülow, Hammann & Co. (G.m.b.H.) Besseres zu thun. Die Claque beisammenzuhalten. Unbequemen Ministern und Staatssekretären die Meinung zu geigen. Für die unersättliche Applaussucht des Chefs täglich zweimal Futter heranzuschaffen. Schreibt doch über ihn; preist ihn als den Musteragrarier, den Börsenbewunderer, den Schöngeist und ganz modernen Menschen; vergeßt auch nicht den treuen, zuverlässigen Freund seiner Freunde Miquel und Hohenlohe, Holstein und Podbielski, Reventlow und Oldenburg, Spahn und Groeber. Solche Leistung ist wahrhaft national. Sonst: Vororte, Apotheken, Herrenhaus; oder Studt. Wozu in die Ferne schweifen? Muß es durchaus Internationales sein, so erzählt, der Lenzenmond blinke uns so freundlich, daß der Kaiser schon dran denke, seinen Onkel, der so viel Liebes und Gutes an ihm gethan hat, zu besuchen. Und bleibt hübsch ernsthaft, wenn Michel in der Hypnose auch diese Pille noch schluckt.

Vor dreißig Jahren sagte Bismarck, er sei froh, endlich wieder unpopulär zu werden; daraus erkenne er, daß er, wie vor 1864, unter den Scheltreden seiner Mitbürger auf dem richtigen Wege sei. Seit dem Plan zu dem Krieg um die Elbherzogthümer hatte er kein größeres, nützlicheres Werk besonnen als dieses mit neuer Unpopularität belohnte. Er wollte Deutschland, dessen Wirthschaft unter dem Milliardendünger hinwelkte, stark und reich machen, dem Feind zum Schrecken, dem Armen zum Hort: und hats vollbracht. Er sah ein Ziel; aus welchem Lager ihm reisiges Gefolge zuströmte, aus Bennigsens oder aus Windthorsts, galt ihm gleich. Schimpf und Spott hetzten ihn; bis ins Grab seiner Macht. Sein dritter Nachfolger entlief den Gefährten (nicht, weil er ein neues Ziel sah, sondern, weil er seinen Leib sicherer betten wollte), ließ auf sie einhauen und warb mit süßen Lockrufen eine stärkere Gefolgschaft. Die er zur Noth noch zusammenhalten, zu dem Reich wohlthätigem Wirken innerlich aber nicht einen kann. Er wollte nicht eine Sache: wollte nur sich. Und späht ängstlich, mit schalem Spaß auf zuckender Lippe, Tag vor Tag nun nach der Möglichkeit einer That, die das Werk des von der Selbstsucht bedienten Dilettantismus adeln könnte. Auf den Beifall kluger Kollegen und vorausblickender Politiker muß er verzichten. Kanns auch; denn er hat, wie ihm gebührt, ein großes Publikum.

Psychologie der Volksdichtung.*)

Unter dem Titel einer Psychologie der Volksdichtung ist vor Kurzem ein Buch erschienen, das, wie ich hoffe, die Aufmerksamkeit des deutschen Hauses auf sich ziehen und dem alten deutschen Volkslied viele neue Freunde erwerben wird. Sein Verfasser ist, wie er im Vorwort mittheilt, seit seiner Studentenzeit den Spuren des Volksliedes nachgezogen. Wie oft, so erzählt er, habe ich, im finsteren Gehölz verirrt oder im Schneegestöber vom Wege abgekommen, Auslug gehalten nach dem Lichtlein, das mir den gesuchten Ort verrathen sollte, und gehorcht, ob sich nicht fern, ganz fern die schwermüthigen Klänge eines jener hessischen Volkslieder vernehmen ließen, denen ich nachspürte. Ein Vierteljahrhundert hat er so dem Volkslied nachgeforscht, draußen in der freien Natur, wo es in irgend einem stillen Weltwinkel noch lebendig blühte, und über den stillen Büchern, in denen seine Blüthe wie in einem Herbarium gesammelt worden ist. Zwischendurch kamen Jahre, wie er andeutet, in denen die zarte Stimme des Volksliedes vom Geräusch des lauten Tages übertönt wurde; aber an der großen Wende des Lebens, wo das Haar ergraut und die Seele bei sich Einkehr hält, ergriff ihn, wie es uns Allen geschieht, das Heimweh nach den Idealen der Jugend und die Sehnsucht nach der heimlichen Waldeinsamkeit der Volkspoesie, in deren Duft und Liederklang das junge Herz einst so freudig geschlagen hatte.

In dem Buch ist ein starker persönlicher Stimmungsgehalt niedergelegt; der Abglanz ferner Tage und glücklichen Wanderns über Berg und Hügel schimmert über seinen Blättern. Das hat mir die Lecture noch besonders reizvoll gemacht. Was der Verfasser selbst von den Geheimnissen der dichtenden Volksseele erlauschte und was die wissenschaftliche Erkenntniß einer versinkenden und fast versunkenen schönen Welt überhaupt an Erkenntniß zu Tage gefördert hat, Das bietet er uns nun in seinem Buch, als seinem Lebenswerk, dar. Er will durch die ganze Volksdichtung führen; deshalb erzählt er auch von dem Liederquell, der in fremden Ländern und Völkern entsprungen ist. Aber mit besonderer Liebe ruht das Auge doch auf der heimischen Kunst, und was wir von den Liedergaben der anderen Völker hören und kennen lernen, muß am Ende dazu dienen, uns die besondere Schönheit und die Eigenart des deutschen Liedes heller zu beleuchten.

So reich das deutsche Volk an geistigen Gütern sein mag: sein größter Reichthum ist und bleibt doch sein Gemüth und seine Kunst. Viel lauteres Gold ist schon im Lauf der Zeiten aus seiner Seele gehoben und immer wieder sind ihm Kinder geboren worden, denen gegeben war, die goldenen Eimer zu den tiefsten Quellen der Menschenseele hinabzulassen und dort zu schöpfen, große Dichter und Künstler, deren Andenken nicht verschwinden und deren Name nie verklingen wird. In der Volksdichtung klingt kein Name und nirgends

*) Psychologie der Volksdichtung von Dr. Otto Böckel. Leipzig, B. G. Teubner.

tritt die dichterische Persönlichkeit aus ihrem Dunkel hervor. Wer sie waren, die vor Zeiten bildeten und schufen, die ein Lied ersannen, eine Melodie erfanden: das singende Volk fragte nicht danach; und sie selber habens nicht verrathen. „Vereinzelt erscheinen im deutschen und auch im französischen und bretonischen Volksliede Andeutungen darüber, wer das Lied neu sang, erstmals sang oder wie sonst die Andeutungen lauten. Aber auch diese Mittheilungen sind unsicher, ganz allgemein gehalten, vielfach absichtlich ironisch gefärbt, so daß man nur in seltenen Fällen aus ihnen auf den Stand und Beruf des Verfassers schließen kann."

Das bescheidene Zurücktreten der Dichter hinter ihr Werk erklärt sich psychologisch aus dem Fehlen eines eigenen Schaffensbewußtseins. Was der Einzelne geben konnte und gegeben hatte, war oft sehr gering. Vielleicht fand er sein Leben lang nur ein winziges Goldkorn, ein einziges Lied oder eine Strophe, ein paar Töne, in denen eine Melodie schlummerte. Ein Anderer nahm dann diese auf und ließ sie in sich weiterklingen: so wurde aus mancherlei Tönen von da und dort her eine Weise, die bald darauf die Straßen auf und nieder tönte. Und auch jetzt war ihr Werden noch nicht vollendet, sondern Wort und Weise erlebten, die schöpferischen Kräfte der Volksseele anrührend, noch mannichfache Veränderungen und Umbildungen und oftmals mögen sie wohl erst, nachdem sie durch viele klingende Herzen geflossen waren, ihren ganzen Wohllaut und ihre volle Schönheit empfangen haben. So konnte die Kunst und die Schöpferkraft der einzelnen Dichter, die das Lied erstmals gesungen oder an ihm weitergebildet hatten, von so geringer Bedeutung sein, daß sie kein Bedürfniß in sich fühlten, mit ihrer Person vor ihr Werk hinzutreten. Aus dem ganzen Bilde der Volksdichtung aber schaut uns das Auge eines großen und wunderbar reichen Künstlers an.

Die Volkslieder der Völker scheiden sich ja deutlich an den Sprachgrenzen Mancherlei giebt es aber, was Allen gemeinsam ist. Viele Bilder und Gleichnisse, die eine innere Stimmung veranschaulichen, kehren in den Liedern weit auseinander wohnender und verschiedene Sprachen redender Völker wieder: es ist poetisches Gemeingut der Menschheit. Sorglos und unbefangen, wie der Wanderbursch mit dem Stab in der Hand, von dem es so gern erzählt, wandert das Volkslied durch die Lande, ohne auf die trennenden Grenzpfähle zu achten. Es pflückt überall Blumen und nimmt überall Eindrücke in sich auf; dennoch spiegelt es mit wunderbarer Reinheit und Treue die eigene Volks- und Landesart wieder. Ich entnehme dem Werk Böckels ein schönes Beispiel. Ein Mädchen hat viele Jahre geduldig auf den fernen Liebsten geharrt, und da er endlich wiederkommt, erkennt es ihn nicht. Er will sich auch zunächst vor der Liebsten verbergen und erst ihre Treue und Ergebenheit auf die Probe stellen. So berichtet er ihr von sich selbst Uebles, sagt, daß er ihr untreu geworden sei, und wartet nun, wie sie die Botschaft aufnehmen werde. Aber das Mäd-

chen wird seiner Liebe nicht untreu, es flucht ihm nicht, sondern segnet ihn. Nun nimmt er den entstellenden Hut ab und reicht der Treuen den Goldring. Jetzt erkennt sie ihn und das deutsche Volkslied sagt: „Sie weinte, daß das Ringlein floß"; und fügt sonst nichts hinzu. Ein polnisches Lied besingt ein ähnliches Erlebniß. Kascha erkennt den heimgekehrten Liebsten

Sieht ihn, springt zu ihrem Schatze
Ueber vier Tische mit einem Satze.
Stößt den fünften um mit dem Fuße
Rufet ihrem Schatz zum Gruße:
„Du der Erste sei willkommen,
Der das Herze mir genommen."

Hier stürmischer Jubel und leidenschaftliche Bewegung, dort schweigendes Glück; aber das mit wundervoller künstlerischer Zurückhaltung gemalte Bild der Thränen, darinnen der Goldreif schwimmen könnte, bezeugt uns, wie heftig auch das Herz des deutschen Mädchens erschüttert ist und in welcher Leidenschaft ihre Seele bebt.

Jemand hat gesagt, das Volkslied verfüge im Grunde nur über wenige Töne, die es nun unablässig variire. Auch in solchem Variiren und Moduliren läge eine große Kunst. In Wahrheit sind es aber recht viele Töne, die das Volkslied anzuschlagen weiß: Alles, was das Herz in seinen schönsten und schwersten Augenblicken bewegt, klingt im Liede wieder. Man kann in der „Psychologie der Volksdichtung" nachlesen, welcher Schatz von Gefühl und Stimmung in den Volksliedern versenkt ist, von behaglicher Neckerei an und schalkhaftem Spott bis zur tiefsten Schwermuth. Einiges kehrt freilich immer wieder und man wird nicht müde, davon zu singen und zu sagen. Der Minne Wonnen und der Liebe Leid, Scheiden, Meiden und Wiederfinden, Treue und Untreue, Tod und Sterben, dazu die Lust der Maienzeit und des Winters harte Noth, das Glück der Heimath und das Elend der Fremde: Dies und Anderes tönt immer von Neuem; es sind ja Erlebnisse, von denen das Herz überfließt. Aber immer wieder findet das Lied einen eigenen und einen neuen Ton und immer wieder erstaunen wir darüber, wie einfach und mit welcher elementaren Unmittelbarkeit des Ausdruckes das so oft Gesagte nun wieder gesagt wird, wie greifbar und plastisch das Volkslied Menschen und Dinge mit dem kürzesten Wort vor uns hinzustellen versteht. Ein Beispiel. Ein Mädchen sieht seinen zum Tode verurtheilten Liebsten gefangen vorüberführen und geräth bei seinem Anblick in die äußerste Verwirrung. Das Volkslied spricht davon: „Das Mädchen wandte sich um und um, mit Weinen ging sie davon." Wandte sich um und um: besser, sagt Böckel, kann die Bestürzung nicht geschildert werden. Das Mädchen dreht sich unschlüssig herum, blickt bald der marschirenden Truppe nach, denkt bald an Rettung, etwa durch eine Bitte an den Kommandanten, und geht zuletzt, in Thränen aufgelöst, halb willenlos seinen Weg.

Der Einblick in die Gefühlswelt des Volksliedes und in seine Art, das Unaussprechliche auszudrücken, ist lehrreich. Lehrreich ist es auch, seinen eigenen Schicksalen zu folgen, seinen ersten Frühling zu betrachten, dann die volle Blüthenpracht und endlich seinen Herbst. Seinen Herbst — denn der Ausgang ist traurig: die Volksdichtung ist überall im Absterben und sie ist zum größten Theil schon abgestorben. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist die Zeit seiner schönsten Blüthe; da sprießt es in wunderbarer Fülle hervor. Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bringt noch manches schöne Lied; dann aber setzt der Niedergang ein, und was vordem wie ein einzig prangendes Blüthenfeld war, darüber weht nun der Herbst. Verblaßt sind die Farben, verweht ist der Duft, die scharfe Kulturluft hat den Liederfrühling getötet.

Diese Klage bedeutet nicht allein, daß die schöpferischen Kräfte im Volke vom sechzehnten Jahrhundert an allmählich erloschen sind: sie gilt auch dem allmählichen Verlust des schon vorhandenen Liederschatzes. Was die früheren Zeiten hervorgebracht hatten, wurde eine lange Zeit hindurch als kostbares Volksgut gehütet und treulich von einem Geschlecht aufs andere vererbt. Dann kamen die Zeiten, wo man achtloser mit dem Vätererbe umzugehen begann und ein Kleinod nach dem anderen verloren gab. Begönnen wir erst jetzt damit, den alten Liederschatz zu heben, um seine Erhaltung wenigstens in den Büchern zu sichern, wir würden nicht gar viel zusammenbringen. Noch immer sind ja die Sammler unterwegs, ihre Heimath planmäßig auf Volkslieder abzusuchen. Ihre Ausbeute ist aber nicht groß; und sie wird immer geringer. Auch müssen sie immer weiter hinauswandern, ehe sie Stätten finden, wo vom alten deutschen Sangesgut noch Etwas im Gedächtniß der Leute übrig geblieben ist. „Das Volkslied liebt die stillen, traulichen Winkel, wo Ruhe und Frieden herrschen. Die vorrückende Kultur verscheucht den altheimischen Volksgesang; vor dem Dampf der Lokomotiven und dem Qualm der Fabrikschlote verschwinden die Volkslieder. Dazu geht es mit den Volksliedern oft wie mit den versunkenen Schätzen, die nach der Sage nur zu gewissen Zeiten ihren Glanz zeigen und der Erlösung harren." Der Sammler muß oft lange um Vertrauen werben und manchen vergeblichen Weg gehen, ehe sich ihm die Truhen öffnen.

Der Rückgang der Volksdichtung fällt zeitlich mit dem Aufkommen der gedruckten Liederbücher zusammen. Der Buchdruck unterbrach die lebendige Ueberlieferung, unterband den künstlerischen Trieb der dichtenden und singenden Volksseele und lähmte zugleich ihre Gedächtnißkraft. Die neuen Zeiten brachten Anderes zum Denken und Uebersinnen und boten andere Möglichkeiten, über die eintönigen Winterabende hinwegzukommen. Man brauchte nicht mehr, wie früher, aus der eigenen Seele und deren Erinnerungen zu schöpfen. Die Zeitung kam nun in jedes Dorf, Volksbibliotheken sorgten für geistige Unterhaltung, die frühere Abgeschlossenheit der Dörfer wurde aufgehoben, der Schienenweg schloß

auch die entlegenen Ortschaften mehr oder weniger dem großen Verkehrsleben an. Das ist ja ohne Zweifel werthvoll, und daß jetzt weit mehr als einst Gelegenheit zum Lesen guter Bücher gegeben ist, wird man als segensreich ansehen müssen. Der Erhaltung unserer alten Lieder und Sagen aber ist es nicht eben förderlich gewesen. Ueberhaupt löst sich das Volk mehr und mehr aus seinen früheren Ueberlieferungen und alten Bräuchen. Das Trachtenbild wird mit jedem Jahre farbloser und auch da, wo die Volkstracht im Großen und Ganzen noch bestehen geblieben ist, fühlt man schon die Nothwendigkeit, für ihre Erhaltung durch künstliche Mittel zu wirken.

Vor Allem aber ist der Niedergang des Spinnstubenlebens der Volksdichtung verhängnißvoll geworden. Böckel schildert den Ursprung und die wechselvollen Schicksale der Spinnstube ausführlich und ich will aus seiner Schilderung einige Stellen wiedergeben.

„Die Spinnstube war ursprünglich der Geselligkeit aller Dorfgenossen gewidmet. Auch die älteren Gemeindeglieder fanden sich in ihr zusammen und es bestand eine verständig gehandhabte Aufsicht, die für Ordnung sorgte. So wählte jede Spinnstube in der Niederlausitz ihre Vorsteherin, zugleich Vorsängerin, ein älteres Mädchen, dem sich jedes Mitglied fügen mußte. Aber schon die Anwesenheit der alten Leute, die sich rauchend oder bastelnd an der Spinnstube betheiligten, wies manchen jugendlichen Unfug und Fürwitz in seine Schranken. Später trat jedoch die Jugend in der Spinnstube mehr in den Vordergrund, während sich die Alten zurückzogen, auch drangen fremde, ungehörige Elemente ein und störten Frieden und Ordnung. Das war sehr bedauerlich, denn im Kern war das Wesen der Spinnstube gesund und sie entsprach einem dringenden Bedürfniß: war doch hier dem jungen Mann Gelegenheit geboten, die Mädchen an ihrer Arbeit zu beobachten und zu prüfen, war doch hier eine Vereinigung vorhanden, die den Zusammenschluß der Landjugend auch zu idealen Zwecken fördern konnte. Wo das Spinnrad schnurrte, da erscholl Gesang, denn es war gemüthlich. Vielfach fand sich Alt und Jung zusammen. Das war das Beste. Dann bildete die Jugend eigene Spinnstuben. Das war nicht gut, denn hier setzte der Klatsch ein und lieferte den Feinden der ländlichen Freuden reichen Stoff für ihre Wühlereien und Angebereien. Auf diese Treibereien sind die meisten Verbote und Maßregelungen der Spinnstuben zurückzuführen. Hätten die Spinnstubenbesucher am alten deutschen Kern der Einrichtung festgehalten und in der Spinnstube den Hort ländlichen Gemeinsinns und Gemeinlebens treu bewahrt, so wäre es nicht möglich gewesen, sie zu einer Brutstätte des Lasters zu stempeln, wie so oft geschehen ist. Die Fehler Einzelner mußte die Gesammtheit entgelten, für einzelne Ausschreitungen wurde ein wohlberechtigtes Lebenselement geopfert.

Seiner eigenen Darstellung fügt Böckel die Schilderung eines Augenzeugen ein, ein farbenvolles Bild heiterer und harmloser Dorfgeselligkeit. Der Schilderer, ein Lehrer, deutet das Vorkommen unziemlicher Dinge auch nicht einmal an; aber auch andere Kenner der Spinnstuben, darunter mehrere Geistliche, sprechen sich gut über sie aus und erkennen ihren Werth unumwunden an. Sie sehen in der Spinnstube ein wirksames Mittel zur Förderung des

Gemeinsinnes, zur Aufrechterhaltung freundnachbarlicher Interessen und rühmen sie als eine Heimstätte volksthümlicher Ueberlieferungen und als Hüterin uralten germanischen Volksthumes. Schwer ist auch zu begreifen, daß sich gerade unter dem Blick vieler Augen und dem Scheinen vieler Lichter sittenloses Wesen entwickelt haben sollte. Die Spinnstube wird vielmehr nur die jeweilige Dorfmoral getreulich angezeigt haben. Wo also das sittliche Leben eines Dorfes niedergegangen war, da wird sich das Verderben auch in der Spinnstube, als dem Brennpunkt der dörfischen Geselligkeit, gezeigt haben. Wo die sittlichen Anschauungen aber gesund geblieben waren, wird auch die Spinnstube ehrbar gehalten worden sein. Ich habe von zuverlässigen Leuten über das Spinnstubenleben ihres Dorfes nur Gutes gehört, bin auch selbst manchmal dabei gewesen und denke noch heute an die dort verlebten Stunden als an ein Stück goldener Jugendpoesie gern zurück. Man hätte der Entartung, wo sie sich zeigte, entgegenarbeiten, nicht aber eine werthvolle und unersetzliche Form dörflicher Geselligkeit, die daneben eine Arbeitgemeinschaft war und mancherlei idealen Zwecken diente, zerbrechen sollen.

Mögen die Spinnstuben ihren Untergang nun selbst verschuldet haben oder nicht: jedenfalls ist ihre Zeit dahin und mit ihm ist ein Haus zusammengebrochen, unter dessen traulichem und gastfreundlichen Dach das Volkslied lange gewohnt hatte und noch lange hätte wohnen können. Die Spinnstuben waren in der That Sammelpunkte des geistigen Lebens im Dorfe, und wenn man in einigen Gauen den Gang in die Spinnstube den Lichtgang und „z' Lichtgehn" nannte, so darf man den Ausdruck in einem tieferen Sinn nehmen, als er ursprünglich gemeint war. Die Spinnstuben förderten die Entstehung neuer Lieder und erhielten die alten Lieder am Leben. Wo in einem Dorfe mehrere Spinnstuben neben einander bestanden, da pflegten sie einen Wetteifer zu entfachen, den schönsten und größten Liederschatz als gemeinsamen Besitz zu gewinnen. Die Alten im Dorf, denen dabei die eigenen Jugendjahre lebendig wurden, hörten mit kunstgeübtem Ohr auf den Gesang der Jugend, besprachen die Leistungen unter sich und waren stolz darauf, wenn der Spinnstube, in der ihre Kinder und Enkel mitsangen, der Vorzug eingeräumt werden mußte. So leuchtete das Licht der Spinnstube durch die langen Winterabende, bis es etwa um den Fastnachtstag herum ausgelöscht wurde. Was aber im Winter gelehrt und gelernt worden war, Das begleitete die heiße Arbeit des Sommers und klang bei den abendlichen Rundgängen, die ja nun, wie verlautet, auch an manchem Ort verboten sein sollen. Als ob man das junge Herz unterbinden könnte, als ob Etwas damit gewonnen wäre, wenn seine Lieder nicht mehr gehört werden! Wie schön war der Dorfgesang oft, wie stimmungvoll fügte er sich dem heimlichen Weben der Sommerabende ein! Ich war vor Jahren einmal wieder über den sagenreichen Meißner gewandert, vorüber an dem Teich

der Frau Holle, und darauf zu dem welligen Hügelland niedergestiegen, worin in vielen schmucken Dörfern eine musikalisch hochbegabte Bevölkerung wohnt. Nach der Ankunst an meinem Ziel hatte ich mich wegmüde früh niedergelegt; aber die mondhelle Sommernacht und der starke Lindenduft ringsum ließ mich nicht einschlafen. Plötzlich vernahm ich durch die leisen träumerischen Laute der Mondnacht von fern her mehrstimmigen Gesang, der bald deutlicher klang, bald zwischen den Gassen und unter Laubgängen entschwand. So zog es hin und her, endlich aber sammelten sich die Sänger ganz nah unter der Dorflinde, wo sie dann wohl eine Stunde lang ein schönes Volkslied nach dem anderen sangen Nie wird mir der Eindruck dieses melodischen Gesangs in der lichten, sommerduftigen Nacht verloren gehen; er ist einer der ewig klingenden Punkte im Leben.

Heute ist es auch in den sonst so sangesreichen Dörfern stiller geworden. In Feld und Hag, zwischen den Garben und auf Straßen- und Wegen ist nicht mehr viel zu hören, und was man etwa noch zu hören bekommt, ist selten das alte Volkslied. Das ruht nun still in den Büchern und Bibliotheken; nur wenig noch lebt noch im Volk. Noch immer entzückt es das feine Ohr; dem Ohr des Volkes ist sein tiefer, schöner, edler Ton fremd geworden.

Die Bestrebungen unserer Tage, das Verständniß für die Schönheiten unserer Heimathkunst wieder zu wecken, sind nun freilich auch dem Volkslied zu Gut gekommen und mancherlei Anstrengungen werden gemacht, dem Volkslied wieder den Rückweg in das Herz des Volkes zu bahnen. So hat in meiner Heimath der Komponist Johann Lewalter, der einen werthvollen Schatz niederhessischer Lieder in Wort und Weise zusammengetragen hat, einige der schönsten Volksgesänge in vierstimmigem Satz herausgegeben und die heimischen Gesangvereine tragen diese Lieder nun in ihren Konzerten und bei ihren Ausflügen vor. Von starker Wirkung scheint auch die Mahnung unseres Kaisers, die Volkslieder zu singen und zu Gehör zu bringen, gewesen zu sein. So wird es am Ende gelingen, manches schon in Vergessenheit gerathene Lied wieder lebendig zu machen. Den Frühling aber kann uns Niemand wiedergeben und Niemand wird dem Volke seinen früheren Reichthum an Liedern und Melodien zurückbringen. Doch sollte wenigstens der Gebildete in der Wunderwelt der Volkspoesie zu Hause sein. Die „Psychologie der Volksdichtung“ wird ihm ein werthvoller und kundiger Führer werden, wenn er die Blaue Blume im Walde der deutschen Dichtung suchen will. Nirgends erscheint uns die Volksseele mit all ihrem Fühlen und mit ihren feinsten Regungen so deutlich wie in Dem, was einst aus ihrem Inneren in Liedern und Tönen hervorgeströmt ist.

Wilhelm Speck.

John Maynard.*)

John Maynard!
„Wer ist John Maynard?“
„John Maynard war unser Steuermann,
Aus hielt er, bis er das Ufer gewann,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard.“

Die „Schwalbe“ fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug wie Flocken von Schnee,
Von Detroit fliegt sie nach Buffalo —
Die Herzen aber sind frei und froh
Und die Passagiere mit Kindern und Fraun
Im Dämmerlicht schon das Ufer schaun.
Und plaudernd an John Maynard heran
Tritt Alles: „Wie weit noch, Steuermann?“
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund':
„Noch dreißig Minuten . . Halbe Stund'.“

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei —
Da klingts aus dem Schiffsraum her wie Schrei.
„Feuer!“ war es, was da klang,
Ein Qualm aus Kajütt' und Luke drang,
Ein Qualm, dann Flammen lichterloh . . .
Und noch zwanzig Minuten bis Buffalo.

Und die Passagiere, buntgemengt,
Am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt,
Am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
Am Steuer aber lagert sichs dicht.

*) Vor Hoek van Holland ist ein Passagierdampfer gescheitert, im Hafen von Toulon ein starkes, neues Panzerschiff der französischen Flotte geborsten. Niederländer, Deutsche, Franzosen haben der Welt bewiesen, daß die Gefahr noch Helden gebiert. Mir fiel, als die Schreckenskunde kam, John Maynard ein. Als dann gemeldet ward, was während der toulоner Pulverexplosion der Muth eines Kadetten vermocht habe, las ich das Gedicht wieder; eine der frühsten modernen Balladen, die in Deutschland gedichtet wurden. Und dachte: Auch Andere mögen sie wieder lesen, den reichen Gedichtband des gascognischen Märkers aufblättern und dankbar empfinden, welche Poetenkraft uns in dem Mann gelebt hat, dem in Frankfurt an der Oder jetzt ein schlichter Denkstein gesetzt, dessen Werk aber im Herzen der Nation nicht so bewahrt worden ist, wie mans fordern durfte.

Und ein Jammern wird laut: „Wo sind wir? Wo?"
Und noch fünfzehn Minuten bis Buffalo.

Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht.
Der Kapitän nach dem Steuer späht,
Er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
Aber durchs Sprachrohr fragt er an:
„Noch da, John Maynard?"
„Ja, Herr. Ich bin."
„Auf den Strand. In die Brandung."
„Ich halte drauf hin."
Und das Schiffsvolk jubelt: „Halt aus! Hallo!"
Und noch zehn Minuten bis Buffalo.

„Noch da, John Maynard?" Und Antwort schallts
Mit ersterbender Stimme: „Ja, Herr, ich halts."
Und in die Brandung, was Klippe, was Stein
Jagt er die „Schwalbe" mitten hinein.
Soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.
Rettung: der Strand von Buffalo!

Das Schiff geborsten. Das Feuer verschwelt.
Gerettet Alle. Nur Einer fehlt.

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwelln
Himmelan aus Kirchen und Kapelln,
Ein Klingen und Läuten, sonst schweigt die Stadt,
Ein Dienst nur, den sie heute hat:
Zehntausend folgen oder mehr
Und kein Aug' im Zuge, das thränenleer.

Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
Mit Blumen schließen sie das Grab,
Und mit goldner Schrift in den Marmorstein
Schreibt die Stadt ihren Dankspruch ein:

„Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand
Hielt er das Steuer fest in Hand,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron',
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard."

Theodor Fontane.

Balthessers Meinungen.*)

Psychologie der Kleidung.

Gut gekleidet sein, heißt vor Allem: nicht auffallend gekleidet sein. Alles Vollkommene ist unbefangen, selbstverständlich. Das zweite Gesetz lautet: Solidität. Auch dieses wird seine Anwendung überall im Leben bestätigen, wo etwas Vollendetes vorliegt. Es ist, zum Beispiel, durchaus nicht selbstverständlich, die Manchetten und Kragen an das Hemd anzuknöpfen. „Selbstverständlich" ist das Hemd aus einem Stück. Sparsamkeit aber, womit man allenfalls die Theilung zu rechtfertigen sucht, ist ein Begriff aus einem anderen Reich, der in das „künstlerische" Gebiet der Kleidung hineingetragen wird, wie man in die Dichtung das moralisirende Element, die Tendenz, hineingetragen hat als ein ihrem Wesen fremdes. Tendenzen wie „angeknöpfelte" Manchetten und Kragen sind sicherlich „zielbewußte", aber darum nicht eben schönere Dinge. Stil lehnt jeden Kompromiß ab. Der Kompromiß bringt den Stil um. Es ist stillos, an das Hemd einen Theil durch mechanische Mittel anzufügen, der mit ihm ein Ganzes vorzustellen hat und (darin liegt das Unreelle, also Gemeine der Sache) dieses Resultat vorzutäuschen beabsichtigt. Die vollkommenste Täuschung bleibt eben als Täuschung ein armsäliger Kniff der Unzulänglichkeit, die das Zulängliche kennt, schätzt und den Schein der Zulänglichkeit erschleicht. Noch Eins: Wer Manchetten und Kragen aus „Schonung" anknöpfen zu müssen glaubt, übersieht, daß er im Grunde nur über die Thatsache hinwegzutäuschen trachtet, ein bereits gebrauchtes Hemd auf dem Leib zu haben. Er verschweigt sein verschmutztes Hemd, indem er die sichtbaren Ausläufer (Kragen und Manchetten) durch reine Stücke ersetzt. Man darf das gebrauchte Hemd nicht ein zweites Mal anziehen. Das mag kostspielig sein; aber sich gut anzuziehen, ist eben nicht wohlfeil. Daran ist nichts zu ändern.

Ueber die „Façon" des Anzuges entscheidet natürlich die Mode. Aber nur bis zu einem gewissen Grade. Einem Menschen, der sich mit Verständniß und Geschmack zu kleiden weiß, „befiehlt" die Mode nicht. Nie wird er sich ihr blind unterwerfen, aber auch nie gegen sie demonstriren. Eins ist eben so geschmacklos wie das Andere. Kreationen freilich mag man geruhig einem tonangebenden König überlassen.

Wie ein erzogener Geschmack nicht „Leder"-Tapeten oder ein Gips-Gebälk in der Wohnung duldet, eben so wird er das angefertigte „Flüchtige", die steif gefaltete und „fertig" genähte Krawatte und den unwandelbar mit „Bug" versehenen Strohhut verabscheuen. Sicherlich wird er auch seine Schuhe selbst schließen, also entweder zuknöpfen oder zuschnüren, nicht in ein durch Gummitheile gefügig gemachtes Stiefelgehäuse schlüpfen, auch nicht, wie ein Negerhäuptling, über einem Woll-

*) Fragmente aus einem Buch, das, unter dem Titel „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten, mitgetheilt von Richard Schaukal", bei Georg Müller in München erscheint. Einem graziösen, charmanten Buch (passende deutsche Eigenschaftwörter sind schwer zu finden; wir hatten den Typus dieses Buches bisher nicht), das man eine Philosophie für die elegante Welt nennen könnte. Das nur ein kultivirter Mensch zu schreiben vermochte und das für die äußere Kultur der Deutschen Nützliches leisten kann. (Taines Graindorge mag das Muster gewesen sein.) Ich hoffe, das hier angerichtete Hors d'oeuvre reizt den Appetit auf die Hauptgerichte der Mahlzeit.

Leibchen ein „Vorhemd“ (schon der Name riecht nach Kanibalenthum) baumeln lassen. Derlei Dinge sind auch nur noch in deutschen Landen „diskutabel“, wo man allen Ernstes erwägt, ob man an der Hotelabendtafel in Kniehosen und Wollhemd theilnehmen dürfe oder nicht und wo das Messer eben so unfehlbar zur Torte gehört wie das Glastellerchen mit untergelegtem gestickten Tüchlein sammt dem Miniaturlöffelchen zum „Eis“.

Das sind die Axiome. Alles Uebrige ist „Nuance“. Doch wer wird von den „letzten Dingen“ (den diskreten Beziehungen der einzelnen Kleidungstücke unter einander) zu Honoratioren und sonstigen Häuptlingen sprechen, die den Abendgesellschaftanzug, den Frack, als des aufwartenden Bürgers Vormittagsfestgewand ansehen, die das Straßen- und Besuchskleid, den Gehrock, aus dem Verließ des Garderobeschrankes hervorholen, wenn sie mit der seidestarrenden Ehehälfte zur Sommersonntagsfahrt ins Grüne sich rüsten, die etwa gar den ceremoniellen Cylinder mit dem bequemen gelben Schuh in Geberlaune zum farbigen Akkord zwingen und dem Gehrock durch die Frackweste und die schwarze Smokingschleife größere Feierlichkeit zu verleihen meinen?

Verkehr.

Menschen und Bücher, die immer von der Aristokratie des Geistes reden, sind mir tief verdächtig. Ganz abgesehen davon, daß ich nach meinem persönlichen Geschmack die Aristokratie der Geburt weitaus der des Geistes vorziehe; im Umgang, heißt Das. An den Verkehr stelle ich hohe Anforderungen, die der gebürtige Aristokrat mühelos erfüllt, der „geistige Aristokrat“ leider meist ganz unerfüllt läßt. Ich verlange zum Verkehr nicht Menschen, die immer das letzte Werk des neusten Norwegers schon gelesen haben, sondern Menschen, die sich mit Unbefangenheit gut zu benehmen im Stande sind. Wer da glaubt, Das seien bescheidene Ansprüche, Der täuscht sich gewaltig ... Tadelloses Benehmen ist lautloser Lebensrhythmus. Natürlich ist „tadelloses Benehmen“ nicht so aufzufassen, wie es der Oberlehrer von Posemuckel an einem durchreisenden Hutagenten bewundert. Auch der bekannte „Offizier in Civil“, das Endziel der Stilbestrebungen des Nachtredakteurs der „Großen Laterne“, ist nicht gemeint. Tadelloses Benehmen ist kein Additionergebniß. Es läßt sich durchaus nicht in einem Anstandsbüchlein auseinandersetzen, wie es pomadisirte Ladenjünglinge der Konfektionbranche in den Pausen ihres schwierigen „Verkehrs“ mit den Damen der Hauptstadt voll Beflissenheit studiren. Tadelloses Benehmen ist überhaupt nicht erlernbar, sondern eine Rasse-Eigenthümlichkeit, etwa wie die Hautausdüftung der Schwarzen. Das „Aristokratische“ ist keineswegs immer tadellos. Aber gewiß sind unter hundert Aristokraten immer neunzig, die ein sicheres Benehmen haben. Unter hundert nicht zur Aristokratie Gehörigen sind zehn „geistreich“, zwei geistreich und gebildet, fünfunddreißig gebildet, achtundneunzig aber in ihrem Benehmen ganz und gar unmöglich. Und ich ziehe entschieden vor, mit weniger geistreichen Leuten, die sich „benehmen“ können, zu verkehren, als mit Leuten ohne Benehmen, sie mögen im Uebrigen das Gebildetste auf der Welt sein. Diese schreiben ja heutzutage meist Bücher. Und es ist doch weitaus bequemer und amusanter, in ihren Büchern zu blättern, die man stets weglegen kann, als sich die Last eines Verkehrs aufzuhalsen, der aus vollen Schüsseln der Intelligenz mit ästhetischer Roheit spendet. Es ist aber leider Zehn gegen Eins zu wetten, daß der scharfsinnige Autor eines lesenswerthen Buches im „Leben“ ein unästhetischer Mensch

sei. Deshalb vermeide ich auch ängstlich jede persönliche Bekanntschaft aus dem „Reich des Geistes“, die mir höchstens den guten Eindruck eines Buches verderben könnte. Entrüsteten Ausrufzeichen aber begegne ich mit einer Darstellung Dessen, was ich unter einem „unästhetischen Menschen“ verstehe. Die Entrüsteten denken natürlich zuerst an das Nasenbohren, das sie sich doch schon seit dem Gymnasium abgewöhnt hätten; sie denken ferner, wenn sie auf weitere Fortschritte in der Schule des Benehmens stolz sind, an das Ausspucken und Mit-dem-Messer-Essen. Aber Das sind die allergröbsten „Handgreiflichkeiten“. Sich über Derlei aufhalten hieße, Spucknäpfe in die Bureaulokalitäten tragen. Ich meine ganz andere Dinge. Ich habe es, als ich in jüngeren Jahren nicht umhin konnte, manchmal „Picknicks“ der sogenannten gebildeten Stände aufzusuchen, stets im höchsten Grade unästhetisch gefunden, wenn ein junges Mädchen bei der Quadrille mir von Maeterlinck zu sprechen anhub. Es ist mir tausendmal lieber, wenn ein junges Mädchen zu ihrem Tänzer sagt: „Finden Sie nicht, daß es heute sehr heiß ist?“ Auf mein Wort: mir ist Das tausendmal lieber. Aber das Mädchen, das mit mir, in dem sie den Dichter sah (ich hasse alle Leute, die „in mir den Dichter sehen“), bei der Quadrille von Maeterlinck zu sprechen anhub und sich Wunder was darauf einzubilden im Stande war, hat dem nächsten Herrn doch gesagt: „Finden Sie nicht, daß es heute sehr heiß ist?“ Diese Tochter der gebildeten Stände richtet nämlich ihr Benehmen ein. Ein Mensch von Benehmen aber richtet niemals sein Benehmen ein. Er hat ein Benehmen; und das geht von ihm aus wie der Heugeruch vom Stallburschen.

Der unästhetische Mensch ist entweder befangen oder ungenirt. Beides ist gleich peinlich. Der Befangene ist immer um einen halben Takt voraus oder zurück; er stört jede Situation und bittet beständig um Entschuldigung, flüstert hinter der hohlen Hand und behandelt Bediente mit Ehrerbietung, wofür ihn Diese natürlich gebührendermaßen verachten. Der Ungenirte ist von aufreizender Kordialität. Er drückt allen Damen die Hand, nimmt mit vorgespreizter Handfläche „das Wort aus dem Mund“, tritt aufgeräumt zu Spieltischen alter Herren, denen er in den Nacken hustet, wendet sich mit unpassender Vertraulichkeit an den servirenden Bedienten. Niemals wird ihm ~~in~~ seiner Gottähnlichkeit bange; er hat keinerlei Menschenfurcht: ihm kann nichts geschehen, man müßte ihn denn niederschießen.

Eine der schrecklichsten Sorten unästhetischer Menschen sind die noch in der Entwickelung begriffenen „Elegants“. Sie haben Bewegungen des Rückgrates, die verstimmend auf die Magennerven wirken. Ihre abgecirkelte „Nonchalance“ könnte unter Umständen humoristisch wirken, wenn sie nicht mit Ernst quittirt werden müßte. Die Art, wie sie Bein über Bein schlagen, während sie den Zucker in der Tasse schwarzen Kaffees umrühren, ist geeignet, den umgänglichsten Menschen zu ihrem Todfeind zu machen. Sie spielen immer den Ueberlegenen und eine ihrer reizendsten Kombinationen ist die arrogante Verlegenheit, mit der sie angebliche Indiskretionen vorbringen, um die sie Niemand ersucht hat.

Das Ekelhafteste auf der Welt aber ist der „Schöngeist“ in seinen verschiedenen Spielarten, als da wären: die leicht verletzte ältliche Dame aus geachteter Beamtenfamilie, der im Coenakel „gefeierte“ Schriftsteller, der den Weltmann spielt und auf Schritt und Tritt Nuancen fallen läßt wie Knallerbsen, endlich der „Unberechenbare“ der durch eigenartige Auffassungen der solidesten Lebensverhältnisse zu verblüffen bestrebt ist, etwa plötzlich das Recht auf Blutschande vertheidigt und mit schamlosen Geständnissen nicht geizt.

Es giebt Menschen, die regelmäßig ins Kaffeehaus gehen. Sie können ja nichts dafür, daß es ihnen angenehm ist. Solche Menschen meide ich „von vorn herein". Es ist unmöglich, daß ein Mensch, der täglich einige Stunden lang im Kaffeehause sitzt, ein wünschenswerther Verkehr wäre. Das setzt eine Unempfindlichkeit gegen eine ganze Reihe höherer Taktfragen voraus, die für mich zu den Unerläßlichkeiten gehören.

Es giebt Menschen, die auf städtischen „Promenaden" auf und ab ziehen. Solche Menschen meide ich, „von vorn herein". Das sind Leute, die gegen Staub, Gestank und Lärm, die größten Plagen der heutigen Menschheit, unempfindlich sind.

Es giebt Leute, die jede Premiere sehen müssen. Solche Menschen meide ich „von vorn herein". Kritiker, die durch den Besuch der Theater ihren Beruf ausüben, sind auf das Tiefste zu bedauern; jene „Amateurs" aber sind verächtlich, da sie Sinne wie Taue und einen Geschmack wie Feuerländer haben müssen.

Die Dame.

Eine Dame ist eine virtuelle Vollkommenheit, die Mängel nicht ausschließt. Man kann eine Dame sein und muß keine Rasse haben. Man kann eine Dame und rührend oder unverzeihlich dumm sein. Man kann eine Dame sein und sich sogar schlecht kleiden. Jedenfalls kann man eine Dame sein ohne die Spur von Eleganz, ohne die Spur von Geist. Man kann tugendhaft wie ein englischer Gouvernantenroman und trotzdem eine Dame sein. Man kann Bücher schreiben und doch eine Dame bleiben; man kann Kinder haben, sogar viele Kinder, und eine Dame sein. Es gehört nicht Geld dazu und Millionen müssen die Gnade nicht erdrücken. Man darf kokett, sogar sehr kokett sein und kann doch eine unantastbare Dame bleiben.

An eine Dame kann Niemand heran. Eine Dame wird sich nichts „vergeben". Eine Dame wird über ihr Benehmen nie im Zweifel sein. Sie wird aber nichts affektiren, was ihre Wesenheit zu umschreiben dienen könnte. Eine Dame darf Launen und Passionen verrathen. Sie mag verstockt, sogar bornirt, bigott, adelsstolz, hochmüthig, frei und großzügig, leutsälig, liebenswürdig, zuvorkommend, mürrisch, schlagfertig, jähzornig, sentimental, melancholisch, unterhaltungsüchtig, ehrgeizig, kindisch sein. Sie kann eine Königin der Mode, sogar eine Zierpuppe, eine Pretieuse, eine Zimperliche (prude) sein. Sie hat aber keinen Hang zum Snobismus oder läßt ihn sich niemals anmerken. Sie mag hassen, verachten und spotten; sie wird aber nicht maulen, raunzen, greinen, tratschen und klatschen.

Sie gestattet Schmeicheleien, aber sie glaubt nicht daran. Sie ist nicht laut, aber auch nicht schüchtern. Sie ist nicht grell, aber auch nicht farblos. Sie muß nicht platt und banal, sie kann glatt, schwierig, sie darf sogar ein unauflösliches Räthsel sein. Sie muß nicht das Wort führen, wird es sich aber nicht nehmen lassen. Sie wird nicht „lauschen", aber beileibe keine Rede halten. Sie wird sich nicht in Szene setzen, sich jedoch niemals übersehen lassen, nie dominiren wollen und doch leise den Ton stimmen. In ihrer Nähe wird man nicht immer Ehrfurcht empfinden, gewiß aber nicht Unverschämtheit bethätigen. Man muß sie nicht vergöttern, wird sie aber niemals überhören. Sie wird nicht diktiren und man wird sich ihr doch fügen. Sie braucht nicht verführerisch, nicht anmuthig zu sein, aber sie kann nicht gering geschätzt werden. Eine Dame respektirt man. Eine Dame kann erwärmen und abkühlen. Denn eine Dame hat Takt und immer wieder Takt. Dame kann man nicht werden.

Eine junge Dame aus bürgerlichster Familie heirathet einen Vollblutaristokraten und „wird“ Aristokratin —: sie ist es längst gewesen. Aber hätte sie einen Schnittwaarenhändler geheirathet, so wäre es nicht aus ihr „herausgekommen“.

Die „Dame“ ist nicht an eine Kaste gebunden. Aber nicht in allen Schichten ist ihr Nährboden; unterhalb einer gewissen Sphäre ist der Begriff nicht anwendbar, bleibt die Erscheinung unerkannt. Es ist theoretisch denkbar, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß eine Ehefrau, die ihrem Gatten, dem Papierhändler, hinter der Budel hilft oder ihm die Bücher führt, alle Eigenschaften einer Dame besitze; dennoch bleiben sie sozusagen unfruchtbar.

Eine Dame kann sehr gut einen Omnibus benutzen, wenn sie nicht in der Lage ist, einen Fiaker zu bezahlen, sie kann in der Küche selbst das Essen zubereiten, das sie ihren Gästen selbst vorzusetzen den anmuthigen Stolz besitzt, sie kann eine Gewinn erzielende Thätigkeit entwickeln, Stunden geben, Handarbeiten anfertigen; aber Kunden bedienen kann sie nicht. Es giebt Damen, die Ammen sind, große Damen sogar (der Säugling ist freilich ein Prinz des Herrscherhauses), es giebt Damen, die den Dienst von Kammerfrauen versehen und sich eine Ehre daraus machen (der Geschmack daran ist Erziehungsache), aber keine Dame wird an einem Schauturnen sich betheiligen oder öffentlich einer sozialethischen Doktrin huldigen, während es hinwiederum vorkommen soll, daß sich unter Schauspielerinnen Damen finden (der Geschmack daran ist Talentsache).

Die Dame muß durchaus nicht amusant, braucht aber auch nicht langweilig zu sein. Sie wird den Anspruch nicht verlieren, wenn sie von Vergangenheiten umflüstert und wechselnden Gegenwarten geneigt ist. Dieser Punkt ist freilich einigermaßen heikel. Aber nicht die Brille eines Obmannes des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit wird man aufsetzen dürfen, um hier klar zu sehen, sondern es gilt, Ohren zu spitzen, die das Gras über Begebenheiten wachsen zu hören begabt sind. Es giebt eine thönerne Schale des Begriffes „Dame“, die tausend Risse und nicht nur feine Haarrisse, sondern recht derbe Sprünge aufweisen kann, ohne zu zerscherben. Man wird innerhalb eines Gesellschaftkreises aus tausend Gründen der Eitelkeit, Rücksicht, Klugheit die Augen mit Gewalt verschließen Thatsachen gegenüber, die der Mund nicht nur nicht in Abrede zu stellen versucht, sondern sogar ganz behaglich wiederholt. Und es giebt „Damen“, die, zum gesellschaftlichen Tod verurtheilt, ein hohes Alter der äußeren Reputation erreichen. Es giebt „Damen“, über die man sich nicht genug entrüsten kann und denen man doch nicht ernsthaft auf den leichten Fuß zu treten wagt oder im Stande ist. Die moralische Heuchelei verträgt sich mit fader Pruderie eben so gut wie mit der (angesagten) Inkognito-Debauche. Auch ist der Ehebruch, zum Beispiel, wenn er selbst in Permanenz erklärt ist, nach der strengen Auffassung maßgebender Kreise noch lange nicht so verdammenswerth wie die eklatante Mißheirath; und der Gatte, der eine „unmögliche“ Frau in die Gesellschaft bringen wollte, die Maitressen duldet, würde bald in Zweifel ausschließender Deutlichkeit an die Naivetät seines ungehörigen Vorgehens sich erinnert finden.

Die Dame des Hauses ist die Seele des von ihr geladenen Kreises. Sie weiß Harmonie hervorzuzaubern aus ungefügen Elementen; weiß sie zu erhalten. Nichts ist bezeichnender für ein Haus als seine Geselligkeit. Nicht so sehr die Personen, die man heranzieht oder die sich einfinden, wie ihre Stimmung. Das ist,

ſo wenig man auch dem Hausherrn ſeine Rolle verkürzen mag, den ihm gebührenden Einfluß mindern will, Sache der Dame. Daß der Stil ihres Hausweſens ſie ausdrückt, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Dame des Hauſes lebt in ihrer Tiſchordnung, ihrem Geräth, der Vertheilung der Lichteffekte. Aber die Dame belebt nicht nur ſtumme Mittel: ſie dirigirt lebendige. Niemals wird eine Dame ein Stocken des allgemeinen Geſpräches oder eine Stauung in der Cirkulation der Mitglieder ihres Kreiſes dulden. Niemals werden Längen eintreten, niemals wird ein unpaſſendes Presto-staccato die Leiſtungsfähigkeit ihres Orcheſters vor der Zeit ſchwächen dürfen. Sie wird ſie vielmehr zu beleben trachten, wird eine Art von Rauſch in Permanenz erhalten, der beſchwingt, aber ja nicht laſtende Ernüchterung zurückläßt. Geſellſchaften, denen man mit Gewiſſensbiſſen nachhängt, ſind ſchlecht geleitet geweſen. Es iſt Sache der Dame, die ihr zur Verfügung geſtellten Talente nicht abzubrauchen. Sie muß zu gruppiren, nicht nur Situationen, ſondern auch Skalen der Beziehungen zu ſchaffen wiſſen. Und darum muß ſie zuerſt unbedingt ihrer ſelbſt ſicher ſein.

Worin beſteht die Sicherheit des Benehmens, das die Dame auszeichnet? Es ſind nur Züge anzudeuten, die man nicht etwa ſummiren darf. Summen ſind immer brutal. Sicherheit iſt nicht mit Ungenirtheit zu verwechſeln. Man kann genirt ſein durch einen Lümmel, der ſich im Eiſenbahncoupé Rock und Schuhe auszieht, durch einen Roßknecht, der im Freien badet, durch einen Trunkenen (es muß nicht gerade ein Trunkener ſein), der an der Hauswand ſein Waſſer abſchlägt, durch eine Chanſonnetteſängerin, die ſich in gewagten Entblößungen gefällt. Es iſt außer Frage, daß ſolche „Gêne“ hier nicht gemeint iſt. Das Befangenſein, das durch geſellſchaftliche Situationen hervorgerufen wird, denen man ſich nicht gewachſen fühlt, aus Mangel an geſellſchaftlicher Bildung, iſt der Makel, der die Kleinbürgerin von der Dame unterſcheidet. Man weiß ſich einem unerwarteten Beſuch gegenüber nicht zu benehmen, flüchtet vielleicht gar und kommt nicht mehr zum Vorſchein, läßt ſich lieber belächeln, als ſich der Gefahr der Begrüßung einer überlegenen Erſcheinung auszuſetzen; man iſt nicht geſchickt, mit Perſonen einer höheren Schicht zu ſprechen, erröthet, ſtottert, kichert, neſtelt am Kleide, ballt krampfhaft das Taſchentuch in der vor Verlegenheit ſchwitzenden Hand oder führt es immer wieder an den Mund, an die Naſe; man vermeidet Anreden und Titulaturen, weil man nicht im Stande iſt, ſie, ohne Verſtöße zu begehen, zu verwenden; noch ärger: man bringt ſie in kindiſcher, in ſerviler, in läppiſch-ehrerbietiger Weiſe an, verwechſelt Bedeutungen. Man verſteht nicht, auf zuvorkommende und doch nicht unterwürfige Art Platz anzubieten, zwingt trotz der lächelnd-beſchwichtigenden Ablehnung zu beſtimmten „Ehren“-Sitzen, nöthigt in läſtiger Weiſe bei Tiſch oder lehnt als Gaſt zimperlich Gerichte ab; man weiß manche Speiſen nicht zu behandeln, begeht peinliche Fehlbegriffe im Gebrauch des Eßbeſteckes.

Es iſt das große Kapital der ſchlechten Manieren. Aber nicht nur die Befangenheit bei ſolcher Bethätigung, auch, ja, noch mehr faſt die Unbefangenheit iſt hier von Uebel. Das Gänschen vom Lande, die Provinzeleganz, der Parvenuton ſind grobe Holzſchnitte neben den feinen Miniaturen der „Unmöglichkeit“. Hier hängt eben Alles von „Sicherheit“ ab. Ein junges Mädchen ſoll nicht ohne Begleitung durch die Straßen der Stadt gehen. Das iſt ein Geſetz, das erſt die Ausnahmen erläutern. Wer etwa ſagen wollte, ein Hund genüge als Begleitung, wird

sich einem Anderen gegenüber sehen, der behauptet, nur ein großer Hund sei hinreichend, und ein Dritter wird dazu bemerken, es müsse ein Neufundländer oder ein Bernhardiner sein, eine Dogge wäre unpassend, da Doggen meist Kokotten begleiteten.

Eine Frau, die nur Herren bei sich sieht, ist keine Dame. (Sie mag eine gewesen sein.) Eine Frau, die nur Frauenbesuch empfängt, muß aber darum noch keine Dame sein. Im Gegentheil: Dies ist sogar ein (immerhin grobes) Zeichen für den Mangel der den Begriff konstituirenden Eigenschaften. Frauen, die mit einander „verkehren", während die Männer einander nur im Kaffeehaus oder „Geschäft" begegnen, sind keine Damen. Solcher „Stil" schließt die Neigungen einer Dame von vorn herein aus.

Man kann sehr zurückgezogen leben und sogar eine große Dame sein (obwohl Dies einigermaßen schwer ist; jedenfalls muß man, um den Titel mit Fug behaupten zu dürfen, eine Zeit lang wenigstens nicht zurückgezogen gelebt haben).

Damen sagen einander, wenn sie nicht auf Du und Du sind oder ihnen ein Adelstitel zukommt, Gnädige Frau. Frauen, die keine Damen sind, nennen einander meist umständlich beim Familiennamen und gebrauchen mit lächerlicher Vorliebe Titel, die der bürgerlichen Stellung des Mannes zukommen. Eine Frau Major, eine Frau Statthaltereirath, eine Frau Doktor giebt es nur unter Kleinbürgern. Titelsucht und skrupulose Titelanwendung sind überhaupt ein Merkmal der Kreise, die von der „Welt" keinen Hauch verspürt haben. Selbstverständlich giebt es gebotene Ausnahmen. Es würde einer jungen Frau übel anstehen, einer alten Dame von bürgerlichem Namen, deren Gatte den Anspruch auf den Titel Excellenz hat, diesen mit betonter Nachlässigkeit bei flüchtiger Bekanntschaft zu versagen, eben so wie es von einem jungen Menschen anmaßend wäre, einen alten Herrn, dem er kaum erst vorgestellt worden ist, mit dem legeren „Graf X." anzusprechen (obwohl, wenigstens in Oesterreich, nur die Bedienten „Herr Graf" sagen).

Die „große" Dame ist vor Allem Aristokratin. „Zu ihrer „Größe" gehört nicht nur ein großer Titel, sondern auch eine lang nachfluthende Schleppe von Ahnen. Sie ist in glänzenden Geldverhältnissen und sie weiß sie großartig zu nutzen. Man irrt, wenn man in der Gattin eines hohen Funktionärs mit historischem Namen bereits eine große Dame zu erblicken wähnt. Nicht die Stellung, nicht der Name, nicht der Reichthum, sondern Alles zusammen ergiebt die große Dame, — und Dies erst dann, wenn sie in ihrer Persönlichkeit die Musik dazu hat. Man „wird" eben so wenig eine große Dame, wie man ein Grandseigneur „wird". Aber es ist sehr gut denkbar, daß man eine große Dame „gewesen ist" und aufgehört hat, es zu sein. Da man weder Persönlichkeit noch Namen aufgeben kann, wäre der Schluß naheliegend, die Verwandlung blos auf das materielle Moment zu beziehen; und sicherlich: wenn eine große Dame ihr Geld einbüßt, ihre Besitzungen verkauft, ihre Juwelen verpfändet, ihre Pferde losschlägt, ihre Lakaien entläßt, ist sie bereits depossedirt. Doch liegt es nicht in diesen aufzählbaren Fakten, sondern in ihrer „Melodie". Man kann nicht sagen, diese und jene Verengerung des gewohnten Rahmens sei die Grenze, hinter der sich die Züge der Erscheinung plötzlich verwandeln. Sonst wäre es ja denkbar, daß Jemand sein ganzes Leben lang sich an die Grenzbalken lehnte. Und es ist nicht denkbar; denn eine solche angelehnte große Dame ist nur für Kurzsichtige noch „groß".

Wien. Richard Schaukal.

Die Großbanken.

Die Veröffentlichung der Bankbilanzen bringt selten große Ueberraschungen. Die Börse weiß längst vorher schon, wie hoch die Dividenden sein werden, und kümmert sich gewöhnlich kaum um die Details der Geschäftsberichte. Diesmal gabs eine kleine Sensation. Wenn dem Vorstand der Darmstädter Bank darum zu thun war, die Börsenwelt zu verblüffen (nicht mit „bluffen" zu verwechseln; Das thut die jetzige Leitung der Bank für Handel und Industrie nicht), so konnte sie sich eines Erfolges freuen. Daß sie wieder 8 Prozent geben werde, war erwartet, auch von mir als wahrscheinlich bezeichnet worden. Staunen erregte nur, daß im Geschäftsbericht der Name Dernburg nicht vorkommt. Jeder in den höheren Regionen eingetretene Personenwechsel wird sonst in den Jahresberichten vermerkt; und handelt sichs um einen halbwegs verdienstvollen Mann, so wird ihm ein zierliches Danksprüchlein gewidmet. Dernburgs Austritt wird mit majestätischem Schweigen übergangen; von dem Jubel darüber, daß Einer aus der Kaufmannsgilde auf einen so hohen Regirungposten berufen wurde, weiß der Bericht des in erster Reihe „geehrten" Institutes nichts zu melden. Ein „Dank vom Hause Oesterreich"? War Dank denn verdient? Dernburg hat das Institut, das zu versauern drohte, aufgerüttelt, ihm neue Bahnen eröffnet und die Möglichkeit gezeigt, mit den übrigen Banken Schritt zu halten. Aber er war rücksichtlos, ließ sich auf die gewagtesten Geschäfte ein und ging, als die Lage schwierig geworden war. Après moi le déluge! Die Hinterbliebenen mußten auf die Engagements in Heldburg und Deutsch-Luxemburg eine runde Million abschreiben und sich „in der Eingehung neuer Konsortialgeschäfte und Effektentransaktionen" und „im weiteren Ausbau der Organisation thunlichste Zurückhaltung auferlegen." Kein angenehmes Geständniß nach einem Jahr, das den Banken manche gute Chance geboten hat; noch weniger schön aber die Thatsache, daß der Reservefonds, der im vorigan Jahr 2½ Millionen erhalten hatte, diesmal nichts bekommen konnte: sonst wäre es nicht möglich gewesen, wieder 8 Prozent zu geben. Wars dem Vorstand, der mit solchem Ergebniß ans Licht treten mußte, zu verdenken, daß er dem Urheber dieser Trübsal kein Wort des Dankes widmete? Das Schweigen ist jedenfalls beredt und zeigt Charakter. Die Aera Dernburg ist für die Darmstädter Bank nun vorüber. Das Heldburg-Engagement beträgt, wie ich höre, nur noch 2½ Millionen (bei 21 Millionen Mark Aktienkapital der Gesellschaft) und die Betheiligung an Deutsch-Lux geht über 1½ Millionen nicht mehr hinaus (in der Hauptsache handelt sichs um den Antheil an dem für die Uebernahme dieser Aktien gebildeten Großbankenkonsortium). Die Darmstädterin muß jetzt zeigen, daß sie auch ohne Dernburgs temperamentvolle Führung vorwärts kommen kann. Unter allen berliner Banken vermochte sie allein, weil die Umstände sie zur Zurückhaltung zwangen, eine Anspannung ihres Vermögensstandes zu vermeiden. Das Verhältniß der flüssigen Mittel zu den Verbindlichkeiten hat sich seit dem vorigen Jahr kaum wesentlich geändert. Damit läßt sich in einem Jahr, das allgemein eine beträchtliche Verschlechterung der Liquidität gebracht hat, allenfalls paradiren. Wenn dieser Zustand fortwährte, müßte man von Stagnation sprechen. Diesmal waren außergewöhnliche Umstände zu berücksichtigen. Für das Urtheil über das Gesammtergebniß des Bankgeschäftes im Jahr 1906 kommt dieses Institut deshalb nicht in Betracht.

Vielfach waren höhere Bilanzen erwartet worden; größere Gewinne nach

dem Jahr abnorm hohen Geldstandes. Nur zwei Institute haben ihre Dividenden erhöht: die Nationalbank für Deutschland von 7 auf 7½ und der Schaaffhausensche Bankverein von 8¼ auf 8½ Prozent. Weder bei der Deutschen noch bei der Dresdener Bank sind die höheren werbenden Kapitalbeträge in den Gewinnen zu merklichem Ausdruck gekommen. Bei der Deutschen war von 38 Millionen (aus der Emission von 20 Millionen Mark neuen Aktien) schon der größte Theil im Betrieb thätig; die Dresdener Bank hat, wie Schaaffhausen, das Aktienkapital um 20 Millionen erhöht und daraus sind den beiden Instituten je etwa 16 Millionen zugeflossen. Trotzdem hat die Dresdener Bank die Möglichkeit, wieder 8½ Prozent zu geben, nur der Gewinnbetheiligung beim Schaaffhausenschen Bankverein zu danken, die diesmal 754 000 Mark abwarf; in den ersten beiden Jahren der Interessengemeinschaft hatte der Bankverein den Vortheil: 1904 erhielt er 319 511, 1905 noch 253 422 Mark von der Dresdener Bank. Jetzt ist der Bankverein der Verbündeten ebenbürtig geworden; in der Dividende und im Kurs drückt sichs aus. Wird der goldene Segen, den die Internationale Bohrgesellschaft in Erkelenz mit ihren 500 Prozent Dividende gespendet hat, auch unter der Herrschaft der Lex Gamp vorhalten? Im vorigen Jahr hat dieses Engagement dem Schaaffhausenschen Bankverein als einzigem unter den berliner Instituten eine Steigerung des Effektengewinnes gebracht. Die Haupteinnahmen kamen sonst diesmal aus Zinsen und Wechseln; der Ertrag der Effekten- und Konsortialgeschäfte ist überall zurückgegangen und die Einnahmen aus Provisionen oder Vermittlergebühren sind fast überall nur unbeträchtlich gestiegen. Die Börse hat eben im Jahr 1906 völlig versagt. Nie vielleicht ist die Bedeutung dieser vielverkannten Institution klarer geworden als in diesen Bankabschlüssen, in denen die Gewinne aus regulären Geschäften sich so grell von denen aus spekulativen unterscheiden. Der belebende Strom eines gesunden Börsenverkehres hat gefehlt. Die Banken haben „tote" Gewinne erzielt. Das Geld fließt durch den Depositen- und Kontokorrentverkehr in den Betrieb hinein und geht durch die Debitorenkonten wieder hinaus. Hier werden 6 und 7 Prozent Zinsen gezahlt, dort 3 Prozent vergütet: bleiben 3 bis 4 Prozent Gewinn. Das vollzieht sich fast automatisch. Die Börse als Kredit vermittelnder Faktor bleibt dabei gänzlich ausgeschaltet.

Handel und Industrie sind den Banken denn auch mit viel höheren Summen verschuldet als früher. Unter normalen Verhältnissen, wenn die Börsen richtig funktioniren, befriedigen die Industriegesellschaften ihren Kapitalbedarf durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen. Das ist der einfachste und billigste Weg. Der Bankkredit ist meist viel theurer und soll deshalb nur als Nothbehelf dienen; er wurde im vorigen Jahr aber beständig in Anspruch genommen. Diese Thatsache verdient Beachtung. Das Anwachsen der Bankschulden ist niemals ein gutes Zeichen. Die Banken, denen es Gewinn bringt, besitzen die Aktien vieler dieser verschuldeten Gesellschaften und können durch deren Kursverluste das gewonnene Geld wieder einbüßen. Ohne die Hilfe der Börse kann das ganze schöne Kreditgeschäft für die Banken schließlich ein circulus vitiosus werden. Angenehm ists nicht, sich mit der Abstoßung älterer Bestände begnügen und auf Gewinne aus neuen Emissionen ganz verzichten zu müssen. Daß die meisten großen Banken aus den Effekten- und Konsortialgewinnen zum Theil beträchtliche Abschreibungen gemacht haben, ist vernünftig; aber solche Thesaurirungpolitik trägt doch nur Früchte, wenn die Bestände später zu höheren Kursen zu verkaufen sind. Der Schaaffhausensche Bankverein hat von den auf ihn

entfallenen 4 Millionen Mark Dividende der Internationalen Bohrgesellschaft nur einen Theil in den Gewinn eingestellt (der gesammte Effektengewinn beträgt 3,85 Millionen) und den Rest zu Abschreibungen verwendet. Solche Stärkung der inneren Reserven ist lobenswerth, zeigt aber, daß man sich auf schlechtes Wetter einrichtet. Die Deutsche Bank hat von je her eifrig für stille Reserven gesorgt. Jetzt hat sie die Freude erlebt, daß die Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannröhrenwerke zum ersten Mal eine Dividende geben konnten. Das hilft über die Enttäuschung hinweg, die ihr die Hohenlohe-Aktien bereitet haben. Für die Berliner Handelsgesellschaft war der Saldo aus dieser Emission wohl höher als der Gewinn, der der Deutschen Bank blieb. Die Handelsgesellschaft will nur Effektenbank sein; ihr bleibt die Frage fern, ob Depositenverkehr sich mit dem Wesen einer Emissionbank vertrage. So ist sie fünfzig Jahre alt geworden und hat sich ganz wohl dabei gefühlt. Das Konto „Kommanditarische und dauernde Betheiligungen" hat sich namentlich bei der Diskontogesellschaft erhöht; dieses Institut zeigt, wider frühere Gewohnheit, jetzt die Neigung, Provinzbanken zu gründen oder die Aktien solcher Banken zu erwerben (Stahl & Federer in Stuttgart, Bank für Thüringen, Magdeburger Bankverein). „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt". Auch das Depositengeschäft, das die Diskontogesellschaft früher ziemlich brach liegen ließ, kultivirt sie jetzt eifriger; die Zunahme der Depositengelder (43 Millionen) war bei ihr sogar größer als bei der Deutschen Bank.

Dem inländischen Kreditbedarf wurde genügt, ohne daß die Börse als Sicherheitventil gegen die Gefahr einer zu hohen Spannung diente. Das lehren die Bilanzen. Die großen Kreditinstitute haben ungefähr den dreihundertfachen Betrag ihres Aktienkapitals umgesetzt. Die Deutsche Bank weist einen Umsatz von $85\frac{1}{2}$, die Dresdener einen von 58,60 Milliarden aus. Das sind imposante Ziffern. Nicht so erfreulich ist, daß die fremden Kapitalien, die in den Banken gearbeitet haben ($3\frac{1}{2}$ Milliarden) über das Dreifache des Aktienkapitals hinausgehen. Die Höhe der Depositengelder und Kontokorrentschulden beweist, welches Ansehen und Vertrauen ein Institut erworben hat, zwingt die Leiter aber auch zu erhöhtem Gefühl der Verantwortlichkeit vor der Kundschaft und den Aktionären. Readiness is all; wer Massen fremder Gelder zu verwalten hat, muß stets liquid sein. Wir finden in den Bankbilanzen die fremden Kapitalien zunächst in den Wechselbeständen und Debitoren, die 1906 bei den neun bekanntesten Banken Berlins (um 526 Millionen) auf 3857 Millionen angewachsen sind. Diese Summe muß unter allen Umständen „gut" sein; denn die greifbaren Aktiven (ohne Wechsel), also Bar und Bankguthaben, Coupons und Sorten, Reports und Lombards und ein Theil der Effekten, decken nur etwa 45 Prozent des fremden Geldes. Das Jahr 1906 mußte, mit seinen hohen Diskontsätzen, besonders zum Ankauf von Wechseln reizen. Ueber die Qualität der Diskonten wird im Allgemeinen kein Zweifel aufkommen; die Banken nehmen nicht gern schlechtere Papiere herein als die Reichsbank. Auch amerikanische Finanzwechsel werden zu Besorgnissen kaum Anlaß geben; nur würde sich empfehlen, in Zeiten, die bei uns zu äußerster Krediteinschränkung mahnen, die Befriedigung des amerikanischen Geldbedarfes mindestens nicht zu forciren. Ob diese Mahnung nöthig ist, kann man aus den Abschlüssen kaum erkennnen, da die Wechselbestände nicht spezifizirt angegeben werden. Doch ist, zum Beispiel, die sehr beträchtliche Erhöhung der Wechselanlagen bei der Dresdener Bank wohl nicht nur auf den Ankauf deutscher Appoints zurückzuführen, sondern auch durch die neue Geschäftsverbindung mit dem amerikanischen Haus J. P. Morgan & Co. zu erklären.

Das Urtheil über die Bonität der Debitoren richtet sich gewöhnlich danach, ob die Außenstände gedeckt oder ungedeckt sind. Von den 2475 Millionen Debitoren, die in den Büchern der berliner Banken standen, sind rund drei Viertel mit besonderen Sicherheiten versehen. Daraus darf man aber nicht schließen, das letzte Viertel sei nicht viel werth. Die Banken sind in der Wahl ihrer Schuldner sehr vorsichtig; auch die Blankokredite werden meist also wohl „prima" sein. Solchen Kredit gewährt eine Großbank ja nur Auserwählten. Und wenn wirklich die Noth zur Heranziehung der Debitoren zwingt, lassen sich die Blankokredite in den meisten Fällen sofort flüssig machen, während „Sicherheiten" nicht immer schnell ohne Verlust an den Mann zu bringen sind. Dazu wirds bei uns ja nicht kommen; ich wollte nur daran erinnern, daß man die Debitoren nicht nach der Etiquette beurtheilen darf.

Die starken Anforderungen, die Handel und Industrie stellten, zwangen die Banken, in weiterem Umfang als sonst ihren eigenen Kredit durch Hergabe ihres Acceptes in Anspruch zu nehmen. Diese Art der Kreditgewährung, die besonders im internationalen Waarenverkehr gar nicht zu vermeiden ist, sollte nicht über ein bestimmtes Maß hinausgehen, da hier zu dem Risiko, das der Schuldner bringt, noch die eigene Verpflichtung als des Wechselschuldners tritt. Handelsgesellschaft und Schaaffhausen haben ihre Acceptverbindlichkeiten nicht oder nur ganz unwesentlich erhöht; bei der Deutschen, der Dresdener Bank und der Diskontogesellschaft sind sie um je 25 Millionen über den Betrag des Aktienkapitals hinaus gestiegen. Die Deutsche Bank erklärt die Zunahme der Accepte mit der vermehrten Einfuhr und den erhöhten Waarenpreisen, die Diskontogesellschaft mit der zunehmenden Bedeutung Bremens als Baumwollmarktes, die der dortigen Filiale besondere Aufgaben zuwies. Das gilt auch für die londoner Niederlassung der Diskontogesellschaft. Bei der Deutschen Bank, die in jeder Hinsicht Rekordziffern aufweist (die Summe der Depositengelder und Kreditoren überstieg mit 1250 Millionen das Sechsfache des 200 Millionen betragenden Aktienkapitals), fällt die Thatsache, daß der Acceptumlauf die Höhe von 226 Millionen erreicht, nicht so schwer ins Gewicht wie bei der Dresdener Bank, wo er 206 Millionen (bei 180 Millionen Mark Aktienkapital) beträgt. Da an leichtsinnige Kreditgewährung bei unseren Großbanken kaum zu denken ist, klänge die Mahnung, den Kredit künftig möglichst einzuschränken, fast wie eine Warnung vor intensivem Geschäftsbetrieb. Die Annahme von Depositengeldern und die Eröffnung neuen Kontokorrentverkehres können die Banken nicht gut verweigern, ohne sich selbst zu schädigen. Für die fremden Kapitalien aber müssen sie einträgliche Verwendung suchen; sonst bleiben ihnen zu geringe Ueberschüsse und die Aktionäre schimpfen.

Ein berliner Großbankdirektor hat gesagt, die Gefahr einer Krisis würde, wenn das Geld plötzlich jetzt billig würde, größer sein, als sies bei fortdauernder Geldknappheit ist. Das ist richtig. Sänke der Zinsfuß wesentlich, so würde die Unternehmunglust sich hitzig regen; da die Aufnahmefähigkeit der Märkte allmählich aber nachzulassen beginnt, käme die Krisis dann wohl rasch. Die Banken dürfen schon im Interesse ihrer Aktionäre nur solide Kreditwünsche erfüllen. Läßt die Spannung in der Bilanz nicht nach, so muß das Kapital erhöht werden und dadurch verschlechtert sich die Dividendenchance. Das ist kein leerer Wahn. Die Kapitalsvermehrungen der Deutschen Bank und des Concerns Dresden-Schaaffhausen sind in den Erträgnissen schon nicht mehr zum Ausdruck gekommen. Und jede Bank muß doch wünschen, ihren Aktien die Eigenschaft guter Anlagepapiere zu erhalten. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. März 1907.

Moritz und Rina.

Kressin, Mariae Verkündung 1907.

Mynheer Morris!

Gestern wars schön. Nichts Palmensonntägliches zwar. Und die Erde war wüst und leer. Vor dem Nadelholzgrüppchen fand das Auge kaum was Grünes. Rasen wie um Estomihi. Aber es ward Licht. Und als die Sonne ein Stückchen bergan geklettert war, sah die Bescherung plötzlich ganz anders aus. Ein paar Schneeglocken hatten schon vorher geläutet. Vergebens: nicht eine Primel wollte aus dem Bett ins Kalte. (Unsereins ja auch nicht; die schwere Noth, morgens seine Leute aus den Federn zu kriegen.) Erst seit gestern die Vorstellung, daß doch Frühling werden muß. Endlich; und nur ein Kosthäppchen. Die Mätze wieder singlustig. Nach Sechs (Euer Liebden wahrscheinlich just von Orgie mit Wintergärtnerinnen und Countrygentlemen heimgekehrt) Veilchenfarbe in der Luft. Mittags beinahe warm. Was das Bischen Himmelslicht macht! Trotzdem, bei östlichem Klima, noch hinter Euch zurück, an manchem Strauch grüne Spitzen. Drei Krokusköpfe festgestellt. Auch unter dem Strohfutteral regt sichs. Und wenn die Kätzchenträger sich rechtschaffen sputen, braucht dem Osterlamm und dem rosinenlos Abgeriebenen die Lenzbeilage nicht zu fehlen. Hatte nicht mehr drauf gerechnet. Der Winter! Du ahnst es nicht. Kannsts, mit Stadtbahn, Droschken, Automobilisirung, nicht ahnen. Seit wir zurück sind (Sonntag nach Neujahr, hélas!), gabs nur Abwechselung von Schnee und Schmutz. Beides bis über die Knöchel. Tage lang von der sogenannten Welt abgeschnitten. Weder Briefe noch (für Deinen Schwager entsetzlich) Zeitung. Der Postschwede selig über die Ferien; und wurde nicht nüchtern. Unser Karrete

wäre stecken geblieben. Zimmergymnastik und zwölfmal über den schmalen Kiesweg ums Haus. Sieben Kilo Gewichtszunahme, obwohl an Flüssigkeit nur das Nöthigste: Taillenweite wage nicht mehr zu messen. Das einzig Gute dabei, daß nichts Geselliges zu verzapfen. Für Schlitten doch schon etwas reif. So paßten wir. Ein Segen. Diese Diners und Abendfütterungen kommen gleich hinterm Zahnarzt. Der Nachbar erzählt, wann er auf seinem leichten Boden zu ackern anfangen wird, und sorgt für die gehörige Bettschwere; die Weiber hecheln Hof und Provinzspitzen durch und sind beim Kaffee einig darüber, daß mit dem Gesinde nicht mehr auszukommen ist. War nie was für Deines Vaters Tochter. So lange die Kleine im Haus, konnte man sich nicht ganz absperren. Vorbei. Diesmal nur zu Kaisers Geburtstag das Uebliche und ein Herrendiner (bei dem die Edlen und Getreuen alles Alkoholische nachholten und sogar Kuno, a. G. hier, ins Wackeln kam). Sonst einsam auf der Klitsche. Von früh bis spät; was man hier spät nennt. Drei stockfinstere Monate lang, Weltstädter!

Einsam; nicht allein. Wie Deine Preziosa. (Denkst Du daran? Die erste Flamme des knapp Fünfzehnjährigen.) Allein wäre vielleicht besser gewesen. Aber toujours lui. Der rührt sich am Liebsten garnicht mehr aus seinen vier Wänden. Unter Büchern und Papier, wenn nicht bei Tisch. „Habe die Jugend schändlich vertrödelt und muß jetzt arbeiten". Meinetwegen. Mag auf seine Fasson selig werden. Fürchte nur, daß ers bei dieser Lebensweise zu schnell wird. Aufgedunsen, schlechte Farbe und steifes Piedestal. Kein Wunder, wenn man sich so wenig bewegt und den Rothspohn nicht lassen kann. Sonst darf ich nicht klagen. Die Einfuhr von Getränken hält sich in erträglichen Grenzen. Von draußen siehts aus wie ein Idyll. Noch immer die zärtliche Walze. Trotzdem doch längst erkannt haben müßte, daß bei mir damit nichts zu erreichen. Nein: ein Wellensittich ist dagegen eklig. Rücksicht, Schonung, Gemüth &c. pp. „Wir sind jetzt ja auf einander angewiesen". Hast Du Worte? Fand die Wintertage zu Zweien höchst behaglich und schnurrte katerhaft froh. Muß es eben leiden. Schwer zu behandeln nur zweimal. Im Februar, als ihn die Ischias hatte und der Heroismus in die Binsen ging. Hilflos wie ein Baby; und wenn Patzke massiren wollte, schneeblaß vor Angst. Da vergaß ich ihm Alles und war fast nett. Revanchirte mich aber in der vorigen Woche. Die brachte ganz andere Schmerzen. Hinter meinem Rücken depeschirt (als ob ichs nicht im Wirthschaftbuch fände), beim Frühstück Jammermiene und Gestöhn über Schlaflosigkeit. Prießnitzumschlag oder Sulfonal? Nützt nicht, Kind. (Kind!) Was denn los sei. Nach und nach tröpfelt es heraus. Seine niederträchtigen Papierchen. Er „liege schief" (solche jüdischen Sachen soll ein Christenmensch verstehen) und jeder Tag bringe aus

Berlin miserable Nachrichten. Geldnoth, amerikanische Eisenbahnen, Ende des Aufschwunges; weiß der Böse, was noch. Ein Fünftel des Vermögens sei hin; und kein Ende abzusehen. Erwartet hatte ichs längst. Fuhr nun aber doch aus der Jacke. Wer ihm das Recht gegeben habe, das Geld seines Jungen einzubuttern, der im Karmesinkragen kaum warm geworden ist. Weshalb er sich um amerikanische Bahnen und ähnlichen Schwindel zu kümmern brauche. Ob er mit dem weißen Stab von der Scholle wandern und (an mir liegt nichts) den unschuldigen Bengel zwingen wolle, Königs Rock auszuziehen, weil Vater nichts mehr zuzuschustern hat, und als Policenagent die Häuser abzuklappern. Das ging ihm doch nah. Wurde windelweich und machte Reinigungversuche. So sei es heutzutage nun einmal. Land bringe nicht genug. Mit Staatspapieren hätten nicht satt zu essen. Gerade für den Jungen, der nicht als Bezirksoffizier schnappen dürfe, habe er sich in diese Sachen hineingearbeitet. Er selbst ja bedürfnißlos (nicht ganz falsch). Habe auch schon hübsch verdient und nicht geglaubt, daß so plötzlich Nacht werden könne. Trumpf: solle nur meinen Bruder fragen. Fällt mir nicht ein. Laufe nachgerade lange genug mit, um zu wissen, daß eine Krähe der anderen nicht die Augen aushackt. Kinderloses Ehepaar mit bestem Boden, Brennerei und Milchwirthschaft en gros kann sich mehr leisten als Unsereins. Immerhin meine schwächste Seite getroffen. Unverzeihlich bleibts. Ein preußischer Edelmann gehört nicht unter die Spekulanten. Così fan tutti? Um so schlimmer. Fürs Erste aber nicht mehr zu ändern. Osterfriede. Gestern früh ziemlich zerknirscht neben mir in der Kirche. Räusperte mich bei der Stelle von den Geldjuden, die der Herr aus dem Tempel trieb. Dann aber hatte Matthaeus mich wieder ganz. Ueber Palmarum geht mir nicht viel.

Heute ist Lukas (1,26 bis 38) an der Reihe. War früh auf meine Art fromm. Dem Pastor hätte vielleicht nicht gefallen. Dachte an meine Marie. Keine Ausnahme; an diesem Marientag mit noch wärmeren Wünschen. Ist ja nun bald in the family way. Das Küken! Die Layette, schrieb sie, sei fertig. Ich rechne auf Anfang Juni. Dann ist man Großmutter, hat mit Zweien zu theilen und wird gänzlich ausrangirt. Natürlich komme ich im Mai; und wenn der Börsenmajor die letzte Kuh verpfänden muß, um mir die Reise zu bezahlen. Noch ist ja nicht mal sicher, ob der Herr Gemahl anwesend sein wird. Das Kommando läuft vorher ab und am Ende schicken sie ihn dann nach Wilhelmshaven oder zu den Botokuden. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich, sprach Gabriel zu der Gebenedeiten. Besser als unter Lotkas Obhut kann Mieze ja nicht aufgehoben sein. Doch vorm ersten Kind sehnt wohl Jede sich nach der Mutter. Nicht erst dann, sagt sie; behauptet, daß mich sehr vermisse, und schreibt jeden zweiten

Tag. Lieb und ausführlich. Nur: was sind Einem Briefe? Denen man, trotz aller Mühe, obendrein anmerkt, daß, wie sichs ja auch gehört, der Herrlichste von Allen im Vordergrund jedes Gefühles steht. Denkst: Fast sieben Monate und keine Besserung! Keine, Philosoph für die Welt. Auf Schritt und Tritt fehlt sie mir; und wenn beim Kramen im Wäscheschrank eine ihrer Spielschürzen oder ein Unterröckchen in die Hand fällt, heult Madame wie Poltens unausstehlicher Schloßhund. Geht Alles glatt, was bei ihrer gesunden Natur ja zu hoffen, so haben wir sie im Sommer hier. Der Vater freut sich schon drauf. Doch was früher war, kommt nicht wieder. Seit Berlin weiß ichs genau. Ließest ja alle Puppen tanzen und warst wirklich rührend. Oper (zum Glück nicht nur die gräßliche Salome nebst Mama) und Lehmann-Konzert, Shopping und Borchardt: Alles, was Menschenbegehr; und die Hauptsache: täglich Stunden lang mit der Frau Oberlieutenant zusammen. Dennoch nicht wie einst im Mai. „Mein Mann meint". „Mein Mann muß". Selbst am Christabend, der bei Euch so schön festlich, so in Vaters Stil, konnten sie kaum die Zeit erwarten, wo sie ihr eigenes Bäumchen anstecken durften. Das erste, mon dieu; also begreiflich. Nur eben nicht mehr unser Leben. Keine innere Gemeinschaft. Lernte den Schwiegerdrachen plötzlich verstehen. Zwanzig Jahre lang war man solchem Ding das Höchste und das Nächste. In aller Herrgottsfrühe saß es auf dem Bettrand und weinte den Tanzstundenkummer von gestern aus. Abends wollte es nicht in die Posen, weil Mama noch alle Mordgeschichten von Lise, Trine und Miß Plättbrett (Guten Morgen, Vielliebchen!) anhören sollte. Ein verbranntes Gesicht, ein vom Salzwasser ins Strohfarbige abgeblaßter Schnurrbart: und Alles ist aus. Nur noch Bonmot von der vorigen Woche. Frau Henne mag sich trösten, wies ihr beliebt. Ihr habt über die Schwiegermütter gut lachen. Probirts erst! Brauchst deshalb aber nicht für Mairuhe zu fürchten. Trense und Kandare. Müßte mich verachten, wenn eine Seele was merkt. „Gesellschaftliche Pflichten", wie vor Weihnacht, wird das Würmchen dann nicht mehr haben. Froh sein, wenns in Ruhe plaudern kann und wieder ein Bischen verhätschelt wird, ehe die schwere Stunde schlägt. Wir Drei kommen ohne die Herren der Schöpfung bequem aus. Und wenn der Dienst in der Großen Bude zu Ende ist, haben wir unseren Kavalier. Beide Kinder: die Hoffnung läßt das gläubige Herze frohlocken.

Lauerst schon: Wann flieht sie ins Oeffentliche? Pas si bête. Bade zu Haus! Höre hier ja alle Tage, was die Glocke geschlagen hat. Er planscht in Wonne. (Als Politiker; als Geschäftsmensch eher Lohgerber.) So mußte es kommen. Die Junker bis über die Ohren barbirt und spätestens im Herbst liberale Aera. Vorläufig „Paarung". Thema für ihn, der, mit mangelhafter

Kinderstube, von je her Hang ins Unanständige. Im zweiten Monat, also, sagt er, wohl nicht mehr ohne Folgen. Für mich undurchsichtig wie eine Tintenflasche. Wo solls schließlich hinaus? Hast Dich im Advent ja herabgelassen, mir Alles zu erklären. Aber Mancher lernts nie. Das Bild nach der Wahl doch anders, als von Euch erwartet. Und seitdem keinen Ton. Hier schwankt die Stimmung. Die feuchte Gesellschaft neulich nicht hoffnunglos; besser in Form als im November. „Dieser war ein agrarischer Reichskanzler“: hat, sammt den Betheuerungen, gefallen. Mir nicht. Kein Stil in der Sache. „Mein Freund Oldenburg“, „Der vortreffliche Podbielski“ (den gerade er doch herausgebissen hat): plus fort que moi. Vielleicht geschickt; aber nicht würdig. Weil nicht wahrhaftig. So scheint mir die ganze Geschichte. Schön und nützlich nur, daß die rothe Sippschaft in den Wurstkessel gerathen ist. Höchste Zeit. War nicht mehr zu ertragen. Wodurch schließlich, trotz allgemeiner Unzufriedenheit, besiegt, mir noch immer Räthsel. Die Antipathie gegen das Römische hat man im Blut. In letzter Zeit hatten die Leute aber ganz manierlich gearbeitet und waren mir lieber als der p. t. Fortschritt, den noch von Bismarck her im Magen. Der solls nun machen? Danke ergebenst für die Reise ins süddeutsch Zuchtlose. Gab dem Herzen einen Stoß und las mal den ganzen Reichstag. Rückfall nicht zu befürchten. Die Misere geht auf keine Kuhhaut. Wenn man sich müde drösche, bliebe noch kein Dutzend Körner. Kann auch nicht dauern. Zu alte Gegensätze. Der Podanger hat schon gesagt, die Erhaltenden rechts und in der Mitte würden wieder zusammenarbeiten; und Wangenheim hats zu dick hinter den Ohren, um für europäische Redensarten empfänglich zu sein. Mußt Bescheid wissen, da schon „getagt“ und im House of Lords Fühlung nach allen Seiten. Hat sichs bei Euch auch gepaart? Would you, the supervisor, grossly gape on, behold her tupp'd? Natürlich keine Neigung, mit der beschränkten Greisin, die noch nicht mal Witwe, also versorgt, ernsthaft über ernsthafte Dinge zu reden. Dem galanten Wirth schwer genug, im Hansaviertel die Pflicht zu erfüllen. Sollst auch nicht. Die Kinnkette hält noch 'ne hübsche Weile.

Darfst Dir nur nicht einbilden, daß Dein Spießgeselle mir was mitzutheilen hat. Der! Vorgestern dicht bei Bebel; jetzt Partei der Schadenfrohen. „Muß noch viel klotziger kommen, ehe wir aufwachen.“ Dabei langts nicht mal bis übers Scheunenthor hinaus. Möchte wissen, wozu so viele Scharteken wälzt, wenn Schlawe Gesichtskreisgrenze. Ueber das Weitere seit Berlin kein vernünftiges Wort. In den Briefen des Kleinen Allerlei. Aber nicht de son crû. Friedlich bis in die Pechhütte; Avancement also, da die neuen, von der Reichstagskommission bewilligten Hauptleute den Kohl ja nicht fett machen,

oberfaul. Friedenskonferenz nicht seriös und jedenfalls Vortheil, daß nationale Forderungen jetzt hier gesichert. Ein guter Junge. Den verderben die Generalstreber mir nicht. Und wenn Moritz der Weise das Kindlein zu sich kommen läßt, geht ihm wohl der Knopf auf. Schmeckt noch zu sehr nach dem Kasinopfropfen. Ob die älteren Jahrgänge mehr Bouqet haben? Seit die Tanzerei aufgehört hat, kommt selten zweierlei Tuch ins Haus. Kuno, mit Eichenlaub und Schwertern gespreizter als je, machte ein rundes Mäulchen, als ich (dumm genug) was von Besorgnissen fallen ließ. Kein Cirruswölkchen am Himmel. Den Gegnern sei in dem komplizirten Wirrwar ihrer Verträge nicht so wohl, wie man bei uns glaube. Für den Haag diplomatische Demonstration des Dreibundes so gut wie sicher. Franz Ferdinand in Berlin, Tittoni in Rapallo. Frankreich nähere sich sacht wieder; Clemenceau besser als sein Ruf. S. M. halte Konflikt zwischen Amerika und Japan für wahrscheinlich, der England vor wichtige Entschlüsse stellen müßte. Werde, wenn Cambon als Botschafter erst ein Bischen warm geworden, die französische Chose selbst in die Hand nehmen, Marschall für die Konferenz genau instruiren und diesmal wieder zur Regatta nach Cowes gehen. Dann endlich wohl Welt überzeugt, daß Alles in Ordnung. Da ging mir der Mund über. Nur eine alte Landpommeranze; aber Cowes würde mir gar nicht passen. Zu den zärtlichen Verwandten könne man den Herrn Onkel doch wohl nicht zählen. Die Königin hat uns überhaupt noch keinen Besuch gemacht und Eduard war in Kiel und Homburg, nicht, wie sichs gehört, in Berlin. Der Regattapreis könnte uns theuer zu stehen kommen. Auf den londoner Jubel pfeife ich. Das Mäulchen wurde noch runder, lächelte und die Lippe glänzte wie gesalbt. Keiner riskirte ein Wort. Adolf sah starr auf den Käseteller. Da saß ich mit dem Talent und konnte es nicht verwerthen.

Bringe es aber nicht zum coeur léger. Woher auch, da doch der selbe Personalbestand wie im vorigen Jahr, wo die Loyalsten mit rothen Köpfen 'rumliefen? Jetzt nur noch mehr Treibereien. Das sickert sogar bis hierher durch. Neugierig, wer in die Wüste geschickt wird (Posadowsky oder Stengel? Rheinbaben oder nur Studt?) und ob der Wirkliche Geheime Herr Dernburg, der seine Reisepläne wirklich geheimer halten könnte, Gesellschaft von ähnlicher Farbe bekommt. Wirst wieder predigen, ich solle an jedem Morgen Gott danken, daß nicht fürs Römische Reich zu sorgen. Je veux bien. Nur ist Preußen dabei, das, in meiner Rückständigkeit, kindlich zu lieben nicht aufhören kann. (Wie ein unverheirathetes Kind die Mutter, meine ich.) Wie stünde ich am ersten April sonst vor seinem Auge? Bin aber schon still. Alle Hände voll zu thun. Drei Kolli allein nach Berlin. Will gemacht sein; so mager der Inhalt auch

ist. Sonst half Mieze Mandeln schälen und Teig rühren. Nun muß ichs für sie thun und dran denken, daß ihr Gebieter Vanille nicht riechen mag. Keine Seele mehr. Und die Leute! Bismarckfeier und Ostern fallen zusammen; da muß es hoch hergehen und bis zum Abendmahl Alles fertig sein. Denn vom Heiligen Freitag an ruht in ordentlichen Häusern die Arbeit. Gute Nacht, homme du monde! Bist von meiner Schwachheit und Melancholie heute viel zu gut behandelt worden. An den Kindern wirst Dus vergelten, wenn sie am Ersten um Euren Tisch sitzen. (Daß der Junge sich nur die Nase nicht wieder allzu reichlich begießt; und für Marie nicht viel Saures.) Wenn ich ein Vöglein wär'! Alles, was noch halbwegs zu mir gehört, in einer berliner Beletage. Weils aber nicht kann sein, bleibe ich bei dem Männchen Deiner Stichwahl auf der Stange. Lotte kriegt den Extrabrief, den sie als Viceschwieger verdient. Durch Deine Vermittelung nur den Osterkuß. „Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten? Er ist auferstanden!" Nichts für Deinesgleichen. Debauchire mir wenigstens die beiden Vaterlandsvertheidiger nicht, alter Sünder! Ehe Mynheer nach's Gravenhage dampft, wird er bis in die Herzkammer inspizirt. Läutere Dich, so lange noch Tag ist, und lerne endlich das Fürchten vor Deiner

Rina.

Berlin, Rupertustag 1907.

Mefrouw Holda!

Jetzt erst soll ich das Fürchten lernen? Wäre wohl zü spät. Vor Jahrzehnten den Kursus gründlich durchgemacht und mir eingeprägt, daß Frau Holda ein freundliches Wesen mit blondem Seidenhaar („Ich, Anna Czillag"; y pensez-vous?) ist, aber, als Reiterin im Wilden Heer, auch fürchterlich werden kann. Ihr Bett hat sie diesmal lange genug geschüttelt. Nun sind die Rauchnächte vorüber; und naht sie jetzt, so nur in Huldgestalt, all in ihrer Güte. „Und ob sie sich zum Ersten anders gegen ihn stellet und machet ihm Angst und Bangen und prüfet ihn mit ihrer Ruthe und versuchet ihn mit ihrer Züchtigung, bis sie findet, daß er ohne Falsch sei: so wird sie dann wieder zu ihm kommen auf dem rechten Weg und ihn erfreuen". (Aus dem vierten Kapitel des Buches Jesus Sirach. Also noch von achtbarer Bibelfestigkeit.) Drohen ist eigentlich gegen die bessere Spielregel. Androhung von Herzkammerinspektion schmeckt aber wie Manna. Nur ja recht plötzlich! Kannst die modernsten Shawls aussuchen und auch sonst über die Reste eines einst ansehnlichen Vermögens gebieten. Packt, statt der Lämmlein, Napfkuchen, Amentaceen, die nöthigsten Leibhüllen ein und kommt! Recta vom Tisch des Herrn. Anderthalb Ewigkeiten her, seit (im Sachsenwald!) den Bismarcktag zusammen verlebt; und

schon der neunte, seit er tot ist. Die Kinder kämen vor Freude aus Rand und Band. Alle Drei; der Marinirte nämlich der Göttin voll, wie Jeder, den sie in ihre Nähe ließ. Kein unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern. Hier ists, da die nobelste Sorte noch im Süden, sehr erträglich; seit gestern auch warm genug für alte Leute (wie Adolfum und Deinen Getreusten, bitte!). Und die Meine behauptet, nach Rücksprache mit einer noch weiseren Frau, daß Du vor Mitte Juni beruhigt heimschwirren kannst. Das sei schon der äußerste Termin. Hattest Dich bis in den Juli präparirt und kannst die paar Wochen vorn zulegen. Seid mal genial und macht Euch schleunig auf die Strümpfe.

Der Hausvater hat einen Haufen Geld verloren. Va bene. Ist nicht der Einzige. Jeder, der Papiere liegen hat. (Wer nicht? Das, ma mie, heißt man nicht spekuliren. Wenns Sünde wäre, müßte der ganze Gotha und die halbe Armee an den Pranger.) Als die Kurse um dreißig bis vierzig Prozent herunter waren, fragten die Börsianer einander, ob sie sich schon in ihre neuen Vermögensverhältnisse eingelebt hätten. Witzig bis aufs Schaffot. Wie es kam? Viele Ursachen, eine Wirkung. Die schärfsten Zähne knabbern noch an der Schale des Problems. Das Geld fehlt; wir haben den Yankees viel mehr gepumpt, als wir entbehren konnten, und außerdem, so lange uns grob zu verdienen schien, uns tief in die Bankenkreide gesetzt. Die Neue Welt zapft der Alten das Gold ab: auch eine Art, sich überlegen zu zeigen. Denke Dir einen Nachbar, der meliorirt, Fabriken baut, Geld verleiht und eines Tages blank ist, wenn er zur Fortsetzung des Betriebes das Geld am Nöthigsten brauchte. So haben wirs gemacht. Erste Folge: die Geldverleiher (Banken) nehmen höheren Zins und kündigen unsicheren Kantonisten den Kredit; müssen, weil selbst nicht mehr im Ueberfluß. Zweite: die Industrie, die das Rohmaterial schon theuer bezahlen muß, hat auch noch die hohe Leihgebühr herauszuwirthschaften und rentirt deshalb nicht mehr so gut wie früher. Dritte: das Publikum fürchtet, sein Kapital werde im nächsten Jahr wenig abwerfen, verkauft, was loszuwerden ist, und zerstört, in blindem Eifer, selbst das Vertrauen, das die Kurse hoch hielt. Dazu in Amerika Börsenschwindel und Unternehmerleichtsinn, bei uns Wehgeschrei der Leute, die ins Buch der Propheten wollen. Die Rußlands Bankerot vorausgesagt haben und nun Deutschlands voraussagen. Harmloses Gesellschaftspiel; irgendeine Verheißung, denken sie, muß sich doch mal erfüllen. Die verständigen Menschen machen dabei nicht mit. Industrie und Banken sind in Deutschland von beinahe märchenhafter Solidität. Haben nicht annähernd vertheilt, was sie konnten, und in alle Ecken Reservegelder gestopft. Vertrügen selbst einen starken Puff. Adolf (dem nicht das

Geringste vorzuwerfen) soll getrost schlafen. Kann ja warten. Wie den fetten die mageren, folgen den mageren die fetten Jahre. Wenn 1907 etwas knapper verdient, ist er noch lange nicht ruinirt. Auch für die Bedürfnisse des Jungen reichts noch. Krisen gabs immer. Die Industrie wird sich an die Theuerkeit des Geldes gewöhnen und ihre neuen Emissionen (er erklärt Dirs viel besser) danach einrichten. Bleibt, so ziemlich für den ganzen Erdball, der Mangel an Umlaufsmitteln. Dagegen werden wir Beide, Rinuschka, kein Kraut finden.

Daß der Glanz die sieben josephinischen Jahre nicht überdauern werde, war vorauszusehen. Stand auch in der Reichsrechnung unseres soi-disant leitenden Staatsmannes, ders von der Kolonialexcellenz haben mochte. Wahl deshalb vor der Qual erwünscht. Wer mit Scheffeln mißt, wählt anders als Einer mit leerem Portemonnaie. Rasch also an die Urne. Der Zweck heiligt die Mittel: den Jesuiten wird das Wort in üblem Sinn fälschlich nachgesagt, die Politiker aber haben es, vor und nach Macchiavelli und Hobbes, stets als Richtschnur anerkannt; die schlausten. Olle Kamellen mögen ruhen. Könnte das vor zehn Wochen Gesagte nur wiederholen. Daß der ganze Kram nur Vorwand, weiß heute jedes Kind. Sämmtliche „nationale Forderungen" (schon das Wort ist Blech: denn andere, nicht der Nation nützliche darfs gar nicht geben) waren bequem durchzusetzen. Nicht eine von Belang hat die vorige Mehrheit abgelehnt. Daß für Afrika nicht gerade warm, nur begreiflich. Wer wars denn? Jetzt werden Denkmünzen für Südwest geprägt. Achtzehn Monate lang wollte Niemand von dem schweren Krieg hören und der Allerhöchste Herr blickte finster, wenn die Rede drauf kam. Was drüben verschuldet wurde, gehört, außer Bagatellposten, nicht aufs Konto des Centrums, sondern des Kanzlers; wenn Der sich als Patron unserer Afrikaner aufspielt, ists schwer, ernst zu bleiben. Kein Hafen, keine Eisenbahn, keine Wasserstellen, schlechte Verträge und ungenügende Truppentransporte. Als ihm vorgehalten wurde, entschlüpfte er mit der Frage, ob sich am Ende noch um Mäntel und Stiefel kümmern solle. (Die Fiktion unendlichen Fleißes geht nachgerade auch übers Bohnenlied; wer nur zweimal hereingeguckt hat, weiß, wie es damit steht.) Ist aber obenauf. Weil die Sozialdemokraten, gegen die nur pro forma und ohne Hoffnung mobilgemacht, drei Dutzend Sitze (nicht Stimmen) verloren haben. Fragst, wodurch dieser „Sieg" möglich wurde? Recht einfach. Seit Dresden gings bergab. Die Führer hatten sich Schufte und Lügner gescholten, die Ideen waren vermodert und der Unfug, alles Deutsche schlecht zu machen, Erinnerungen, Heldenthaten und Volksempfinden, hielt den feineren Zuzug fern. Die alten Federbüsche der Partei merkten nichts; dachten, hier unter dem wechselnden Mond müsse es immer so bleiben

und die Hauptschlacht sei auch ohne Begeisterung zu gewinnen. Dieser Irrthum hätte sich nicht so schlimm gerächt, wenn auf der Gegenseite nicht in geschlossener Front gefochten worden wäre. Das entschied. Mußte immer entscheiden. Leichtes Rechenexempel. Wenn Konservative und Liberale aller Schattirungen, Philo- und Antisemiten, Bauern und Zwischenhändler sich, als gebe es unter ihnen keinen Interessenstreit, verbünden, müssen sie in solcher Koalition stärker sein als das Industriearbeiterheer. Namentlich in einer Zeit des Wohlstandes, die den Proletarierhaufen eher verkleinert als vergrößert hat.

Zu bewundern an Alledem höchstens die suggestive Kraft, die den Zusammenschluß bewirkte. Auch nur Salonmagie. Den Liberalen wurde zugetuschelt: Jetzt kommt Eure Zeit; den Konservativen angedeutet: Wenn Ihr nicht mitmacht, versuchen wirs morgen mal mit der linken Kiste. Dazu die haine commune auf das Centrum, das mit seiner Macht ja auch nicht immer säuberlich verfuhr. Und ein Wahlkampf, in dem die Regirung aus fremdem Säckel spendete, die Erzfeinde von gestern offiziell und offiziös schirmte und sich mit dem löblichen Flottenverein inniger gepaart zeigte, als für die internationale Beleuchtung nützlich sein kann. Das Näschen zu, Altpreußin; so rochs früher nicht diesseits vom Rhein. Der gelbe Kürassier wäre an den Schandpfahl gekommen, hätte er je solche Kunststücke versucht. Item, die Rothen haben die Zeche bezahlt. Ist ihnen gesund. Aber Grund zu Siegerhymnen? Jede Partei hat Aehnliches erlebt. Den Sozialdemokraten war der Stoff ausgegangen: nun haben sie wieder einen. Erholen sie sich, dann wars viel Lärm um nichts. Bröckeln sie weiter, dann tritt die Gewerkschaft ihr Erbe an, wir bekommen Trade Unions nach englischem Schreckensmuster, mit bindendem Diktat der Arbeitbedingungen (Reservearmee Brotloser, unter allen Umständen Arbeitwilliger giebts einstweilen nicht mehr), und sehnen uns schließlich nach der Singersekte zurück, deren Tobsucht uns mehr auf die Nerven als auf den Geldbeutel fiel. Oszillation, Liebchen; nur bis übermorgen ganz nett. Verloren haben die Röthesten nur die Leute aus der Guten Stube, die jetzt auf liberale Wirthschaft hoffen; sie haben noch immer weit über drei Millionen Stimmen. Die beiden Parteien, die auf der Strecke bleiben sollten, zusammen fast eine Million mehr als alle übrigen. Und darum welthistorischer Moment mit Schlagsahne und Pumpernickel? Zwei Nachtreden des Reichskanzlers, eine des Kaisers, jede, trotz Ueberraschung, mit schicklichem Citat? Du meine Güte! Man ist in Berlin schloßweiß geworden und hat zwischen Düppel und Sedan Manches erlebt, was nicht von Pappe; nie aber solche Mitternachtszenen. Fenster auf und: An mein Volk! Alles niederreiten, was sich entgegenstellt. Weil der Herr Drechslermeister a. D. August Bebel nur noch Dreiundvierzig unter der Fuchtel hat.

Stimmung scheint noch leidlich. Scheint, gnädige Frau, nicht: ist. Wer über die Nasenspitze hinaussehen kann, dankt für Backobst und ähnliche Genüsse. Populär ists nicht, für das Centrum zu reden, und der ergebenste Mümmel hat mit den Leuten noch weniger als die Reinette aller Borussen gemein. Daß sie aus der Opposition herausgeschmeichelt waren, trotzdem der einzige Aktivposten im Inneren seit Bismarcks Zeit. Kaum zu überschätzen. Jetzt sind sie undankbar behandelt und wieder zu den Reichsfeinden geworfen worden. Bleibts bei der Tonart, dann zwingt man sie zu dem Zweibund, der Söhnen und Enkeln recht unangenehm werden kann. Daß es bei unserer Industrialisirung je ohne große radikale Arbeiterpartei abgehen wird, glaubt doch höchstens noch ein Kadett; die Nummer mag feiner werden: der Faden wird weitergesponnen. Das schlägt künftig dann mit Centrum und Polen vereint. Wers verantworten will, muß ein ausgepichtes Gewissen haben. Nöthig wars nicht. Centrum wurde Trumpf, weil es das eigentlich Wilhelminische prompt unterstützte. Deshalb gehätschelt. Einzelne in Reichsämtern als Nachtstuhlinspektoren (halten zu Gnaden!) geduldet. Bis Algesiras, Chlodwig postumus, die Einkesselung und die Südwestbescherung das Fäßchen undicht machten. Zwei Möglichkeiten: der Kanzler packte unter allgemeinem Beifall und sein Nachfolger bat S. M. eindringlich, hinter der Feuerlinie zu bleiben; oder man wagte den letzten Coup: Auflösung mit Knallparole. Das Amtliche zu segnen, fällt Jedem merkwürdig schwer. Also mußte die Hexe dran. Es ist erreicht? Herr Bassermann findet, frei nach Friedrich August von Sachsen (und dem nommé Hutten), es sei eine Lust, zu leben, und plötzlich, noch vor der liberalen Morgenröthe, tout pour le mieux in der deutschen Welt. In Preußen aber, wo die starken Wurzeln unserer Kraft, haben die Junker sich schon wieder den verpönten Schwarzen zum Kampf gegen die Linke koalirt; und im Reich gehts auch nur, bis eine der beiden Dupen das Gaukelspiel merkt. Geht? Eine Session wie die vorösterliche hatten wir noch nicht. Außer den Kolonialetats, die im Dezember für ein gutes Wort zu haben waren, kam nichts auf die Tenne; wurde nur Schindluderchen gespielt. Behutsam, wie in einem Porzellanladen. Was sie pompös Block nennen, ist ein zerbrechliches Ding. Eine Weile läppert sichs wohl hin. Nach Pfingsten komplimentirt man die Zwanzigmarktaglöhner nach Haus und hat Zeit, bis in den Advent nachzudenken. Interim aliquid fit. (Der Deine spricht die totesten Sprachen.) Und die Durchlaucht hofft, als biederer Landmann die Scheune zu füllen. Deshalb die Rede, die einem schlichten Menschenkind wirklich die Galle ins Blut treiben konnte. Seit dem Zusammenbruch scheint der Hemmungsapparat nicht mehr recht in Ordnung. Daß von Wirthschaftsachen keinen blassen

Dunst, wissen heutzutage doch Alle. Auch, daß den Tarif und die Verträge Posadowsky zu Stand gebracht hat. Und mindestens Viele, daß die Ordre, für die Börse Etwas zu thun, überhaupt „liberaler zu werden", aus dem Schloß kam. Trotzdem: „Ich habe", „Ich werde", „Meine Politik"; als gebe es über und neben ihm nicht noch Götter. Sein Glück, daß im Bundesrath Keiner mehr von Mittnachts Kaliber. Der brächte ihm die Flötentöne bei. Obs hilft? Auch nur das Bischen Finanz- und Börsenreform in den Hafen bugsirt? Hast wieder mal Recht: so unwahrhaftige Freundschaft hält niemals lange.

Personalia sunt turpia (siehe oben). Uebrigens nicht eingeweiht. Der arme Studt, nicht viel schlechter als Andere, anständiger Oberpräsidentendurchschnitt, nur unmöglicher Redner und deshalb unterschätzt, wäre wohl längst weg, wenn nicht so dumm angegriffen. Der Posten, mit Schule und Polen, fast der wichtigste. Wer? Die Kombination Delbrück (den ein Industrieller ablösen sollte) mit Harnack als Unterstaatssekretär vielleicht schon erledigt. An Bethmann (für den dann Adickes, first class) glaube nicht recht, weil wahrscheinlich für Ersatz Posadowskys aufgespart; der Seiner Durchlaucht offenbar ein Gräuel ist und täglich officiosissime angerempelt wird. Gedulde Dich fein. Wird in Sachen Kultus nicht ganze Arbeit gethan, gründliche Modernisirung, neue Normen für alle Schulstufen, dann ists für die Katze und die Studthetze, wegen versäumter Gelegenheit, nur schädlich. Irgendwas müssen die Liberalen ja einheimsen. Fraglich nur, ob mans auf dem schwierigsten Gelände wagt. Wenn nicht so blöd wären, hättens gefordert. Jetzt oder nie. Schwärmen seit dem Wahlrummel aber für den Anführer Bülow. Auch die angeblich demokratischen. Ein Narrenhäuschen. Wer ihnen vor sechs Monaten gesagt hätte, sie würden hinter einem als Agrarier maskirten Kanzler hermarschiren, wäre als Dummer August ausgelacht worden. Mit diesen Leuten ist keine ernsthafte Politik zu machen. Deshalb auch Jacke wie Hose, woher Minister und Staatssekretäre geholt werden. Daß die Weihnachtbescherung nicht nach dem Geschmack arbeitsamer und gewissenhafter Beamten war, braucht kein Informirter uns erst ins Ohr zu raunen.

Alles vorläufig négligeable neben Dem, was von draußen droht. In den Grafenhag krieche ich nicht. Mal vorgehabt, um das Handwerk zu grüßen und die Oelzweig-Kumpanei zu mustern; jetzt doch zu gefährliches Klima. Euer Kuno sieht den Himmel offen. Auch eine böse Folge der Wahl: der zum Heil des Reiches geschwächte Optimismus (so nennt mans ja seit Wildenburg und Dernbruch) ist wieder erstarkt; auch bei S. M. leider, wies scheint. Gewimmel von allerbesten Absichten; wo doch nur stocksteife Ruhe nützen könnte. Das Couplet von der unbequemen Lage der Anderen, hinter dem dreifachen Erz ihrer Käfigstangen, kenne ich vom Pariser Platz her; wird täglich gesungen. Wenns

Einen tröstet, gönne es ihm. Hat nur einen Stich ins Lächerliche. Würden uns nach Schutzverträgen und Assekuranzen ja alle verfügbaren Finger lecken. Qui trompe-t-on donc ici? Die Friedenskonferenz ist kein Kinderspiel. Amerika soll gehindert werden, eine Flotte zu bauen, die Englands Polypenarme nicht umklammern und unschädlich machen könnten. Wird via Deutschland versucht. Das soll der Friedensfeind sein; odium generis humani (Adolf übersetzts). Deshalb öffnet der Kanzler die Hausapotheke. Rec. Tittoni. Von Dem wir doch genug haben könnten. Nein: der Dreibund muß sich herrlich offenbaren. Sand in die Augen, sprach Bismarck. Ist der Mann breitzuschlagen, dann stöhnt er seinen Kummer an Eduards Busen aus und Keiner hält die Parade für Felddienst. Bleibt er wider Erwarten spröd, dann sind wir, wie anno 1906, am hellsten Mittag blamirt. Wozu denn? Wenn wir zur rechten Stunde mit höflicher Entschiedenheit gesagt hätten, was von uns zu haben ist, was um keinen Preis, wären wir diesmal nicht allein geblieben. Aus Italien ist fürs Erste nichts zu holen. Liebe und Angst drängen es an Englands Seite. Und blos um dem Reichstag und der Oeffentlichen Meinung zu imponiren, darf man jetzt keine Sprünge machen. Der Bewegungtrieb ist unser ärgster Feind. Cowes wäre einfach fürchterlich; da der Lordmayor von London gewiß nicht auf eigene Faust dem Deutschen Kaiser einen „glänzenden Empfang" (wenn ich nur das Wort lese, kriege ich eine weiße Zunge) verheißt, muß aber irgendwo daran gedacht worden sein. Kalkul: Da Willy fürs Leben gern zur Versöhnung herüberkommt, wird er uns nicht unmittelbar vorher ernste Schwierigkeiten machen. Nicht auszudenken! Kannst aber sicher sein, daß schon so gerechnet worden ist. Mit Frankreich stehts ähnlich; ist ja die selbe Syndikatsleitung. Herr Lecomte, Philis Wärmster von München her, kennt die Hofstimmung (war erst neulich wieder beim Frühstück der Allerhöchsten) und hat schon im Marokkojahr seine pariser Leute nicht nur aus der Wilhelmstraßenquelle getränkt. Bitter. Mit Cambon, rompu au métier, neben sich, wird er eine Großmacht. Rühret nicht daran! Zufall ists ja nicht, daß gerade jetzt, acht Wochen vor dem Friedensmanöver, von der Vogesenseite diplomatische Rekognoszirung versucht wird. Doch nicht etwa ohne Eduards Einwilligung. War ja oft genug drüben. Clemenceau ist ein folgsamer Schüler und Pichon ein Mittelredakteur. An der Kralle erkennst den britischen Leun. In Marrakesch ist ein französischer Arzt ermordet worden; ein taktloser Hitzkopf. Kann nicht geduldet werden. Beschwerde an den Maghzen, Flottendemonstration: abgenutzte Mittel. General Lyautey, der in Oran steht, erhält Ordre, sofort mit seinen Truppen Udjida zu besetzten. Erst wenn alle Wünsche der Republik erfüllt sind (die Liste ist lang), wird er den Ort wieder räumen. Vielleicht. Einstweilen ist er mal drin. Zeigt der Scherifischen Majestät, wer

auch nach Algesiras der Stärkste und Nächste ist, schüchtert die Musulmanen ein und ermuthigt leise den Prätendenten Bu Hamara und andere Feinde des Sultans. Schon ganz hübsch. Aber nicht einziger Zweck der Uebung. Hauptsache: „Wollen mal sehen, was Deutschland dazu sagt. Ob sichs auf die Akte beruft und die Mächte zusammentrommelt. Kaum. Denn wir haben die Majorität. Und zweimal ists ja schon artig zurückgewichen. Lecomte giebt die loyalsten Versicherungen. Setzen wir auch diesmal unsern Willen durch, dann sind wir die Herren im Atlasland und der letzte Riffkabyle rechnet künftig nicht mehr auf deutsche Hilfe." Probemobilisirung vor der Konferenz. Klug ersonnen und rasch ausgeführt, um ein fait accompli zu schaffen und Herrn Cambon ein peinliches Debut zu sparen. Wenn man bedenkt, daß wir dieser Sache wegen hart vorm Krieg standen und das Reichsprestige geschmälert haben, möchte man durch die Decke fahren. Unbequemeres hätte uns, weiß Gott, Delcassé auch niemals zugemuthet. Der Kanzler wieder auf Urlaub. Hat er am Ende ins Internationale nicht mehr dreinzureden? Machts S. M. mit Seiner Eloquenz dem Herrn von Tschirschky? Oder gar unter vier Augen Gespräche mit Lascelles und Lecomte? Auf diesem Weg sind wir schon allzu weit gekommen. Trennung kaiserlicher von amtlicher Ingerenz: Forderung des Tages. Immerhin kritische Zeit. Wer Koch, wer Kellner? Die Presse ohne alle Direktive; schimpft Frankreich, statt Gelassenheit zu zeigen, wenn gegen das Ansinnen doch nichts gethan werden soll.

Nichts Familiäres heute. Zu arg verstimmt. Da wird man rechts und links Trübsalbläser gescholten, weil man die Dinge kommen sieht: und nun diese Belastungprobe! Nach der Ouverture kann das Spektakel nett werden und Marschall muß die Ohren steif halten, wenn er nicht (wie Mancher hier hofft) als toter Mann heimkehren will. Fände jetzt keinen Ton für brüderliches und oheimliches Gefühl. Auch laßt Ihr ja schon die Koffer abstäuben und seid hier, bevor des Ostermorgens ernste Feierstunde schlägt. Kannst mirs nicht abschlagen. Also nur noch schnell, daß Mariechen auf Händen getragen wird (in fließenden Gewändern, versteht sich) und vor der Hoffnung gar keine Angst hat; daß der Junge wie ein Neger arbeitet und aus der Generalstrebsamkeit jeden Abend späte mit leuchtendem Auge an Onkels (nicht üppigen) Tisch kommt; daß der Oberlieutenant zur See fast sicher bis Juli hier bleibt; und daß uns Allen zu höchster irdischer Seligkeit nur die Kressiner fehlen. Zur privaten, heißts; die liebe Oeffentlichkeit riecht wieder mal gar nicht gut. Komm, o holde Dame! Am ersten April wollen wir vor dem jungen Gemüse ein Terzett singen und in den höchsten Tönen ausdrücken, wies einmal bei uns war. Wie lange ists her? Ein Menschenalter, scheint mir. Denn ein Schwesterherz schlug noch für

Moritz.

Drei Gedichte.

Der Bergtempel im Frühling.

Am Pilgerstab bin ich des Wegs geschritten
Aus Staub und Gluth zum Heilgen Hain hinan;
Dort winkt Erlösung den inbrünstgen Bitten
Und Jene, die am Leben schwer gelitten,
Trägt nun die Fluth hoch über allen Wahn.

Das Tempelthor grüßt zwischen schlanken Bäumen;
Von Blumen ist der Abhang bunt bestreut;
Der Buddha ragt schwarz über Wolkensäumen,
Und wo die Nebel auf den Fluthen träumen,
Hebt sich das Kloster in die Einsamkeit.

Der Abendröthe Flammenstrahlen schossen
Von allen Himmeln. Horch: der Glocken Laut
Und Wellenrauschen sind in eins zerflossen;
Es schweigt der Wald, vom Silber übergossen,
Die Lotosblüthe zittert lichtbethaut.

Als lauschten sie den Klängen heilger Lieder,
Verstummt der Vögel sangesmüde Schaar;
Das Sterngefunkel grüßt von oben nieder —
O tönte doch aus meinen Worten wieder
Die Stille, die um diese Stätte war.

An der Flußmündung.

Im Mondenscheine liegt wie Silberschnee
Der grüne Fluß, er blitzt von kleinen Wellen;
Als ob hinaus zur breiten offenen See
Sich mit der Fluth viel tausend Fische schnellen.

Ich bin allein im nächtlich dunklen Kahn,
Der mit der Strömung sacht hinuntergleitet;
Nur manchmal stößt das Ruder tönend an
Und stille Trauer mahnend mich geleitet.

Die Lotosblumen stehn im weiten Kreis,
Wie schwere Perlen sie die Blüthen tragen;
Aus weicher Hand streift sie das Ruder leis,
Als wollt' es ihnen sanfte Worte sagen.

Und Antwort gebend raunt und rauscht es her,
Als ob um alles Menschenleid sie wissen;

Die schwanken Blätter flüstern sehnsuchtschwer,
Die Blüthen athmen wie im Traum von Küssen.

Habt Dank, Ihr Wesen einer fremden Welt,
Für Euer Wort, für Euer leises Trösten,
Ich höre Euch: und heilger Friede fällt
Wie Thau aufs Herz des Einsamkeiterlösten.

Improvisation vor Kaiser Ming-Hoang-Ti und seiner Favoritin Tai-Tsun:

I.

Aus jeder Blume grüßt ihr Angesicht,
In jeder Wolke wehen ihre Schleier,
Sie webt um ihn im weißen Mondenlicht,
Ihr Antlitz spiegelt sich im stillen Weiher.

So steht er träumend in der Blüthenpracht,
Die ihre Ranken heiß zu ihm erhoben;
Sie wogt und duftet durch die Frühlingsnacht
Und hat mit Gluth und Zauber ihn umwoben.

II.

Und küßt die Kelche feucht der Abendthau,
Dann athmen um so voller auf die Blüthen,
Sie brauchen nicht den Spruch der Regenfrau,
Da für die Schwester sie den Duft versprühten.

Denn ihrer Anmuth Keine sich vergleicht,
Auch keine Sage kann davon erzählen.
Fey-yen allein, die Zauberin, vielleicht,
Doch sie auch erst im Glanz der Kronjuwelen.

III.

Der Blumen Schönste und die schönste Frau,
Zwei Schwestern, haben sie sich still verbündet,
Daß nie die Sonne von des Herrschers Brau,
Daß nie das Lächeln auf den Lippen schwindet.

Wie Jene schön, von der die Sage spricht,
Um die in Trümmer einst ein Reich gegangen,
Steht sorglos sie, in ewgem Frühlingslicht,
Ein Traumbild von Bethören und Verlangen.

Li-Tai-Pe.
(Deutsch von Theodor Suse.)

Eine neue Kirche?*)

Ist eine Reform der katholischen Kirche möglich?

Sobald diese Frage gestellt wird, drängt sich Jedem, der sie beantworten soll, ein naheliegender Vergleich auf. Die katholische Kirche ist ein alter, ehrwürdiger Bau, der im Lauf der Zeit manche Risse und Sprünge bekommen hat. Einzelne Theile bröckeln ab, andere drohen mit dem Einsturz, der architektonische Schmuck ist verwittert. Ueberall rieselt Schutt herab. Doch die Grundmauern scheinen noch festzustehen. Sind sie stark genug, um eine durchgreifende Restaurirung zu ertragen, die damit beginnen müßte, daß alle schadhaften, morsch gewordenen Partien des Mauerwerks abgetragen und durch neue Steine und Ziegel ersetzt werden? Das wird der Baumeister zu erwägen haben, dem die Restaurirung eines alten Schlosses übertragen worden ist. Er wird vor Allem überlegen, ob sie überhaupt durchführbar ist oder ob nichts Anderes übrig bleibt, als das ganze alte Gebäude niederzureißen und ein neues an seiner Stelle zu errichten. Fast in dem nämlichen Dilemma ist der Denker gegenüber der Frage: Ist eine Reform der katholischen Kirche möglich?

Die geschichtliche Betrachtung ist der Bejahung dieser Frage nicht günstig. Wie die Kirche selbst in früheren Jahrhunderten darüber dachte, bezeugen die blutigen Schatten der Albigenser und die lodernden Flammen des Scheiterhaufens, auf dem Johannes Hus starb; nicht zu gedenken der zahllosen Ketzerverbrennungen und der Kerker der Inquisition. Als Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, glaubte er ehrlich an die Reform der katholischen Kirche, ja, sogar an die Möglichkeit, Augustinermönch bleiben zu können. Der hartnäckige Widerstand Roms zwang ihn, der Stifter eines neuen Glaubens zu werden. Aus dem Bestreben, die katholische Kirche zu reformiren, erwuchs die Reformation.

In unseren Tagen sind mehrmals Versuche gemacht worden, den Katholizismus mit der fortgeschrittenen geistigen Entwickelung der Menschheit im Einklang zu bringen. Vor mehr als sechzig Jahren begann die deutschkatholische Bewegung mit Ronge als Bannerträger. Ihre Anhänger wollten sich durchaus nicht vom Katholizismus lossagen. Sie protestirten vielmehr heftig gegen diesen Vorwurf und behaupteten, sie seien die wahren Katholiken. Ein an sich ziemlich unbedeutendes Ereigniß, die Ausstellung des „Heiligen Rockes" von Trier, hatte den Anstoß zu der Bewegung gegeben, die sich fast über ganz Deutschland — mit Ausnahme Bayerns — sporadisch verbreitete. Die Haupt-

*) Radikaler Reformkatholizismus. Grundlagen einer deutschkatholischen Kirche vom Dr. Emil Jung. München, Ernst Reinhardts Verlagsbuchhandlung.

sätze des Deutschkatholizismus (und darin lag seine Schwäche) waren Verneinungen. Er verwarf den Primat des Papstes, die Beichte, die Verehrung der Heiligen, den Coelibat. Zugleich forderte er die Theilnahme der Gemeinde an der Kirchenverwaltung nach protestantischem Vorbild. Anfangs nahm der Deutschkatholizismus einen glänzenden Verlauf, aber bald täuschte er die Erwartungen, die er geweckt hatte. Die protestantischen Regirungen standen ihm gleichgiltig und mißtrauisch, die katholischen feindsälig gegenüber. Schlimmer noch war der innere Zwiespalt. Zwei Programme trennten die Bekenner des Deutschkatholizismus: das gemäßigte schneidemühler und das radikalere breslauer. Ronge suchte sein religiöses Apostolat in ein politisches zu verwandeln. Ihm schwebte als Ideal eine Art deutschen Presbyterianerthumes vor. Seine Persönlichkeit war zudem nicht einwandfrei. Auch die päpstlichen Bannflüche wirkten abschreckend auf ängstliche Gemüther und schließlich verlief der stolze Strom, der das Schiff einer deutschen christlichen Kirche tragen sollte, im Sande.

Der Erbe des Deutschkatholizismus war der Altkatholizismus. Er tauchte unter viel günstigeren Bedingungen auf. Die Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas hatte die Geister aufgerüttelt, der Krieg von 1870/71 und die Gründung des neuen Deutschen Reiches schufen der religiösen Opposition gegen Rom eine nationale Grundstütze, die dauernden Halt zu bieten schien. Der Mann, der den Kampf gegen die schrankenlose Ausdehnung der päpstlichen Gewalt eröffnete, der münchener Stiftspropst und Professor J. J. Döllinger, stand an Gelehrsamkeit, Ansehen und sittlicher Würde weit über Ronge. Sein hohes Alter verstärkte das Gewicht seiner Persönlichkeit. Die katholisch-theologischen Fakultäten von München, Bonn und Breslau erklärten sich gegen das Unfehlbarkeitsdogma, bedeutende Kirchenrechtslehrer wie Schulte, Reinkens, Michelis, Friedrichs schlossen sich der altkatholischen Sache an, die Wissenschaft wie das Nationalgefühl förderten sie. Zahlreiche altkatholische Gemeinden wurden gegründet. Auch in Oesterreich, dessen Regirung die Altkatholiken nicht mit besonderem Wohlwollen beehrte, sie aber doch nicht mit polizeilichen Verboten unterdrückte. Dennoch hielt auch dieser Reformversuch nicht, was man sich von ihm versprochen hatte, versprechen durfte. Der Hochfluth von 1871 bis 73 folgte die Ebbe; der Altkatholizismus, der die Macht Roms brechen sollte, führt heute ein beschauliches Still-Leben, das den Vatikan wenig beunruhigt.

Nun wird ein neuer Sturmangriff auf die römische Kirche unternommen. Denn als solchen mag man das Buch des Dr. Emil Jung bezeichnen. Der Verfasser ist kein Theologe, sondern praktischer Jurist. Er hat sich jedoch gründlich in religiongeschichtliche und religionphilosophische Studien vertieft. Sein Werk ist die Frucht zwanzigjähriger Arbeit. Es würde vielleicht größere Wirkung üben, jedenfalls weitere Verbreitung finden, wenn er seine Aufgabe nicht gar so schwer genommen und die Fachliteratur weniger berücksichtigt hätte.

Der Weg, den Dr. Emil Jung einschlägt, um zu einer radikalen Reform des Katholizismus zu gelangen, ist ganz eigenthümlich. Er bahnt sich ihn kreuz und quer durch das Dogmengestrüpp und pflastert ihn dann mit Negationen, die sorgfältig zu begründen seine Hauptsorge bildet. Er macht bis zuletzt keine positiven Vorschläge, sondern er entwickelt seine Meinungen über alle Lehren der katholischen Kirche, von denen er nur spärliche Reste unangetastet läßt, und sagt dann am Schluß seiner Ausführungen, in ihrem Geist müsse die katholische Kirche reformirt werden. Neun Zehntel des Buches sind subjektives Glaubensbekenntniß, Darlegung einer durch reifes Denken erworbenen religiösen und sittlichen Ueberzeugung. Jungs Standpunkt erkennt man aus seinen gegen Ehrhard gerichteten Worten: „Die wissenschaftliche Forschung ist mit den heutigen dogmatischen Lehren und grundlegenden Einrichtungen der katholischen Kirche unvereinbar und wird es bleiben, so lange diese fortbestehen.“

Jung ist, obwohl er stets auf wissenschaftlichem Boden bleiben will, kein wilder Himmelsstürmer. Das beweist er in dem Abschnitt über das Dasein Gottes. Noch mehr in dem Widerspruch gegen die Lehre von der allmählichen Entwickelung der gesammten organischen Welt aus einer einzigen, durch Urzeugung entstandenen Urform, der Monere. Er nennt diese Lehre erzwungen, unnatürlich. In Bezug auf die Seele hält er es mit Dubois-Reymond und Arnhart und meint mit diesem Gelehrten: „Was wir Unsterblichkeit der Seele nennen, ist lediglich die Unvergänglichkeit des geistigen Wesens überhaupt, verbunden mit der unauslöschlichen geistigen Fortdauer des gesammten menschlichen Lebensbildes über den Tod hinaus, in dem dieses in der göttlichen Erinnerung und theilweise auch jener der Menschen unvertilgbar fortlebt.“ Folgerichtig kommt Jung in seiner Betrachtung über die Entstehung des Menschen zu einer Polemik gegen die heutige Naturwissenschaft. Er lehnt sich dabei wieder an Dubois-Reymond und dessen Ausspruch: „Es muß hinter der Natur die göttliche, allweise schaffende Allmacht stecken, ein Prinzip der Zweckmäßigkeit.“

Man sieht aus diesen kleinen Proben, daß Jung von metaphysischen Anwandlungen nicht so frei ist, wie er selbst glaubt. Diese metaphysischen Anwandlungen, ein Erbe seiner tirolischen Heimath oder ein Nachklang aus gläubigeren Jugendtagen, spielen auch fast unbewußt in seine Betrachtungen über den Ursprung der Religionen herein. Er will nicht gelten lassen, daß die Doppelquelle aller Religionen in Naturverehrung und Seelenkult zu suchen sei, sondern nimmt mit Schröder die Erkenntniß einer höchsten unerfaßlichen Macht, eines „höchsten guten Wesens“ als Wurzel jeder Religion an. Woher und in welcher Art den Naturvölkern diese Erkenntniß gekommen sei: auf diese Frage erhalten wir keine befriedigende Antwort, trotz der seitenlangen, von Jung wörtlich citirten Begründung Schröders. Sie vermag die Behauptung, daß alle Religionen aus Naturverehrung und Seelenkult entstanden seien, mindestens

nicht zu widerlegen. Wenn ich eine eigene Meinung aussprechen soll, so möchte ich sagen, die Mutter aller Religionen sei die Furcht, die rein menschliche Furcht vor den übermächtigen Naturgewalten, denen die Menschheit in ihren Kindheitstagen so hilflos gegenüberstand, die Furcht vor dem Tode, vor der Vernichtung. Urvölker suchten Schutz und Trost gegen die Schrecken, vor denen sie zitterten, bei Göttern. Monotheismus ist bei einem Volk des Alterthumes ebn so wenig nachweisbar wie bei den Negern Afrikas. Mit Ausnahme der Juden, die deshalb in der Religiongeschichte eine ganz besondere Stellung einnehmen, obwohl auch sie, wie wir wissen, oft bedenkliche Rückfälle in Vielgötterei erlitten.

Ihren Glaubens- und Sittenlehren, wie sie das Alte Testament überliefert, widmet Jung eine ausführliche, nicht gerade liebevolle, zum Theil etwas einseitige Betrachtung. Manchmal vergißt er, aus welcher grauen Vorzeit diese Aufzeichnungen stammen, vergißt, daß wir an eine so ferne Vergangenheit nicht den sittlichen Maßstab der Gegenwart legen dürfen. Die Art, zum Beispiel, wie Jakob seinen Vater Isaak betrügt, dürfte auch bei den Nachbarvölkern der Israeliten als ein feines Stückchen der Schlauheit mehr gelobt als verdammt worden sein. Aus dem Umstande, daß der Pentateuch Jakobs Streich nicht brandmarkt, auf den moralischen Tiefstand des jüdischen Volkes zu schließen, scheint mir unbillig. Eben so der Vorwurf des Fremdenhasses und der Ungerechtigkeit gegen Andersgläubige. Er wird durch mehrere auch von Jung erwähnte Stellen des Pentateuchs widerlegt. Die grausamen Thaten, die den dort gegebenen Vorschriften widersprechen, entsprangen dem blutdürstigen Sinn altasiatischer Völker überhaupt. Die waren alle Meister im Morden, sind es mitunter noch heute. Sogar wenn sie der sanftesten aller Religionen, dem Buddhismus, anhängen.

Nachdem Jung das Alte Testament erledigt hat, wendet er sich dann zunächst den Evangelien zu. Das ist wohl der beste Theil seines Werkes. Er geht hier mit kühler Gelassenheit vor, ausschließlich von dem Streben geleitet, aus dem Dickicht von Thatsachen und Dichtung, widersprechender Berichte und Legenden die historische Wahrheit herauszuschälen. Daß Jesus wirklich gelebt hat, steht ihm unzweifelhaft fest. Er berücksichtigt darum weder David Friedrich Strauß noch die neuste Schrift von Marius. Daß er die bekannte Stelle aus Flavius Josephus, die einst als entscheidendes Zeugniß gegolten, nicht als Beweis heranzieht, daran thut er sehr wohl, denn diese Stelle wird vielfach, selbst von philologisch gebildeten Theologen, als eingeschoben und gefälscht erklärt. Dagegen wird Manchem auffallen, daß Jung nicht die Stelle aus Tacitus anführt, wo der unerbittliche Geschichtschreiber berichtet, Nero habe den Verdacht, er selbst hätte den Brand Roms angeordnet, dadurch von sich abzulenken gesucht, daß er die Schuld auf die Christen schob. Dann heißt es wörtlich: „Der Urheber dieses Namens (der Christen) war Christus, der unter der Regirung des Tiberius von dem Landpfleger Pontius Pilatus zum Tode verurtheilt

ward."*) Die Echtheit dieser Stelle ist bisher niemals angezweifelt worden und ich halte sie für einen unverdächtigen Beweis, daß Jesus von Nazareth auf Erden gewandelt ist und gelehrt hat.

In seinem Eifer, die Evangelien kritisch zu beleuchten, stößt Jung auf eine fast unüberwindliche Schwierigkeit. Er will die Wunder, von denen sie berichten, weder gläubig hinnehmen noch leugnen, sondern sucht sie auf natürliche Weise zu erklären. Das ist die Quadratur des Kreises. Er scheitert an einer Klippe, über die nur der naive Glaube hinweghilft, und tröstet sich mit der Hoffnung, es würde „mit der Zeit" der Wissenschaft gelingen, die von ihm vergeblich angestrebte natürliche Erklärung zu finden. Zum Schluß verweist er auf das Wunder, das vor unseren Augen steht: „die Thatsache, daß die schlichte Lehre eines anspruchlosen Zimmermanns nun bald den Stürmen von zwei Jahrtausenden widerstanden haben wird, ohne auch nur im Geringsten von ihren hohen sittlichem Werth Etwas einzubüßen."

Daß das Christenthum einen so mächtigen Aufschwung nahm, daß es sich aus einer jüdischen Sekte, welche die erste Christengemeinde in Jerusalem darstellte, zu einer Weltreligion entfaltete, war das Werk des Apostels Paulus. Darüber giebt es heute keinen Streit mehr; und Jung folgt berühmten Vorgängern, wenn er das Verdienst des gewaltigen Mannes in helles Licht setzt. Er hätte aber wohl auch der Umstände gedenken können, die das Wirken des Apostels begünstigten. Die Menschheit sehnte sich damals nach Erlösung aus der tiefen Erniedrigung, in die sie versunken war. Das römische Heidenthum war altersschwach geworden, die göttlich verehrten Imperatoren flößten Abscheu ein, traten Gesetz und Sittlichkeit mit Füßen. Maßloser Schwelgerei der Vornehmen gegenüber seufzten die Massen im Elend. Herren und Sklaven trennte ein Abgrund; es gab kein Menschenrecht. Da kam die Botschaft, daß vor dem neuen Gott alle Menschen gleich seien, daß der Niedrigste durch reines Leben ein Anrecht auf ewige Freuden nach dem Tode erwerben könne, die ihn für alles Lebensleid entschädigen würden. Das zündete in den Herzen der Bedrückten und Verachteten. Auch die Frauen lockte die neue Lehre. Sie verkündete ihnen, die bis dahin rechtlos gewesen, die Gleichstellung: und die Frauen wurden die feurigsten Anhänger des Evangeliums. Schon in den paulinischen Briefen wird der weiblichen Mitarbeit in den jungen christlichen Gemeinden rühmend gedacht. Wie viele Frauen starben den Märtyrertod! Wahrhaftig, eine Ge-

*) Die Stelle (Annales liber XV. cap. 44) lautet im lateinischen Urtext: Non ope humana, non largitionibus principis aut deum placamentis decedebat infamia, quin iussum incendium credebatur, ergo abolendo rumori Nero subdidit reos et quaesitissimis poenis affecit, quos per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis eius Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat.

schichte des Urchristenthumes kann man nicht schreiben, ohne eine Galerie von Frauen vorzuführen. Jung hat dieses Thema nicht berührt. Es mochte ihm von seinem nächsten Zweck zu weit abliegen. Er befaßt sich dafür eingehend mit dem Messiasgedanken, mit dem Unterschied zwischen Heilsglauben und Dogmenglauben, mit Auferstehung und Weltgericht, mit Himmel und Hölle. Wir kämen jedoch, wenn wir auf diese Kapitel eingingen, allzu tief in theologische Fragen hinein. Das ist ein gefährliches Gebiet, das ich lieber vermeide. Lassen wir also die „vier letzten Dingen" bei Seite und machen wir den Sprung, den ja der Verfasser selbst nicht scheut.

Er hält plötzlich bei der Freimaurerei. Sie hat mit der Reform des Katholizismus eigentlich wenig zu thun. Jung behandelt sie sehr von oben herab und spricht ihr für die Gegenwart jede Bedeutung ab. Er beruft sich auf Goethes Ausspruch: „Freimaurerei macht durchaus statum in statu. Wo sie einmal eingeführt ist, wird das Gouvernement sie zu beherrschen und unschädlich zu machen. suchen. Sie einzuführen, wo sie nicht war, ist niemals rathlich." So sprach Goethe, der selbst Meister vom Stuhl gewesen, als Minister. Der große Mann war, seit er den Excellenztitel führte, in politischen Fragen etwas ängstlich geworden. Daß das Freimaurerthum heute zu einer ziemlich farblosen Gesellschaft eingetrocknet ist, hat nicht die Aufnahme zahlreicher Juden verschuldet, wie Jung meint, sondern der Umstand, daß Könige und Fürsten Großmeister ihrer Landeslogen sind. Dadurch ist die Freimaurerei ihren wahren, ursprünglichen Zielen entfremdet worden. Sie hat heute statt des demokratischen einer hippokratischen Zug.

Von der Freimaurerei geht Jung zum Protestantismus übee. Er beginnt seine Erörterung über diesen mit dem Satz: „Die zwischen Protestantismus und Freimaurerei bestehenden Wechselbeziehungen waren für den Protestantismus von den nachtheiligsten Folgen begleitet." Die in den einzelnen evangelischen Bekenntnissen niedergelegten Grundsätze hätten sich dadurch zu einem „unbestimmten Humanitätsdusel" verflüchtigt. Schon mache sich auch in protestantischen Kreisen die „Stimme des Gewissens" vernehmbar. Als eine solche bezeichnet Jung die Schrift „Der Niedergang des Protestantismus" von Jakob Ferdinand Schmidt. Aehnliche Klagen sind in neuster Zeit vielfach laut geworden. Die Wurzel des Uebels, an dem der Protestantismus krankt, ist für Jung die Abhängigkeit seiner Kirchen von dem Landesherrn. Daher konnten sie auch nie die geistliche und geistige Macht erlangen, über welche die katholische Kirche gebietet. Aber es fragt sich, ob Das ein Unglück ist. Jung hütet sich zwar davor, den Protestantismus allzu sehr herabzusetzen, und erkennt willig an, daß die Reformation die größte Geistesthat des deutschen Volkes war. Aber er schreibt doch: „Die schweren Nachtheile, die in der kirchenpolitischen Seite des Protestantismus ihre Begründung haben, finden in der unleugbaren

Thatsache, daß er eine Vertiefung der religiösen Erkenntniß, eine Verinnerlichung, Vergeistigung, des ganzen Menschen im Gegensatze zu dem mehr äußerlichen Charakter der katholischen Kirche in sich schließt, kein entsprechendes Gegengewicht.“ Aus diesem Satz läßt sich ersehen, daß Jung kein Freund der „Los von Rom-Bewegung“ ist. Zwischen ihr und sich schneidet er das Tischtuch mit dem Satze entzwei: „Eine Achtung gebietende Macht ist der Protestantismus nicht und wird es auch nicht werden.“ Aber los von Rom will er in seiner Weise doch. Das zeigt sich auf den letzten dreizehn Seiten seines Buches, wo er endlich, etwas spät und lakonisch, vom Katholizismus und seiner Reform spricht.

Als Grundfehler der katholischen Kirche gelten Jung die neumodische Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes und die Unveränderlichkeit der Dogmen. Die von Ehrhard begehrte einflußreiche Stellung der Laien innerhalb der Kirche dünkt ihn nebensächlich. Den Coelibat möchte er beibehalten wissen, weil ein eheloser Priesterstand die Unabhängigkeit der Kirche sichere. Die Errichtung „freier katholischer Universitäten“ beurtheilt er sympathisch, denn er giebt sich der Täuschung hin, daß sie die Versöhnung der Wissenschaft mit der Kirche anbahnen und dazu beitragen werden, den deutschen Geist an die Stelle des römischen zu setzen. Vor Allem begehrt er, zahlreiche Dogmen müßten fallen. Wer aber soll sie abschaffen? Der Papst? Daß ein Nachfolger Petri sich dazu entschließen würde, scheint Jung selbst eine naive Annahme. Wer aber kann innerhalb der katholischen Kirche Dogmen ändern oder abschaffen als der Papst? Nach dem Evangelium Matthäi hat Christus wohl gesprochen: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wird darum je ein Papst auf den Primat verzichten? Nicht einmal dann, wenn eine allgemeine Kirchenversammlung es fordern würde. Und Das ist an und für sich kaum denkbar. Man erinnere sich nur daran, wie die heftige Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma auf dem Vatikanischen Konzil schließlich zu Kreuz kroch. Die Kardinäle und Bischöfe möchten wir sehen, die sich zu einer Radikalreform der katholischen Kirche entschließen würden, wie sie Dr. Emil Jung vorschlägt.

Radikal wäre sie allerdings, denn er räumt mit den Dogmen so auf, daß wenig übrig bleibt, was die Grundlagen der von ihm geträumten deutsch-katholischen Kirche bilden könnte. Eine freie deutsche christliche Kirche ließe sich — vielleicht! — auf dem von ihm geplanten Fundament errichten, aber katholisch würde sie nicht sein. Der Versuch, der so oft mißglückte, mag ja wiederholt werden, mit kühnerem Geiste und höherem Fluge, als der Altkatholizismus wagte. Aber wir fürchten, das Ergebniß wird kein günstigeres sein. Jungs Buch ist eine tüchtige, achtungwerthe Leistung, in ehrlicher Ueberzeugung und starker Zuversicht geschrieben; aber nachdem wir es gelesen, stehen wir doch, wie zuvor, zweifelnd und zur Verneinung geneigt vor der Frage, mit der diese Darstellung begann: „Ist eine Reform der katholischen Kirche möglich?“

Wien. Karl von Thaler.

Dialog.*)

Personen: Cavaliere Zanobi und Marquis Roquemaure.

Cavaliere: Es ist eine herrliche Erfindung unseres Jahrhunderts, sich nach einem Gespräch über philosophische Sparsamkeit an einer reichen Tafel zu erholen.

Der Marquis: Sie drücken sich falsch aus; es muß heißen: über die Philosophie der Sparsamkeit.

Cavaliere: Was ändert Das? Die beiden großen Worte bedeuten keine großen Dinge. Stellen Sie beide nach Belieben zusammen; für uns bleibt das Resultat immer das selbe: das Resultat, daß wir gut gegessen haben.

Der Marquis: Mir war das Essen durch Nachdenken verdorben.

Cavaliere: Böse Methode. Den Vorschriften der Schule von Salern zuwider. (Salerno hatte im Mittelalter die berühmteste Medizinische Fakultat.)

Der Marquis: Sie haben gut reden; aber Ihre Zuhörer schütteln verzweifelt die Köpfe. Sie haben meinen Appetit gestört. Ich weiß nicht mehr, woran ich mit Ihnen bin. Sie häufen Paradoxa auf Paradoxa; und der Himmel mag wissen, wie es zugeht: Alles klingt klar und Sie haben immer Recht. Wie ist es, zum Beispiel, möglich, daß verständige Menschen die Einnahmen mit den Ausgaben verwechseln? Da kann man nicht irren. Ein so grobes Versehen begreife ich nicht.

Cavaliere: Haben Sie darüber bei Tisch nachgedacht?

Der Marquis: Viel zu viel.

Cavaliere: Und warum sagten Sie es nicht? Ich hätte Sie mit zwei

---

*) Fernando Galiani, der 1728 in Chieti geboren wurde und 1787 in Neapel als Abt starb, war ein Polyhistor. Er hat Philosophie, Juristerei, natürlich auch Theologie durchaus studirt, mit heißem Bemühen Nationalökonomie, Mathematik und Kulturgeschichte getrieben, sich, als Staatssekretär des Königs von Neapel und als Mitglied der pariser Gesandtschaft, auch in der Diplomatie versucht und so ziemlich Alles aufgenommen, was die Bildung seines Jahrhunderts ihm bot. Abt, Handelsrichter, Gesandtschaftrath, Syndikus der Domänenverwaltung, Staatssekretär: auch für ein längeres Leben hätte es genügt. Daß er auch ein ungewöhnlich geistreicher Mensch war, beweist der freundschaftliche Verkehr, in den die Encyklopädisten sich mit ihm einließen (sein Briefwechsel mit Diderot, Holbach, Grimm ist vierzig Jahre nach seinem Tod veröffentlicht worden); beweisen namentlich aber seine berühmten Dialogues sur le commerce des blés. Eine deutsche Ausgabe soll vor hundert Jahren erschienen sein; sie ist wohl kaum noch aufzutreiben. Jetzt hat Freiherr Alexander von Gleichen-Rußwurm, Schillers Urenkel, aus den Briefen und Dialogen das Beste gesammelt und übersetzt. Und dieses Büchlein („Die Briefe und Dialoge des Abbé Galiani") wird nächstens von der Firma Julius Bard in Berlin auf den Büchermarkt gebracht werden. Hier wird, als Probe, einer der Dialoge veröffentlicht; da jeder der Theil eines Ganzen ist, nicht ein fertiges Gedankengespinnst, muß man sie im Zusammenhang lesen. Zunächst besticht die weltmännische Form; wir sind nicht mehr gewöhnt (warens in Deutschland wohl nie), wirthschaftliche und politische Fragen in so tändelndem Ton erörtert zu hören. Bald aber merkt man auch, wie gründlich dieser Causeur seinen Gegenstand kennt; und lernt wieder einmal empfinden, daß, nach Goethes Wort, alles Vernünftige schon gedacht (und irgendwo auch schon ausgesprochen) worden ist.

Worten aus der Verlegenheit gerissen. Haben Sie den Hauptgrundsatz Ihrer Autoren vergessen? Der Ackerbau sei die Quelle des Reichthums aller Länder? Dieser Grundsatz paßt nur auf Länder, die ausschließlich Landwirthschaft treiben. Falsch angewendet, hat er zum Irrthum verleitet. Man hat Getreide in irgendeinem Land gesehen und ausgerufen: Da ist der Reichthum, daher kommt das Geld! Da ist die Einnahme! Und sobald mans genau besah, wars die Ausgabe. Die Herren Autoren glaubten sich in Frankreich. Sie hatten uneingeschränkte Freiheit gesehen und sagten sich gleich: Nichts ist besser als Freiheit, damit sich der Ackerbau hebt. Als ob die Freiheit, fremde Waaren zu kaufen, das Selbe bedeutete wie die, eigene Waaren zu verkaufen. Schließlich sahen sie in Frankreich gute und schlechte Jahre. Deshalb nahmen sie an, es müsse überall so sein, dachten aber nicht, daß unnormale Witterung, die Mißjahre verursacht, einem Handel treibenden Land nur Vortheil bringt. In einem Mißjahr ist mehr Bewegung, mehr Transport als in einem normalen. Seien Sie überzeugt: der holländische Bankier freut sich, wenn irgendein Land in Europa über Theuerung klagt.

Der Marquis: Glücklicher Mann!

Cavaliere: Er könnte es sein, wenn er bei all seinem Reichthum nicht so traurig wäre.

Der Marquis: Was stimmt ihn traurig?

Cavaliere: Die Arbeit, die ihn sein Erwerb kostet. Reichthum ist die Frucht beständiger Sparsamkeit, einer Industrie, die immer thätig, immer beschäftigt, immer wachsam und immer angespannt ist. Nichts spannt so ab wie die beständige Anspannung aller Saiten.

Der Marquis: Jetzt wollen Sie Ihre Lieblingleidenschaft vertheidigen: il sacro santo far niente.

Cavaliere: Weit entfernt. Den Bekehrten mag ich nicht predigen.

Der Marquis: Sie haben nicht ganz Unrecht, Sie Schalk! Zwar bin ich nicht so bequem wie Sie, aber ich gestehe, daß ich lieber arm und fröhlich als reich und traurig sein möchte. Doch Jeder hat seinen eigenen Geschmack.

Cavaliere: Sagen Sie lieber, daß Jeder den Geschmack hat, den ihm die physische Beschaffenheit seines Körpers und die moralische seines Geistes diktirt. Der Geschmack wird Gewohnheit, die Gewohnheit Natur. Die Menschen beneiden den Zustand, den sie nicht haben; aber wenn man sie hineinversetzte, geriethen sie in Verzweiflung und wüßten sich in nichts zu schicken.

Der Marquis: So ist in der Welt also Alles gleich vertheilt. Das ist Moral, Cavaliere! Wo bleibt aber mein Einwurf, den Sie beantworten sollten?

Cavaliere: Ich habe es soeben ja gethan.

Der Marquis: Das habe ich nicht gemerkt.

Cavaliere: Ich sprach Ihnen eben von dem traurigen Geist der Sparsamkeit, der immer bei den Völkern herrschen muß, denen die Natur ein undankbares Land gegeben hat. In dieser Sparsamkeit besteht die vornehmste Ursache, daß die Industrie trotz hohen Lebensmittelpreisen blüht. Weil die Völker das Nothwendige theuer bezahlen müssen, verzichten sie auf das Ueberflüssige, das anderen Nationen zum Bedürfniß wird. Das Nothwendige ist zwar theuer, aber der Preis steigt nie allzu hoch und seine Gleichmäßigkeit sichert den Handel. Uebrigens haben diese Völker zwar Steuern, aber die schlimmste Steuer, der Luxus, ist ihnen unbekannt.

Der Marquis: Das ist schrecklich: die schlimmste Steuer, der Luxus!

Cavaliere: Beide Worte bedeuten das Selbe. Aller Luxus stammt aus Steuern und alle Steuern haben im Luxus ihre Ursache. Jene Völker wissen nichts davon. Ihre Regirung ist praktisch eingerichtet und kostet wenig. Ihre Sitten führen zur Gleichheit, also zur Bescheidenheit, wie, im Gegentheil, die Sitten anderer Nationen zu Pracht und Glanz verführen, den beiden Herolden der Ungleichheit. So geht es in den Familien wie bei den Völkern, und wenn Sie meine Einbildungskraft aufs Aeußerste treiben, werde ich Ihnen sagen, daß es sich auch bis auf Pflanzen und Thiere erstreckt.

Der Marquis: Das wäre sonderbar.

Cavaliere: Ja, ich würde Ihnen als Beispiel zeigen, daß die Pflanzen und Bäume, die ihre Blätter im Winter behalten, meist kleine und dunkelgrüne Blätter hervorbringen, während die anderen, die große, üppige Blätter erzeugen, sie immer beim Eintritt der kalten Witterung verlieren.

Der Marquis: Wie lustig: monarchische und republikanische Pflanzen!

Cavaliere: Warum lachen Sie? Wenn Sie mich nach Tisch zum Reden bringen, müssen Sie Poesie und sogar orientalische Poesie mit in den Kauf nehmen. Ich habe nicht umsonst Marasquino getrunken.

Der Marquis: Dank sei dem Marasquino! Ich liebe die Poesie und schweife gern mit meiner Phantasie über die Gegenstände hin, um die Mannichfaltigkeit ihrer Verbindungen, die Menge ihrer Verhältnisse unter einander zu sehen. Mich freut immer, wenn natürliche und moralische Gesetze zusammenstimmen. Und Sie glauben, daß der Geist der Sparsamkeit hinreicht, unsere Schwierigkeiten zu erklären?

Cavaliere: Wenigstens ist er die Hauptursache. Aber noch andere Gründe kommen hinzu. Die Handelsschiffe erleichtern den Waarentransport, vermindern die Kosten und verbreiten die Erzeugnisse in alle Himmelsgegenden. Des großen Absatzes wegen nimmt der Kaufmann mit geringem Vortheil vorlieb. Der große Handel befördert den kleinen, er schleppt ihn sozusagen mit und eine Ladung Bauholz macht zuweilen, daß Dosen, Uhren und allerlei Kleinigkeiten wohlfeiler geliefert werden können. Zu diesen Vortheilen tritt noch der Gewinn beim Wechselverkehr. Fast immer gereicht er der handelnden Nation zum Nutzen. Dieser Gewinn ist oft so beträchtlich, daß er dem eines Industriellen bei seiner Waare gleichkommt. Deshalb scheint der Kaufmann manchmal ohne Vortheil zu verkaufen; aber der Wechsel wirft ihm eine anständige Summe ab.

Der Marquis: Bitte, reden Sie mir nicht vom Wechsel!

Cavaliere: Warum nicht?

Der Marquis: Er ist ein Räthsel für mich. Ich habe nie Etwas davon begriffen und will auch nichts davon begreifen. Fort mit ihm! Meinetwegen will ich mit Ihnen ein geschickter Bäcker werden, aber kein Bankier. Da kommen Geheimnisse ins Spiel, die mir verdächtig erscheinen.

Cavaliere: Inwiefern verdächtig?

Der Marquis: Ich habe immer bemerkt, daß von allen Geheimnissen das Geheimniß des Kaufmannes am Besten bewahrt wird. Das scheint mir sehr natürlich, weil es Denen, die es bewahren, Gewinn bringt. Unter solchen Umständen könnte das Geheimniß des Wechsels dem Staatsgeheimniß gleichen, dessen Stärke darin besteht, dem Volk vorzugaukeln, es gebe eins. Ich bin aufrichtig und sage, was ich denke. Solche Industrie liebe ich nicht.

Cavaliere: Ihr Argwohn ist nicht ganz unbegründet. Der Vortheil des Wechsels besteht hauptsächlich in einer gewissen Schnelligkeit, vorherzusehen und zuvorzukommen. Nur der Gerissene kann aus dem Geldmangel eines Landes und aus dem Geldüberfluß eines anderen Vortheil ziehen. Man muß wissen, vorhersehen.

Der Marquis: Um Alles in der Welt: reden Sie nicht davon!

Cavaliere: So lassen wir den Wechsel und sprechen künftig al pari. Aber es ist kein kleiner Vortheil, den ich Ihnen opfere.

Der Marquis: Herzlichen Dank! Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit lasse ich noch einen Einwurf fallen, der mir eben einfiel.

Cavaliere: Ein echter Edelmann! Sie bleiben keine Wohlthat schuldig, die man Ihnen erweist. Aber ich will Ihnen nicht nachstehen. Sagen Sie mir Ihren Zweifel in ein paar Worten. Vielleicht schenken Sie mir dann die Antwort.

Der Marquis: Es war nichts; nur eine Kleinigkeit.

Cavaliere: Aber bitte . . .

Der Marquis: Wenn Sie durchaus wollen, so hören Sie. Sie behaupten, daß der Geist der Sparsamkeit bei ängstlichem Vermeiden aller Arten von Luxus die Industrie zur Blüthe bringe, obwohl die Lebensmittel theurer sind als in fruchtbaren, Ackerbau treibenden Ländern.

Cavaliere: Das habe ich gesagt.

Der Marquis: Nun gestehe ich zwar gern, daß ich einen beträchtlichen Unterschied des Luxus bei großen Herren und selbst bei mittleren Leuten in einem oder dem anderen Land gefunden habe. Aber beim gewöhnlichen Volk, bei Krämern, Handwerkern, Arbeitern sehe ich auch bei uns keinen größeren Luxus. Im Gegentheil: Schmalhans ist bei ihnen noch öfter Küchenmeister als in den Nachbarländern. Da sehe ich nicht ein, was der Luxus mit dieser Frage zu thun haben soll.

Cavaliere: Sie haben also vergessen, was dem Luxus gleich zu schätzen ist?

Der Marquis: Das fällt mir erst jetzt ein. Sie beschämen mich; ich wollte Ihnen Etwas schenken, das gar keinen Werth hat.

Cavaliere: Meine Dankbarkeit wird nicht vermindert. Uebrigens war die Gleichheit der Begriffe „schlimmste Steuer" und „Luxus" so befremdlich, daß Ihre Vergeßlichkeit mich gar nicht wundert.

Der Marquis: Ihr ironisches Lächeln setzt die Großmuth ein Wenig herab. Aber ich muß Ihnen sagen, daß mir die Sümpfe Hollands gar nicht gefallen. Je länger ich darin bleibe, desto schlechter geht mirs. Bitte: lassen Sie mich heraus!

Cavaliere: Wie Sie befehlen.

Der Marquis: Es soll mir lieb sein; dann kommen wir endlich nach Frankreich.

Cavaliere: Wir kommen nach Flandern. Wäre es nicht gut, dort ein Wenig zu rasten?

Der Marquis: Was für eine unersättliche Begier Sie haben, auf dem Weg nach Paris Stationen zu machen! Sie scheuen am Ende gar Frankreich und wollen vermeiden, davon zu sprechen.

Cavaliere: Scheuen? Warum?

Der Marquis: Was weiß ich! Sie führen mich von einer Republik in die andere, um freier zu reden.

Cavaliere: Sie irren. Gerade in Sachen der Freiheit fühle ich mich erst

ganz sicher, wenn wir in Frankreich sind. Die Republiken bewilligen den Fremden Das, was sie Freiheit nennen, nur aus Eigennutz. Sie wollen sich bevölkern, aber sie sind geizig, engherzig, mürrisch und sie verfolgen auch, wenn sich gute Gelegenheit bietet. Nur die großen Reiche gewähren eine natürliche Ruhe, die sich auf die Größe ihrer Macht und auf die Majestät der Verachtung gründet.

Der Marquis: Warum wollen wir dann in Flandern bleiben?

Cavaliere: Weil ich da zu thun habe. Wir müssen jetzt ein Ackerbau treibendes, fruchtbares Land betrachten, das für sich und für andere genügende Getreidemengen hervorbringt. In Flandern ist mir sogar zu viel Industrie. Wenn Sie erlauben, sehen wir uns eine Gegend wie Sardinien oder Sizilien an, in der nur Feldbau getrieben wird.

Der Marquis: Gut. Aber ich fange an, ungeduldig zu werden. Mein lebhaftes Temperament drängt zur Sache.

Cavaliere: Sie mißtrauen mir mit Unrecht, Herr Marquis. Sie kommen mir wie ein Jüngling vor, der eine Uhr bei einem Uhrmacher bestellt hat und nun alle Tage hingeht, den Mann bei der Arbeit anzutreiben. Bald sieht er ihn beim Anfertigen eines Rades, bald beim Poliren einer Feder und wird ungeduldig, denn er merkt nicht, daß die Dinge zu seiner Uhr gehören. Sind aber die einzelnen Theile erst gemacht, so brauchen sie nur zusammengesetzt zu werden: und die Uhr ist fertig.

Der Marquis: Wie fein Sie sind! Sollten Sie schon von Frankreich gesprochen haben, ohne daß ich es merkte?

Cavaliere: Ich weiß nicht. Sie müssen es selbst merken. Ich gehe meinen Weg.

Der Marquis: Ohne mir Nachricht zu geben?

Cavaliere: Ohne Ihnen Nachricht zu geben.

Der Marquis: Das ist boshaft. Wie können Sie verlangen, daß ich mich auf Alles besinnen soll, was Sie gesagt haben?

Cavaliere: Beruhigen Sie sich. Wenn ich die Theile zusammensetze, erinnere ich Sie schon zu rechter Zeit.

Der Marquis: So will ich meine Ungeduld meistern. Reden Sie von Flandern, von Sizilien, von Lappland, wenn Sie wollen. Je mehr Sie von ackerbautreibenden Ländern sprechen, desto lieber will ich zuhören, denn ich sehe dann endlich, daß wir uns dem Ziele nähern.

Cavaliere: Und was ists für ein Ziel?

Der Marquis: Die Ausfuhr. Sie haben bisher vermieden, von dem großen Gesetz der Ausfuhr zu sprechen, das im Jahr 1764 verkündet worden ist*) und das die Helena unserer Stadt Troja, der Gegenstand unseres Streites ist. Hierüber wollte ich doch Ihre Meinung hören.

Cavaliere: Weiter nichts?

Der Marquis: Nein. Aber dieser Gegenstand liegt mir sehr am Herzen. Sagen Sie mir doch mit zwei Worten: Finden Sie das Gesetz gut oder schlecht?

Cavaliere: Warum fragten Sie nicht früher? Aber, lieber Marquis, wo

*) Das Gesetz über die Freiheit der Getreideausfuhr, das Galiani als eine den Ackerbau auf Kosten der industriellen Entwickelung begünstigende Maßregel tadelte.

haben Sie den prächtigen, mit Flittern bestickten Rock gelassen, den Sie sonst immer trugen?

Der Marquis: Aha! Ich verstehe. Sie haben gewiß nicht Lust, mich ungeduldig zu machen. Wenn Sie aber Bedenken tragen, sich über das Gesetz der freien Ausfuhr auszusprechen, und meine Bitte indiskret finden, so wollen wir das Gespräch fallen lassen und etwas Anderes beginnen.

Cavaliere: Bedenken? Warum?

Der Marquis: Rücksichten. Sie haben Freunde in hoher Stellung. Aber Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Wir sind ganz unter uns. Hier sind Sie sicher.

Cavaliere: Hier wie überall. Man wird doch in einem Staat, wo man gute Gesetze machen will, sagen dürfen, ein Gesetz sei schlecht! Ich werde ganz gewiß Alles sagen, was ich denke. Aber wie steht es mit Ihrem Rock? Er war schön, etwas jugendlich für Sie, aber er stand Ihnen gut.

Der Marquis: Wollen Sie mich ärgern? Mein Rock? Der ist meine Sache.

Cavaliere: Ich dachte, Sie hätten ihn verkauft oder verschenkt ...

Der Marquis: Ich verkaufe meine Kleider nicht. Den Rock besitze ich noch; ich habe ihn ja höchstens viermal getragen.

Cavaliere: Aber jetzt ist es so gut, als besäßen Sie ihn nicht. Wir haben Hoftrauer.

Der Marquis: Was für eine komische Unterredung! Die Hoftrauer ist bald zu Ende. Bei meinen Neujahrsbesuchen trage ich den Rock wieder.

Cavaliere: Sie halten also eine Sache, die Sie später einmal gebrauchen können, nicht für überflüssig?

Der Marquis: Gewiß nicht.

Cavaliere: Dann sind Sie für einen Nationalökonomen ein schlechter Rechner. Sie hätten den Rock am Anfang der Trauer verkaufen, das Geld anlegen und nach der Trauer einen neuen Rock anschaffen müssen.

Der Marquis: Das wäre ein schlechtes Geschäft. Für getragene Kleider bekommt man zu wenig.

Cavaliere: Also betrügen die Trödler?

Der Marquis: Aerger als Juden. Sie stecken alle unter einer Decke. Der erste bietet Etwas. Rufen Sie dann hundert andere: alle bieten weniger als der erste. Das haben mir meine Leute wenigstens gesagt.

Cavaliere: Ich weiß. Aber trotzdem: verkaufen Sie nie Etwas von Ihrer Garderobe?

Der Marquis: Scherz bei Seite: wollen Sie die Geschichte meiner Kleider schreiben?

Cavaliere: Errathen!

Der Marquis: Nun, so schreiben Sie, daß ich manchmal meinem Kammerdiener Kleider schenke.

Cavaliere: Neue Kleider?

Der Marquis: So freigiebig bin ich nicht. Ich verschenke, was ich nicht mehr brauchen kann.

Cavaliere: Also die abgenutzten?

Der Marquis: Wenn sie für mich abgenutzt sind. Der Kammerdiener wird schon Nutzen daraus ziehen.

Cavaliere: Wenn aber die Motten hineinkommen, ehe sie abgenutzt sind?

Der Marquis: Dann verschenke ich sie auch. Aber ich muß gestehen: mit einigem Bedauern.

Cavaliere: Und warum?

Der Marquis: Aus einer moralischen Ursache. Es scheint mir, als belohnte ich die Faulheit und Nachlässigkeit meiner Leute. Denn durch ihre Schuld fressen die Motten meine Sachen. Geben die Leute Acht, so geschieht kein Schade. Meine Garderobe ist gut angelegt, dem Nordwind ausgesetzt, ohne Kamin oder Ofen in der Nähe. Ich zanke auch tüchtig, wenn ich Motten sehe, und drohe, die Leute fortzujagen. Habe es aber noch niemals gethan.

Cavaliere: Und schließlich schenken Sie ihnen die zerfressenen Kleider.

Der Marquis: Was bleibt mir übrig! ... Sind Sie nun zufrieden?

Cavaliere: Haben Sie viele Anzüge?

Der Marquis: Mehr, als ich brauche. Ich wechsle gern. Sie halten Das vielleicht für jugendlich, aber ich erinnere mich ungern daran, daß ich älter werde.

Cavaliere: Sie sind nicht der Einzige. Also werden wir den gestickten Rock wiedersehen?

Der Marquis: Sie stellen meine Nerven auf eine harte Probe. Haben Sie noch mehr Fragen dieser Sorte?

Cavaliere: Nein. Ich bin fertig. Ich weiß nun, was ich will.

Der Marquis: Gott sei Dank! Nun ist die Reihe, zu fragen, an mir?

Cavaliere: Bitte!

Der Marquis: Finden Sie das Edikt vom Jahr 1764 über die freie Kornausfuhr gut oder schlecht?

Cavaliere: Ich schließe mich Ihrer Meinung an.

Der Marquis: Eine neue Quälerei! Wenn ich nun gar keine Meinung habe, nie darüber nachdachte?

Cavaliere: Ich bitte um Verzeihung: Sie haben Ihre Meinung eben gesagt.

Der Marquis: Ich?

Cavaliere: Sie haben gesagt, daß Sie nichts unter die überflüssigen Dinge rechnen, was Sie vielleicht noch gebrauchen können. Für überflüssig hielten Sie nur, was nach dem gewönhnlichen Lauf der Dinge und nach aller menschlichen Voraussicht Ihnen niemals mehr nützlich werden könnte. Sie haben ferner gesagt, daß es ein schlechter Handel sei, wenn man Sachen, die man im Augenblick nicht braucht, verkauft, um sie dann wieder zu kaufen. Auch haben Sie gesagt, daß man sich vor Leuten hüten müsse, die nur kaufen, um wieder zu verkaufen, daß unter solchen Leuten eine gewisse Verbindung herrsche, die ihnen ermöglicht, zum allergeringsten Preis zu erwerben und zum allerhöchsten loszuschlagen, daß es also besser sei, die Sachen zu behalten. Nach Ihrer Meinung liegt ferner die Schuld, wenn etwas Aufbewahrtes verdirbt oder durch Motten leidet, nicht an der Natur der Sache, sondern an der Nachlässigkeit des Aufsehers, zumal, wenn die nöthigen Maßregeln getroffen sind. Schließlich belohnen Sie nicht gern die Unachtsamkeit, möchten sie lieber bestrafen, entschließen sich aber doch, Etwas, das Schaden gelitten hat, wegzugeben, damit es nicht vollständig verderbe. Sie haben außerdem noch konstatirt, daß Sie lieber im Ueberfluß leben als sich auf das Allernothwendigste beschränken, daß Sie einen gewissen Hang zur Pracht besitzen, der Ihnen Vergnügen macht und

von dem Sie nicht gern lassen möchten. Das Alles haben Sie gesagt. Ich brauche es nur zu unterschreiben. Nun untersuchen Sie selbst, ob sich das Gesetz vom Jahr 1764 mit Ihrer Ansicht verträgt oder ob es ihr zuwiderläuft.

Der Marquis: Jetzt versteckt sich der Schalk in meine Garderobe. Das ist Verrätherei! Sich ganz leise, unter dem Vorwand, meine Kleider zu sehen, bei mir einzuschleichen und, ohne daß ich es bemerke, Alles so einzurichten, daß die Schuld auf mich fällt, wenn ein Gesetz getadelt wird, von dem ich gar nicht reden wollte! Hat Jemand schon Aehnliches gesehen?

Cavaliere: Ihre Schuld! Sie haben mich vorsichtig gemacht. Ich wollte Mitschuldige für den Fall, daß mich Jemand anklagt, das Gesetz getadelt zu haben.

Der Marquis: Sie scherzen sehr nett. Aber im Ernst, Cavaliere, ich bin äußerst besorgt. Ich hielt das Edikt vom Jahr 1764 für gut, für vortrefflich. Alle Brochuren, die vorher und nachher geschrieben wurden, überzeugten mich. Mein Herz war froh und mein Geist in Ruhe. Nun weiß ich zwar wegen der ganzen Trödlergeschichte, die mich irr macht, weder, was Sie gesagt haben, noch, was Sie mich sagen ließen, aber ich merke zu meinem größten Kummer, daß dies Gesetz, wenn nicht schlecht, so doch unvollkommen ist. Darüber bin ich traurig, denn wir sind verloren, wenns so ist.

Cavaliere: Sie verzweifeln zu früh. Warum verloren?

Der Marquis: Weil wir niemals andere Gesetze über diesen Theil der Verwaltung bekommen werden. Sie kennen die Franzosen nicht. Sie sind eine lebhafte, ungeduldige Nation, der mühsamsten, gefährlichsten, größten und schwersten Dinge fähig, aber unfähig, Langeweile zu ertragen. Man muß eine Sache beim ersten Versuch richtig machen oder gar nicht weiter daran denken. Jetzt haben wir die Revolution in der Getreidefrage. Man hat genug davon gesprochen. Das Gespräch von Neuem anzufangen, wäre unerträglich. Wie wollen Sie verlangen, daß Jemand auch nur die kleinste Brochure über einen Gegenstand liest, den er für erschöpft hält?

Cavaliere: Auf dessen Grund man aber noch nicht einmal gekommen ist.

Der Marquis: Kann sein. Aber man hat schon zu viel davon gesprochen. Der bloße Gedanke, daß man von vorn anfangen solle, erschreckt. Das ist also erledigt. Ich will auch nicht weiter daran denken.

Cavaliere: Ich sagte mit Recht, daß Sie zu früh verzweifeln. Brot essen oder nicht: Das ist keine Frage, bei ders auf Geschmack, Eigensinn oder Luxus ankommt. Es ist eine Nothwendigkeit aller Zeiten und Lebensalter. Das Gesetz ist entweder gut oder schlecht. Ist es gut, so schweigt man darüber. Das ist immer der beste Beweis. Wenn sich die Menschen wohlbefinden, halten sie den Mund. Ist es schlecht, so bringt es schlimme Wirkungen hervor. Der Streit entbrennt mit größter Heftigkeit. Er interessirt Alle. Glauben Sie denn, daß gutes und billiges Brot zur Mode gehört? Ich gehe noch weiter und behaupte, daß in dieser Frage jedes Land einmal mit Sicherheit den Zustand erkennt, der ihm zuträglich ist. Als ich von Rom sprach, sagte ich Ihnen schon, daß der Mensch furchtsam und faul sei, ein Gewohnheitsthier, das gar zu gern in die alten Fußstapfen der anderen Menschenthiere tritt, ohne zu merken, daß sich die Dinge verändert haben. Das Gute, das der wahre Philosoph, der Weise thun kann, ist, daß er die Verbesserungen beschleunigt. Er kann einer Nation viele Versuche, viele Proben ersparen, die sie auf ihre Kosten gemacht und oft sehr theuer bezahlt hätte. Er sieht und berechnet das Gute, das

Nützliche, die Zeitumstände und weist mit dem Finger darauf. Vielleicht würde man eben so klug durch den einfachen, der Natur gemäßen Fortschritt, durch Versuche, Fehler und Uebelstände; aber diese Erkenntniß käme zu spät. Der wahre Politiker ist nichts Anderes als der Arzt des Staates. Gute Aerzte heilen nicht, aber sie beschleunigen die Heilung; sie helfen als Diener der Natur.

Der Marquis: Sie wollen mir Muth einreden, aber ich bleibe niedergeschlagen. Sie wissen wohl nicht, wie viel die menschliche Natur ein Widerruf kostet!

Cavaliere: Ich spreche aufrichtig. Das Gesetz vom Jahr 1764 ist, wie es ist, eins der ruhmwürdigsten, das je ein Gesetzgeber ersann. Eins der seltenen Gesetze, die aus Liebe zum allgemeinen Besten entstanden sind. Ein Werk des Vertrauens zwischen Regirung und Volk. Man hat das Gute mit seltener Kraft, mit seltenem Muth und Eifer gewollt. In Büchern war es vorgeschlagen; man glaubte, von Männern, die ihre Sache verstünden, weil sie in sehr zuversichtlichem Ton sprachen und sonst für rechtschaffene Leute galten. Man that, was sie riethen. Man that es aus gutem Herzen und fühlte sich stark und tugendhaft. Nun folgere ich weiter. Waren die Gesetzgeber gut und tugendhaft, so sind sie auch gute Philosophen. Jede gute Philosophie fängt aber mit Zweifeln an und hört niemals mit Halsstarrigkeit auf.

Der Marquis: Nun bin ich doch neugierig, ob der Zauber Ihres Vortrages ausreicht, um Weiß in Schwarz zu verwandeln. Wie soll man denn ein Gesetz, das klug erwogen, mit allen nöthigen Formalitäten ausgestattet, mit heller Freude von den Ständen begrüßt wurde, wieder aufheben, ohne an die zweitausend Brochuren zu denken, die zum Zweck seiner Apologie geschrieben worden sind?

Cavaliere: Haben Sie sonst nichts zu bedenken? Hat einmal die Zeit oder Jemand, ders versteht, die Fehler des Gesetzes bewiesen, so wette ich, daß Ihre Schriftsteller sofort sagen, man habe ihren Vorschlag gar nicht richtig verwirklicht.

Der Marquis: Das gebe ich zu. In den neusten Büchern haben sie mit dieser Methode schon angefangen.

Cavaliere: Die Gesetzgeber werden sagen, man habe nur dem Ungestüm des Publikums nachgegeben. Die gute Absicht ist ja unstreitig, also ihre Ehre in Sicherheit. Die braven Stände werden sich schon herauswickeln. Sie haben auch nur von der günstigen Wirkung des freien Verkehrs gesprochen. Zwischen Verkehr und Ausfuhr ist aber ein himmelweiter Unterschied, obwohl man immer Eins mit dem Anderen verwechselt. Wer könnte den Ständen dann noch Etwas vorwerfen? Also sind Alle wieder einer Meinung.

Der Marquis: Ich bin noch nicht überzeugt. Man wird sich wohl hüten, Neues an die Stelle des Alten zu setzen.

Cavaliere: Kann sein. Aber wissen Sie auch, warum? Will man ein Gesetz verändern, dessen Untauglichkeit man bewiesen hat, so muß man zu gleicher Zeit auch noch beweisen, daß die künftige Einrichtung besser sei.

Der Marquis: Vortrefflich. Sie möchten mir jetzt wohl sagen, wie das neue Gesetz aussehen soll. Aber ich habe gar keine Lust, weiter darüber zu sprechen.

Cavaliere: Sie müssen. Erst haben Sie mich wider meinen Willen zum Reden gezwungen, weil Sie Etwas hören wollten; nun müssen Sie zuhören, weil ich reden will. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Wenn ich es nicht beweise, darf ich von keinem Gesetz sagen, daß es mangelhaft sei. Und ich darf kein Gesetz tadeln, ehe ich ein besseres weiß. Wer nur tadelt, ist verächtlich, denn nichts ist in dieser

Welt vollkommen. Und Alles ist so lange gut, bis man etwas Besseres findet. Also Geduld, Herr Marquis. Ich erwarte Sie in einer Woche.

Der Marquis: Ich komme, aber wir sprechen von etwas Anderem.

Cavaliere: Das wird sich finden.

Fernando Galiani.

Ich hoffe, daß Freiherr von Gleichen-Rußwurm den Lesern des hübschen Büchleins Einiges über die Zeit sagt, in der diese Gedanken auftauchten. Die Dialogues sur le commerce des blés stammen aus dem Jahr 1769. Sully hatte die Landwirthschaft, Colbert die Industrie begünstigt. Verbote und Zollauflagen hemmten die Getreideausfuhr. Die Physiokraten (Quesnay, Dupont und Genossen) lehrten die Bedeutung der Landwirthschaft wieder erkennen. Das (in dem Dialog so oft erwähnte) Edikt vom siebenten November 1764 erlaubte die Ein- und Ausfuhr von Getreide gegen einen Zoll von 1 Prozent; nur wenn der Weizenpreis während dreier Marktzeiten die Höhe von 19,8 Francs für das Hektoliter erreicht hatte, sollte die Ausfuhr verboten sein. Da der Preis beträchtlich stieg, wurde 1770 die Ausfuhr wieder völlig verboten. Galiani stand der Politik Colberts näher als der Sullys; die merkantilistische Lehre dünkte ihn wichtiger und moderner als die physiokratische. Die Lebensmittelpolitik, sagte er, ist Sache der Staatsverwaltung; das Interesse des Kornhändlers muß hinter das der res publica zurücktreten. Ohne gute und billige Ernährung des Volkes kann die Industrie nicht gedeihen, ihre Absatzfähigkeit nicht steigern. Die gewerbliche Produktion schwankt nicht, wie die landwirthschaftliche, von einem zum anderen Jahr; sie ist ziemlich konstant und deshalb bleiben auch die Preise und die Arbeitlöhne auf diesem Gebiet fast unverändert. Der Industrielle und namentlich der Arbeiter fühle jede Erhöhung des Getreidepreises an seinem Leib; die Hauptsorge eines Industriestaates müsse also sein, solche Steigerung zu verhindern. Das sei da besonders schwer, wo Millionen zu ernähren sind, bequeme Wasserstraßen im Binnenland fehlen und der überseeische Handel nicht so entwickelt ist, daß er den Einkauf auf den billigsten Märkten stets ermöglicht. Das Edikt von 1764 begünstige den Ackerbau in unzulässigem (weil der Industrie schädlichem) Maß; ein Volk, das nur Getreidebau treibe, werde allmählich zu einer Nation von Spielern. Selbst wenn das Binnenland Mangel leide, seien die der Küste nahen Provinzen Frankreichs immer geneigt, ihr Korn auf dem billigsten Wasserweg ins Ausland zu schicken; und da gerade diese Provinzen die größten Kornmengen produzirten, bereichere der Landwirth und Kornhändler sich auf Kosten des Binnenlandes und der dort aufstrebenden Industrie, der eine klug vorausblickende Politik das Leben doch erleichtern müsse. Dadurch komme es oft zu lokalen Nothständen, denen im besten Fall erst zu spät abzuhelfen ist; und in Jahren schlechter Ernte könne man erleben, daß weiten Gebieten Frankreichs das Brotkorn fehle und die Industrie versieche, während große Getreidetransporte ins Ausland gehen. Das sei unvernünftig; der weise Staatsmann müsse zunächst an die Heimath denken und danach trachten, daß sie billiges Brot habe und ihre Industriearbeiter zu Preisen ernähren könne, die das Gedeihen und die Konkurrenzfähigkeit des städtischen Gewerbes sichern. Wir kennen die Weise, wir kennen den Text und hören das Lied noch heute. Wissen aber längst, daß auch Landwirthschaft eine von der Art und Intensität des Betriebes abhängige Industrie werden kann und daß billiges Brot dem schwachen Reichskörper nicht immer aufhilft. Der Dialog ist ins Jahr 1768 verlegt. 1770 wurde die Getreideausfuhr verboten, 1774 (von Turgot) dem binnenländischen Getreidehandel die Freiheit der Bewegung wieder gewährt.

Die Märzkrisis.

Die Iden des März sind der Börse diesmal fürchterlich geworden. Alle Kurse stürzten jäh: und schnell waren die Unglücksraben da und krächzten, der Tag der Vergeltung sei gekommen. Nicht Jeder verlor die Besinnung. Einzelne ließen sich Zeit zu der Ueberlegung, ob man, wie anno 1900, vor einer Wirthschaftkrisis stehe oder nur mit einer vorübergehenden Börsendepression zu rechnen habe. War die Gefahr so groß wie vor sieben Jahren? Am dreizehnten März, vor dem Kursfall, hatten die wichtigeren Industriepapiere einen wesentlich niedrigeren Kursstand als vor den Schreckenstagen des Jahres 1900. Bei Gelsenkirchen und Harpen betrugen die Differenzen über 20, bei Laura und Bochumern sogar beinahe 60 Prozent. Da bei den ersten drei Gesellschaften die Dividenden damals um 1 bis 2 Prozent höher waren als heute, so ist der Kursunterschied zum Theil ein Ausgleich für den geringeren Ertrag; Bochum aber giebt diesmal 2 Prozent mehr als vor sieben Jahren: und trotzdem ist der Börsenpreis um 60 Prozent niedriger. Nach dem dreizehnten März fielen die Kurse der Hauptmontanwerthe noch um 4 bis 5 Prozent; das Risiko einer Ueberbewerthung wurde also noch geringer. Natürlich entspricht nicht jeder Kurs dem inneren Werth des Papieres; im Allgemeinen aber ist das Kursniveau der Industrieaktien längst beträchtlich niedriger als 1900 und zur Panik schon deshalb kein Grund. Das Börsenjahr war schlecht, die Kurse blieben fast unverändert: warum sollte plötzlich eine Entwerthung der Effekten zu fürchten sein? Große spekulative Engagements gab es nicht (wenigstens nicht in Berlin); konnte es unter dem Antibörsengesetz gar nicht geben. Der Apparat der Börse hat freilich denn auch schlecht funktionirt. Zwar wurde 1906 nicht ganz so viel emittirt wie 1905; immerhin warens noch für ungefähr 4 Milliarden neue Papiere und nur ein Theil davon konnte gut untergebracht werden. Geld war knapp und die Börse nicht so regsam, wie sie sein muß, um auch unter ungünstigen Verhältnissen für den Absatz neuer Papiere sorgen zu können Die Folge der unzureichenden Absatzmöglichkeiten war das Anwachsen der Effektenbestände in den Bankbilanzen, wo sie als „eigene“ Effekten oder als Reports, Lombards und Unterlagen für Debitoren zu finden sind; auch nahm das Publikum, das Börsenpapiere kaufen wollte, den Bankkredit noch viel stärker als sonst in Anspruch. So kams zuerst zu einer Kreditkrisis, dann zu einer Börsenkrisis, deren Dauer nicht sofort zu übersehen war. Die Banken konnten, weil ihre Bilanzspannung diesmal sehr groß ist, nur vorsichtig interveniren; ihre Hauptsorge mußte sein, sich liquid zu halten, und deshalb versuchten sie nicht einmal, wie sonst unter ähnlichen Umständen, das Steigen des Privatdiskonts zu hindern. Statt die angebotenen Wechsel aufzunehmen, verkauften sie aus ihren Beständen, was zu verkaufen war. Wer sich erinnert, wie eindringlich manche Depositenkassenvorsteher auf höhere Weisung dem Publikum die neuen Emissionen ihrer Bank empfohlen haben, wird die während der Märzkrisis getriebene Bankpolitik nicht begeistert loben. Die großen Summen fremden Kapitals, mit denen sie arbeiten, bürden den Banken aber eine schwere Verantwortung auf und zwingen sie zu rücksichtlosem Egoismus. Der zeigte sich noch deutlicher in der Drohung mit der Exekution. Die Kundschaft wurde aufgefordert, Nachschüsse zu leisten; konnte sies nicht, so wurden die auf Kredit gekauften Papiere zu jedem Preis auf den Markt gebracht. Grausam, aber unvermeidlich. Trotzdem wurde in den kritischen Tagen natürlich wüthend auf die Banken geschimpft.

Sie sollten an dem ganzen Unglück schuld sein. „Da die Ursachen der gespannten Verhältnisse auf dem Kapitalmarkt keine vorübergehenden sind, vielmehr sich nur allmählich durch Sparsamkeit und Einschränkung beseitigen lassen, so vermögen wir für das laufende Geschäftsjahr kaum ein Anhalten der glänzenden Konjunktur zu erhoffen, obgleich die Spekulation sich von Uebertreibungen ferngehalten hat": dieser schon berühmte Satz aus dem Geschäftsbericht der Deutschen Bank hat, so heißt es, die Leute ängstlich gemacht und dadurch das Unheil angerichtet. Dabei vergaß man nur, daß die Deutsche Bank immer vor allzu hohen Engagements gewarnt und schon in den Zeiten des Automobiltempos zu bremsen versucht hatte. Im ersten Schreck fand sogar die beinahe kindische Behauptung Glauben, Direktor Mankiewitz habe große Posten Rio Tinto gefixt und deshalb den pessimistischen Satz in den Bericht geschrieben.

Mitschuldig an der Krisis waren die Banken dadurch geworden, daß sie die Kundschaft zu oft zu Spazirgängen auf den Amerikanermarkt verleitet hatten. Vom Lande des Onkels Sam kam der erste Erdstoß; ein starker. Wie die Geldkrisis, war die Börsenkrisis international. Wohl hat bei uns Industrie und Handel vom Geldmarkt so viel gefordert, daß der Zinsfuß steigen mußte; viel schlimmer haben aber die Ansprüche gewirkt, die Amerika an die europäischen Börsen gestellt hat. Trotz den wiederholten Warnreden des Reichsbankpräsidenten haben unsere Banken immer wieder durch Emissionen für die amerikanischen Eisenbahngesellschaften gesorgt. Daß sie Geschäfte, die ihnen aussichtvoll scheinen, machen, kann kein Mensch ihnen verdenken. Brachten die amerikanischen Emissionen denn aber stets Gewinn? Liegen nicht noch ganze Haufen dieser Papiere in den Bankenportefeuilles? Und wie stehts mit den amerikanischen Finanzwechseln? Die erhöhten Bestände lehren, daß man bei der Aufnahme dieser Wechsel trop de zèle gezeigt hat. Auch übers Weltmeer kommt nicht nur Gutes. Vielleicht wünscht sich die Dresdener Bank jetzt ein weniger intimes Verhältniß zur Firma J. P. Morgan, deren Chef, ehe er nach Europa abreiste, dem Präsidenten klagte, das Publikum sei ängstlich geworden und scheue die Anlagen in Eisenbahnwerthen. Wie berechtigt diese Angst ist, erkennt man aus den Thatsachen, die von der „Zwischenstaatlichen Handelskommission" über die Finanzgeschäfte des Eisenbahnkönigs E. H. Harriman mit der Chicago- and Alton-Bahn festgestellt worden sind. Bilanzfälschungen, unrichtige Dividendenzahlungen, Verwendung des Bahnkapitals zu persönlichen Zwecken: so siehts gewiß nicht nur bei Harriman aus. Die Pennsylvania-Bahn läßt einen Bericht verbreiten, der ihre Integrität der Welt zeigen soll; als Postskriptum folgt dann die Anzeige, daß sie wieder 100 Millionen Dollars braucht. Zwei Milliarden Mark hat sie schon; doch ihr Hunger ist nicht zu stillen. Der Kapitalsbedarf der Eisenbahnen, Roosevelts Kampf gegen die Korruption, der Machtstreit der großen Macher Harriman, Hill, Morgan: Das waren drüben die äußeren Ursachen des Krachs. Hausse- und Baisseliquen bereiten, als Pioniere der Großen, die Feldzüge vor und die Schlacht besteht aus dem Umsatz ungeheurer Aktienmengen. Während der bösesten Tage sollen diesmal für 8½ Milliarden Aktien umgesetzt worden sein; natürlich kams bei solcher Bewegung zu den groteskesten Kurssprüngen. Daß London und Berlin sie nur zum Theil mitmachten, war ein Glück. Sonst hätte unser Publikum auf dem Amerikanermarkt noch mehr Geld verloren. Wir sind schon allzu abhängig von der Neuen Welt. Den Rückgang der englischen Konsols, die den tiefsten Stand seit sechzig Jahren erreichten, haben ja auch die amerikanischen Börsenereignisse bewirkt. Im Haus der Gemeinen wurde die Regirung gefragt, was sie gegen die Schädigung

des nationalen Kredites zu thun gedenke. Der Schatzkanzler antwortete, man müsse alle vermeidbaren Ausgaben unterlassen, um den Kredit nicht noch mehr in Anspruch zu nehmen. Zwei Noteninstitute, die Niederländische Bank und die Belgische Nationalbank, mußten ihre Wechselraten erhöhen. Die Bank von Frankreich erhöhte den Diskont um ½ Prozent. Ob die Bank von England mit 5 Prozent auskommen wird, ist fraglich. Und in Deutschland ist man froh, wenn die Reichsbank den Diskont nicht wieder auf 7 Prozent erhöht; an eine Herabsetzung denkt fürs Erste Niemand mehr.

Das liebe Geld bleibt eben der Hauptgegenstand der Sorge; wirds nicht billiger, dann kommt eine Krisis der Wirthschaft, nicht nur der Börse. Die meisten Großindustriellen finden die Konjunktur noch gut. Kirdorf und Thyssen haben sich zwar sehr vorsichtig, aber nicht pessimistisch ausgesprochen. Die Kommerzienräthe Funke und Effertz (Generaldirektor von Königsborn) haben erklärt, noch scheine die Geschäftslage ihnen nicht verschlechtert. Auch die Verwaltung der A E.-G. veröffentlichte eine zuversichtliche Erklärung. Das Alles ist nicht so beweiskräftig wie die Nachfrage nach Kohle und Koks. So lange die in unvermindertem Umfang anhält (die düsseldorfer und essener Berichte sprechen noch immer von einem die Lieferungfähigkeit der Zechen übersteigenden Bedarf), kann die Beschäftigung der Industrie nicht wesentlich schwächer geworden sein. Da die hohen Bankzinsen die Rentabilität allzu sehr schmälern, müssen aber viele Gesellschaften ihre Kapitalansprüche einschränken: und darunter kann ihre Entwickelung leiden. Besonders, wenn die Kundschaft nicht zahlungfähig ist und große Summen in Rohstoffen festgelegt sind; dann wird die Kreditsperrung gefährlich. Nur die aus eigener Kraft lebensfähigen Betriebe bleiben aufrecht. Die Aufträge, die meist bis Ende 1907 dem Gewerbe eine gute Beschäftigung verbürgen, stammen zum größten Theil aus dem vorigen Jahr. Fraglich ist nur, ob jetzt neue Aufträge in ausreichendem Umfang eingehen werden. Sonst sind fürs nächste Jahr die Aussichten schlecht. Und wie werden in Amerika sich die Dinge gestalten? Die Finanzhauptleute antworten nicht mehr so zuversichtlich wie vor einem Jahr. Die Eisenbahngesellschaften sind die besten Abnehmer der Industrie. Entzieht man ihnen den Kredit, so können sie nicht mehr so viel Material anschaffen und die Linien nicht so schnell ausbauen, der Industrie also natürlich auch nicht so große Aufträge geben wie in der letzten Zeit. Da pocht das Herz der amerikanischen Wirthschaft; schlägt es langsamer, so wird auch unsere Industrie die Ermattung spüren.

Noch ists nicht so weit. Aber die von Allen gefürchtete Wirthschaftkrisis könnte schneller, als nöthig wäre, eintreten, wenn unsere Gesetzgeber die Börse noch länger zur Impotenz verdammten. Sie hat in den kritischen Tagen völlig versagt. Doch Fürst Bülow ist von der wirthschaftlichen Bedeutung der Börse ja überzeugt und hat nicht nur im Reichstag, sondern auch beim Festmahl des Landwirthschaftrathes einen Finanzartikel über die Nothwendigkeit gründlicher Börsengesetzreform nachgesprochen. Schon regte sich Frühlingshoffnung. Da kam die offiziöse Meldung, das Terminhandelsverbot solle nicht aufgehoben werden. Der Herr Reichskanzler hat also, wie es scheint, wieder nur Worte gemacht; er ist agrarischer als der alte Kardorff, der sich bis zu der Erkenntniß durchzuringen vermochte, daß die Beseitigung des Terminhandels nicht den erwarteten Nutzen gebracht hat. Die Agrarier werden sagen: Gut, daß wir Den nicht wieder in den Reichstag gelassen haben! Jeder Sachverständige weiß aber, daß ohne Terminhandel die Börse nicht so nützlich wirken kann, wie mans gerade in unruhigen und unsicheren Zeiten von ihr verlangen muß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.